Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1917

Visual Library

(der Schriften 43 Bd.)

Oldenburger Jahrbuch

für Altertumskunde und Landesgeschichte Kunst und Kunstgewerbe

1916/17

(24)

Herausgegeben vom

Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte

Oldenburg i. Gr.
Druck und Verlag von Gerhard Stalling

Landesbibliothek Oldenburg

Zusendungen erbeten an Professor Dr. Rüthning,
Oldenburg i. Gr., Dobbenstraße 7.



Landesbibliothek Oldenburg

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Unsern Helden zum Gedächtnis	1
2. Über die Renaissance-Kunstdenkmäler unter Maria von Jever und ihre Entstehung. Von Dr.-Ing. Carl Ahmels Königl. Regierungsbauführer in Hannover	249
3. Die Grafen von Oldenburg-Bruchhausen. Von Dr. Kohnen-Rüstringen	308
4. Vereinsnachrichten	346

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Unſern Helden zum Gedächtnis

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Hans Aerxleben

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Hans Aerxleben

Kaufmann, Sohn des Kaufmanns Aerxleben, geboren am 4. Dezember 1892, beſuchte nach dem Tode ſeines Vaters die Oberrealſchule in Oldenburg und erlangte Oſtern 1911 das Zeugnis der Reife. Nachdem er in Hamburg ſeine Lehrzeit als Kaufmann durchgemacht hatte, trat er am 1. April 1914 als Einjährig-Freiwilliger beim Infanterie-Regiment Nr. 69 in Trier ein. Nach der Mobilmachung rückte er am 2. Auguſt morgens 4½ Uhr ins Feld. So kam er raſch an die Grenze, ohne ſelbſt die große Begeiſterung in Deutſchland zu erleben. Ende September 1914 wurde er bei Tahure verwundet, nachdem er die großen Strapazen des Aufmarſches und eine Anzahl Schlachten mitgemacht hatte. Nach ſeiner Heilung wurde er am 1. Dezember dem Erſatzbataillon zugewieſen und Weihnachten zum Unteroffizier befördert. Am 9. Februar 1915 rückte er wieder aus und kam unmittelbar in die Champagneſchlacht. Am 17. Februar wurde er von einem Granatſplitter getroffen und fand den Heldentod. Der Krieg hatte ſeine Abſicht vereitelt, nach der Dienſtzeit ins Ausland zu gehen, wozu er während der Lehrzeit bereits Sprachſtudien getrieben hatte. Sein Hamburger Chef, der Beſitzer eines überſeeiſchen Geſchäftes, ſchrieb von ihm: „Welch ein Jammer, daß ein ſo junger tüchtiger und liebenswürdiger Menſch davongehen mußte, welcher zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Er hat mir ſehr nahe geſtanden.“

Feldpoſtbriefe.

Luxemburg, 5. Auguſt 1914.

Meine liebe Mutter!

Die letzte Nacht haben wir bei großer Kälte in einer verlaſſenen Mühle zugebracht. Wir haben geſtern nachmittag Luxemburg verlaſſen, jetzt liegen wir 15 km von der franzöſiſchen Grenze und 20 km von einer franzöſiſchen Feſtung. Luxemburg mußte in den 3 Tagen, die wir dort waren, alles hergeben. Grüße alle von mir, vielleicht das letzte Mal, man weiß ja nie, ob man den Abend noch erleben wird. Die Einjährigen werden immer zu den gefährlichſten Patrouillen herangezogen, das mußt Du wiſſen. Aber es iſt gar nicht ausgeſchloſſen, daß ich mit dabei bin, wenn die Truppen nach Beendigung des Weltbrandes heimkehren.

Zwiſchen Schloß Famois und Schloß Bellevue bei Sedan, 29. Auguſt 1914.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, wirſt Du mich wohl ſchon zu den Toten zählen, zumal wenn Du erfahren ſollteſt, wie ſchrecklich unſer Regiment gelitten

Landesbibliothek Oldenburg

hat. Die Hauptsache aber ist, wir haben die Feinde in allen Gefechten zurückgeschlagen, sowohl hier auf diesem historischen Boden, als auch am vorigen Sonntag bei Gedinne in Belgien. Wie durch Gottes Fügung bin ich vom Tode bewahrt worden, ich lag mitten im feindlichen Feuer, zehn Schritte vor und hinter mir platzten die Granaten und Schrapnells. Unsere Verluste sind nicht so groß wie auf feindlicher Seite. Es ist schrecklich, was ich in dieser Woche gesehen und erlebt habe. Die Nächte haben wir teils auf der Landstraße, teils auf dem Felde in unsere Mäntel gewickelt, stets auf einen Überfall gefaßt, zugebracht. Wie lange wird der Krieg wohl noch dauern? Es ist jedenfalls sehr schwer, so jung zu sterben.

Vitry le Français, 10. September 1914.

Soeben habe ich meine Kompagnie wiedergefunden nach einem furchtbaren Gefecht. In unserer Kompagnie ist überhaupt kein Führer mehr. Ich kann kaum fassen, wie ich aus diesem Kugelregen gesund habe entkommen können. Gestern haben wir 15 Stunden im rasenden Artilleriefeuer gelegen. Alles rund um uns herum war verwundet oder tot. Ich bitte immer den lieben Gott, er möge mich gesund zu Dir zurückkehren lassen. Durch die Zeitungen ist mein Mut wieder etwas gehoben. Wir müssen doch siegen, all das viele Blut kann doch nicht umsonst vergossen werden. Der Leutnant, der an Stelle des gefallenen Hauptmanns die Kompagnie führte, ist auch nach 2 Tagen gefallen. Die Franzosen haben in den Bäumen gesessen. Im letzten Nachtgefecht, in dem der Hauptmann fiel, haben sie, wie Gefangene erzählten, Löcher in die Erde gegraben, Tote darüber gedeckt und unter den Leichen hindurch geschossen, oder sie haben in unserer Linie in unseren Uniformen gelegen und so unsere Kameraden erschossen. Nun liegen wir schon wieder seit gestern abend hier, jetzt ist es 5 Uhr nachmittags, und über uns pfeifen die Granaten. Wenn wir nur Zigaretten hätten! Die Franzosen haben, wie mir ein junges Mädchen in einem Dorfe sagte, allen Tabak vergraben. Für Tabak sollte man doch in der Heimat mindestens sorgen. Vorgestern sollte schon, wie das Generalkommando an uns bekannt gab, die Entscheidung fallen, aber nun liegen wir noch immer an derselben Stelle unter dem Donner der Kanonen. Die Franzosen haben von den Engländern schwere Schiffskanonen bekommen, die Löcher von 3 m Tiefe in die Erde schlagen und allein durch den Luftdruck schon alles töten. Diese Geschütze muß unsere Artillerie zum Schweigen bringen, dann erst kann gestürmt werden. Was ich in diesen Tagen gesehen habe, ist zu furchtbar, als daß ich es erzählen könnte. Sei Du und alle Lieben herzlich gegrüßt von Deinem Hans.

Tahure, 9. Februar 1915.

Seit heute morgen um 6 Uhr im Schützengraben angelangt. Wir sind in der Stellung von Perthes. Hier im sogenannten Hexenkessel herrscht das wahnsinnigste Artilleriefeuer. Ich bin mit 2 Freunden, auch Aprileinjährigen, in einer Kompagnie. Heil und Sieg!

Landesbibliothek Oldenburg

Perthes, 11. Februar 1915.

Unser zweiter Tag im Schützengraben verlief so ziemlich ohne Verluste. Gestern hatten wir 2 Tote und 8 Verwundete. Zwei Minuten waren wir aus unserem Unterstand heraus, in dem wir so schön schliefen, als er durch einen Volltreffer zusammenkrachte. Unser Regiment, das doch schon soviel herumgeworfen wurde, hat nie eine so gemeine Stellung gehabt wie diese. Meine Sachen, wie Tornister, Brotbeutel usw. sind alle verschüttet worden; wir hatten mit 6 Mann bis morgens 6 Uhr zu schaffen, um den Krempel wieder auszugraben. Gestern sind wir um 10 Uhr von der 2. Kompagnie im Graben abgelöst worden und liegen jetzt in Bataillonsreserve, natürlich auch in Unterständen. Aber hier ist es viel wüster als im Graben selbst. Heute morgen haben die Feinde, von denen man jeden einzeln zerreißen möchte, nicht weniger als 58 Gruppen 15 cm Granaten in diese Stellung hineingepfeffert, das macht 232 Schuß in 5 Minuten. Die Verluste sind natürlich groß, viele sind lebendig begraben worden. Gerade eben platzte eine Granate über mir, nichts passiert. Leider ist mir vorgestern bei dem Volltreffer mein schönes Kochgeschirr in die Binsen gegangen. Die Franzosen haben jetzt ein neues Geschoß, selbstredend amerikanisch, das sie bei Vitry noch nicht hatten. Diese Flachbahngeschosse fliegen gerade in Kopfhöhe wagerecht über dem Erdboden mit einer rasenden Schnelligkeit. Man hört sie daher nicht kommen, sie krepieren in der Luft zu lauter kleinen Fetzen, die alles zerreißen. Eine wahnsinnige Sprengwirkung. Die Leute werden hier vor Nervosität verrückt. Die Feinde funken die ganze Nacht, nur jede Minute eine Granate, um zu zeigen, daß sie auch noch hier sind, und um uns in den Schlaf zu singen. Heute abend haben wir mit unserem Zuge spanische Reiter (Drahtverhaue) vor die Gräben gebracht. Wir waren bis auf ein paar Meter vor den Löchern der Franzosen, sie scheinen sehr nervös zu sein und auch ziemlich viel an Husten zu leiden. Meistens rufen die Granaten schwere Verletzungen hervor, die scheußlich anzusehen sind. Ich drücke mich meistens vor dem Anblick. Allmählich hat man sich an den Gedanken gewöhnt, daß man fallen kann. Es ist halb zwölf, und ich bin kolossal müde!

Den 12. Februar 1915.

Meine liebe Mutter! Aus dem blödsinnigsten Granatfeuer die herzlichsten Grüße. Es geht gut. Das Essen hier in der Bataillonsreserve ist gut und reichlich. Morgen abend gehts wieder in den Graben, dann will ich Dir einen längeren Brief schreiben. Nochmals die herzlichsten Grüße. Dein Hans.

Landesbibliothek Oldenburg

Günther Backhaus

Leutnant, Sohn des Architekten Backhaus in Oldenburg, geboren am 23. August 1894, besuchte das Gymnasium bis Ostern 1914 und trat nach abgelegter Fähnrichsprüfung im Juni in das Infanterie-Regiment Nr. 167 in Cassel als Fahnenjunker ein. In den ersten Mobilmachungstagen zog er begeistert mit dem Regiment ins Feld, zuerst nach Belgien, wo es an der Erstürmung Namurs beteiligt war. Dann rückte er mit nach Ostpreußen, wo er an den Kämpfen zur Befreiung des Landes von den Russen teilnahm. Das Regiment durchquerte in außerordentlich mühseligen, entbehrungsreichen Märschen und heftigen Kämpfen Polen, Galizien und Wolhynien. Im Dezember 1914 erhielt er für einige wohlgelungene Patrouillen das Eiserne Kreuz II. Am 20. Juli 1915 bei Cholm durch Schädelstreifschuß verwundet, kam er zur Ausheilung nach Deutschland und wurde in demselben Monat Offizier. Anfang November kehrte er zu seinem Regiment zurück, das in den langen, schweren Kämpfen am Styr lag und dort noch Monate verblieb. Im Frühjahr 1916 kamen einige Wochen der Ruhe bei Mitau im schönen Kurland. Dann ging es wieder weit die Front herunter. Eingesetzt zwischen Krewo und Smorgon, kam er zum dritten Male nach Galizien und fand am 30. Juni 1916 südwestlich Luzk in einem schweren Ansturm bei dem Dorfe Budki durch ein Infanteriegeschoß, das durch Oberarm und Brust ging, einen schnellen Heldentod. Nach Novo Siolki zurückgebracht, wurde er am nächsten Abend im dortigen Eichenwalde an der Seite seines gleichzeitig gefallenen Regimentskommandeurs mit allen Ehren bestattet. Neun Offiziere und einige 50 Mann fanden dort die letzte Ruhestätte. Sein Kompagnieführer schrieb an seinen Vater: „Ich vermisse in ihm nicht nur einen tapferen und umsichtigen Zugführer, sondern auch den guten Kameraden. Ich war, um das Quartier in Novo Siolki einzuteilen, die letzte Strecke des Weges nicht mit der Kompagnie geritten, sondern vorausgeeilt. Günther führte die Kompagnie nach. Gegen 12 Uhr nachts kam sie an, es war ein schwieriger Marsch gewesen; Hitze, dabei Schlamm, Durst machten den Marsch zu einer großen Strapaze. Meine erste Frage war: Haben wir Abbauer (Marschkranke) gehabt? Günther verneinte, er war mit einem Mannschaftstornister und einem Gewehr bepackt, das er einem Schlappmacher — wie oft — abgenommen hatte. Andere Kompagnien hatten 7 bis 10 Marschkranke, wir keine! Und so war es auf jedem Marsche! Ein glänzendes Resultat, das ich in erster Linie Günther verdankte. Die Art, in der er mit den Leuten verkehrte, die ihm alle herzlich zugetan waren, riß sie zu größeren Leistungen fort."

Landesbibliothek Oldenburg



× Günther Backhaus

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpostbriefe an die Eltern und Geschwister.

8 km vor Namur unter der Stellung der schweren österreichischen Artillerie, 24. August 1914.

Gestern morgen bekam ich den Befehl, mit 3 Leuten 6 Wagen und 22 Zugpferde mit Geschirr und allem zu holen. Ein hübscher Auftrag in einer Gegend, wo schon ein ganzes Armeekorps sich mit Gespannen versorgt hat. Mit viel Hängen und Würgen haben wir die Pferde zusammen bekommen, und der Tag verlief soweit ganz gut, bis wir abends um $^1/_2$10 Uhr aus einem Dorfe plötzlich Feuer bekamen, worauf wir zur Erwiderung und besseren Beleuchtung das nächste Haus schleunigst in Brand steckten. Übrigens ist die Zivilbevölkerung hier grundverschieden geartet. Die einen sind von blindem Haß gegen uns erfüllt, andere kommen uns entgegen und helfen, wo sie können. Ein Bauer, dem ich das beste Pferd aus dem Stalle holte, lud uns 4 Mann noch zum Abendessen ein. Er setzte uns Brot, Kaffee und eine große Schüssel Apfelmus vor, einfach ideal! Wie ich ihn fragte, warum er das täte, sagte er: O monsieur, pour les soldats allemands je fais tout, mais pour les nôtres rien. Car les soldats allemands payent les vivres, mais les nôtres volent les vivres et l'argent. Bei Namur haben wir zum ersten Male in regelrechtem Artilleriefeuer gelegen. Wir lagen nachts, ohne es zu wissen, in Kompagniekolonnen dicht vor einem Fort. Alles schlief wohlgemut. Plötzlich sausten rechts und links und vor uns Granaten in den Boden. Die meisten schliefen ruhig weiter, und die aufwachten, meinten zuerst, es sei unsere eigene Artillerie. So haben wir eine ganze Zeit gelegen und am Morgen ohne einen Schuß das Fort gestürmt. Unsere und die österreichische schwere Artillerie hatten gut vorgebaut, es sah drinnen gräßlich aus. Was von Belgiern nicht tot war, riß mit Eilzugsgeschwindigkeit aus, als sie uns aus dem Walde anlaufen sahen.

Eydtkuhnen, 15. September 1914.

Wir haben jetzt drei Tage lang im Gefecht gelegen und die Russen furchtbar verhauen. Nach Ostpreußen wird wohl sobald keiner wieder kommen, wenn sie sich auch hier den Einwohnern gegenüber gerühmt haben, in 14 Tagen wollten sie in Berlin sein. Hinterher haben wir ihnen noch 300 Geschütze und etwa 100000 Gefangene abgenommen, ein ganz nettes Sümmchen. Unsere Kompagnie hat 4 Tote und 30 Verwundete. Die 5. Kompagnie hat mit großen Verlusten wieder gesammelt ohne einen einzigen Offizier, sie hoffen allerdings vielleicht alles in allem noch 120 zusammenzubekommen, die vom Regiment abgekommen sind. Den ganzen Tag vorher waren wir marschiert bis nachts um 1 Uhr, hatten Biwak bezogen und wurden aus den Zelten um 4 Uhr herausgeholt. Ohne Kaffee oder einen Bissen Brot ging es wieder los wie schon tags zuvor. Um 6 Uhr erhielt die Spitze Feuer, und gleich darauf platzten über uns die ersten Schrapnells: Ein Knall, ein weißes Wölkchen, und rings um uns prasselte die Erde in die Höhe. Sofort

Landesbibliothek Oldenburg

wurde ausgeschwärmt. Aus einem Waldstück bekamen wir Infanteriefeuer, das aber sofort verstummte, als deutsche Granaten in der Nähe geplatzt waren. Eine halbe Stunde ging es nun wohl vorwärts durch Kartoffeln und Rüben. Dann brach es wie die Hölle über uns herein. Russische Artillerie, die gut versteckt aufgestellt war, überschüttete uns mit Schrapnells. Bumms lag alles auf dem Bauch, und der ganze Segen sauste über uns hinweg. Vor uns lag ein breites Stoppelfeld, dahinter eine Chaussee, dann bruchiges Wiesenland, dann Wald, ein schauderhaftes Gelände. Gruppenweise wurde vorgesprungen gegen die Chaussee, die anscheinend besetzt war. Fünfzig Meter weit kamen wir wohl so, dann ging es nicht weiter, da der Feind zu stark war. Ich lag ganz auf dem rechten Flügel des ersten Zuges, als plötzlich ein russisches Maschinengewehr auf 3—400 m sein Feuer auf uns abgab, und das Schlimmste war, daß wir es nicht finden konnten. Zu unserem Glück war aber die Geschoßgarbe zu hoch gerichtet. So lagen wir wohl eine Viertelstunde im blödsinnigsten Feuer, ohne es erwidern zu können, da kein Mensch etwas vom Feinde wußte. Unser Leutnant rief also: „Alles hinlegen, schlafen!" Und schon wurde ein heftiges Schnarchen auf der ganzen Linie gehört, da alles todmüde war. In den nächsten Tagen werden wir wahrscheinlich nach Schlesien verladen, da wir hier die Russen bei Angerburg, Gumbinnen und Stallupönen genügend verhauen haben.

Am Ufer der Weichsel östlich von Opatow, gegenüber Josiefow,
Sonntag, den 11. Oktober 1914.

Am vergangenen Sonntag war es glücklich soweit, daß wir die russische Stellung erreicht hatten. Und nun begann ein schwerer Tag, wie alle bisherigen Sonntage. Zwei volle Stunden haben wir im feindlichen Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer gelegen, ohne vorwärts zu können, da unsere Artillerie vollkommen fehlte. Es war ein verheerendes Feuer, das auf uns losgelassen wurde, und es ist wirklich kein Vergnügen, auf freiem Felde zu liegen, vor sich den verschanzten Feind, dem man eigentlich wehrlos preisgegeben ist, da unser Infanteriefeuer ihn in seinen Stellungen ja kaum belästigen kann. Ich habe an dem Tage einen wahnsinnigen Dusel gehabt: 5 cm von meinem Kopf schlug eine Kugel in die Erde, während bei derselben Salve mein rechter Nebenmann getötet und der linke schwer verwundet wurde. Mit Hilfe unserer Artillerie, die endlich ihr Ziel gefunden hatte, wurde dann die feindliche Stellung bald genommen und der Feind in wilder Flucht geworfen. Seit diesem Gefecht haben wir die Russen in Eilmärschen über die Weichsel geworfen und damit vorläufig unser Ziel erreicht. Jetzt liegen wir schon seit drei Tagen hier an der Weichsel auf Vorposten, und es ist verdammt anstrengend. Ich bin seit 4 Wochen nicht aus meinen Kleidern gekommen und habe mich seit 14 Tagen nicht mehr gewaschen. Brot habe ich heute glücklich, aber seit 3 Tagen keine Zigaretten und keinen Tabak, und das läßt

Landesbibliothek Oldenburg

sich schwer ertragen. Denn solange man Tabak hat, kann man alles aushalten, aber wenn der auch noch fehlt, dann ist es vorbei.

Ort der Handlung nicht genau festzustellen, ein Städtchen zwischen Warschau, Iwangorod und Lodz, 25. Oktober 1914.

Heute haben wir einen tüchtigen Marsch von einigen 40 km gemacht. Was das heißt, könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, da Ihr diese großartigen Wegeverhältnisse hier in Russisch-Polen nicht aus eigener Anschauung kennt. Die reinste Friedrichstraße. Die Artillerie usw. wissen schon gar nicht mehr, woher sie Pferde beschaffen können, es ist direkt trostlos. Alle Augenblicke stößt man auf einen Pferdekadaver oder einen ausgespannten Gaul, der so müde ist, daß er nicht einmal fressen kann, und dabei heißt es für uns fortgesetzt Marsch 30—40 km; von dem tiefen Sand, der durch die geplatzten Stiefelnähte dringt, total wundgescheuerte Füße. Aber das ist nun mal so und läßt sich nicht ändern. Ihr beklagt Euch in Euren Briefen, daß Ihr nichts von mir hört; aber es ist mir meistens abends unmöglich noch zu schreiben, da entweder kein Licht vorhanden ist, oder ich bin so müde, daß ich im Quartier umfalle und schlafe. Denn morgens um 5 geht es meistens schon los. Wir marschieren vorläufig nach Lodz; und was später aus uns wird, weiß noch kein Mensch. Jetzt werde ich noch etwas Apfelmus, das inzwischen gar geworden ist, schlemmen, damit man doch wenigstens an etwas merkt, daß Sonntag ist. Und dann werde ich schlafen.

30. Oktober 1914. Seit 5 Tagen liegen wir in und um Lodz in ständiger Alarmbereitschaft und dürfen unser Quartier nicht verlassen. Augenblicklich liege ich in einer Stellmacherwerkstatt, durch die an allen Ecken und Enden der Wind pfeift. Wir haben ein paar schwere Tage hinter uns. Drei Tage hintereinander 40—45 km marschiert, am 3. Tage um $^1/_2$9 Uhr ins Quartier, um 3 Uhr nachts alarmiert, dann marschiert bis nachmittags 4 Uhr, mit 1 Stunde Rast zwischendurch. Darauf haben wir bei leisem Regen bis $^1/_2$12 Uhr nachts auf freiem Felde gelegen, da vor uns die 38. Division im Gefecht lag und wir in Reserve waren. Um $^1/_2$12 hieß es abmarschieren, und um $^3/_4$3 waren wir auf dem Schlachthof in Lodz, wo wir in Schweineställen einquartiert wurden, und trotzdem kam uns das Quartier nach den 24 Stunden Marsch wie ein Palasthotel vor. Am nächsten Morgen kamen wir dann in Bürgerquartiere, mußten aber ständig marschfertig sein.

3. November 1914. Von Lodz sind wir nun in der Richtung auf Kalisch zurückgegangen und haben eine befestigte Vorpostenstellung an der Warthe bezogen. Es ist saumäßig kalt und ungemütlich. Zu rauchen gibt es nichts, nur Tee, Schokolade ist keine vorhanden. Schickt bitte möglichst viel Zigaretten und Schokolade, das ist nämlich das einzige, was einen noch zusammenhält. Um Zigarren ist es viel zu schade; denn kaum hat man sich eine angesteckt, so heißt es antreten, und man kann die Zigarre fortwerfen oder einem herumstehenden Polacken schenken.

Landesbibliothek Oldenburg

Was mit uns augenblicklich los ist, daß wir in solchen Eilmärschen von der Weichsel bis in die Gegend der deutschen Grenze zurückgezogen sind, weiß ich nicht.

7. November. Unser Korps ist augenblicklich wieder in Deutschland. Was nun aus uns werden wird, weiß kein Mensch.

Kurtschin, Kreis Pleschen, 10. November 1914.

Wir liegen wieder den ganzen Tag in Alarmbereitschaft — weswegen, weiß natürlich kein Mensch. Eben kommt der Befehl zum Einrücken in die Gefechtslinie.

Sgierz, 23. November 1914.

Heute ist der 10. Kampftag in dem großen Ringen um Lodz. Unsere Kompagnie hat keinen Offizier mehr und das ganze Bataillon noch 2 oder 3. Es sieht bös aus bei uns, und kein Mensch weiß, wie es werden wird, da uns die Russen in ungeheurer Übermacht entgegenstehen und mit dem Mut der Verzweiflung kämpfen. Bisher bin ich noch wohlauf, aber wahnsinnig erkältet. Die schöne Fellweste hat mir leider nichts genutzt, da mir ein Schrapnell in den Tornister geschlagen ist und alles zerstört hat. Die Kälte betrug hier in den letzten Tagen 10—15° und dabei immer stilliegen im Schützengraben. Na, es muß eben gehen.

6. Dezember 1914. Ich liege mit dem Rest meiner Kompagnie, 69 Mann, und dem Rest der 10. Kompagnie, 45 Mann, in der Gegend von Rogow in einer befestigten Stellung, um eine russische Armee aufzuhalten, die unseren Truppen vor Lodz in den Rücken fallen will. Hier scheint es noch lange nicht nach Frieden auszusehen; denn die Russen stellen eine Armee nach der anderen auf.

25. Dezember 1914. Gestern zum Heiligen Abend wurde mir eine besondere Freude; denn zur Belohnung für einige Patrouillen wurde mir das Eiserne Kreuz verliehen. Unser Bataillon hat Glück gehabt; denn wir sind für die Weihnachtstage aus dem Schützengraben abgelöst und haben infolgedessen gestern den Heiligen Abend sehr vergnügt verlebt. Zuerst große Kompagniefeier mit einem ganz hübschen Weihnachtsbaum, der mit Watte, etwas Silberpapier und 7 Eisernen Kreuzen sehr nett zurecht gemacht war. Später gab es Grog, und als wir so recht im Feiern waren, wurde plötzlich alarmiert, da die Russen mit einem Angriff drohten.

Rawa, 2. Januar 1915.

Ich sitze hier immer noch in Rawa und habe nichts zu tun, eine wahre Erholungszeit nach all den Anstrengungen der letzten 5 Monate.

Gut Stolniki, 3. April 1915.

Es geht mir ausgezeichnet, und der Krieg ist wunderbar schön und friedlich. Unser Regiment liegt seit Anfang März nicht mehr in Rawa, sondern zwischen Rawa und der Piliza bei Grabice, Stolniki, Stratki und Rutki. Unsere Stellung liegt mitten in einem Kiefernwalde, 80—100 m von den Russen, unseren lieben

Landesbibliothek Oldenburg

Freunden, entfernt. Es ist jetzt, da die Sonne schon ganz hübsch wärmt, wunderbar schön bei uns, das reine Walderholungsheim. Geschossen wird bei uns nur selten, da wir uns mit dem größten Teil der uns gegenüberliegenden Russen sehr gut vertragen und manchmal freundschaftlich besuchen. Vorgestern erschienen vor meinem Horchposten 2 Kaukasier mit einer weißen Fahne. Ein Einjähriger, der russisch kann, spielte den Dolmetscher. Sie erzählten, daß sie keine Lust mehr hätten am Krieg, und kamen auf meine Aufforderung ganz ruhig zu mir in den Graben. Als dies die anderen sahen, kamen noch 16 nach, worauf ich sie schleunigst abführen ließ. Nachher kamen noch mehr, die sich aber nicht ergeben, sondern uns nur mal besichtigen wollten. Schließlich bin ich schön auch aus dem Graben herausgekrabbelt und habe mir mit dem Einjährigen die russische Stellung angesehen. Alle sprachen etwas deutsch, und sonst mußte der Dolmetscher aushelfen. Wir haben uns wohl eine halbe Stunde lang sehr nett, 10 Schritt vor der russischen Stellung, unterhalten. Krieg und Friedensaussichten waren das Hauptthema. Die Russen behaupteten, in Przemysl 127000 Gefangene gemacht zu haben, und wußten von der Winterschlacht in Masuren noch nichts.

Im Walde von Stolniki, 24/25. April 1915.

Soeben komme ich von einem Rundgang durch meinen Stellungsabschnitt zurück und weiß nicht, was ich machen soll; denn es ist erst $11^1/_2$ Uhr und das Wetter zum Schlafen viel zu schön. Am klaren blauen Himmel stehen die Sterne und der halbe Mond und übergießen die ganze Landschaft mit ihrem magischen Licht. Durch das Fenster meines Unterstandes sehe ich die hellbeschienene weiße Sandfläche der Rückseite meines Grabens, unterbrochen von dem dunkeln Schatten der Kiefern, die leider mit jedem Tage lichter werden, da die Russen alle Zweige langsam abschießen, um etwaige Beobachtungsposten zu vertreiben. Im allgemeinen herrscht um mich Stille. Nur ab und zu ein Schuß oder der Anruf des Postens, in weiter Ferne das fortwährende dumpfe Summen der schweren Artillerie, die in der Richtung nach Nowo Miasto tüchtig funkt. Ob deutsche oder russische, ist bei der weiten Entfernung nicht zu erkennen.

Galizien, 14. Juni 1915.

Wir sind seit 2 Tagen in heftige Gefechte verwickelt, aber mir geht es bisher immer noch tadellos. Wir haben den San- und Lubaczowkaübergang erzwungen, Höhe 197 und 198 und Sieniawa gestürmt. Jetzt sind wir mit gegen Lemberg angesetzt.

18. Juni. Nach 5 Gefechtstagen sitze ich immer noch wohl und munter, augenblicklich am Rande eines Kornfeldes und verzehre mein Essen.

19. Juni. Wir liegen in Galizien, östlich des San, etwa 3 km von der russischen Grenze. Am 12. morgens haben wir den Übergang über den San und die Lubaczowka erzwungen, uns dann nördlich auf Sieniawa gewandt, die Stadt und

Landesbibliothek Oldenburg

die umliegenden Höhen gestürmt, wobei ich mit meinem Zuge allein 300 Gefangene gemacht habe. Von Sieniawa sind wir dann in nördlicher Richtung an der Grenze entlang, fortwährend im Gefecht bis hierher gekommen. Es waren harte Tage, aber es war auch wieder schön, wie man endlich nach dem langen Stilliegen im Stellungskrieg forsch darauf gehen konnte und sah, wie die Russen ausrissen. Die Hitze ist hier sicher genau so stark wie bei Euch, und wir sehen alle aus wie Mulatten, schlimmer als nach einem Aufenthalt in Wangeroog.

Ruda, 22. Juni 1915.

Endlich mal ein Augenblick Ruhe; denn soben kommt zu uns die Nachricht, daß Lemberg wieder in unserer Hand ist. Unsere Mannschaften sind so lustig wie schon lange nicht und singen daher das Lied vom verschwundenen Liebchen in einem kühlen Grunde. Denn wenn unsere Leute lustig sind, zeigen sie sich als gute Deutsche und singen die traurigsten Lieder.

Monastyrek, 15. Juli 1915.

Wir gehören noch immer zur Armee Mackensen und liegen augenblicklich zwischen Zamosz und Krasnostaw östlich der großen Straße, die beide verbindet. Fast alle Tage liegen wir wo anders; denn als alleinstehende Division schmeißen sie uns überallhin, wo sie uns nötig haben. Das ist ganz interessant, denn man bekommt viel zu sehen. Zu Anfang des Monats gehörten wir zum 10. Korps, dann zum 6. österreichischen, d. h. ungarischen, dann zum Beskidenkorps, gestern sind wir zur Garde gekommen. Und das Ganze heute 15 km nach links und morgen diese 15 km zurück und 15 dazu machen, also die reine Wanderschaft. Die Russen bekommen schon langsam einen elenden Respekt vor unserer Division, die überall zu sein scheint.

Monastyrek, 16. Juli 1915.

Da es für Euch Interesse hat, will ich mal mit dem 12. Juni anfangen und von da aus etwas ausführlicher erzählen. Also am 12. Juni morgens um 4 Uhr wurden wir in Gorzyce auf dem westlichen Sanufer der Lubaczowkamündung gegenüber alarmiert, rückten etwas nach Süden, überschritten südlich der Lubaczowka den San, dann Front nach Norden die Lubaczowka. Jetzt ging der Tanz ja erst los. Auf dem westlichen Sanufer war Geschütz neben Geschütz aufgefahren, und wir hatten infolgedessen beim Überschreiten der Flüsse kaum Feuer bekommen. Aber kaum erschienen wir über der Uferböschung, da prasselte es auf uns los, als wenn die Hölle losgelassen wäre. Mein Zug marschierte an der Spitze des Bataillons und mußte infolge dessen zuerst heraus. Anfangs machte sich die Sache ja ganz nett, ich konnte den Zug in Deckung entwickeln, aber dann hieß es für mich mit meinen beiden Entfernungsschätzern zuerst aus der Deckung heraus meinem Zug voran! Der linke Flügel meines Zuges mußte am San bleiben, für den rechten hatte der Major Höhe 197 als Marschrichtung angegeben. Sprung! Auf! Marsch,

Landesbibliothek Oldenburg

Marsch! Raus aus der Deckung und rin ins Feuer! Dreißig Schritt weit ging es, dann mußten wir uns hinlegen, der Atem ging uns aus, und die Russen hatten sich auf uns 65 Mann eingeschossen. 80 m vor uns lag auf dem Höhenrand die russische Stellung und war gut besetzt. Da kam es plötzlich vom jenseitigen Sanufer her wie Schwanengesang, 2 deutsche 15 cm Batterien und 4 österreichische 18 cm setzten ihre Schrapnells mit Aufschlag und Granaten von der Flanke in den russischen Graben, 8 schneeweiße und 16 weiße mit rotem Kern über dem Graben nebeneinander. Die Sprengpunkte hatten gesessen. Kaum waren die Dinger krepiert, als die nächste Lage heranbrauste. Das Feuer der Russen ließ nach. Jetzt war unser Zeitpunkt gekommen. Ich schoß eine Leuchtkugel zum Zeichen für die Artillerie ab, und dann ging es mit Hurra drauf. Die Stellung war leer bis auf Tote und Verwundete, der Rest war geflohen. Sie verschwanden gerade hinter der nächsten Erdwelle. Hinterher, was die Lungen hergaben, denn festsetzen durften sie sich nicht wieder. Auf der Höhe pfiffen einige schlecht gezielte Schüsse über uns weg, die Schützen waren schon wieder im Ausreißen. Hinter der Höhe ein Dorf, das mußten wir haben, denn dort gab es Wasser, und die Sonne brannte elend. Um 11 Uhr waren wir eingesetzt, und jetzt war es fast 1 Uhr. Im Dorf kam ein Panje auf uns zu und jammerte. Mein Bursche, ein Thüringer, setzte ihm das Seitengewehr auf die Brust und fauchte ihn an: Trinkwasser! Nun war er froh, daß wir nichts anderes von ihm wollten. Er brachte einen ganzen Eimer klares Wasser, und der war von uns zweien bald leer. Inzwischen war mein Zug zusammen, trank sich auch satt, und dann hieß es: Schwärmen! Denn von der Chaussee, die sich parallel zu dem Dorfe zog, begrüßte uns das bekannte Sfst. Ohne Schuß ging es drauf, und schon erschienen im Graben 2, 4, 6 und immer mehr Hände. 400 Gefangene von meinem Zug, 1 Unteroffizier und 8 Mann dabei zurückgelassen und dann weiter; denn 5 km entfernt winkten die Türme von Sieniawa. Auch die Stadt wurde glücklich erreicht, und durch ging es im Marsch, Marsch bis an den jenseitigen Rand. Nebenher 180 Gefangene gemacht, die übrigen ließen wir den anderen Zügen, die hinter uns kamen. Jetzt hieß es plötzlich: das Regiment 167 schwenkt nach rechts und nimmt die Höhe 187 nordöstlich Sieniawa. Der erste Zug machte die Sache zusammen mit den anderen Kompagnien, und ich rückte geschlossen hinter die Höhe. Ausgeschwärmt hinter den anderen her, ein paar Lagen Schrapnells zwischen uns, aber das hielt nicht auf, sondern beschleunigte nur das Tempo, bis wir in dem vor uns liegenden Dorf die Kompagnie wieder erreichten. Jetzt war es dunkel geworden; und da wir uns in der Stellung nicht hätten halten können, wurden wir bis an die Straße von Sieniawa nach Rudka zurückgenommen. Hier lagen wir nun am Straßengraben und warteten auf den Morgen. Links von uns lag das 2. Bataillon und Österreicher in Sieniawa. Morgens um 2, als es anfing hell zu werden, brachen die Russen bei den Österreichern durch und kamen so in den Rücken des 2. Bataillons, das somit nach zwei Fronten zu kämpfen

Landesbibliothek Oldenburg

hatte. Gleichzeitig hatten wir einen russischen Angriff auszuhalten. Da wir vom Graben aus kein Schußfeld hatten, mußten wir freihändig vom Grabenrand aus schießen. Das ließ die Russen stutzen; denn sie hatten anscheinend Österreicher vor sich geglaubt und stießen nun auf „Brudderherz Pruß". Äußerst peinlich! Wie wir merkten, daß sie stutzten, haben wir noch schnell eine Salve dazwischen gejagt, und dann ging es ohne Tritt mit dem Bajonett an die Russen. Leider gelang es uns nur 2 Züge von unserer Kompagnie mitzubekommen, da die anderen Kompagnieführer nicht ohne Befehl vorgehen wollten. Wir hatten zusammen 120 Mann plötzlich ein russisches Bataillon uns gegenüber, da half es eben nichts, drauf mit Hurra, die Linie durchrannt und die Trümmer durch das vor uns liegende Dorf über die dahinter liegende Höhe gejagt, daß nur alles so krachte. Auf dem Höhenrand befand sich eine sehr starke, alte österreichische Stellung, die die Russen zu einer kleinen Festung mit Front nach Norden und Süden ausgebaut hatten. Die Stellung wurde von uns einfach überrannt, und runter gings den jenseitigen Rand der Höhe. Links von uns waren Österreicher vorgegangen, aber rechts war jede Verbindung abgerissen. Aus dem vor uns liegenden Walde bekamen wir heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer; es half nichts, wir mußten die Stellung auf der Höhe wieder zu erreichen suchen. Da fuhr auch noch etwa 2000 m von uns entfernt eine russische Batterie auf, und nun wurde die Hölle auf uns losgelassen. Eine Gruppe nach der anderen setzte die 15 cm Schrapnells zwischen uns. 600 m mußten wir auf Händen und Füßen den Hang hinaufkriechen, da wir uns wegen der Infanterie nicht sehen lassen durften. Ich kroch als letzter und hätte nicht geglaubt, daß ich die Stellung erreichen würde. Das Gewehr hatte ich umgehängt, Kolben nach vorn vor dem Gesicht, Mündung nach hinten. Gruppe auf Gruppe platzte um uns, und hinter uns das fortgesetzte Ratatatak der Maschinengewehre. Da wieder eine Gruppe direkt über mir. Sssst kam der Zünder angeschnurrt, flog gegen den Kolbenhals meines Gewehrs und zerschmetterte den Schaft. Schwein gehabt, hätte gerade so gut meinen Schädel treffen können. 300 m hatte ich noch bis zur Stellung. Wenn jetzt die Russen kamen, hatte ich weiter nichts als meinen Revolver mit 9 Patronen und mein kurzes Seitengewehr, das ich statt des Degens trage, der doch nur behindert. Na, die Russen kamen nicht, und ich erreichte glücklich den Wassergraben; ein Satz, und ich stand bis über die Kniee im Wasser, vor mir das Geflecht eines verstärkten Drahtverhaus, dahinter 10 m freie Fläche und dahinter der ersehnte Stellungsgraben. Wie ich durch den Drahtverhau durch und in den Graben gekommen bin, ist mir schleierhaft. Im Graben angekommen, bin ich gleich umgekippt und habe $^1/_2$ Stunde vor Erschöpfung mich kaum zu rühren vermocht. Die Stellung haben wir dann 2 Tage gehalten, dann ging es nach Nordosten weiter nach Dobza zu. Bei Dobza haben wir die feindliche Stellung gestürmt und die südlich gelegenen Höhen besetzt. Am nächsten Tag weiter bei Cerokow die russische Stellung durchbrochen, und so fort, Kosaken-

Landesbibliothek Oldenburg

abteilungen vertrieben, dann Marsch nach Ruda-Baznia Dolna nordöstlich Lubaczow. Eingesetzt nördlich Ruda bei Brusno Nowe. Dort haben wir den 23., 24., 25. Juni in Stellung gelegen. Dann bauten die Russen infolge eines Angriffs des 10. Korps, zu dem wir damals auch gehörten, vor uns ab, und von nun an gab es für sie kein Halten mehr. Außer Nachhuten stellte sich uns nichts mehr. Wir verfolgten sie über die russische Grenze in der Richtung auf Tomaczow zu, bogen dann in nordwestlicher Richtung ab, jetzt ging es in der Richtung Lublin vor. Dann wurden wir Armeereserve, verließen das 10. Korps und marschierten nach Zamosz. 25 km östlich davon wurden wir wieder zur Unterstützung der Österreicher eingesetzt; dann von dort zurückgezogen, liegen wir jetzt zwischen Zamocz und Krasnostaw. So, dies wird wohl der längste Brief sein, den ich in meinem Leben geschrieben habe; und da außerdem mein Schreibpapier alle ist, muß ich wohl oder übel Schluß machen. Nun möchte ich noch um Films, Lederhandschuhe und Zigaretten bitten.

Viele Grüße. Günther.

Chodomitsche, 13. Dezember 1915.

Hoffentlich erreicht Euch dieser Brief noch zum Weihnachtsfest. Ich habe ein sehr hübsches Quartier. Verpflegung ist auch recht gut, so daß wir es hier bis Weihnachten sehr gut aushalten würden. Ich hatte schon so fest gerechnet, Weihnachten noch in Deutschland zu sein, und sitze nun in den Styrsümpfen Wolhyniens. Meine unfreiwilligen Quartierwirte, die aber nicht anwesend sind, scheinen bessere Leute zu sein; denn ich fand hier den ersten Band von Freytags Ahnen und eine Reineke Fuchs-Ausgabe in deutscher Sprache. Für Bildung ist also gesorgt. Ich wünsche Euch allen ein frohes Weihnachtsfest.

Gut Ballod bei Mitau, 8. April 1916.

Heute befinde ich mich beinahe am nördlichsten Punkt unserer Ostfront. Ihr werdet Euch sehr gewundert haben, warum ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Aber es ging eben nicht anders, da wegen der großen Verschiebungen in Wolhynien und dann wegen unserer Reise zu Hindenburg die Postverbindungen gesperrt waren. Gestern wurde unsere Kompagnie durch General v. Hülsen im Gefechtsdienst besichtigt, und dabei habe ich noch ein ganz besonderes Lob von unserem Oberstleutnant und vom General bekommen, wie überhaupt die Kompagnie nur gelobt und von v. Hülsen die beste in der Division genannt wurde. Das ist doch nett und macht viel Freude.

Im Felde, 12. Juni 1916.

Hier vor unserer Front sieht es derartig windig aus, daß es jeden Augenblick was geben kann. In den nächsten Tagen lösen wir hier ein Kavalleriekorps ab, das südlich Krewo irgendwo liegen muß; wo, wissen wir selbst noch nicht; und dann wird es wohl losgehen.

Landesbibliothek Oldenburg

Montangiſchki, 18. Juni 1916.

Wir warten hier vorläufig noch immer auf eine ruſſiſche Offenſive. Vorläufig möchte ich noch nicht auf Urlaub fahren. Denn ich bin doch ſchließlich, wenn auch ohne mein Verſchulden, ſchon zweimal zu Hauſe geweſen, während es doch viele gibt, die dies noch nicht haben machen können. Außerdem möchte ich doch nicht gerade in dem Augenblick weg ſein, wenn hier was los iſt. Und daß wir hier an einer brenzligen Ecke liegen, werdet Ihr doch wohl auch ſchon aus den Zeitungen erſehen haben. Denn Krewo und Smorgon ſpielen in der letzten Zeit doch häufiger in den Generalſtabsberichten eine Rolle.

Viele Grüße. Günther.

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Bolte

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Bolte

Kriegsfreiwilliger, Sohn des Inspektors Bolte in Oldenburg, geboren am 2. März 1896 in Löningen, besuchte seit Ostern 1909 die Oberrealschule in Oldenburg und bestand hier nach dem Ausbruch des Krieges die Notreifeprüfung. Schon frühzeitig suchte er seinen Körper durch Turnen, Schwimmen und Fechten zu stählen, und die Liebe zur Natur trieb ihn dazu, nicht nur das Oldenburger Land, sondern auch das Wesergebirge, den Harz, Thüringen, den Taunus, die Rheingegend, den Schwarzwald zu durchwandern, und schon in seinem 17. Lebensjahre kam er bis zum Bodensee. Von großer Begeisterung für die deutsche Sache ergriffen, trat er am 15. August in das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 ein und rückte am 20. Oktober 1914 ins Feld. In Frankreich und später in Galizien wurde er zu einem hinter der Front stattfindenden Offiziersaspirantenkursus herangezogen. Ende Mai 1915 kam er in Galizien wieder an die Front und nahm als Unteroffizier an mehreren Gefechten teil. Aber schon am 25. Juni mußte er in den Kämpfen bei Lasowa sein junges Leben für das Vaterland dahingeben. Nachdem er mit seiner Gruppe einen feindlichen Horcherposten ausgehoben hatte, erhielt er einen Brustschuß, der sofort seinen Tod herbeiführte. Sein Grab befindet sich zwischen Chmiele und Lasowa an der Stelle, wo er gefallen ist. Nach Mitteilungen seiner Vorgesetzten und Kameraden hat er im Kampfe große Tapferkeit und Unerschrockenheit an den Tag gelegt.

Feldpostbriefe.

Frankreich, Schützengraben, 26. Oktober 1914.

Liebe Eltern und Geschwister. Erst heute komme ich dazu, Euch etwas ausführlicher zu schreiben. Aus meinem letzten Briefe wißt Ihr schon, daß wir am letzten Freitag bei unserm Regiment ankamen. Wir konnten fast ganz mit der Bahn fahren, nur zwei Stunden brauchten wir zu marschieren. Das Regiment liegt in der Verteidigungsstellung. Es sind Schützengräben aufgeworfen. Ein Teil des Regiments liegt immer im Graben, während sich der andere Teil in einem zurückliegenden Dorfe im Quartier befindet. Für alle Mannschaften sind im Schützengraben Unterstände vorhanden, in denen man alles Mögliche eingerichtet hat, auch wollene Decken sind da. Dicke Erdschichten über den Unterständen sichern uns vor den meisten Geschossen. Am Tage sind wir meist in den Unterständen, vereinzelte Posten achten auf etwaige feindliche Angriffe. In der Nacht geht das Leben los. Wir werden dann stärker beschossen. Es werden Patrouillen ausgeschickt, um die Stellungen des Feindes auszukundschaften, die Posten werden verstärkt und namentlich Schanzarbeiten verrichtet, so daß jeder etwas zu tun hat. Mir geht es aus-

Landesbibliothek Oldenburg

gezeichnet. Das warme Essen ist ganz gut. Zu unserem Brot bekommen wir zweimal täglich Kaffee. Wasser dürfen wir aus leicht erklärlichen Gründen nicht trinken. An den Kanonendonner und das Knallen der Gewehre gewöhnt man sich bald. Tausend Grüße. Euer Heini.

Montag, den 20. November 1914.

Mein liebes Mütterchen! Jetzt habe ich auch das Paket Nr. . . erhalten und alle Deine lieben Briefe. Du glaubst nicht, wie ich mich jedesmal darüber freue. Arbeite nur nicht zu viel, liebes Mütterchen, damit ich Dich recht gesund wiedersehe. Mir gehts ausgezeichnet. Wir haben hier schönes, warmes Wetter. Euch gehts auch wohl noch gut. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Heini.

Frankreich, 5. April 1915.

Meine lieben Eltern! Heute habe ich Zeit, Euch zu schreiben. Ich befinde mich jetzt mit vielen Einjährigen hinter der Front, um an einem Offiziersaspirantenkursus teilzunehmen. Wir rückten von unserer Kompagnie mit 5 Personen am ersten Ostertage direkt aus dem Schützengraben hierher ab. Wir sollen hier weiter ausgebildet und demnächst befördert werden, wenn Stellen frei sind. Natürlich sollen wir hier noch ganz gewaltig viel lernen. Morgens wird früh geweckt, den Tag über gibt es reichlichen Garnisondienst, und abends um 9 Uhr muß alles im Stroh liegen. Hier kann man wieder etwas kaufen. Nun bin ich schon beinahe 8 Monate Soldat. Wie lange wird es noch dauern? Wer hätte das damals, als wir im Oktober ausrückten, gedacht, daß wir jetzt noch hier im Felde sein würden?

Herbestal, 28. April 1915.

Wir sind gestern und heute durch Nordfrankreich und Belgien gefahren. Wohin es geht, weiß niemand. Der Kursus soll hinter der Front fortgesetzt werden.

Galizien, den 4. Mai 1915.

Macht Euch nur keine Sorge, mir geht es ausgezeichnet. Wir sind jetzt in einem kleinen Orte in den Vorbergen der Karpathen. Hier ist es sehr schön. Rundherum liegen hohe Berge. In den letzten Tagen haben wir immer anstrengende Märsche gemacht, es ging fortwährend bergauf und bergab. Der Kursus soll noch fortgesetzt werden, hoffentlich nicht mehr lange; denn ich möchte gerne zur Kompagnie zurück. Wann ich wieder schreiben kann, weiß ich nicht, da nur von Zeit zu Zeit Post weggeht.

Galizien, den 23. Mai 1915.

Wir marschieren jetzt in Eilmärschen zum Regiment, in 4 bis 5 Tagen werden wir es wohl erreichen. Mir geht es ausgezeichnet. — Den 31. Mai 1915. Seit einigen Tagen bin ich wieder bei der Kompagnie. — Den 7. Juni 1915. Wir liegen jetzt an der Lubaczowka. Unserer Division liegt ein viel stärkerer Feind gegenüber, 4 russische Divisionen. Dennoch wird die Stellung überall glänzend gehalten; und wenn es wieder vorgeht, wird es auch mit allem Erfolg weitergehen.

Landesbibliothek Oldenburg

Den 15. Juni 1915. Wir hatten nicht unerhebliche Verluste, mir geht es jedoch ausgezeichnet. — Den 16. Juni. Es geht jeden Tag weiter vor. Dann sind wir an der Spitze, dann sind wir in Reserve. Die Russen kneifen überall aus, selbst ausgezeichnet ausgebaute Stellungen mußten sie verlassen. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann ist Galizien ganz frei. Vor zwei Tagen haben wir die Lubaczowka überschritten. In der Entfernung von nur einigen Kilometern liegt jetzt die Stadt Lubaczow vor uns. Unsere Artillerie hat schon tüchtig hineingeschossen, wir werden wohl ohne viel Umstände hinein- und weiter durchmarschieren. — Den 19. Juni 1915. Heute habe ich das große Paket erhalten, welches Professor Wempe brachte. Es kam zur rechten Zeit; denn wir lagen gerade in Ruhe, nachdem es $1^1/_2$ Tag, auch nachts, hinter den Russen herging. Der Inhalt des Pakets schmeckt mir ausgezeichnet. Vielen Dank. — Den 23. Juni 1915. Meine lieben Eltern! Seit gestern liegen wir wieder in Ruhe. Bis dahin marschierten wir in der vorderen Linie auf Rawaruska (jetzt in unserem Besitz) los. Die Russen ließen sich kaum auf ein Gefecht ein. Nur kleinere Abteilungen suchten unseren Vormarsch aufzuhalten. Alle von den Russen prächtig ausgebauten Stellungen wurden geräumt. So sind wir in den letzten Tagen fast ohne Verluste vorgekommen. Tausend herzliche Grüße. Euer Heini.

Landesbibliothek Oldenburg

Karl Bona

Oberleutnant z. See der Reserve, im Beruf Lloydoffizier, Sohn des Kapitäns a. D. Bona in Oldenburg, geboren am 21. Dezember 1887, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat darauf als Kadett auf dem Schulschiff des Norddeutschen Lloyd ein und besuchte nach mehreren großen Reisen auf Segelschiffen die Seefahrtsschule in Bremen. Seine erste Prüfung bestand er mit Auszeichnung. Daran anschließend genügte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger bei der Marine und trat, nachdem er zum Vizesteuermann befördert worden war, wieder beim Norddeutschen Lloyd als Offizier ein. Nach vorgeschriebener Fahrzeit legte er mit sehr gutem Erfolge seine Kapitänsprüfung ab und schloß daran seine erste militärische Übung an. Im Mai 1913 wurde er zum Leutnant z. S. der Reserve des Seeoffizierkorps ernannt. Bei Ausbruch des Krieges befand er sich zur Ableistung seiner zweiten Übung auf S. M. S. „Stettin", machte am 28. August 1914 das Seetreffen bei Helgoland mit und wurde wegen hervorragender Bedienung seines Geschützes mit dem Eisernen Kreuz und dem Friedrich-August-Kreuz ausgezeichnet. Bei mehreren Unternehmungen unserer Marine gegen den Feind war S. M. S. „Stettin" mit Erfolg beteiligt. Im Januar 1916 zum Oberleutnant ernannt, wurde er im April auf S. M. S. „München" versetzt. Da seine Begabung und sein ruhiges, besonnenes Wesen von seinen Kameraden sehr geschätzt wurde, so sollte er zum U-Bootskommandanten ausgebildet werden. Aber in der großen Seeschlacht am Skagerrak, die mit Ungeduld von ihm herbeigesehnt wurde, mußte er als Held sein junges Leben für das Vaterland lassen. Die Schlacht neigte ihrem Ende zu. Auf S. M. S. „München" waren einige von den Mannschaften gefallen, um die ersten Verwundeten hatte er sich noch eifrig bemüht. Dann stand er morgens gegen 1 Uhr am 1. Juni mit Kameraden und Vorgesetzten auf der Kommandobrücke, als ihn ein tückisches Geschoß so schwer verwundete, daß er noch während der Nacht starb. Der Tod riß ihn buchstäblich aus ihrer Mitte; sonst wurde niemand verletzt, obgleich sie in nächster Nähe bei ihm standen. Die Leiche wurde in Wilhelmshaven mit hohen Ehren vom Lazarett zum Bahnhof geleitet und nach Oldenburg überführt, wo sie vom Elternhause aus mit allen militärischen Ehren und unter großer Anteilnahme auf dem Gertrudenkirchhofe beigesetzt wurde.

Treu und mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte er seinen geliebten Seemannsberuf, für den er mit seiner ruhigen Entschlossenheit und seinem Mute wie geschaffen war. Durch seine vornehme Gesinnung, seinen goldenen Humor und sein musikalisches Talent hatte er sich unter seinen Kameraden viele Freunde erworben.

Landesbibliothek Oldenburg



Karl Bona

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpostbriefe an Eltern, Großmutter und Bruder.

Kiel, S. M. S. „Stettin", 30. Juli 1914.

Heute Morgen erhielt ich Euren Brief vom 28. dieses Monats, wofür meinen herzlichsten Dank! Mir scheint, bei Euch ist die Aufregung über die Kriegsgerüchte größer als bei uns. Hier ist es verhältnismäßig ruhig. Allerdings sind die Schiffe der Flotte von ihrer Sommerreise nach Norwegen zurückgekommen. Wir machen aber unsere Übungen immer noch programmäßig weiter. Und das ist doch wohl ein ziemlich beruhigendes Zeichen. Außerdem mache ich mir kein Kopfzerbrechen drum, ob und wann es losgeht. Das erfahren wir noch früh genug, um mit dabei sein zu können. An Bord der Kriegsschiffe gibt es für jedes Fach Spezialisten, als da sind: Artillerie-, Torpedo-, Minen-, Telefunken-, Unterseebootsspezialisten usw. Und da sagt man jetzt, wenn jemand anfängt, über Ursachen, Gründe und Folgen eines Krieges nachzudenken: „Laß man lieber, dazu haben wir unsere Spezialisten." Das wären also die „Denkspezialisten", im Gegensatz zum Gros, das immer lustig in den Tag hineinlebt und dann, wenn es zum Klappen kommt, vielleicht besser dreinhaut, als die „Denker".

Mit den herzlichsten Grüßen an Euch alle Euer Karl.

Kaiser Wilhelmskanal, 31. Juli 1914, 7 h abends.

Nachdem sich die Lage doch zugespitzt hat, ist Bewegung in unsere Seestreitkräfte gekommen. Wir fahren augenblicklich durch den Kanal zur Nordsee. Näheres wissen wir auch noch nicht. Ob es wirklich zum Krieg kommt, bezweifele ich immer noch. Und wenn, dann werden wir die „Kiste schon schieben".

S. M. S. „Stettin", 2. August 1914.

Nachdem jetzt öffentlich mobil gemacht worden ist, braucht auch nichts mehr verheimlicht zu werden, wie ich in meinem Brief aus dem Kanal schrieb. Ich sollte damals nach Tönning als Leiter einer Untersuchungskommission für einlaufende Handelsschiffe. Aber ich finde, das ist mehr ein job für „Landsturm ohne Waffen" und nicht für Aktive, und deshalb freue ich mich, auf der Stettin geblieben zu sein.

3. August 1914.

Wir haben uns vorläufig in der Nähe Helgolands aufgehalten, erwarten natürlich stündlich Angriff von . . . England. Von den Russen haben wir in der Nordsee nichts zu erwarten. Wenn England auch noch keine Kriegserklärung abgegeben hat, so ist bis jetzt doch das Hauptgewicht auf die Sicherung der Nordsee gelegt worden. Uns allen geht es gut. Auch die Stimmung ist ausgezeichnet.

Auf See, den 12. August 1914.

An die bei Euch einquartierten Reservisten bestellt einen schönen Gruß von mir und sagt ihnen, sie sollten nur ordentlich drauf los schlagen, uns aber auch noch etwas zu tun übrig lassen. Denn bis jetzt besteht unsere Tätigkeit hauptsächlich in Wachdienst, Aufklärungsdienst und „Abwarten". Das Abwarten wird

Landesbibliothek Oldenburg

auf die Dauer langweilig. Die Engländer scheinen es aber ebenso zu machen. Heute sind wir mit dem Boot nach Helgoland gefahren und haben echte Helgoländer Hummer eingekauft. Was soll das schlechte Leben nützen? Die sonstigen Abnehmer, nämlich die Badegäste, fehlen ja vollständig.

Wilhelmshaven, 29. August.

Telegramm: Bin gesund zurück. Unkraut vergeht nicht.

Brief von demselben Tage: Um zu verhüten, daß Ihr durch unsichere Zeitungsnachrichten usw. unnötig beunruhigt werdet, schickte ich heute Morgen ein Telegramm an Euch ab, in dem ich unsere Feuertaufe, auf die wir mächtig stolz sind, meldete. Wo steckst Du denn, Paul? Salve! Feuern! Ruhig abkommen! Soeben meldet mir die Postordonnanz, die das Telegramm besorgen sollte, daß sie auf Veranlassung des Telegraphenamts das Telegramm hat ändern müssen. Was nun drin steht, weiß ich nicht genau. Wahrscheinlich sind nur die Worte „Gestern Feuertaufe" gestrichen.

W'haven, den 2. September 1914.

Aus den Zeitungen war allerdings nicht zu entnehmen, daß auch andere als die für verloren und vermißt gemeldeten Schiffe an dem Gefecht beteiligt waren. Es wird überhaupt möglichst wenig öffentlich gemeldet, außer den Verlusten, die sofort gemeldet werden, sobald sie der Leitung als sicher bekannt sind. Und es ist auch gut, daß so verfahren wird. Das Endresultat unseres großen Krieges wird ja zeigen, was geschehen ist. Also bis dahin Geduld. Allerdings gebe ich zu, daß die Zeitungsnachrichten nicht von unseren Erfolgen, die gar nicht unbeträchtlich waren, berichteten. Dadurch ist das Publikum irregeführt worden. Wenn wir das Vertrauen zu unserer Führung so schnell verlieren wollen, dann können wir nur gleich einpacken, dann geht es uns so wie den Franzosen. Einen Granatsplitter fand ich nach dem Gefecht bei Helgoland auf meinem Schreibtisch, ein Stück vom Führungsring einer englischen Granate. Auf der „Ariadne" war ein Leutnant der Reserve Westermann, mit dem ich die letzte Reise mit der „Lothringen" nach Australien machte; er war damals II. Offizier. Er ist glücklich gerettet. Ich traf ihn zwei Tage nach dem Gefecht in W'haven mit seiner überglücklichen Frau. Auf der „Stettin" hatten wir 4 Tote, 8 Verwundete, die alle gut durchkommen.

S. M. S. „Stettin", 24. 9. 14.

Als Zwischenaktsmusik in den Pausen, die die Armee ausnahmsweise im Siegen macht, meldet sich Gott sei Dank die Marine mit einem guten Erfolg. Drei Panzerkreuzer mit einem Schlag durch ein U-Boot vernichtet! Und das ohne ein Opfer auf unserer Seite. Hoffentlich kommen noch mehr solche Erfolge. Vor einigen Tagen war der Kommandant des U 9 noch bei uns an Bord. Die Verfügung über die Ausweisung aller nicht in W'haven ansässigen Angehörigen wurde an Bord gerade an dem Tage, als Ihr zuletzt in W'haven wart, angekündigt. Einige Tage später wurde es öffentlich. In diesen Tagen mußten 12000 Personen

Landesbibliothek Oldenburg

abreisen. So überfüllt war W'haven, daß die neu Zureisenden keine Schlafstelle finden konnten, sondern in den Anlagen auf den Bänken übernachteten.

S. M. S. „Stettin", 5. Oktober 1914.

Heute kann ich Euch eine schöne Nachricht bringen: Anläßlich des Gefechts bei Helgoland am 28. August ist an 24 Personen der Besatzung S. M. S. „Stettin" das Eiserne Kreuz II. verliehen. Bei der Gelegenheit hat man auch an mich gedacht und darf ich, vielleicht schon in einigen Tagen, das Eiserne Kreuz tragen. Vorläufig haben wir nur die offizielle Mitteilung vom Flottenkommando erhalten. Die Orden selbst sind noch nicht angekommen. Ich denke, es wird seine Richtigkeit haben. „Herzlichen Glückwunsch!" „Danke schön!"

S. M. S. „Stettin", 22. Oktober 1914.

Über unsere militärischen Unternehmungen darf nichts geschrieben werden; und da unser ganzes Leben und Beschäftigung mit diesen Sachen zusammenhängt, so bleibt nicht viel Stoff übrig. Was veröffentlicht werden darf, liefern die Zeitungen ja prompt. Bis jetzt ist der Erfolg auf unserer Seite gewesen und wird es auch bleiben. Unsere Eisernen Kreuze sind angekommen und werden an Land immer, an Bord bei besonderen Gelegenheiten getragen.

S. M. S. „Stettin", 26. Oktober 1914.

Heute war Festtag. Ich erhielt nämlich zwei Briefe von Euch auf einmal. Vielen Dank! Wenn ich schrieb, Ihr brauchtet vorläufig nichts zu schicken, bitte ich Euch, das nicht falsch aufzufassen, als wenn ich die Sachen, die Ihr mir schicken wollt, um mir eine Freude zu machen, nicht achte. Aber unser ganzes Leben an Bord, Verpflegung, Wohnverhältnisse, Dienst (ausgenommen im Gefecht selber, das aber naturgemäß nur kurz ist) ist so wenig verschieden von dem Leben im Frieden, daß man mit der Friedensausrüstung vollkommen ausreicht. Da wäre es unrecht, wollte man jetzt Leckereien und andere Extravaganzen verbrauchen, während in der Landarmee sicher Tausende sind, denen mit diesen Sachen sehr viel gedient ist, weil sie sie vielleicht seit Monaten entbehren. Schickt also, was Ihr mir zugedacht habt, ruhig an die Sammelstellen der Armee oder an das Rote Kreuz, dann helft Ihr da, wo es am nötigsten ist. Da allgemein bekannt ist, wie nötig die Armeesoldaten Ersatz für ihre verbrauchten Sachen haben, hat auch unser Kommandant das Anerbieten der Stadt Stettin, die dem Patenschiff Liebesgaben schicken wollte (für Mannschaften), zu Gunsten der Armee dankend abgelehnt.

S. M. S. „Stettin", 20. 12. 14.

Wir waren am 14. Dezember auch mit dabei beim Ausflug nach der englischen Küste, wo ihnen Frühstück von deutschen Schiffen serviert wurde. Wir haben allerdings nicht selbst geschossen, sondern hatten andere Aufgaben. Es war doch wenigstens eine Abwechselung in dem langweiligen Wachdienst und ewigen Bereitsein. Und dann haben wir ja auch Erfolg gehabt. Das Friedrich-August-Kreuz habe ich vor etwa 6 Tagen erhalten.

Landesbibliothek Oldenburg

S. M. S. „Stettin", 19. 2. 15.

Ich bin gespannt, ob man die Vorräte an Getreide richtig eingeschätzt hat, so daß wir bis zur nächsten Ernte reichen. Jedenfalls wird die U-Bootsblockade bewirken, daß die neutralen Länder ihre Lebensmittel lieber an Deutschland verkaufen, als daß sie den jetzt immer gefährlicher werdenden Transport per Dampfer nach England nehmen. Schade, daß wir nicht 100 U-Boote mehr haben. Mit den jetzt vorhandenen kann man wohl den Handel empfindlich stören und die Frachtsätze hochtreiben, aber ganz unterbinden kann man den Handel Englands wohl kaum. Dazu hat es zu ausgedehnte Küsten und zu viele Häfen. Es ist auch keine eigentliche Blockade nach den bisher geltenden Regeln, ist auch amtlich nicht als solche angekündigt worden. Nur Zeitungen bedienen sich dieses Ausdrucks.

S. M. S. „Stettin", 17. 4. 15. Wenn die holländische Zeitung die Frage aufwirft, weshalb in letzter Zeit mehrere torpedierte Dampfer nicht gleich gesunken sind, so glaube ich, es hat seinen Grund nur darin, daß die Handelsschiffe jetzt mit sorgfältig verschlossenen Schotttüren fahren, daß sie ferner ihre Querschotten gut abgestützt halten. Vielleicht haben sie sich dadurch etwas Schwimmfähigkeit gesichert, daß sie bei Schwergutladungen in jeden Laderaum eine größere Anzahl leerer, geschlossener Fässer verstauen, so ähnlich wie man es bei Sperrbrechern macht. An einem Mangel an Sprengstoffen in den Torpedos liegt es sicher nicht.

S. M. S. „Stettin", 12. 2. 16. Eine große Freude war Euer Brief vom 9. 2. 16, der mir die Nachricht von Pauls Eisernem Kreuz brachte. Und davon sagt er nichts, der Kerl. Mir war es leider nicht möglich, in den Tagen zu kommen, da schon ein Oberleutnant von der „Stettin" auf Urlaub war. In den nächsten Wochen, vielleicht schon am 19., bin ich der Glückliche. Wenn möglich, schicke ich vorher noch Nachricht, sonst stehe ich auch mal plötzlich hinterm Hause und gucke auf den Küchentisch. Sehr erfreulich sind die letzten Erfolge unserer Marine, abgesehen vom U-Bootskrieg, der ja immer gut weitergeht. Erst die Möwe-Affäre und jetzt, gestern Nacht, der Fang auf der Doggerbank.

S. M. S. „München", 18. April 1916. Ihr beklagt Euch über allzu spärliche Nachrichten von mir. Aber es ist so schwer, viel von sich zu schreiben, ohne dabei Aufenthalt, Bewegungen und Tätigkeit des Schiffes zu erwähnen. Die Briefzensur ist sehr sorgfältig, und oft kommen Briefe zurück, deren Inhalt unbeabsichtigt etwas enthält, was auf militärische Sachen Schlüsse zu ziehen zuläßt.

Kiel, den 1. Mai 1916.

Seit gestern bin ich in Kiel. Wir haben jetzt eine schöne Zeit hier, fast wie im Frieden, wunderbares Wetter, schöne Umgebung mit schönen Spaziergängen. Gegen Kiel ist Wilhelmshaven doch eine recht häßliche Stadt. In den Ostertagen waren unsere Schiffe an der englischen Küste und haben mit Ostereiern geworfen. Eine feine Sache. Nun auf Wiedersehen. Viele herzliche Grüße von Eurem Karl.

Landesbibliothek Oldenburg



Ernst Boschen

Landesbibliothek Oldenburg



Hauptmann Putz, Hauptmann v. Gräffendorff, Adjutant v. Möller, × Ernst Boschen
Kompagnieführer Bataillonsführer

Landesbibliothek Oldenburg

Ernst Boschen

Bildhauer, Feldwebel-Leutnant, Sohn des Bildhauers Heinrich Boschen in Oldenburg, geboren am 2. August 1877, besuchte das Gymnasium und die Oberrealschule seiner Vaterstadt und studierte bei Bildhauer Professor Rassau in Dresden. Er besuchte dann die Kunstakademien in Dresden und in München, wo er Schüler in Professor Eberleins Meisterklasse war. Darauf wurde er plötzlich nach Oldenburg gerufen, um in die Fabrik seines Vaters einzutreten. Damit gab er die Künstlerlaufbahn auf. Von bleibendem Wert ist die von ihm geschaffene Büste des Dr. med. Schüßler, dessen Grab auch ein Relief von seiner Hand schmückt. Im Jahre 1904 übernahm er die Leitung der Fabrik. Vom 1. Oktober 1900 bis 30. September 1901 hatte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger beim 13. Jägerbataillon in Dresden genügt. Nach Ausbruch des Krieges wurde er am 1. September 1914 als Vizefeldwebel zum 23. Reserve-Jägerbataillon einberufen, und er hat von Oktober 1914 bis zum 11. September 1916 an allen Gefechten des Bataillons teilgenommen. Das Eiserne Kreuz II. erwarb er für die Kämpfe bei Ypern am 21. Oktober 1914, zum Eisernen Kreuz I. war er eingegeben, als er den Heldentod fand. Am 11. September 1916 morgens gegen 6 Uhr wurde er beim Sturmangriff auf dem Stefulec b. d. Baba Ludowa in den Karpathen an der Spitze eines kleinen Häufleins durch Bauchschuß tödlich verwundet. Die Stellung geriet in russische Hände, wurde aber kurze Zeit darauf vorübergehend wieder gewonnen, und diese Frist benutzten die Deutschen, um am 15. September nachts die rühmlich Gefallenen in die Erde zu betten. Seine feinsinnige, vornehme, gute Art hat sich auch im Kriege nicht verleugnet. „Solch ein Führer!“ sagte ein Jäger aus, „Sie glauben nicht, wie wir an ihm gehangen haben, und wie er für seine Leute gut gesorgt hat; und wenn es hieß, es geht mit Leutnant Boschen, gleichviel wohin, so sind die Leute mit Jubel dabei gewesen.“ Ein anderer äußerte sich in ähnlichem Sinne: er sei der Liebling des ganzen Bataillons gewesen. Zwei Jahre lang war er immer vorn gewesen und stets als erster aus dem Graben herausgesprungen. Seine hervorragenden Leistungen sind dienstlich der ganzen Division bekannt gegeben worden. Der Kommandeur des 23. Reserve-Jägerbataillons schrieb an die Gattin: „Ihr Herr Gemahl ist der letzte Offizier des Bataillons gewesen, der an allen Schlachten teilgenommen hat, und für jedermann war er ein leuchtendes Beispiel. Wir alle bedauern den Verlust dieses famosen, schneidigen Kameraden, der in allen Lagen den Platz, auf den er gestellt wurde, in hervorragender Weise ausfüllte, und ich hoffe, daß sein Vorbild uns allen ein Beispiel der rücksichtslosesten Pflichterfüllung sein wird, dem wir nachzustreben bemüht sein müssen.“ Sein Kompagnieführer schrieb: „Seine Erfahrung hatte auch in prak-

Landesbibliothek Oldenburg

tischer Hinsicht der Kompagnie und mir viele Vorteile gebracht. Ich habe nie einen besseren Berater gefunden und eine bessere Stütze gehabt."

Feldpostbriefe.

15. Oktober 1914.

Nach etwa 70stündiger Eisenbahnfahrt bis Gramont sind wir heute gegen 1/2 3 Uhr hier angekommen. Die Fahrt erst durch Deutschland und dann durch fast ganz Belgien war sehr interessant. Der Unterschied, wie uns die Bevölkerung hier begrüßt und in Deutschland, ist gar nicht zu beschreiben, aber natürlich auch selbstverständlich. Hier sitzen die Leute hinter den Gardinen, man sieht fast niemand auf der Straße. Die Offiziere und wir Feldwebel haben uns in einem verlassenen Hause einquartiert; aus einigen Karten konnte ich ersehen, daß die Adresse v. d. Bosche ist. Das hat natürlich Spaß gemacht. Wir sind in ganz vorgeschobener Stellung. Soviel bekannt ist, sollen wir den aus Antwerpen abgezogenen Feind, der jetzt in Gent liegen soll, um sich nach Ostende zurückzuziehen, aufhalten, ihn schlagen, resp. gefangen nehmen. Es wird schon für morgen ein Zusammentreffen erwartet. Ich muß jetzt zum Dienst, und der besteht darin: im Keller hatte ein Gefreiter (Oldenburger) eine verdächtige Mauer gefunden. Wir haben sie eingerissen und fanden dahinter einen Weinkeller mit mehreren tausend Flaschen. Wenn das nicht in Feindesland wäre und man sich nicht vorsehen müßte, wie würde das enden!

Markehem, 17. Oktober 1914.

Morgen denken wir an den Feind zu kommen. Heute war auch der erste Tag, an dem es schon etwas kriegerisch aussah. Autos, Patrouillen, Artillerie, alles durcheinander, dazwischen marschierten wir.

Ost-Roosebeke, 18. Oktober 1914.

Wir gehen hier so hin und her, immer wie es der Engländer will, den wir erwischen wollen. Gestern lagen wir in einem Spital, wo noch in der Nacht vorher Flüchtlinge gelegen hatten. Die ganze Kompagnie hat heute Hühner gefangen und gebraten und gekocht. Wir waren früh um 7 Uhr abmarschiert, und um 8 Uhr abends bekam ich meine Hühnersuppe. Die war dann aber auch wirklich gut und vor allem heiß. Von Unfreundlichkeit der Bevölkerung kann man nicht sprechen. Die Leute sind freundlich und in jeder Weise entgegenkommend, so daß es einem oft leid tut, wenn man viel von ihnen verlangen muß. Heute weinte mir ein Mann was vor, der für 2 Tage mit uns sollte, um die Bagage zu fahren. Ich konnte es jedoch noch abändern. Unendlich viele Flüchtlinge sieht man, die in ihre Heimat zurück wollen. Die machen ganz vergnügte Gesichter und sagen: „Deutscher Soldat sehr brav." Die müssen alle sehr verhetzt gewesen sein. Sogar die Pastoren grüßen uns schon höflich.

Landesbibliothek Oldenburg

Langemark, 27. Oktober 1914.

Jetzt sitzen wir den fünften Tag im Schützengraben. Wir dürfen ihn überhaupt nicht mehr verlassen, weil es zu gefährlich ist. Es liegen Infanterie und Seesoldaten darin. Granaten-, Schrapnell- und Gewehrfeuer fortwährend Tag und Nacht, man kümmert sich kaum noch darum. Die Marine-Infanterie stürmt gerade ein Dorf, somit doppelter Spektakel. Nachts manchmal geradezu unheimlich; man glaubt, die Erde will platzen. Es sollen uns 80000 Mann entgegenstehen. Am Mittwoch, den 21., hatten wir ein unglückliches Gefecht, wurden zurückgeschlagen, da uns überraschend Artillerie gegenüberstand und der Rückzugsbefehl zu spät durchkommen konnte. Bisher hat unsere Kompagnie 81 Mann verloren. Ich mußte mit meinem Zuge den Rückzug des Bataillons decken,[1]) landete schließlich mit 12 Mann bei dem 234. Infanterie-Regiment. Ich mußte die verwundeten Kameraden zurücklassen, sie haben sich aber doch teils wieder eingefunden. Ich hatte selbst einen Schuß durch den Tschako bekommen, 2 cm über dem Kopf, dann noch eine Schrapnellkugel auf den rechten Arm, es war sehr schmerzhaft, gab aber nur einen großen blau-grün-gelben Fleck. Heute flog ein Granatsplitter in meine Deckung, dicht am Ohr vorbei. Die Kerls schießen nicht schlecht. Munition taugt wenig. Es gibt viele Verwundete, verhältnismäßig wenig Tote.

Groß-Roosebeke, 5. November 1914.

Wie ich schon schrieb, sind wir nicht mehr in den Schützengräben. Die Ruhe, die wir haben sollten, ist leider ganz anders ausgefallen als ich mir dachte. Wir haben wohl Ruhe, liegen aber Tag und Nacht in Bereitschaft. Im Schützengraben war es auch insofern interessanter, als immer etwas Neues passierte, d. h. man konnte immer feststellen, mit was für Geschossen unsere Artillerie schoß, und mit was für Kaliber, dann was der Feind machte. Viel Spaß machte es uns, daß immer plötzlich zwischen dem Dröhnen der großen Geschütze wir vereinzelt Gewehrfeuer bekamen. Trotz vieler Patrouillen war es nicht möglich, den Schützen zu finden. Mehrere Häuser wurden allein deswegen abgebrannt. Allgemein bei Infanterie und Artillerie hieß dieser Schütze der „tolle August". Im Schützengraben konnte man auch mal eine Extraportion Essen erwischen. Ich hatte in letzter Zeit viele Zigarren, und eine Zigarre ist mehr wert als bares Geld. Eine Hühnersuppe mit einem ganzen Huhn darin, gut zubereitet, bekam ich schon für 2 Zigarren und ein kleines Stück Schokolade. Ein Schweinskotelett kostet auch 1 Zigarre. Geld wird kaum beachtet, das haben wir alle genügend. In den Städten, wo wir durchzogen, waren Türen und Fenster kaputt, alles zerwühlt. Wer das sieht, dem läuft es heiß und kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß es zu Hause auch so aussehen könnte. Und gerne wird jeder noch ein Jahr draußen bleiben,

[1]) Wie er bei seinem ersten Urlaub erzählte, tat er es freiwillig und erhielt dafür das Eiserne Kreuz II. Das Gerücht ging, er sei gefallen.

Landesbibliothek Oldenburg

wenn das dazu nötig wäre, um den Feind von der Heimat wegzuhalten. Es ist einfach grauenhaft! Das Vieh läuft haufenweise verwildert herum und umkreist brüllend die brennenden Gehöfte. Alle Tage werden einige weggefangen und geschlachtet. Vor einigen Tagen war ich, um mich zu waschen, ins Dorf gegangen, wo unsere Küche ist. Unter Schrapnell- und Granatenfeuer wurde da von 3 Jägern eine dicke Sau gefangen. Es fehlte natürlich auch an Schlachtwerkzeug. Im Moment, wo die Sau mit dem Knüppel den Betäubungsschlag kriegen sollte, sauste eine Granate herein und schlug dicht dabei ein. Zum Gaudium der Zuschauer ließen die Leute vor Schreck die Sau los, um Deckung zu suchen. Kaum war der Pulverrauch fort, so wurde die Saujagd fortgesetzt und dann auch glücklich erledigt. Vor allem gegen Gewehrfeuer der Feinde wird man sehr gleichgültig, die schießen durchweg uns über die Köpfe weg.

Poelcappelle, 22. November 1914.

Ich weiß nichts zu schreiben, es ist mir, als erlebte ich nichts — dabei seit Wochen in einem blutigen Gefecht. Unsere Kompagnie stellt noch ca. 70 Jäger als Gefechtsstärke. Viel Krankheit. Mir geht es gut, Rheuma in den Schultern, aber zu ertragen, habe nur des Nachts Schmerzen. Heute geht es wieder in den Schützengraben, liegen dort teils nur 40 m vom Feinde. Der scheint wenig Artillerie zu haben. Hatte heute viel Arbeit, mußte helfen Löhnung zu machen. Ich bin jetzt so Mädchen für alles, habe keine Offiziere mehr und muß im Gefecht den Feldwebel vertreten. Alles fast wendet sich an mich, soll immer alles haben oder dafür sorgen. Von den 16 Oberjägern sind jetzt noch 3 Mann hier, ist traurig. Von den Abgängen, auch der Mannschaft, fast $^1/_3$ krank, Ruhr! Deine Begeisterung, l. E., ist wohl angebracht. Ohne diese läßt sich ein Krieg nicht ausdenken. Wir halten es schon leichter aus, bis zum letzten zu kämpfen; denn täglich sehen wir die grauenhaften Verwüstungen und Vernichtungen von Privateigentum. Auf den Äckern und Wiesen läuft viel halbverhungertes, krankes Vieh herum. Wer das braucht, schlachtet. Kein Tag ohne Kanonendonner und Gewehrfeuer nun schon seit Wochen. Truppen, die seit Anfang August in Frankreich waren, sagen, etwas Ähnliches hätten sie nicht erlebt.

Poelcappelle, 30. November 1914.

Es ist nicht so einfach, hier Briefe zu schreiben. Wenn aber 5—6 Mann einem auf die Finger gucken, ist es schwierig. Platz ist auch nicht vorhanden. Unsere Unterstände im Schützengraben sind klein und unbequem. Wenn Du Schützengräben beschrieben liest, wo alles Mögliche eingerichtet ist, so ist das hier in Flandern ganz bestimmt nicht. Hier ist alles naß und feucht, beim Regen fallen die Gräben ein, dann muß wieder geschaufelt und gegraben werden, dabei fehlt es uns an Leuten zum Besetzen der Gräben. Unsere Kompagnie stellt nur noch 65 Gewehre, da gibt es viele Wachen und Posten und stete Bereitschaft. Auch an den Ruhetagen, wie heute, gibt es keine Ruhe. Wir liegen im Schweinestall,

Landesbibliothek Oldenburg

den wir uns ganz wohnlich eingerichtet haben. Das ist humoristisch und muntert auf. Zu essen und zu trinken gibt es genug, fast zu viel. Schlachtfelder, wie Du sie auf Bildern siehst, bestehen hier nicht. Der ganze Acker ist aufgewühlt, ein Schützengraben hinter dem anderen, dazwischen die Verbindungsgänge. Gehöfte und Häuser zerschossen. Alles ruiniert. Dabei fortwährend der Kanonendonner Tag und Nacht. Bei all den Strapazen und Entbehrungen, habe doch nun 6 Wochen Zeug und Stiefel kaum vom Leibe gehabt, geht es mir gut. Kaum einer der ganzen Kompagnie ist so gut auf dem Damm wie ich. Auch der gute Humor hat mich noch nicht verlassen, und kann ich noch viel dazu beitragen, die Stimmung wieder aufzufrischen. Aber wie freue ich mich, daß Du den Kopf hoch behältst und mutig, zuversichtlich und begeistert auf das Ende warteſt, das ja nun bald kommen muß. Wäre ich nur wieder zu Hause und fände meine liebe Gesellschaft gesund und munter wieder vor! Wie sehne ich mich danach!

Poelcappelle, 6. Dezember 1914.

Jetzt sind wir seit gestern in einem Quartier, das wir uns mit Mühe bequem eingerichtet haben, da es hieß, wir blieben länger liegen, und nun kommt schon die Nachricht, heute abend ginge es weiter. Wir sollen einige Tage in Ruhe. Das ist aber auch groß nötig. Das ganze Bataillon hat stark gelitten, nicht die Hälfte ist mehr da. Wir haben auch viel Fußkranke, die haben erfrorene Füße. Ich hörte von einigen Leuten, die uns im vorigen Graben ablösten, daß denen die Füße abgenommen werden müßten. Ich habe unter kalten Füßen wenig zu leiden. Vor einigen Tagen haben wir dem Feind die Siegesnachricht von Hindenburg, mit einigen Zigaretten versüßt, in seinen Schützengraben geworfen, der höchstens 30 m vor uns liegt. Wir haben hier jetzt häufig ganz unheimliche Kanonaden mit anzusehen und anzuhören. Abgesehen davon, daß das für uns selbst auch recht gefährlich ist, so ist das ein derart großartiges und schauriges Schauspiel, daß wohl keiner, der das mit erlebt hat, es je wieder vergessen wird. Wenn dann die Sonne aufgehen will, so hört häufig der Schlachtenlärm auf. So auch vorgestern, da habe ich einen Sonnenaufgang und eine Wolkenbildung gesehen, dazwischen die Wolken von Pulverrauch, wie man es sich unheimlicher nicht vorstellen kann. Vom Krieg kann ich Dir nicht schreiben, die Einzelheiten sind durchweg zu grauenhaft, um sie zu schildern. Draußen rollt wieder ununterbrochen scharfer Kanonendonner, die Fenster zittern, als wollten sie jeden Augenblick zerspringen. Hier wird jetzt oft vom Frieden gesprochen. Aber trotz der Gefahren und Strapazen sagt jeder vernünftige Mensch: Lieber noch lange Zeit im Felde bleiben, als jetzt einen Kompromiß mit den Feinden schließen, wo wir nicht ganz gut wegkommen und ein Friede nicht für lange, lange Zeit uns sicher ist. Auszudenken, daß ein solcher Krieg bei uns ausgefochten würde, ist einfach fürchterlich. Die anderen haben noch Instruktion, ich bin beauftragt, Kakao zu kochen. Dann muß ich noch nähen und Knöpfe nachsehen, Strümpfe habe ich auch schon gewaschen.

Landesbibliothek Oldenburg

16. Dezember 1914. Die Leute singen unter Leitung eines Opernsängers, der bei uns als Kriegsfreiwilliger ist, schon Weihnachtslieder. Sie singen sehr gut, viele Harzer sind darunter, also geborene Roller. Hier ist große Aufregung, da wir heute 40 Mann Ersatz aus Marburg bekommen. Da erwartet mancher einen Freund zurück.

West-Roosebeke, 27. Dezember 1914.

Du glaubst nicht, wie mich Eure vielen lieben Pakete in Verzweiflung gebracht haben. Ich war gerade gemütlich beim Auspacken, da hieß es, „sofort marschfertig, Abmarsch nach West-Roosebeke". Außer vier großen Weihnachtspaketen waren auch viele kleine Sachen da. Ich habe dann alles, zum Teil ausgepackt oder noch zu, in einen großen Sack geworfen und mit der Gullaschkanone transportieren lassen. Hier war dann die ganze Geschichte durcheinander, so daß ich meist nicht mehr weiß, in welchem Paket die einzelnen Sachen waren. Wir sind alle so schreibfaul, dabei heißhungrig auf Briefe aus der Heimat und besonders von unseren Lieben. Weihnachtsabend war sehr stimmungsvoll. Ich hatte in meinem Quartier einen kleinen schönen Baum, den v. d. Knesebek stundenweit hergeholt hatte, aufgeputzt vor einen Spiegel gestellt. Mein Opernsänger mit 7 weiteren Sängern stimmten an: „O, du fröhliche" — „Stille Nacht" — „Wir treten mit Beten". Dazwischen eine kurze Ansprache des Kompagnieführers. Die Kompagnie war im Sturmgepäck gekommen, d. h. mit Mantel gerollt, Tschako, Gewehr und 180 Patronen, da jeden Augenblick Alarm erwartet wurde. Dazwischen das Rollen der schweren Geschütze. Das war ein Weihnachtsabend, der den meisten durch Mark und Bein ging. Mancher würgte mit den Tränen.

West-Roosebeke, 25. Januar 1915.

Was wohl mit uns wird? Wir haben unseren Ersatz bisher nicht bekommen. Über die Hälfte unseres ersten Ersatzes ist auch schon wieder verloren und weg. Wir sind nur ein halbes Bataillon. Unserer Meinung nach können sie mit uns nichts anfangen, da wir zu schwach sind, um einen Abschnitt allein zu besetzen, und zu stark, um einfach irgendwo eingereiht zu werden. Fürs erste liegen wir also in Reserve. Letzte Nacht war ich mit der ganzen Kompagnie zu den Pionieren, um dort zu helfen. Es machte mir Spaß, mal wieder ganz selbständig Leute zur Arbeit anstellen zu können und dabei möglichst schnell und praktisch vorzugehen. Der Pionier-Offizier fragte mich auch bald, ob ich Fachmann sei.

St. Julien, 29. April 1915.

Wir wußten schon am 9. April, daß wir den Sturm auf Langemark machen sollten, waren auch ganz damit einverstanden. Doch galten Langemark und die davor liegenden Gräben als ganz besonders stark befestigt. Bei unserem Sturm stellte sich dann heraus, daß die ganze Sache nur halb so schlimm war. An dem Sturmtage waren unsere Verluste nicht groß, sogar unbedeutend. Die gewonnene Stellung vor Ypern hielten wir darauf einen Tag und wurden dann abgelöst. In

Landesbibliothek Oldenburg

der Nacht marschierten wir zurück nach Langemark, um am 24. den Sturm auf St. Julien mitzumachen. Das gab ein offenes Feldgefecht. Wir waren eigentlich Reserve, sind aber durch ein vor uns stehendes Regiment durchgebrochen, und nun lagen wir an der Spitze. Wir hätten ruhig noch einen Kilometer weiter kommen können. Das Leiden sind nur immer die Anschlüsse. Auch jetzt bekommen wir Flankenfeuer. Die Jäger haben gut abgeschnitten. Soviel ich höre, gibt es diverse Kreuze, und Mannschaften sollen befördert werden. Auch soll der Kommandeur das Eiserne Kreuz I bekommen. Unsere Verluste sind nicht sehr hoch, 11—12 Offiziere und Zugführer, 160 Mann, 2 Oldenburger sind dabei. Unser Bataillon ist jetzt beinahe einmal aufgebraucht; die Alten, die mit ausgerückt sind, werden von Tag zu Tag seltener. Die Verluste der Engländer müssen enorm sein, sie liefen wie die Hasen und fielen wie die Fliegen. Es waren für uns wohl schwere und aufregende Tage, aber groß ist die Freude jetzt, daß es gerade Engländer waren. Der Haß der Mannschaften ist kaum zu bändigen. „Jetzt frißt die Bande uns keine Kartoffeln mehr auf," lautet der Fachausdruck.

Etwa 4 km vor Ypern, 5. Mai 1915.

Wir sind jetzt also 4 Wochen in vorderster Linie. In der Zeit habe ich 7 Stunden ein Dach überm Kopf gehabt. Wir wurden immer vorgeschickt, wo was Besonderes los war.

7. Mai 1915. Gestern wurde ich zum Kompagnieführer geholt; der fragte mich, ob ich Offizier werden wollte, und ob er mich vorschlagen sollte. Ich habe gebeten, das nicht zu tun; denn dann habe ich Aussicht, sogar sichere, zu irgend einem neuen Regiment zu kommen.

St. Julien, 10. Mai 1915. (Kämpfe bei Ypern.)

Schon seit 8 Wochen lag hier was in der Luft. Am 9. April rückten wir in den Graben vor Langemark. Uns wurde gesagt, wir sollten stürmen mit entsprechender Vorbereitung. Im Graben war es sehr lebhaft, wurde viel geschossen, mehr als üblich. Auch der Gegner hatte was gemerkt, zumal da eines Nachts ein Zeppelin erschien. Dies gab ein wahnsinniges Feuer der Feinde ab. Der Zeppelin schien genau die Front abzufahren, und immerwährend wurde er befeuert, ebenso auf der Rückfahrt. Nachdem wir fast jede Nacht alarmiert waren, kamen wir am 20. April zurück und morgens am 21. gegen 4 Uhr ins Quartier. Lange dauerte die Freude nicht; denn wir mußten denselben Abend wieder fort nach Langemark. Die Nacht und den nächsten Tag warteten wir auf den Befehl zum Sturm (resp. wir warteten auf den Wind). Um 6 Uhr kam dann der Befehl. Es war uns doch allen unheimlich! Nach 5 Minuten fingen die Franzosen, meist Farbige, an zu laufen, und wir feuerten hinterher. Nach weiteren 10 Minuten stiegen wir über die Böschung, und es setzte dann auch ein riesiges Feuer der feindlichen Artillerie ein, sehr bald schossen die aber über uns weg und stellten auch das Feuer ein. Wir fanden die Batterie dann verlassen vor. Da der Gegner

Landesbibliothek Oldenburg

schneller und weiter gelaufen war, als wie wohl von unserer Leitung angenommen war, so konnten wir es nicht übers Herz bringen, dort uns einzugraben, wo uns befohlen war. Auch rechts und links die Infanterie ging mit weiter vor, nur einzelne ängstliche Zugführer sind mit ihren Zügen zurückgeblieben. Dadurch war es uns natürlich schwer gemacht, die Verbindung zu halten. Auch unsere Artillerie hatte nicht gute Beobachtung, und wir hatten dadurch ziemliche Verluste, sonst schoß sie aber großartig, nur ahnte sie nicht, daß wir über unser Ziel so bedeutend hinausgelaufen waren; und unsere Zeichen mit Leuchtkugeln sind nicht ganz klar. Gegen 12 Uhr hatten wir am 22. April riesige Drahtverhaue zur Befestigung nördlich von Ypern erreicht; wahrscheinlich lag eine Aufnahmestellung dahinter. Uns tat es in der Seele weh, daß wir nicht bis Ypern gelaufen waren. Aber wir hatten so kaum Verbindung. Dann waren wir auch zu schwach und hatten noch einzelne versprengte kleine feindliche Abteilungen im Rücken. Gegen Morgen wurde es beim Feinde lebhaft, ihm war die Lage auch wohl unklar, und er riskierte wenig. Unsere Verluste waren wieder nicht bedeutend, nur waren viele Leute versprengt, ein Zug zurückgeblieben, einige mit Verwundeten und Gefangenen zurück. Um 10 Uhr abends am 23. April wurden wir von den 238ern abgelöst. Wir rückten nach Langemark zurück. Die Gräben der Franzosen und die Befestigungen von Langemark sind sehr nachlässig gemacht. Wir wollten gar nicht glauben, daß wir so wenig Gräben und so schlechte Deckungen fanden. Langemark ist vollständig verwüstet. Der Feind muß riesig verloren haben, trotzdem findet man keine Gräber, ich glaube, die vergraben die Gefallenen wie räudige Hunde. Von gefallenen Offizieren habe ich noch alte Kreuze gefunden, die schon ein halbes Jahr im Pionierdepot lagen, ohne daß sich jemand darum gekümmert hätte. Da sieht es doch bei uns anders aus! Um 4 Uhr rückten wir wieder ab als Brigadereserve. Schon bald hieß es „Jäger vor". An der Weggabelung Langemark, Ypern und Poel-Cappelle stockte es. Die Infanterie hatte noch nicht mal ihre eigene Reserve eingesetzt; erst als wir vorne waren, kam sie zum Teil nach. Vor uns liefen die Kanadier wie die Hasen. Wir griffen auch einen Hauptmann von einer Maschinengewehrabteilung. Der Lump hatte die weiße Fahne gezeigt, und dann ist noch geschossen worden. In West-Roosebeeke ist er vors Kriegsgericht gestellt, jedoch nicht erschossen. Am Nachmittag wurde ich mit meinem Zug nochmals in einen feindlichen Graben vorgeschoben. Da war es eklig, wir standen zum Teil auf den gefallenen Kanadiern. Da wir auch schlechte Geländeübersicht hatten, so bat ich in meiner Meldung um Einziehung dieses vorgeschobenen Postens. Wurde auch gleich gemacht. Hier habe ich viel gesehen und erlebt, was ich jetzt nicht so schreiben kann. Am 25. April früh wurden wir in heftigstem Schrapnellfeuer zurückgezogen. Am 25., 26., 27. haben wir immer wieder in vordere Stellungen müssen, da wieder „gestunken" werden sollte. Der Wind war aber ungünstig. Wir lagen häufiger in englischen Gräben, die sind schrecklich zugerichtet. Arme,

Landesbibliothek Oldenburg

Beine, Köpfe, Körper, Hände, Füße, alles einzeln oder zusammenhängend, lag dort herum. Am 28. war hier ziemliche Ruhe, wir wurden nicht gebraucht. Am 3. Mai $^3/_4$6 Uhr sahen wir, daß vorne gestunken wurde, das soll vorzeitig durch ein Versehen passiert sein. Wir in Eilmärschen nach vorne, wieder beim Einschwärmen viel Feuer durch Artillerie. Wir blieben die Nacht vorne und machten mit 2 Kompagnien Infanterie noch einen Sturm, mußten aber zurück. Am 4. Mai war ein schlechter Tag, wir bekamen von 2 Seiten Feuer, 8 Stunden beschoß uns die Artillerie mit verschiedenen Kalibern ohne Pause, stets 2 Stinkgranaten, dann 2 Schrapnells. Wir liefen aber nicht, und so nützten die Granaten nichts. Der ganze Graben sah gelb aus, es stinkt eklig. Aber der Gegner versteht auch das nicht so gut wie wir. Die Artillerie schießt schlecht, hat keine Beobachtung und viele Blindgänger. Ich zählte mal 34 Blindgänger hintereinander. Unsere Artillerie hat ganz andere Wirkung, besonders das 12 cm Einheitsgeschoß (Granate und Schrapnell zusammen), in den Schützengräben. Am nächsten Tag besetzten wir dann den Punkt (westlich von Fortuin, nordöstlich von Ypern), der am Morgen des 4. Mai hatte wieder aufgegeben werden müssen; unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet, es war alles aufgewühlt. Von hier aus konnten wir dann den ganzen Tag eine wahnsinnige Kanonade beobachten. Die Gefangenen behaupten, sie wären fast verrückt geworden. Wir lagen den Tag und die Nacht wieder in vorderster Linie, konnten gut beobachten, wurden selbst nur mäßig von Artillerie beschossen. Gehöfte und Dörfer vor uns sind nur noch Trümmer. Wir wurden von Marine-Infanterie abgelöst, denen wir auch bis heute unterstellt sind. Wir bekommen täglich unsere Ration Granaten und dürfen den Graben nicht verlassen. Vier Wochen ohne Unterbrechung, das geht auf die Nerven und kostet auch Menschen.

Poelcapelle, 20. 5. 15.

Die letzten Wochen haben uns alle recht kaputt gemacht. Ich habe zu nichts Ruhe, habe auch keine Gedanken mehr, aber auch jedem, den man spricht, geht es ebenso. Urlaub gibt es nicht, ist ganz ausgeschlossen. Wenn die Lumpen, die Italiener, noch anfangen sollten, dann kann es noch lange dauern.

Vor Ypern, 9. 8. 15 (nach dem ersten Urlaub, 3.—13. 7. 15).

Wir liegen auf der Höhe, der Gegner im Tal, und können weit ins Tal sehen, so daß man viel Zeitvertreib hat. Ypern wird immer kleiner. Es wird in den letzten Tagen abends und nachts viel geschossen. Alle Kaliber arbeiten: Minen von 240 Pfd., 42 cm, 21 cm, 15 cm und alle anderen kleinen Kläffer. Wenn das alles gleichzeitig geht, so wie gestern, und der Gegner dagegen anbrüllt mit seinen Kanonen, so gibt das ein Konzert, wie Ihr Euch zu Hause das nicht vorstellen könnt. Dabei fühlt man sich aber noch ganz sicher, nur zuweilen verschwindet man mit affenartiger Geschwindigkeit. Aber bald treibt die Neugierde einen wieder hervor, und man beobachtet mit viel Interesse und „Sachkenntnis" die Einschläge.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn die 42er in Ypern einschlagen, so gehen die Staubwolken turmhoch, weit über die noch stehenden Türme; d. h. von den Türmen stehen eigentlich nur noch einzelne Mauern, die Hauben sind meist weg, und auch die Reste haben schon viel wegbekommen, sind aber doch wohl nicht so ganz leicht in Trümmer zu legen. Jetzt sollen in Ypern die neuen Truppen (Neger) liegen, diese Beschießung wird deren Mut recht stärken.

Calve, 20. 9. 15.

Wer das hier nicht gesehen hat, weiß nicht, was das Wort „Erdbefestigung" bedeutet; und welche unheimlichen Mittel gibt es, einen Angriff abzuwehren. Das kannten wir im vorigen Winter alles nicht und fühlten uns doch stark genug, jeden Angriff des uns an Zahl weit überlegenen Gegners abzuweisen. Du fragst nach meinem Offiziersjäger Ptak. Das „ist sich ein serr kutes Kammeratt". Er läuft immer hinter mir her und meint: „Is sich geferrlich, muß sich mitgehen". Du solltest sehen, wie er mich abends einwickelt, wenns in die Falle geht. Hier in den Holzbuden wird es schon sehr kalt gegen Morgen. Mein Ptak sorgt gut für mich. Früh wird ein Kaffee gekocht, der wirklich gut ist, dazu gibt es Kaiser-Wilhelm-Schinken mit frischer Butter, Käse, Wurst. Dann wird nach nicht allzu langer Zeit gefrühstückt. Häufig gibt es zu Mittag dann gebratenes Fleisch mit Salzkartoffeln. Ptak rechnet für sich nur als Unterlage 20—25 Kartoffeln. Sollte ich von der mir stets reichlich zugedachten Portion etwas übriglassen, für das „Reichliche" sorgt er schon, da er für sich ohne Unterlage dasselbe anrichtet, so verschwindet auch das in kürzester Zeit. Zuerst füllte er mir mit den Worten: „Ißt sich Herr Leitnant zu wenig" einfach neu auf. Nachmittags gibts allerbesten Kakao mit Milch gekocht. Ich bekomme täglich eine Flasche frische Milch, die besorgt mir unser Küchen-Oberjäger. Jetzt kocht Ptak gemauste Birnen.

25. 9. 15. Ich habe immer viel Besuch in meiner Laube. Wie mir heute unser „Bubi" (unser jüngster Leutnant) sagte, ist es bei mir immer gemütlich, aber auch der einzigste Ort im Graben, wo es ihm gefällt. — Hurra, eben ein Flieger abgeschossen! Das war aufregend! Drei Deutsche verfolgten den Engländer. Ist einige tausend Meter hinter uns heruntergekommen. Ein lautes Hurra ging durch unsere Gräben.

1. 10. 15. Jetzt sind hier im Graben wieder ruhigere Tage. Der böse Feind hat sich ausgetobt, und besonders bei dem jetzigen schlechten Wetter verkriecht er sich. Hier ist für ihn nichts zu holen. Eine Freude hatte ich dieser Tage. Ich hatte, d. h. ich war dazu als Bärenführer befohlen, Besuch von einem alten Landsturmhäuptling, einem älteren Oberamtsrichter. Den sollte ich in die Geheimnisse des Schützengrabenlebens einweihen. Von einem Erstaunen fiel er ins andere. Es gefiel ihm großartig. Er schlief in meinem Unterstand, und ich freute mich über jede Maus und Ratte, die er entsetzt anguckte. Er ist vorzeitig ausgerissen und

Landesbibliothek Oldenburg

hat einen gelinden Nervenschock mitgenommen. Denn es kamen einige dicke Granaten in unsere Nähe, so daß der Unterstand etwas schaukelte. Für uns alte Krieger war es natürlich nur zum Lachen. Vor allem begriff er nicht, wie ein Mensch es aushalten kann, wochenlang in Kleidern und nassen Schuhen zu leben, dabei zu jeder Zeit, Tag und Nacht, bei jedem Wetter heraus zu müssen und dann noch gesund und höchst vergnügt zu sein. Von einem Erstaunen konnte er sich kaum erholen, nämlich als ich ihn mittags zum Essen einlud. Es gab gerade bei mir deutsches Beefsteak mit Salzkartoffeln, dazu eine Flasche Rotwein, hinterher Kaffee mit Milch. Das gibt es nun zwar so leicht bei keinem anderen, und die ältesten Frontschweine staunen, wie ich das immer fertig bringe. Deine Havanas bewunderte er sehr. Ptak machte ihm viel Spaß, das ist jetzt „der edle Pole". So manches, was uns natürlich scheint, begriff er kaum, auch daß wir uns einen Angriff des Feindes nur wünschen. Spaß wird es Dir machen, zu hören, daß sich so langsam in meinem Zuge eine Gruppe, das sind 8 Mann mit einem Oberjäger, von lauter Oldenburgern und Ostfriesen zusammengefunden hat. Die Kerls passen zusammen wie eine Familie. Wir sprechen auch nur Platt zusammen. Du solltest mal sehen, wie gemütlich ich es hier habe. Ich habe einen kleinen Ofen erfunden, der wird mit Holzkohle geheizt. Er funktioniert ganz großartig. Alle Augenblicke bekam ich zuerst Besuch, die alle den Ofen nachmachen. Holzkohle kann ich wohl in großen Mengen kriegen, aber wie ich zuerst einige Pfund haben wollte, ging es nicht. Jetzt habe ich 150 Kilo verlangt, — schon sind sie da. Echt preußische Miliz! Es macht mir viel Spaß, wenn ich so etwas gefunden habe. Schon manches ist hier so gang und gäbe in der Kompagnie, was ich erst eingeführt habe. Natürlich alles nur Kleinigkeiten.

14. 11. 15. Hier wird es wieder ungemütlich. Natürlich ist es nicht zu vergleichen mit den Zeiten im vorigen Jahr. Jetzt hat man doch wenigstens sichere Unterstände und halbwegs gemütliche Wohnlauben. Meine Laube ist in der Kompagnie, ja fast im Bataillon die gemütlichste. Es ist natürlich auch von uns was daran getan. Die Folge davon ist nun wieder viel Besuch. Schon früh morgens kommen die ersten, um einen Schluck heißen Kaffee zu erwischen, und so geht es fast den ganzen Tag weiter. Es ist sehr mühsam, die Stellungen hier zu halten, daß sie nicht einfallen und ersaufen. Kilometerlange Entwässerungen sind angelegt, dann Standbecken, von wo aus das Wasser in die Stellungen der tiefer liegenden Engländer geleitet wird. Gestern sind die denn auch bald ersoffen und haben übers freie Feld die Gräben verlassen. Das ist ihnen teuer zu stehen gekommen; denn fast $^3/_4$ Stunden spielten 3—4 unserer Maschinengewehre. Inzwischen hatte ich wieder Besuch von vier Leutnants. Gegen vorigen Winter und Frühling leben wir jetzt im Graben wie die Fürsten. Und doch hoffen wir bald eine längere Ruhe zu haben und an einen größeren Platz zu kommen, wo man auch etwas Abwechse-

Landesbibliothek Oldenburg

lung hat — hier wird man ganz döſig. Und dann die Läuſe! Die hätten mich in der letzten Zeit bald aufgefreſſen.

27. 12. 15. Dir, den Kindern und Großvater ein recht vergnügtes Proſit Neujahr! Ich werde an dem Tage im Schweineſtall ſein, dort iſt es jetzt ſchon ganz gemütlich. Ihr dürft alſo nicht glauben, daß wir zu Neujahr hier Trübſal blaſen werden.

17. Januar 1916. Mein lieber Junge! Recht viele herzliche Glückwünſche zu Deinem Geburtstage. Hoffentlich kannſt Du den Tag vergnügt verleben und Dir dazu noch einige Jungens einladen. Es iſt ſchade, daß Du heute nicht hier ſein kannſt. Es iſt wunderſchönes Wetter, da waren nun viele Flieger in der Luft, gegen 9 Uhr beobachteten wir 10 Flugzeuge, die miteinander kämpften. Ein Geſchwader Engländer verſuchte unſere Stellung zu überfliegen. Erſt bekamen ſie koloſſal viel Artilleriefeuer, dann wurden ſie von unſeren Fliegern angegriffen und auseinander getrieben und weiter verfolgt. Ein feindliches Flugzeug wurde dann ungefähr bei Roulers abgeſchoſſen und fiel ſchnell herunter. Das zweite Flugzeug, ein großer Kampfflieger wurde dann gerade über uns von einer Taube angegriffen. Immer ſchoß die Taube wie ein Falke auf den Feind los, der riß dann aus. So kreiſten die beiden lange über uns. Endlich war der Feind getroffen und fing an hoch in der Luft zu ſchaukeln. Immer wieder ſtieß die Taube darauf los. Zehn Minuten von Kalve entfernt ſtürzte er dann ab. Als wir hinkamen, lag die Maſchine auf dem Rücken, war alſo zuletzt noch umgekippt. Ein engliſcher Hauptmann war tot, der andere lebte noch und war unverwundet. Wie wir noch bei dem Apparat ſtanden, kamen wieder engliſche Flieger und wollten das Flugzeug mit Bomben zerſtören. Da ſetzte unſere Artillerie ein und verjagte die Feinde; dabei hat wieder einer was abbekommen; denn er überſchlug ſich und reiſte ſchnell ab, auch die andern verſchwanden. Über dieſe Verluſte ärgert ſich der Engländer natürlich ſehr und ſchießt jetzt wie verfault mit dicken Granaten in die Gegend. Unſere kleine Villa zittert bei jedem Schuß. Das hätteſt Du doch gewiß gerne miterlebt. Unſere neuen Kampfflugzeuge, die ſogenannten Fokker, haben ein feſtmontiertes Maſchinengewehr, alſo daß der ganze Apparat auf den Feind zielen muß. Dann ſchießt das Gewehr durch den Propeller. Eine unheimliche Erfindung. Hier gibt es ſchon Blumen auf den Wieſen, und die Kätzchen ſitzen ſchon an den Sträuchern. Nun nochmals viele herzliche Glückwünſche, mein lieber Heiner, auch viele Grüße an Mutter, Großvater und Geſchwiſter von Deinem Vater. [Urlaub 31. Januar bis 13. Februar 1916.]

25. 2. 16. Ich habe nun laut Bataillonsbefehl den Poſten als Graben- und Waſſeroffizier bekommen und Angaben für den Ausbau der geſamten Stellung zu machen, ebenſo für Entwäſſerung zu ſorgen. Alſo eigentlich Pionieroffizier. Das Angenehme bei dem Poſten iſt, daß ich ganz ſelbſtändig bin. Ich wohne nicht im

Landesbibliothek Oldenburg

Graben, sondern in einem Hause etwa 1 Stunde zurück. Für die Zeit bin ich aus der Kompagnie ausgeschieden und unterstehe direkt dem Oberstleutnant, habe also ein geregeltes Leben und jede Nacht meinen Schlaf. Ich habe den Schlaf auch nötig; denn ich bin immer müde und kann nicht mehr so wie früher mich zu jeder Tageszeit zum Schlafen hinlegen.

Westroosebeke, 28. 2. 16. Gestern kam der Befehl, und morgen melde ich mich in Gent bei der Rekrutenbrigade als Ausbildungsoffizier.

Gent, 21. 3. 16. Vorgestern rief mich der General zu sich mit meinem jetzigen Kompagnieführer und hielt mir eine lobende Ansprache für Verhalten vor dem Feinde.

Poelcapelle, 2. 4. 16. Mitte voriger Woche kam plötzlich der Befehl, daß sich die Ausbildungsbrigade marschbereit mache. Jetzt sitzen wir hier, um Arbeitsdienst zu tun.

29. April 1916. Montag früh geht es nach Gent zurück. [Urlaub.]

6. Juni 1916. Meine lieben Kinder! Zu dem schönen Pfingstfest will ich Euch viele herzliche Grüße schicken. Seid nur recht vergnügt an den Tagen und spielt im Garten. Hoffentlich ist dann das Wetter auch darnach. Wie werden der kleinen Elsa wohl die ersten Ferien gefallen? Nun muß ich Euch mal beschreiben, wo ich bin. Neben meinem Unterstand ist eine kleine Laube, die ist zwei Meter breit, lang und hoch. Draußen singen die Lerchen und ruft der Kuckuck, und in dieser Laube wohnen ich und — ein Schwalbenpaar. Ja, da wundert Ihr Euch! Gestern sind die Schwalben hier eingezogen und haben gleich angefangen, ihr Nest zu bauen. Das war nun sehr komisch. Zuerst kam die Schwalbenmama ins Fenster geflogen, der Vater blieb draußen und rief immer: „Sei vorsichtig, sei vorsichtig!“ Dann holte sie ihren Mann, der war aber sehr ängstlich und wollte nicht kommen. Da kam die Schwalbenmama allein wieder und brachte gleich den Schnabel voll Lehm mit und fing über dem Fenster an zu bauen, ungefähr einen Meter von meinem Kopf entfernt. Der Mann blieb aber draußen und rief wieder ganz ängstlich: „Weib, mach' schnell, sei vorsichtig, Barbaren sind drin.“ Übrigens scheint das ein ganz frecher Belgier zu sein. Die Mutter antwortete dann: „Ach, quatsch, halt's Maul.“ Ich glaube, der Mann war aber auch etwas faul; denn nachher setzte er sich auf die Tür und guckte zu, wie seine Frau arbeitete, und zwitscherte ihr dabei ganz vergnügt ein kleines Lied vor. Heute nun, da muß er schon tüchtig mit helfen und ist auch gar nicht ängstlich mehr. Aber die Frau ist viel fleißiger; und wenn sie nicht gut auf ihren Mann aufpaßt, so fliegt er, statt zu arbeiten, zwischendurch immer einer Fliege nach und schnappt sie sich. Gerade jetzt hat er sich dicht an meinem Kopf eine gefangen. Die Schwalben sind so schnell zutraulich geworden, daß sie auch kommen, wenn ich Besuch habe. Wenn die weiter so fleißig sind, dann wird der Rohbau wohl morgen fertig werden. Ganz fest wird

Landesbibliothek Oldenburg

der Mörtel, mit dem die Vögel bauen. Zu dem Lehm, den sie sich holen, kommt ihre klebrige Spucke, und dann ziehen sie lange kleine Halme und Haare dadurch. Mit dem Schnabel legen sie sich das zurecht und treten es mit dem Fuß fest. Soeben sagt der Schwalberich wieder zu seiner Frau: „Sei fleißig, sei fleißig." Dabei ist sie viel fleißiger als er. Ein ekliger belgischer Buffke, nicht wahr? Auch eine Katze ist hier im Graben, aber die ist ganz wild und hat auch viel zu tun; denn viele, viele Mäuse und Ratten sind hier. Nun, liebe kleine Gesellschaft, schreibt Eurem Vater auch mal wieder und seid recht herzlich gegrüßt von Eurem Vater. Übrigens mußten sich die Schwalben schon bei mir einmieten; denn hier gibt es auf viele Kilometer kein Haus mehr, die sind alle kaputt geschossen. Das Auflassen der Brieftauben in Gent war sehr interessant, ich hatte es noch nie gesehen.

28. Juni 1916. Ich hatte oder vielmehr habe ein Kommando für die Ausbildung im Minenwerfen. Ich sitze jetzt allein in Staden, das Bataillon ist fort nach Hooglandeken. Dort soll es ganz schön sein. Leutnant Haake war zum Quartiermachen dort und hat sich die Stellung gleich ganz genau angesehen. Er sagt: „So wiet as du kieken kannst, allet Water." Dort liegt der Feind 1700 m fort, geschossen kann nicht werden, da die Beobachtung fehlt; und die Patrouillen werden auf Kähnen gemacht. Aber da sollen alle etwas ängstlich sein; und wenn sich die gegnerischen Patrouillen sehen, so fahren sie im großen Bogen umeinander herum. Das ist mal ganz was anderes, und man freut sich im Bataillon allgemein darauf.

4. Juli 1916. Man sieht weit ins Land von unserem Posten, ich habe sogar schon die Dünen von Niewport gesehen. Der Überschwemmungsstreifen schwankt zwischen 1500 und 2000 m. Das Wasser steht nun nicht blank da, sondern ist von Wasserpflanzen überwuchert. Die Gräben können natürlich nicht in der Erde sein, sondern liegen vollständig über der Erde. Zum Teil sind sie schon ganz fertig aus Beton, sollen aber alle so werden. Das hätten wir uns wohl alle nicht träumen lassen. Daran können sich die Gegner noch die Zähne ausbeißen, und dann nützt es ihnen auch noch nichts. Denn die durchlaufende Hauptverteidigungsstellung ist auch fertig. Wir feiern hier das Standhalten unserer Truppen als Sieg. Kaum können wir begreifen, daß es uns gelungen ist, zum größten Teil die vorderste Stellung zu halten; denn die erste Linie ist die am wenigsten wichtige und kann naturgemäß auch am wenigsten gut ausgebaut werden, was sich schon durch die Nähe des Gegners von selbst ergibt. Hier haben wir immer den ersten Graben mit Aufnahmegraben oder Riegelstellung, dann zweite Stellung und dann die noch stärker und raffinierter angelegte dritte Stellung mit Stützpunkten. Nach unserer Meinung, die wir doch grade von den vordersten Linien was verstehen, ist die erste Stellung bei einem richtigen Trommelfeuer nie zu halten, wird auch meist rechtzeitig, bis auf einige Posten, geräumt. Doch ein Sturm selbst auf den fast

Landesbibliothek Oldenburg

leeren Graben kostet dem Angreifer viel Blut, da meist fast immer aus der Riegelstellung mit Maschinengewehren und Gewehren geschossen werden kann.

Den 1. August 1916. Anstatt nun zu Hause in Urlaub zu sitzen, bin ich einige tausend Kilometer weit weg, und wir dürfen fürs erste gar nicht an Urlaub denken. Der Befehl zum Verladen traf uns sehr plötzlich. Ich saß gerade in der Badewanne! So etwas wird hier so leicht nicht vorkommen. Seit dem 20. Juli habe ich keine Nachricht von Euch, Ihr aber wohl auch nicht von mir; denn es war natürlich gleich Postsperre. Die Reise war sehr schön, 108 Stunden waren wir auf der Bahn. Auf der Durchfahrt durch Deutschland und Österreich wurden wir überall sehr herzlich begrüßt. Aber man merkte doch sehr, wo die Leute an den Grenzen in Angst gelebt hatten, da war doch die Begeisterung ganz bedeutend größer. Hier sind schon viele Flüchtlinge, auch auf der Bahn kommen uns Züge voll entgegen. Ich war bei einem Juden einquartiert, der hatte auch schon gepackt, um mit seiner Familie zu flüchten. Als er aber gesehen hat, daß die Deutschen kamen, ist er geblieben. Zu uns haben die hier alle riesiges Vertrauen. Statt unserer Tschakos haben wir Helme auf, um den Russen gleich Respekt beizubringen; denn die Pickelhaube schätzen die nicht. Sehr schwach ist es hier besetzt gewesen, und man darf den Österreichern wohl nicht zu viel Schuld beimessen, daß sie hier zurückgegangen sind. Wir liegen nun schon einige Tage im Biwak. Nachts ist es in den Zelten doch schon recht kalt, zumal bei der Höhe von etwa 1500 m. Wir liegen direkt an der Straße, da ist fortwährend was zu sehen. Wie ist es hier doch ganz anders als in Flandern. Allein die vielen verschiedenen Uniformen der Österreicher, die Reiter und Tragtiere. Was muß sich hier alles quälen, um die beschwerlichen Wege mit den großen Lasten zu überwinden. Die Karpathen erinnern sehr an die Böhmische Schweiz, nur ist alles größer und unwirtlicher und die Berge höher. Aufgefallen ist mir, wie wenig Waldtiere es hier gibt. Es sind kaum Vögel da, keine Schmetterlinge oder Fliegen, keine Käfer, Schnecken oder Eidechsen. Die ganze Gegend wirkt wuchtig und einsam, furchtbar einsam. Der Wald ist ungepflegt, schon mehr Urwald, ist auch nicht angepflanzt, sondern alles ist von selbst entstanden. Dasselbe ist auch in der Ebene zu merken, also in der Pußta. Mir geht es sehr gut, ich halte das Laufen und Bergsteigen besser aus als meine Stiefel.

Kykacztal, 23. August 1916. Ich sitze hier auf Feldwache in einem schönen, wilden Karpathental. Mein Hauptmann sagt: „Das ist ja geradezu idyllisch." Wir bauen jetzt fleißig Verhaue, Wehre und Stellungen. Leider wird es hier wohl zum Stellungskrieg kommen. Du glaubst kaum, wie froh wir alle sind, aus dem ekligen Flandern fort zu sein. Hier sieht man selten Vorgesetzte, noch seltener den Feind, und zu den allergrößten Seltenheiten gehört es, wenn man von ferne die Kanonen hört.

Landesbibliothek Oldenburg

25. August 1916. Hier ist es doch viel, viel interessanter, schöner und ungefährlicher als in Flandern. Nur die Verpflegung läßt viel zu wünschen übrig.

8. September 1916. Heute höre ich, daß auf Befehl unsere große Bagage vor einiger Zeit die gesamte Post, von der Heimat sowie nach der Heimat, verbrannt hat. Es ging das Gerücht, die Russen seien durchgebrochen, und da sollte ihnen natürlich die Post nicht in die Finger fallen. Es ist wohl richtig, daß wir zurückgehen. Wir tun das aber nicht, weil uns die Russen geschlagen haben, sondern weil das Nachführen des Proviants und der Munition hier zu schwierig ist. Auch wird es hier zu kalt. Die letzten Tage waren schwer für die 2. Kompagnie, aber ehrenvoll. Einen Tag führte ich einen Angriff gegen die Russen vor, um genau festzustellen, wo und wie stark uns der Gegner gegenüberlag. Ich hatte dazu nur einen Zug. Am nächsten Tage griffen uns die Russen an, mit riesiger Übermacht. Die Gefangenen haben ausgesagt, es sei ein volles Bataillon angesetzt gewesen. Auch richtete sich der Angriff nur gegen die Stellung meines Zuges. Unsere Verluste sind ja bitter, aber ganz gering, 5 Tote und 15 Verwundete. Dagegen ist von den Russen nur wenig zurückgekommen. Man rechnet mit 400 bis 500 Gefallenen und Schwerverwundeten. Das Artilleriefeuer war bald wie in Flandern. Da wir keine Unterstände haben, so war es natürlich bedeutend unangenehmer. Bei unserem Gegenstoß haben wir dann noch zwei Maschinengewehre geschnappt.

Landesbibliothek Oldenburg



Karl Bult

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Karl Bulk

Oberpostpraktikant und Oberleutnant der Reserve, am 26. Oktober 1874 als Sohn des verstorbenen Lehrers Friedrich Bulk zu Berne geboren, besuchte das Gymnasium in Oldenburg und darauf das Realgymnasium in Leer. Nachdem er hier das Zeugnis der Reife erlangt hatte, trat er in den höheren Postdienst ein, genügte beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärpflicht und wurde nach den beiden Übungen zum Reserveleutnant ernannt. Beim Ausbruch des Krieges wurde er in das Infanterie-Regiment Nr. 48 versetzt und Ende Oktober 1914 zum Oberleutnant befördert. Am 7. Dezember 1914 kam er als Kompagnieführer zum 35. Brandenburgischen Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen, wurde am 28. April 1915 verwundet und folgte am 2. Juni seinem Regiment nach Galizien; hier fand er am 15. Juni beim Sturmangriff bei Grobla an der Spitze seiner Kompagnie den Heldentod. Der Kommandeur seines Regiments schrieb an seinen Stiefvater, Professor Dr. Petersen in Oldenburg: „Er war ein hervorragend tüchtiger Soldat, das Regiment wird das Andenken dieses ausgezeichneten Offiziers stets hoch in Ehren halten"; und ein Amtsgenosse aus Frankfurt (Oder): „Er gehörte zu den Männern, denen der Opfertod für Deutschlands Größe und Freiheit als das höchste Erlebnis erschien, für das selbst das Leben ein nicht zu hoher Preis war. Er war uns ein stets liebenswürdiger, hilfsbereiter Mitarbeiter".

Feldpostbriefe.

Margival bei Soissons, 29. Oktober 1914.

Meine lieben guten Eltern!

Heute vor acht Tagen bin ich in Margival, wo die 1. und 2. Kompagnie vom Infanterie-Regiment Nr. 48 liegen, angekommen. Zwei Kompagnien, die 3. und 4., sowie ein Zug der ersten, zu der ich gehöre, liegen im Schützengraben auf 500 m den Franzosen gegenüber. Ich wohne in der Mairie zusammen mit dem Stabsarzt und dem Assistenzarzt des 1. Bataillons. Ich habe in meinem Zimmer einen Tisch, einen Stuhl und eine Holzbank. Außerdem enthält das Zimmer noch ein leeres Weinfaß als Waschtisch, eine Milchschale als Waschschüssel und eine Spiegelschrankwand als Spiegel. Ich schlafe auf dem Fußboden, habe aber ein Oberbett als Unterlage, ein Keilkissen als Kopfkissen und eine Pferdedecke als Zudeck. Ich bin also glänzend untergekommen; denn ich habe ein Dach über dem Haupt. Im gemeinsamen Wohnzimmer trinken wir morgens, soweit es der Dienst zuläßt, Kaffee und nehmen das Abendbrot ein. Die beiden Ärzte sind prächtige Menschen, besonders der Stabsarzt, ein Sanitätsrat Schmidt aus Berlin-

Landesbibliothek Oldenburg

Wilmersdorf. Die Gegend ist ganz prachtvoll und erinnert sehr an Thüringen. Ob wir hier versuchen werden, die französische Stellung zu durchbrechen, oder ob die Sache an unserem rechten Flügel gemacht werden wird, wissen wir nicht. Hoffentlich kommen wir aber bald weiter. Die Engländer, die uns hier bisher gegenüber lagen, sind weggenommen und auf den linken feindlichen Flügel, der am Kanal steht, gebracht worden. Ebenso sind die Zuaven und Turkos zurückgenommen worden, weil sie es offenbar in den Schützengräben wegen der kalten Nächte nicht mehr aushalten konnten. Ich glaube, daß unsere Armee doch abgehärteter ist als die französische.

Höhen bei Soupir, 24. Dezember 1914.

Unser schönes, poesievolles deutsches Weihnachtsfest habe ich 200 m vom Feind mit meiner Kompagnie in der beabsichtigten Weise gefeiert. Es war eine schöne, stimmungsvolle Feier, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. In der Ferne Kanonendonner, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer; denn bei dem uns benachbarten 7. Reservekorps wurde gekämpft. Beim brennenden Tannenbaum haben wir unsere schönen deutschen Weihnachtslieder auf französischem Boden mit Inbrunst und Begeisterung gesungen! Einfach rührend.

Schützengraben Höhen bei Soupir, 30. Dezember 1914.

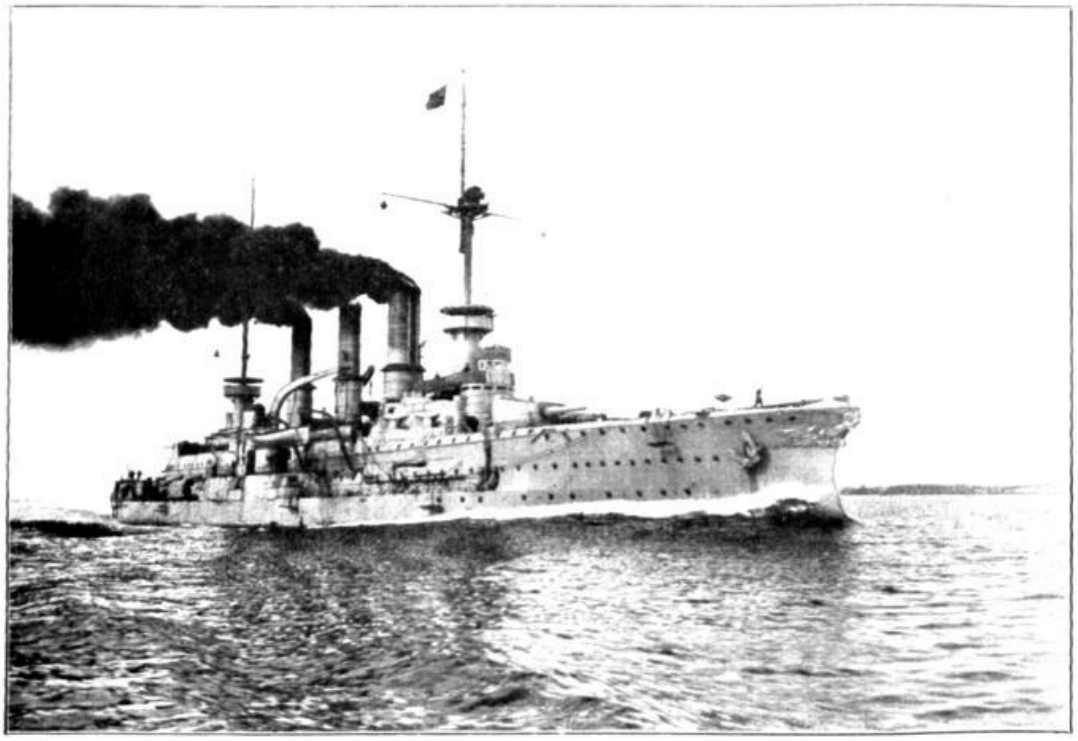
Das Jahr 1914 geht zu Ende, und das neue, im Zeichen des Weltkrieges stehende, tritt die Erbschaft an. Was wird es uns bringen? Hoffentlich die siegreiche Beendigung des Krieges. Mir hat das zur Neige gehende Jahr viel, ja, ich muß sagen, sehr viel gegeben. Seit dem 21. August trage ich wieder des Königs Rock, seit dem 19. Oktober bin ich Oberleutnant und seit dem 7. Dezember Kompagnieführer in einem aktiven Regiment und zwar dem berühmten brandenburgischen Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35, das nach dem Bruder Friedrichs des Großen heißt, nicht nach dem jetzigen Prinzen Heinrich von Preußen, der aber der Chef des Regiments ist. Ja, es war ein herrliches Jahr, dafür muß ich Gott ewig dankbar sein. Erst die schöne Zeit in Berlin, dann der Aufenthalt in Kiel und Oldenburg und dann einige Wochen nach meiner Rückkehr nach Frankfurt der Ausbruch des Weltkrieges, der Deutschland einte und sich wie ein Mann erheben ließ. Ja, es ist eine schwere, aber eine große, eine herrliche Zeit, in der es sich lohnt zu leben.

Landesbibliothek Oldenburg



Wilhelm Bunnemann

Landesbibliothek Oldenburg



S. M. S. „Prinz Adalbert"
Kommandant: Kapt. z. S. Bunnemann

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelm Bunnemann

Kapitän zur See, Kommandant des stolzen Panzerkreuzers „Prinz Adalbert", der am 23. Oktober 1915 durch einen Doppelschuß von einem englischen U-Boot zum Sinken gebracht wurde. Das Vaterland hatte ihn auf einen ehrenvollen Posten gerufen, das Schicksal kam und forderte sein Leben. Er war am 5. Dezember 1871 in Colmar bei Strückhausen als Sohn des Gutsbesitzers Bunnemann geboren und besuchte das Gymnasium in Oldenburg. Nach seiner planmäßigen Ausbildung zum Seeoffizier war er am 23. Oktober 1893 zum Leutnant zur See befördert worden. Am 24 September 1896 wurde er Oberleutnant zur See. In diesem Dienstgrade war er fast dauernd in Kommandostellen an Bord, so auf dem Panzer „Brandenburg", dem ehemaligen Artillerieschulschiff „Mars", dem Panzer „Oldenburg", der bereits durch einen Dreadnought gleiches Namens ersetzt worden ist, auf dem Kreuzer „Württemberg" und anderen. In dem Jahre 1899 und 1900 war er auf den Kreuzer „Hertha" in Ostasien kommandiert und nahm daher an der Flottenunternehmung gegen China teil. Nach der Erstürmung der Taku-Forts am 18. Juni 1900 und der Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler am 20. Juni gerieten die fremden Gesandtschaften in Peking in die größte Gefahr. An dem ersten Hilfsversuch des englischen Admirals Seymour, der etwa 2000 Mann Truppen aller Staaten zusammenraffte, nahm auch die Besatzung der „Hertha" teil. So tapfer sich auch die kleine Truppe, insbesondere die deutschen Matrosen, hielten, die in schwerer Not den Befehl von Seymour erhielten: the Germans to the front!, der Versuch schlug doch fehl, unter Verlust von 400 Mann entgingen sie nur deshalb auf dem Rückzuge dem Untergang, weil die vereinigten Flotten das europäische Quartier von Tientsin entsetzten und am 14. Juli auch das chinesische einnahmen. Die Landungskorps unserer vor Taku liegenden Schiffe des Kreuzergeschwaders standen bei dem Unternehmen des Admirals Seymour unter dem Befehl des Kapitäns z. S. v. Usedom, Kommandanten S. M. S. „Hertha". Flaggkapitän des Vizeadmirals Seymour war Jellicoe. Bunnemann erhielt später wegen seiner verdienstvollen Beteiligung an dem Chinafeldzuge den Kronenorden 4. Klasse mit Schwertern. Nachher ging er auf den Kreuzer „Gazelle" über. Nach seiner Beförderung zum Kapitänleutnant am 15. Juli 1902 war er erster Offizier des Kreuzers „Falke" in den amerikanischen Gewässern und nahm an der Blockade gegen die Küsten von Venezuela teil. In den Jahren 1906 und 1907 war er Adjutant des Oberwerftdirektors in Kiel. Nach seiner Beförderung zum Korvettenkapitän am 27. Januar 1908 war er Navigationsoffizier des Panzers „Lothringen", dann erster Offizier der Linienschiffe „Hessen" und „Rheinland". Später befehligte er den Kreuzer „Pfeil" bei der Hochseeflotte, um dann zur Verfügung des Chefs der Marine-

Landesbibliothek Oldenburg

station der Ostsee zu treten. Im Jahre 1913 erfolgte seine Beförderung zum Fregattenkapitän, und als solcher kam er als Ausrüstungsdirektor der Kaiserlichen Werft nach Danzig. Nach Kriegsbeginn befehligte er zunächst den kleinen Kreuzer „Lübeck". Aber infolge des sehr anstrengenden Dienstes erkrankte er an einer schmerzhaften Kniegelenkentzündung. Im Januar 1915 ging er nach Homburg vor der Höhe und übernahm im Februar den Küstenpanzer „Hildebrand" in Wilhelmshaven. Ein Rückfall führte ihn ins Lazarett zu Wilhelmshaven, wo er fünf Wochen lag. Er nahm dann Urlaub und ging zu dem Orthopäden Hessing in Lichterfelde; dieser machte ihm einen Apparat, der ihn instand setzte, jeden Borddienst zu tun. Er bekam erst das Linienschiff „Kaiser Friedrich III." und am 23. August den Panzerkreuzer „Prinz Adalbert". Am 7. September ging er von Kiel aus nach Libau, er hatte seine Operationsbasis in der Ostsee und wurde am 17. Oktober zum Kapitän zur See befördert. Er freute sich, ein vor dem Feinde so bewährtes Schiff zu übernehmen. Er war überhaupt so glücklich und stolz, nun mit dabei sein zu können. In dieser Stimmung fand er den Heldentod. Er war ein treu sorgender Gatte und liebender Vater und in den Kreisen seiner Kameraden und Bekannten wegen seiner Liebenswürdigkeit hochgeschätzt. Vizeadmiral Hopmann schrieb an die Gattin: „Ich verliere einen mir besonders lieben und werten Kameraden und Freund, dessen offene, gerade Gesinnung und tiefe Gemütsart mir unvergeßlich sein werden." Von anderen wird er als ein zuverlässiger, prächtiger Offizier bezeichnet, gern gesehen und geschätzt von allen, die ihm nahe kamen, Vorgesetzten, Untergebenen, Kameraden, Freunden. In seinem Nachlaß findet sich ein ausführlicher Bericht über den Zug des Admirals Seymour im Chinakriege. Sein Tagebuch aus letzter Zeit ist mit seinem Schiff verloren gegangen. Der Heldentod entsprach seiner kühnen, festen, echt mannhaften Natur. Er hatte ein großes Gottvertrauen, ging nie an eine Sache mutlos heran und glaubte unbedingt an die Unbesiegbarkeit und emporsteigende Zukunft unseres Vaterlandes.

Feldpostbriefe an Mutter und Gattin.

Danzig, den 21. Oktober 1914.

Gestern bin ich vorläufig für den erkrankten Kommandanten zum Kommandanten des Kreuzers „Lübeck" ernannt. Ich freue mich natürlich nun furchtbar, daß ich aus dem Bureau der Werft heraus und wieder an Bord komme. Es wäre mir schrecklich gewesen, wenn ich den ganzen Krieg über an Land gesessen hätte, während alle anderen Verwandten im Felde waren. Es ist sehr schön, daß die „Lübeck" von Danzig aus operiert und immer in Zwischenräumen wieder hierher zurückkommt, so kann ich dann doch immer meine Lieben wiedersehen und einige Tage bei ihnen sein. Die „Lübeck" ist ein schneller moderner Kreuzer, so daß ich wohl zufrieden sein kann. Der liebe Gott wird uns schützen, ich kann nun auch mithelfen, unsere Feinde zu schädigen.

Landesbibliothek Oldenburg

Danzig, den 12. November 1914.

Auf meiner Seefahrt mit der „Lübeck", bei der ich acht Tage nicht aus den Kleidern kam und fast immer auf der Kommandobrücke stand, habe ich mir mein Knie, das ich mir in Südamerika verrenkt hatte, überanstrengt, und muß ich mich sehr vorsehen. Ich fahre immer zur Werft und zurück. Ich hoffe, daß es bei Schonung bald wieder besser wird. Insofern ist es ganz gut, daß ich nicht für dauernd jetzt an Bord blieb; denn ich hätte doch wohl so nicht mit in See gehen können. Die Fahrt auf der „Lübeck" war sehr interessant, es hat mir sehr leid getan, als ich wieder aussteigen mußte, die Mannschaften und die Offiziere wollten mich gar nicht gern wieder hergeben, das war für mich ein sehr wohltuendes Gefühl. Na ich hoffe, daß ich später doch noch mal mit dran komme. Wie schade, daß die „Emden" und die „Königsberg" nun doch noch gefaßt sind von den Engländern, es mußte ja mal kommen, aber es tut einem doch leid, wenn man es hört. Schön war der Erfolg unseres Kreuzergeschwaders an der chilenischen Küste. Heute freuten wir uns wieder über unsern Unterseebootserfolg vor Dover; es wird den Engländern doch angst werden, wenn unmittelbar vor ihrer Tür wieder unsere Unterseebote tätig und erfolgreich sind. So geht es immer hin und her, bald Freude über gute, bald Trauer über ungünstige Nachrichten. Aber aus allem geht doch hervor, daß alle die Unsrigen auf dem Posten sind, und daß wir mit Vertrauen auf den endgültigen Sieg hoffen können. Sehr freuen wir uns über die Erfolge der türkischen Marine, sie sind auch unsere Erfolge. Oberster Leiter dort ist mein alter Kommandant der „Hertha", Admiral v. Usedom.

Danzig, 27. November 1914.

Mitte Dezember komme ich nun auch fort von hier, ich habe ein neues Kommando erhalten, bin Chef der Hafenflottille auf der Elbe und Kommandant des Kreuzers „Nymphe" geworden. Mitte Dezember werde ich dies Kommando antreten. Da ich mir neulich auf der Seefahrt an Bord der „Lübeck" mein Knie etwas verrenkt hatte, bin ich seit Sonntag nun zu Haus, habe mich krank gemeldet und behandele das Knie mit Einreiben, Massieren und Heißluftbädern. Der Arzt hofft, daß ich bis Mitte Dezember dann wieder ganz in Ordnung bin. Ich werde als Stützpunkt Cuxhaven haben.

Danzig, den 29. Januar 1915.

Mir geht es jetzt langsam besser, so daß ich hoffe, bald wieder gesund zu sein. Vor acht Tagen erhielt ich ein neues Kommando, ich bin zum Kommandanten S. M. S. „Hildebrand", Flaggschiff des 6. Geschwaders ernannt. Vom Marinekabinett hörte ich dann noch, daß ich eigentlich für meinen erkrankten Crewkameraden Kettner die „Breslau" in der Türkei (dort „Midilli" genannt) hätte haben sollen, daß es aber wegen meiner Krankheit nicht gegangen wäre. Du kannst Dir denken, liebe Mama, wie trostlos ich zunächst war, dies beinahe schönste Kommando vorübergehen lassen zu müssen, es nützt ja aber alles nichts. So habe ich jetzt den Hilde-

Landesbibliothek Oldenburg

brand bekommen, und zwar deshalb, weil der noch bis Ende März in Reparatur liegt und ich mich bis dahin noch ganz erholen kann.

S. M. S. „Hildebrand", den 6. März 1915.

Mit meinem Knie geht es gut, ich lasse mich jeden Tag massieren, das bekommt mir sehr gut.

19. März. Heute ist das Wetter hier nun ganz furchtbar, starker kalter Ostwind und unaufhörlich Schneefall. Hoffentlich wird es noch besser bis nächste Woche, wo ich in See gehe.

Festungslazarett Wilhelmshaven, den 11. April 1915.

Mir geht es wieder einigermaßen, der Erguß ist schon beinahe wieder weg, und werde ich wohl in etwa 14 Tagen von hier fort können. Ich muß mich dann aber noch schonen und massieren lassen, dazu werde ich mir noch einen längeren Urlaub erbitten müssen. Es wäre für mich ein Trost, wenn ich meine Genesung im Kreis meiner Familie abwarten könnte.

In See S. M. S. . . . ., 7. September 1915.

Mein Herz ist so voll dankbarer Liebe für Dich, ich hätte Dir noch so gern zugerufen; ich habe Euch die ganze Zeit mit meinem scharfen Glas auf der Brücke und nachher auf der Strandpromenade stehen sehen, Euch drei mein Liebstes, das ich habe im Leben, und mein Herz war so voll Liebe und Dankbarkeit. Schwer ist so ein Abschied, aber ich bin doch stolz darauf, nun als Kommandant eines so schönen Schiffes aktiv teilnehmen zu können an dem Schutz unseres lieben Vaterlandes.

8. September. Ich habe bisher eine schöne Überfahrt gehabt, in einigen Stunden werden wir die Türme von D(anzig) sehen können. Hoffentlich kann ich recht bald mal dahin kommen, wenn Ihr erst wieder da seid. Dieser Brief soll gleich nach unserer Ankunft in L(ibau) zur Post. Die Fahrt ist bisher ganz ausgezeichnet verlaufen, das Schiff bewegt sich etwas bei ziemlich steifem Nordostwind, ich kann mit meinem Apparat aber fein stehen. Die Verpflegung ist bisher tadellos gewesen.

9. September. Glücklich angekommen bei herrlichem Wetter heute früh 7 Uhr, pünktlich wie ein D-Zug. Nun liege ich hier zwischen all den anderen, es ist eine Freude. Heute früh kamen gleich von allen Seiten von den Bekannten Willkommensignale, das war sehr nett. Um 9^{30} mußte ich mich bei meinem Admiral Hopmann melden, ich wurde sehr liebenswürdig von ihm empfangen. Um 10^{30} kamen G(ygas) und M(üffling) zu mir an Bord, und haben wir dann eine Begrüßungspulle getrunken. Es ist doch famos, jetzt so mitten drin zu sein, ich bin unendlich froh, daß ich soweit bin. Dazu ist heute das Wetter ideal schön. Libau macht einen großzügigen Eindruck, ich werde noch viel Interessantes zu sehen kriegen. Um 4 Uhr kam Hopmann an Bord, er war wieder sehr liebenswürdig. Wir hatten gestern allerlei Wind, das Schiff bewegte sich ziemlich tüchtig. In der Nacht wurde das Wetter immer besser, und der Morgen beim Einlaufen war

Landesbibliothek Oldenburg

ganz herrlich. Es ist doch schön, nun bin ich auch in Feindesland und mitten im Betrieb, und es ist für mich ein so schönes Gefühl, zu wissen, daß Du Dich mit mir freust, daß ich nun endlich an einem Platz stehe, wo ich hingehöre und mithelfen kann!

Libau, S. M. S. „Prinz Adalbert", 10. September 1915.

Heute habe ich nun schon die erste Fahrt nach Norden hinter mir. Heute früh um 3 Uhr kam der Befehl, „5 Uhr auslaufen". Bei herrlichem Wetter waren wir unterwegs bis gegen 7 Uhr abends, jetzt liegen wir wieder an unserer Boje in Libau, alles ging ganz famos. Die nächsten Tage werden wir nun wohl erstmal ruhig liegen bleiben, morgen nehmen wir Kohlen. Es ist doch fein hier in der Ostsee, hier ist doch wenigstens was vom Kriege zu merken. Hoffentlich hält das schöne Wetter noch länger an, so ist es schön hier, bei schlechtem Wetter liegt man zwar auch ganz geschützt, dann kann man nichts unternehmen. Alle Schiffe kohlen heute, überall spielt die Musik. Ich bin ganz glücklich, ich weiß, Du freust Dich mit mir, wenn Du weißt, daß mir mein Dienst und der Krieg Freude machen. Mein Knie hat alle Anstrengungen dieser letzten Tage tadellos ausgehalten, der Apparat sitzt sehr gut, und hoffe ich, daß mir nun nichts mehr passieren kann und ich gut durchhalte; das muß ich auch, denn ich will mir doch gern das Eiserne Kreuz erwerben, hoffentlich kommt bald eine Gelegenheit dazu.

Libau, S. M. S. „Prinz Adalbert", 12. Sept. 1915.

Sehr interessant sind die Militär- und Werftanlagen hier, enorm ausgedehnt und großzügig angelegt, muß den Russen Milliarden gekostet haben. Die Militärstadt liegt im Norden ganz getrennt von der im Süden liegenden Zivilstadt. Ich bin in glücklicher, gehobener, begeisterter Stimmung, daß ich auch mithelfen kann. Um $^1/_2$5 Uhr kam Müffling zum Kaffee und fuhren wir zusammen an Land. Man fährt durch die ganzen Hafenanlagen, die sehr ausgedehnt sind, ca. 25 Minuten bis zur Hansabrücke, so von uns getauft, bis zur Zivilstadt. Dort stiegen wir in eine Droschke und fuhren durch die Stadt an den Strand. Die Stadt macht einen ganz netten Eindruck, hat am Strande schöne Anlagen und einen wunderbaren Sandstrand, der von hier aus bis Memel hinreicht. Um $^1/_2$7 Uhr aßen wir im Hotel St. Petersburg sehr gut, nicht teuer, und gingen dann zur Kasinoeinweihung um 8 Uhr. Dorthin kamen auch unsere Admirale, die meisten Kommandanten, viele jüngere Offiziere und auch Herren der Armee, die Musik spielte, und wir saßen sehr nett zusammen. Es macht doch eine große Freude, mitten dabei zu sein, und wir sind doch hier wenigstens auch auf erobertem Feindesboden. Die Bevölkerung benimmt sich gut, alle Häuser und Straßen haben bereits deutsche Aufschrift, mit den Menschen wird nur deutsch gesprochen. Unsere Flieger haben in den letzten Tagen famos gearbeitet, mehrere Erfolge erzielt.

14. September. Soeben waren zwei von unseren Wasserfliegern neben dem Schiff aufs Wasser niedergegangen und machten ihre Meldung von ihrem Auf-

Landesbibliothek Oldenburg

klärungsflug, darauf sausten sie wieder von dannen. Sind ganz prächtige Menschen, diese Fliegeroffiziere.

15. September. Abends war ich in der Offiziersmesse ein paar Stunden, die Herren sind sehr nett, ich werde wohl öfter mal hinaufgehen, wenn ich sonst nichts vorhabe, Michelsen hat das auch oft getan. Ich habe ein schönes kampfkräftiges Schiff, das seinen Gegnern gewachsen ist; wenn der liebe Gott seine Hand über uns hält, dann können wir getrost in die Zukunft blicken. Wie herrlich sind die Erfolge im Osten, hoffentlich gehts nun auch bald im Westen vorwärts, die armen Truppen dort sehnen sich auch sehr danach, wieder aus dem Schützengraben herauszukommen.

23. September. Unsere letzte Seefahrt war großartig. U-Boote sind eine ganze Menge hier, Russen und Engländer, wir nennen sie „U-Hähne", fürchten uns aber nicht vor ihnen, hoffentlich können wir mal einen abschießen. Die Russen scheinen im übrigen nicht viel von der Seefahrt in der Ostsee zu halten, wir haben keine zu sehen bekommen, es würde ihnen auch schlecht bekommen, wir sind jetzt hier etwas kräftiger vertreten als im vorigen Jahre. Ich bin unendlich froh, daß ich den „Prinz Adalbert" habe, da habe ich doch ein großes Glück entwickelt, er ist ein entzückendes Schiff, alles ist so nett an Bord. Meine Manöver beim Ein- und Auslaufen, manchmal nicht ganz so einfach, sind mir bisher unberufen sehr gut geglückt. Herbstanfang. Die Temperatur, besonders nachts, ist doch schon kühl, wir hatten schon unsere dicken Mäntel an.

S. M. S. „Prinz Adalbert", den 19. Oktober 1915.

Heute kann ich die freudige Nachricht schicken, daß ich durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 17. Oktober zum Kapitän zur See befördert bin. Du kannst Dir denken, wie froh ich bin, das ist immerhin ein schöner Abschnitt weiter. Mein Kommando macht mir sehr große Freude. Leider kommt die Post etwas unregelmäßig, das liegt an der neugebauten Bahn Memel-Libau. Es wird wohl mit der Zeit besser werden. Wie schön gehts in Serbien vorwärts.

Libau, S. M. S. „Prinz Adalbert", den 2. Oktober 1915.

Gestern war unser Oberbefehlshaber in der Ostsee, der Prinz Heinrich hier, er hat alle Schiffe besucht und die Mannschaften angesehen, gestern Mittag hat er bei uns auf dem „Prinz Adalbert" gegessen, ich saß links von ihm. Er war außerordentlich nett, erzählte allerlei Interessantes. Morgen fährt er wieder nach Kiel zurück.

Am 23. Oktober morgens 7 Uhr verließ „Prinz Adalbert" Libau, um zwischen Kurland und der schwedischen Küste zu kreuzen. Zur Sicherung gegen feindliche U-Boote war das Schiff in der üblichen Weise von zwei Torpedobooten begleitet, die rechts und links von ihm dampften. Um 8^{34} vormittags, als „Prinz Adalbert" etwa 20 sm westlich von Libau stand, hörten beide Torpedoboote einen

Landesbibliothek Oldenburg

dumpfen Knall und sahen gleichzeitig aus der Mitte des Schiffes eine hohe Feuersäule herausschlagen. Im nächsten Augenblick war alles in eine dicke, mindestens 200 m hohe Sprengwolke gehüllt, die unten schwarz, oben weißlich grau war. Als die beiden Boote nach noch nicht einer Minute an dem Ort der Katastrophe anlangten, war nichts außer treibenden Holztrümmern zu sehen. Nur drei Leute, die sich an solchen hielten, wurden gefischt. Eine größere Zahl von Torpedobooten, die herbeieilten, suchten noch fünf Minuten die Unfallstelle ab, ohne daß irgend jemand gefunden wurde. Einer der Leute, die gerettet sind, hatte den Kommandanten noch zuletzt auf der Brücke gesehen. Nach der amtlichen Mitteilung der russischen Admiralität war ein englisches U-Boot der Übeltäter. Der Vorgang spielte sich so rasend schnell ab, daß man noch nicht von Sekunden, sondern nur von Bruchteilen von Sekunden sprechen kann. So haben die geretteten Leute nichts von Erschütterung gemerkt, sondern sich plötzlich in der Luft und bald darauf im Wasser befindlich gefühlt. Luftdruck und Hitze der Detonationsgase haben allen anderen ein unbewußtes augenblickliches Ende bereitet.

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelm Calmeyer-Schmedes

Kriegsfreiwilliger, Sohn des Geheimen Oberregierungsrats Calmeyer-Schmedes in Oldenburg, geboren am 28. September 1897 in Friesoythe, wo sein Vater damals Amtshauptmann war, besuchte die Vorschule und das Gymnasium in Oldenburg und bestand Anfang Juni 1915 die Notreifeprüfung. Unmittelbar darauf trat er als Kriegsfreiwilliger bei dem Oldenburgischen Infanterie-Regt. Nr. 91 ein, weil er glaubte, seinem Vaterlande als Infanterist am meisten nützen zu können. Nachdem er in Oldenburg und Munster ausgebildet worden war, rückte er am 13. Oktober 1915 mit zahlreichen Ersatzmannschaften ins Feld, um die Lücken ausfüllen zu helfen, welche durch die Kämpfe in der Champagne in den Reihen des Regiments entstanden waren. Bei der 8. Kompagnie wurde er Gefreiter und Unteroffizier, kam Anfang Juni 1916 mit dem Regiment nach Rußland, fiel am 2. Juli durch Kopfschuß und wurde unweit Zaturce auf dem Soldatenfriedhof beim Waldwärterhause von Zydowka begraben. Der Regimentskommandeur schrieb an den Vater: „Ihr Sohn ist am 2. dieses Monats bei einem Sturmangriff gefallen und hat einen raschen, soviel mir bekannt ist, schmerzlosen Soldatentod gefunden. Ich als Regimentskommandeur kann ja nicht jedes Mitglied des Regiments kennen lernen, aber Ihr Sohn war mir schon lange aufgefallen, und ich habe mich nach Kräften um sein Wohl und Wehe bekümmert. Ich bin der festen Überzeugung, daß dieser junge, frische Mensch und begeisterte Soldat ein vortrefflicher Offizier geworden wäre; und hätte er die schweren Kämpfe überstanden, so wären ihm auch äußere Auszeichnungen sicher gewesen. Ich werde Ihrem lieben Sohn ein ehrendes Andenken bewahren und bin gewiß, daß jeder, der ihn kannte, dasselbe tun wird. Ich habe ihn noch am 1. Juli gesehen und gesprochen, sein Bataillon war den Tag über in Ruhe und wurde nachts eingesetzt, er war frisch und vergnügt, sah blühend aus. Wie überaus traurig, daß die Eltern sich nicht persönlich davon überzeugen konnten, wie prächtig sich ihr Sohn entwickelt hatte."

Feldpostbriefe.

Chery les Pouilly, 24. Oktober 1915.

Liebe Eltern! Wir haben gestern in der Zeit von 5 bis gegen ½2 Uhr etwa 35 km zurückgelegt. Hier sollen wir endgültig bleiben und, wie Hauptmann v. Raumer sagt, den Frieden abwarten. Die Dörfer sehen alle gleich aus. Die Bevölkerung ist eine ganz andere wie bei uns. Alle sind bleich und schwächlich und scheinbar faul, die Kinder verwahrlost. Heute sah ich auch so einen kleinen Bengel von 5 Jahren, der sich auf der Straße herumtrieb, in Lumpen gekleidet und Zigaretten rauchend. Die Häuser und Straßen sind wie die Menschen. Wo sich Deutsche

Landesbibliothek Oldenburg



Wilhelm Calmeyer-Schmedes

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

aufhalten, sieht es gleich ganz anders aus, überhaupt ist die deutsche Verwaltung ganz hervorragend, überall sind Schilder, Wegweiser und dergleichen angebracht. In jedem Dorf eine Kommandantur. Der Verkehr mit der Bevölkerung ist ganz interessant. Die französische Jugend, die sich hier auf der Straße herumtreibt, ist wenig beaufsichtigt und bettelt bei uns um Essen und Zigaretten.

Craonne, 29. Oktober 1915.

Vorgestern sind wir von Chery les Pouilly abmarschiert und heute gegen 7 Uhr hier in der Reserveste1lung angekommen. Das Dorf Craonne ist vollständig zerschossen, und es gibt hier keine Einwohner mehr. Wir sind in den wenigen noch erhaltenen Kellerräumen untergebracht. Dicht hinter uns, hinter einer Anhöhe, ist unsere Artillerie aufgebaut. Heute nachmittag schien sie sich einzuschießen, in jeder Minute fielen etwa 3 bis 4 Schuß, am Abend sah man die Leuchtkugeln der Franzosen herüberleuchten. Die Stellungen vor uns sollen sehr fest sein, und der Feind hat seit langer Zeit keine Angriffe mehr gemacht. Übrigens wohne ich im „Gasthof zum blutigen Knochen", vor dem Eingang hängt ein unheimlich langer, rötlich bepinselter Knochen.

Craonne, 31. Oktober.

Gestern erschienen hier mehrere französische Flieger. Während ihrer Anwesenheit darf keiner auf der Straße sein, da sonst die Franzosen sofort mit Artillerie schießen. Gestern war ziemlich heftiges Artilleriefeuer, von beiden Seiten über uns hinweg, die französischen Granaten platzten etwa 300 m hinter uns, es klingt ganz fein, wir saßen währenddessen gemütlich in unserem Keller. Zur Probe ist gestern unser Zug in den bombensicheren Stollen geführt, wohin wir uns, im Falle daß die Franzosen das Dorf beschießen, begeben sollen. Die Stellung vor uns ist völlig ausgebaut, ich habe sie mir ein paar Mal angesehen. Es muß furchtbar viel Arbeit gemacht haben. Vor dem Graben ist ein Drahtverhau mit elektrischem Strom. Allein während unseres Hierseins sind schon 2 Einundneunziger dadurch aus Unvorsichtigkeit oder Unkenntnis getötet. In den Unterständen im Schützengraben ist elektrisches Licht; in unserem Keller müssen wir uns mit Kerzen behelfen, es geht aber tadellos, die Kerzen kriegen wir von der Kantine. Geld schickt bitte überhaupt nicht, wir gebrauchen kaum die Löhnung. Die „Nachrichten" braucht Ihr mir auch nicht zu schicken, da sie von 3 Stubengenossen gehalten werden. Meine Sachen kann ich auf einer eigenen Borte sehr gut unterbringen, nur mein Brot muß ich immer auf einer über dem Tisch an der Decke hängenden Borte liegen lassen, da es sonst von den unzähligen Ratten und Mäusen aufgefressen wird. Unser Keller macht einen eigenartigen Eindruck. An der Decke haben meine Leute mehrere Nägel eingeschlagen, an denen an einem Bindfaden das Brot baumelt.

Schützengraben, 12. November 1915.

Wir müssen jetzt jede Nacht zweimal $2^1/_4$ Stunden auf Horchposten vor unserem Drahtverhau. Es werden von unserem ersten Zuge 3 Horchposten ausgesetzt,

Landesbibliothek Oldenburg

jeder besteht aus 2 Mann. Die Posten stehen auf Rufweite von einander entfernt. Außer den Horchposten stehen Tag und Nacht Grabenposten. Die Horchposten werden um 6 Uhr abends bezogen und ziehen gegen 7 Uhr morgens wieder ab. Zwischen ihnen geht ein Patrouillenposten hin und her. Die Horchposten einer Nacht werden von 3 Gruppen, die einander ablösen, gestellt; die Grabenposten werden von 2 Gruppen gestellt. In der letzten Nacht herrschte ein gehöriger Herbststurm, und der Regen peitschte uns ins Gesicht. Dabei leuchteten unaufhörlich die französischen Leuchtraketen, und ab und zu fiel hier und da ein Schuß. Links sahen wir, wie die Franzmänner mit Minen auf unsere Gräben schossen. Es ist ein fast lautloser Abschuß und ein ungeheurer Knall bei der Explosion. Der Weg von unserer Bude bis zum Horchposten ist ungefähr 10 Minuten lang.

Craonne, 14. November 1915.

Auch die letzte Nacht war unsere Gruppe auf Horchposten. Ich war zusammen mit Probst, der zu unserer Gruppe gekommen ist, da seine bisherige zum Pionierdienst kommandiert ist. Gestern war das Postenstehen angenehmer als in der vorletzten Nacht, da es ziemlich windstill und trocken war. Wir werden jedesmal vom Unteroffizier vom Dienst geweckt und von ihm persönlich zur Stelle hingeführt. Unterwegs gehen wir unter dem elektrischen Drahtverhau durch. Die Zeit vergeht einem beim Postenstehen ziemlich langsam. Wenn der Feind sich in größerer Anzahl nähert, so müssen wir sofort schießen und uns dann zurückziehen. Feindliche Patrouillen soll man möglichst nahe herankommen lassen und dann abschießen. Gestern nachmittag schossen die Franzosen wiederholt mit ihrer Artillerie ins Dorf. Auch bei unserer Stellung schlugen einige Geschosse ein. Am Tage haben wir im allgemeinen wenig zu tun. Nur müssen wir öfters den Graben von dem Dreck reinigen, Kabel legen usw. Gestern wurde vor unserer Bude ein Felsen gesprengt. Zunächst mußte ein tiefes Loch geschlagen werden, und dann wurde die Zündschnur hineingesteckt. Wir bereiten jetzt Großherzogs Geburtstag vor, der Graben soll, glaube ich, mit grünen Zweigen und Fähnchen geschmückt werden. Ich danke Euch, daß Ihr mir in den letzten Tagen keine Eßsachen mehr geschickt habt. Ich habe jetzt noch genug. Schokolade könnt Ihr mir vielleicht noch schicken, da man sie gut unter die Leute verteilen kann. Gestern haben wir an unserem Unterstand gearbeitet, den Ofen umgesetzt, Bänke gezimmert, neue Fenster gebaut, Borten angebracht und vieles andere. Die Betten sind sehr gut, wie in der Kaserne übereinander, nur hier dicht nebeneinander. Über den oberen Betten ist nur ein Raum von etwa 40 cm bis zur Decke. Die Betten federn sogar, denn sie hängen in einem Drahtgeflecht, so daß in der Mitte richtig eine Vertiefung für den Mann ist. Es läßt sich tadellos darin schlafen. Es gibt hier scheinbar keine Läuse und wenig Mäuse, da die Bude noch ziemlich neu ist. Wir müssen jetzt jede Nacht auf Wache und dazu öfters am Tage arbeiten. Daher verzeiht es mir, wenn ich jetzt nicht so oft schreibe, zumal der Briefkasten 10 Minuten entfernt ist. In den

Landesbibliothek Oldenburg

letzten drei Nächten waren wir auf Grabenposten. Man muß stets auf der Brustwehr stehen und darf sich nicht vom Platz bewegen.

Craonne, 22. November 1915.

Liebe Eltern! Heute habe ich Euch viel zu berichten. Gestern morgen bekam ich Mutters lieben Brief. Dann ging ich mit Probst zusammen zur Badeküche, wo wir ein wundervolles Wannenbad nahmen. Es war ein wahrer Genuß. Jeder hatte eine Wanne für sich und reichlich warmes Wasser. Am Nachmittag wurden Freiwillige für eine Patrouille gesucht. Ich meldete mich auch dazu. Es sollte festgestellt werden, wo die feindlichen Horchposten ständen, und wenn möglich, sollte ein Gefangener mitgebracht werden, um zu erfahren, welche Truppen uns gegenüber liegen. Es sollten von unserem ersten Zug Vizefeldwebel Bona und vom dritten Zug Offizierstellvertreter Brummack mit je 10 Leuten losgehen, um dann vor den feindlichen Posten zusammenzutreffen. Um 6 Uhr rief Bona die 10 Leute unseres Zuges zu sich und teilte uns das Nähere mit. Uns wurde die Handhabung von Handgranaten von zwei verschiedenen Konstruktionen gezeigt. Um 8 Uhr kamen wir dann wieder zu ihm, alle waren angezogen, ohne Mantel mit Koppel und Seitengewehr, ohne Patronentaschen, die Spaten unter das Koppel gesteckt. Ein jeder hatte etwa 20 Patronen in der Tasche. Ferner bekam jeder zwei Handgranaten, und es ging los. Ich mit vier anderen, darunter Töllner, sollten beim Feldwebel bleiben, je zwei sollten die Flanken decken, damit wir nicht umzingelt werden könnten, und zwei sollten die Verbindung nach rückwärts halten. Zunächst ging es zu unserem Horchposten. Dann durchschritten wir vorsichtig den vorderen Drahtverhau, natürlich ausgeschwärmt und in großen Abständen. Dann ging es weiter, teils gebückt, teils kriechend, möglichst jede Deckung und jeden Schatten ausnutzend. Dabei schien der Mond hell. Dann kamen Wolken und verdunkelten ihn. So schlichen wir uns etwa 3—400 m vor unseren Horchposten, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Dabei kamen wir etwas auseinander. Ich hielt mich an zwei Leute, und so fanden wir wieder Anschluß. Wir gelangten bis zu einer Baumreihe, unter der ein Weg entlang führte. Dahinter war ein freies Feld und dann ein größerer Weg. Rechts von uns schienen schon einige über die Bäume hinausgekrochen zu sein, als plötzlich von der Straße her ein wütendes Gewehrfeuer kam. Jetzt wußten wir, wo die feindliche Postenkette war. Noch weiter vorzugehen, wäre Wahnsinn gewesen. Daher zogen wir uns allmählich zurück. Leider erschien der Mond jetzt wieder, so daß uns die Franzosen beim Zurückgehen sehen konnten. Von unserer Seite schoß niemand. Wir machten mehrmals halt und kehrten uns um. Die Franzmänner schienen uns verfolgen zu wollen; denn plötzlich fielen von rechts einige Schüsse. Trotz des Mondscheins war es doch so dunkel, daß man nicht ordentlich zielen konnte. Daher wurde auch von uns niemand getroffen, und die Kugeln flogen meist über uns hinweg. Bald waren wir dann wieder bei unserem Horchposten angelangt und in Sicherheit. Die

Landesbibliothek Oldenburg

Patrouillen waren vollzählig da. Mir war der Augenblick, als die Schießerei losging, etwas unheimlich. Dann aber wurde man wieder ganz ruhig. Gestern Nachmittag hat die französische Artillerie unsere Stellung beschossen und einen Unterstand zerstört, ohne daß jemand verletzt ist. Von der Erschütterung ist der Graben an mehreren Stellen eingerutscht.

24. November 1915.

Die Ratten sind jetzt auch in unsere Bude eingedrungen. Als wir gestern Nacht vom Horchposten zurückkamen, hörten wir auf einer Borte ein Geräusch. Sofort zog einer ein Seitengewehr, ein anderer hielt ein Licht, und die Ratte wurde an der Wand aufgespießt und im Triumph hinausgetragen.

St. Thomas, 29. Dezember 1915.

An der Front geht es jetzt unruhiger zu als bei unserer Ankunft. Mehrere von den Unterständen in unserer Stellung sollen zusammengeschossen und ein paar Leute verwundet sein. In den letzten Tagen mußten wir zweimal, einmal auf dem Marsch und einmal beim Appell, Fliegerdeckung nehmen. Trotzdem die Französinnen gegen uns durchaus nicht abgeneigt zu sein scheinen, halten sich unsere Leute ganz fern von ihnen. Überhaupt ist das Benehmen unserer Leute der Zivilbevölkerung gegenüber äußerst taktvoll. Mit der französischen Bevölkerung scheint recht wenig los zu sein. Unsere Leute fragen jedesmal, wenn eine neue Zeitung kommt, ob nichts von Frieden drin stände. Ein schönes neues Jahr wünscht Euch Euer Wilhelm.

Craonne, 11. Januar 1916.

Gestern war in der Nähe von Goudelaucourt die endgültige Besichtigung unseres Bataillons. Der Major war eigentlich der Besichtigende, und dabei waren der Divisionskommandeur Exz. v. Schmettau, der Brigadeführer Oberst v. Röder und etliche andere hohe Herren. Im ganzen waren 37 Pferde auf dem Platz, die alle von den Burschen auf und ab geführt wurden. Die Besichtigung, die mit einer Bataillonsübung endete, fiel sehr gut aus, so daß Hauptmann v. Raumer uns nachträglich seinen Dank aussprach. In den nächsten Tagen sollen wir dafür jeden Abend Würstchen mit Glühwein bekommen. Um 4 Uhr nachmittags kamen wir erst wieder in St. Thomas an. Heute nacht sind wir um 4 Uhr früh wieder mit Sack und Pack losmarschiert und ohne Unterbrechung bis hierher gelangt. Hier sind wir nun doch wieder in den Graben gekommen. Die französische Artillerie schießt allerdings mehr als früher, besonders viel mit ihren Flachbahngeschützen, dem sogenannten „kurzen Gustav", weil das Geschoß nach dem Abschuß auch schon sofort bei uns krepiert. Sonst schießen die Franzmänner auch viel mit Schrapnells.

Villes, 4. Februar 1916.

Von den erfolgreichen Zeppelinangriffen haben wir gelesen. Seitdem leuchten die Pariser Scheinwerfer mehr und länger als sonst. Die Sehnsucht nach Frieden ist hier sehr groß. An einem Schutzschild auf Brustwehr 59 stehen die treffenden Worte: „Die Augen nach dem Feind, die Gedanken nach Heimat und Frieden".

Landesbibliothek Oldenburg

21. Februar 1916.

Mir geht es gut. Heute Nacht war ich wieder auf Horchposten in der Sappe. Der Posten links von uns wurde währenddessen von einer feindlichen Patrouille angegriffen. Diese ist dann leider wieder ausgerissen und vor uns vorübergelaufen, so daß wir sie deutlich mit einander flüstern hören konnten. Wir hatten schon die Gewehre bereit und glaubten, daß sie uns angreifen wollten. Die Franzosen liegen ganz im Tal vor uns, sie müssen noch mehr unter dem Wasser leiden. Die feindlichen Posten sind nach dem vielen Husten, das wir immer hören, auch alle stark erkältet. Schickt mir bitte keine Bücher, welche vom Kriege handeln. Man hat so das Bedürfnis, einmal ganz etwas anderes zu lesen.

9. April 1916.

Heute ist es hier einmal wieder so wunderschönes Wetter, daß man sich erst recht ärgert, daß man hier in den einförmigen Gräben herumhockt und nicht durch Wald und Flur streifen darf.

11. April 1916.

Das Wetter ist hier jetzt sehr regnerisch. Gestern abend haben die Franzosen unseren Graben an vielen Stellen kaputt geschossen. Leider ist dabei auch ein Volltreffer in eine Sappe gegangen und dadurch ein Mann getötet, der andere verwundet. Allein im Bereich unseres 4. Zuges, der nur 40 Mann stark ist, sind in zwei Stunden etwa 250 Schuß eingeschlagen. Die Tür unseres Unterstandes flog mehrmals vom Luftdruck auf.

Morigny, 19. April 1916.

Heute morgen sind wir hierher marschiert, beziehungsweise gefahren. Den Tornister hat die Bagage mitgenommen. Hier sind wir etwa reichlich 100 Unteroffiziere, Fähnriche, Vizefeldwebel, Offizierstellvertreter und Leutnants zu einer Kompagnie für den Zugführerkursus zusammengestellt. Morgen werden wir wahrscheinlich noch einmal entlaust. Hier werden wir scheinbar ziemlich strammen Dienst haben. Weniger Wert wird auf exaktes Exerzieren gelegt werden als auf richtiges Kommandieren. Am Schluß bekommen wir alle ein Zeugnis. Außer uns liegen hier im Dorfe noch ein Rekrutendepot und Husaren. Die Bevölkerung scheint hier leider sehr freundschaftlich mit unseren Soldaten zu verkehren, besonders die Frauen und jungen Mädchen. Das friedliche Leben hier kommt einem ganz eigenartig vor. Wenn man die Eisenbahn fahren oder die Leute auf dem Felde arbeiten sieht oder die Turmuhr die Zeit durch Glockenschläge angibt, so glaubt man wirklich in der Heimat zu sein. Man hat zu lange derartiges nicht mehr gesehen. Ihr glaubt gar nicht, wie schön es hier ist. Der Verkehr mit den Französinnen hier ist ziemlich harmlos. Meistens ist es nur ein bischen Uzerei, und die Französinnen antworten dann mit dem wenigen Deutsch, das sie können, mit einer oft komischen Aussprache. So schön auch hier die Umgegend ist, so schön wie in der Heimat ist es nirgends. Mit dem Urlaub ist es jetzt wohl vor-

Landesbibliothek Oldenburg

läufig wirklich nichts. Ich denke immer, daß ein Urlaub auch seine Nachteile hat; denn die meisten, die auf Urlaub gewesen sind, bedauern, daß sie dort gewesen sind; denn der Abschied würde doppelt schwer.

15. Mai 1916.

Liebe Eltern! Aus naheliegenden Gründen habe ich ein Paket mit entbehrlichen Sachen abgeschickt. Wohin es geht, ist noch nicht sicher, wahrscheinlich in einen Bewegungskrieg. Die Zeit in Morigny werde ich nie vergessen, sie war zu schön. Mit unserem Fortgang wurde dort der ganze Betrieb aufgelöst. Ebenso sind alle dorthin abkommandierten Ausbildungsoffiziere zu ihren Regimentern zurückgekehrt. Die Abschiedsfeier, an der unser Kompagnieführer Oberleutnant Gehrich, ein 74er, teilnahm, war furchtbar nett und angesichts der unbestimmten Zukunft ernst. Am Schlusse reichte er einem jeden von uns die Hand.

10. Juni 1916.

Liebe Eltern! Von meiner Reise nach dem Osten viele, viele Grüße. Hoffentlich gelingt es, Euch diesen Brief zu übermitteln. Pakete werde ich wohl fürs erste nicht bekommen. Was los ist, darf ich Euch natürlich nicht schreiben. Auf der Fahrt sahen wir noch einmal die Schönheiten unseres Vaterlandes. Hoffentlich wird es nicht allzu schlimm. Wir haben sonst guten Mut. Mir persönlich geht es auch gut. Die Verpflegung auf der Fahrt ist vortrefflich. Ob es dort hinten so bleibt, ist wohl zweifelhaft. Nochmals herzliche Grüße. Euer Wilhelm.

15. Juni 1916.

Liebe Eltern! Wir sind in einer öden, sumpfigen Gegend und werden vielleicht schon morgen mit dem Feind zusammentreffen. Die Wege sind grundlos und dienen meist nur als Richtlinie, und man marschiert an der Seite des Weges. Die Bagage und die Feldküche können selbst mit doppelter Bespannung kaum nachkommen. Mehrere tote Pferde lagen schon am Wege. Manches darf ich natürlich nicht schreiben, was ich wohl möchte.

20. Juni 1916.

Ich habe schon mehrere Gefechte mitgemacht. Der Feind zieht sich offenbar mit seiner Hauptmacht zurück und will uns nur mit schwachen Kräften aufhalten. Immerhin hat er schon mehrere Gegenangriffe gemacht. Hoffentlich bekommen wir bald Post. Es fehlt hier vor allem an Fettigkeiten. Unsere Nahrung besteht aus dem Mittagessen, das es sehr unregelmäßig, manchmal mittags, manchmal abends und nachts gibt, und trocken Brot. Ich halte es bisher gut aus.

23. Juni 1916.

Wir hausen hier in selbstgebuddelten Erdlöchern und können nur nachts Lebensmittel bekommen. Nicht weit von uns hat sich der Russe verschanzt. Von der Schrecklichkeit des Krieges habe ich hier erst einen rechten Begriff bekommen. Besonders das Jammern der Verwundeten ist grauenhaft anzuhören. Es geht mir sonst gut. Weichardt ist verwundet.

Landesbibliothek Oldenburg

25. Juni 1916.

Heute erhielt ich Vaters lieben Brief und 7 Pakete. Niemals habe ich mich so sehr über die Post gefreut. Alles ist tadellos übergekommen. Wir haben unsere Behausungen durch bei Nacht zusammengesuchte Bretter und Stroh verbessert. Unsere Löcher haben wir ferner durch einen Graben verbunden und uns überhaupt unsere Lage in jeder Weise erleichtert. Jegliche Arbeit geschieht natürlich in der Nacht, und am Tage wird geschlafen. Bei der Arbeit werden wir oft durch die russische Artillerie und Maschinengewehre gestört. Anscheinend bleiben wir hier noch einige Tage so liegen. Sehr unangenehm ist es, daß man sich nicht waschen kann. Ich hoffe jedoch, dies später nachholen zu können. Das Holen von Lebensmitteln und Post kann natürlich auch nur nachts geschehen. Die Leute müssen bis zu einem 20 Minuten entfernten Wäldchen gehen auf einem Wege, auf und an dem zahlreiche stinkende Russenleichen liegen. Hier habe ich erst richtig gemerkt, wie schön trockenes Brot schmeckt, besonders wenn man wenig davon hat und die Feldküche nicht herankommen kann. Wir befinden uns hier am Nordflügel der russischen Offensive, haben, soviel ich beurteilen kann, die Vorhuten der Russen zurückgeschlagen und sind jetzt auf stärkere Kräfte gestoßen, die sich stark verschanzt haben und nicht so leicht zu werfen sind. Wir bekommen hier sehr viel Artilleriefeuer, gegen das wir ziemlich wehrlos sind, da wir keine bombensicheren Unterstände oder Stollen haben. Ausgestiegen sind wir in Kowel und von dort in einigen Tagemärschen bis in die Nähe des Dorfes Zitin gelangt. Von dort sind wir unter Kämpfen noch etwas weiter vorgekommen. Die Fahrt durch Deutschland war wundervoll. Wir haben die schönsten Strecken bei Tage gemacht. Wir fuhren über Trier, Koblenz, Bad Ems, Gießen, Marburg, Kassel, Hannov. Münden, Eichenberg, Leipzig, Dresden, Görlitz, Liegnitz, Breslau, Kattowitz. In Polen sind wir über Kielze, Iwangorod, Lublin und Cholm gefahren. An vielen Stellen sah man noch die Spuren einstiger Kämpfe. Der Unterschied zwischen Deutschland und Polen, sowohl was die landschaftlichen Schönheiten, die Bevölkerung und auch die wirtschaftlichen Zustände anbelangt, ist himmelweit. Immerhin ist die polnische Bevölkerung hier durchaus deutschfreundlich. Welchen Schaden der Krieg einem Lande bringt, sehe ich erst recht hier in vollem Maße, wo man das Elend der flüchtigen Einwohner und die brennenden Dörfer mit eigenen Augen sieht. Auf wie niedriger Kulturstufe die Russen stehen, haben sie hier wieder gezeigt, wo sie neulich bei einem Angriff schon verwundeten, am Boden liegenden Deutschen mit dem Bajonett den Rest gegeben haben. Jede Nachricht aus der Heimat, Briefe oder Zeitungen sind einem jetzt doppelt willkommen. Macht Euch nur keine Sorge um mich. Es geht mir gut. Nochmals viele, viele Grüße.

Euer Sohn Wilhelm.

Landesbibliothek Oldenburg

Johann Claus

Landwirt, Sohn des verstorbenen Landwirts J. Claus in Torsholt, Gemeinde Westerstede, geboren am 18. April 1888, wurde als einziger Sohn im väterlichen Betriebe erzogen, für den er auch von Jugend auf großes Interesse zeigte, besuchte von Oktober 1902 bis Ostern 1904 die Großherzogliche Ackerbauschule in Varel. Dann war er in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben des Oldenburger Landes sowie auf einem Rittergute in Sachsen tätig, um sich in seinem Berufe weiter auszubilden. Seine elterliche Stelle, die während seiner Minderjährigkeit verpachtet war, trat er Mai 1910 an; sie gewann während der kurzen Zeit seiner Bewirtschaftung ein der Neuzeit entsprechendes Ansehen. Von seiner Sachkenntnis legte ein sehr guter Rindvieh- und prächtiger Pferdebestand Zeugnis ab. Auch auf den hiesigen Rennen errang er als bekannter Reiter viele Preise. Wegen eines Augenfehlers war er vom Militärdienst frei, doch bei Ausbruch des Krieges verließ er Haus und Hof und eilte begeistert als Freiwilliger zu den Fahnen. Er trat am 15. August 1914 beim Feldartillerie-Regiment Nr. 62 in Oldenburg ein und rückte schon am 20. September als einer der ersten Kriegsfreiwilligen nach dem Westen vor Reims ins Feld. Später wurde er zum Feldartillerie-Regiment Nr. 100 versetzt und hier am Scherenfernrohr und als Telephonist ausgebildet. Am 25. September 1915 fand er in der großen Champagneschlacht den Heldentod. Er hatte die Telephonleitungen einer Batterie unter sich, die vorgeschoben bei Perthes lag, suchte bei einem Angriff der Franzosen Schutz in einem Unterstand, in den Handgranaten geworfen wurden, und wurde hier getötet. Er galt lange als vermißt. Sein Tod darf auf Grund der Aussage eines Kameraden, der in französische Gefangenschaft geraten ist, mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden.

Feldpostbriefe an seine Mutter und Verwandte.
Tagebuch bis zum 16. Oktober 1914.

Frankreich, 5. Oktober 1914.

Hier an der Marne haben auf der ganzen Linie harte Kämpfe getobt. Jetzt ist alles ruhig, man hört nicht mal Kanonenschüsse. So ist die Sache kolossal langweilig, just als ob gar kein Krieg wäre. Der 6. und 7. Oktober sind genau so. Wir vertreiben uns die Zeit mit Pfannkuchenbacken, Puddingmachen, Kartoffelnbraten usw. Wir leben wirklich gut. Dazu haben wir etwas Pferdebewegen, Exerzieren und Instruktion. Dann und wann wird mal ein Flieger beschossen, doch jedesmal ohne Erfolg. Bei dem hellen, schönen Wetter kommen jeden Tag viele und werfen öfters Bomben. Wenn sie beschossen werden, rücken sie aber doch gern aus. Allerwärts auf dem Lande liegen die französischen

Landesbibliothek Oldenburg





× Johann Claus

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Hohlbläser herum. Die Dinger müssen mit sehr schlechtem Pulver geladen gewesen sein. Der 8. Oktober sollte uns direkt verpfuscht werden. Erstens war es schon 1 Uhr, als wir in unser Biwak einrückten, dann mußten wir noch Wache stehen; und als plötzlich gegen 3 Uhr die dicht bei uns stehende schwere Haubitzenbatterie plötzlich anfing zu schießen, rasten mehrere von unseren Gespannen mit den Protzen auf und davon. Da wir gefechtsbereit sein mußten, waren die Pferde nicht abgespannt, und die Wachen hatten nicht gut aufgepaßt. Da mußten wir denn alle heraus und durften uns nur neben unseren Pferden bewegen. Dazu wars bitter kalt, und man freut sich gewaltig, wenns endlich im Osten im fernen Deutschland hell wird. Am Tage wurde es denn auch wieder sehr schön warm. Dann wurden auch die Pferde abgespannt, und nachmittags erhielten wir Befehl zum Stallbauen. Da wir in einem etwa 30jährigen Fuhrenbestand am Berge liegen, geht das auch sehr gut. Es werden einfach Tannen abgeschlagen, als Sparren und Latten benutzt und mit Roggengarben, die aus den Mieten vom Felde geholt werden, zugedeckt. Das gibt wunderschöne warme Ställe. Abends müssen wir zum Tränken in das nahe gelegene Dorf Brimont. Dort sind in den zerschossenen Häusern die Brunnen wieder freigelegt, so daß man allenthalben Wasser ziemlich günstig erhalten kann. Da wir uns selbst auch Hütten gebaut haben, schlafen wir darin, noch dazu in warme Woilachs eingehüllt, tadellos. Sonntag den 11. Oktober wird an unsern Ställen weiter gebaut. Einige bestreiten es sogar ganz energisch und wollen nicht glauben, daß Sonntag ist. Ich erfinde jedoch noch ganz was Gutes, nämlich Brotsuppe. Da ich über die Bereitung von zu Hause nachgedacht hatte, versuchte ich es auch hier. Ich kochte einfach Kommißbrot in Wasser einige Zeit auf, tat Zucker nach Geschmack dazu, und die allerschönste Brotsuppe war fertig. Bald kochte die halbe Batterie Brotsuppe. Als wir abends noch etwas Wein erhielten, tat ich von dem noch etwas zu, und jetzt erhielt ich ein wirklich fürstliches Essen. Jeden Abend in der Dunkelheit hören wir nur die Nachtgefechte in der Linie. Die Franzosen versuchen immer und immer wieder den Durchbruch durch unseren Ring, doch jedesmal werden sie sehr blutig zurückgeschlagen. Manchmal kam kein einziger wieder zurück. Einen besonders heftigen Ansturm unternahm der Feind am Abend des 14. Oktober. Es war ein unaufhörliches Kanonendonnern, Gewehrfeuern und Aufleuchten der Scheinwerfer. Es ist ein herrliches Schlachtenpanorama, doch mancher muß dabei sein Leben lassen. Daß auch die französischen Pferde das Hurrarufen der Deutschen nicht vertragen können, zeigt folgender kleiner Vorfall. Als wir vor unserem Quartier standen, kam ein Infanterist in zweirädrigem, französischem Wagen mit französischem, geschnapptem Gaul in flottem Trab angefahren. Eine Strecke hin stand ein Häufchen Infanteristen, die beim Verlesen einer Siegesnachricht kräftig Hurra riefen. Da, wie auf Kommando biegt der Gaul um, und flott gehts querfeldein. Er ist nicht zu bewegen, da wieder an vorbei zu gehen. Am 16. Oktober

Landesbibliothek Oldenburg

kamen wir dann wieder in Feuerstellung. Am Sonntag den 18. Oktober war auch Andreas Koopmann aus Zwischenahn mit seinem Auto da und brachte mir ein Paket von Hause mit. Da bekam ich denn endlich genau nach 4 Wochen seit meiner Abreise wieder ein Lebenszeichen von zu Hause. Das war mal ganz was Feines in Feindesland, vor allem die schöne Lederweste, das ist ja ein Prachtding. Die wärmt ganz kolossal, kein bischen Wind geht durch. Da werde ich wohl noch lange was von haben, alle haben mich darum beneidet. Auch zu der schönen Butter und den anderen Sachen habe ich mich sehr gefreut, das sind so Raritäten, die man sonst im Feldzug nicht kennt. Davon habe ich keinem was gezeigt, da gute Freunde zu solchen Dingen stets zu finden sind. Butter könnt Ihr mir wohl nicht gut wieder schicken, die ist doch zu schnell alle, und gerade von dieser will jeder gern was ab. Das Beste, was Ihr mir senden könnt, ist wohl öfters roher Speck in kleinen Feldpostpaketen und Tabak. Bouillonwürfel sind auch tadellos und vielleicht mal Kakao, hauptsächlich wenn wir Weihnachten noch nicht wieder zu Hause sein sollten, was ja leicht möglich ist. Kaffee empfangen wir hier auch von der Batterie. Und Feldpostkarten, daß ich schreiben kann. Unterzeug und solche Sachen haben wir direkt im Überfluß. Allerwärts ist hier dieselbe Verwüstung. Wer das nicht gesehen hat, kann es sich gar nicht vorstellen. Die Dörfer sind nicht so wie bei uns, sondern die Häuser stehen an ganz engen Straßen. Auf den Feldern an den Straßen so vereinzelt stehen kaum Häuser. Fenster haben die Häuser nur kleine und ganz wenige, so daß das Ganze einen unfreundlichen Anblick gibt. Dabei ein Haus wie das andere, die Höfe ganz von bis 3 m hohen Mauern umgeben. Schlösser gibt es hier ziemlich viel. Gleich in der ersten Zeit, wo ich hier war, waren wir ziemlich dicht vorm Feind. Dann ritten wir in ein Schloß zu tränken. Das war ein wirklich geisterhaftes Reiten. Ihr müßt Euch vorstellen: bei ganz hellem Mondenschein abends gegen 9 Uhr reitet ein Trupp Reiter mit über 100 Pferden zu zweien neben einander quer über das Feld unter einer hohen Eisenbahnbrücke durch in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof. Quer über diesen gehts durch den wunderschönen hügeligen Park an dem total zerschossenen und ausgebrannten Schloß vorbei an einen fließenden breiten Bach. Dort wird still abgesessen, und die Pferde werden getränkt, ohne daß jemand ein Wort dabei sagen darf, weil die Feinde dicht vor uns liegen. Am Horizont dann allerwärts die brennenden Dörfer. Dann wird still wieder aufgesessen, und fort gehts wieder in unser Biwak. Die ganze Sache hat damals auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Jetzt hat man sich schon daran gewöhnt. Aus einem Keller in einer nahen Zuckerfabrik holten unsere Soldaten dann nach 14 Tagen noch alte Männer, Frauen und Kinder, die schon ca. 3 Wochen dort drin gesteckt hatten. Für die muß es da auch nicht schön gewesen sein, wenn man bedenkt, daß immer noch die Artillerie hineinschoß. Diese Leute wissen wirklich, was Krieg ist. — Hier ist alle Tage Schützenfest, bald wird heftiger, bald weniger gefeuert.

Landesbibliothek Oldenburg

Frankreich, 6. November 1914.

Ich bin etwas weiter gekommen und berittener Telephonist geworden. Als solcher bin ich immer ganz vorne beim Hauptmann unserer Batterie in der Beobachtungsstelle. Diese liegt etwas von der Batterie, die ja meistens verdeckt steht, entfernt auf einem Punkt, wo man das Gelände und die Bewegungen des Feindes genau beobachten kann. Dahin wird dann schnell die Verbindung hergestellt, und alle Kommandos gibt der Hauptmann durch mich an die Batterie. Das ist für mich ja ein ganz interessanter Dienst, und wenn ich wiederkomme, habe ich jedenfalls auch allerlei mitgemacht. Wir führen hier in der Front augenblicklich ein recht beschauliches Leben. Wir essen gut und schlafen nachts auch sehr lange, d. h. wenn uns die Herren Franzmänner nicht gerade beschießen. Das tun sie nun allerdings leidenschaftlich gern und viel, nur gut, daß sie das Zielen nicht verstehen. Aber man gewöhnt sich auch schnell daran. Neulich, wo wir mal in Brimont so recht nett auf Matratzen schliefen, die Betten fehlten Gott sei dank, schossen sie die Nachbarhäuser mit ihren schweren Granaten zusammen. Wir haben uns aber, wie das Krachen losging, nur auf die andere Seite gelegt, es schlief sich wirklich zu tadellos auf den Matratzen. Morgens rückte eine andere Batterie in unsere Stellung. Und als wir abends mit unseren Pferden wieder in das Dorf zur Tränke wollten, bekamen wir heftiges Feuer. Gleich die erste Granate traf den Stall, wo wir die Nacht vorher lagen, tötete 1 Unteroffizier und 20 Pferde und verwundete 8 Mann. Wir waren also gerade rechtzeitig heraus. Etwa 5 km vor uns in einer Senkung liegt Reims, die berühmte Kathedrale sieht man bei hellem Wetter recht deutlich. Ob sie noch lange steht? In der letzten Nacht hat unsere schwere Fußartillerie 300 Schuß in die Stadt geschossen, da wird allerlei kaputt sein. Gestern abend schossen nämlich die Franzosen über uns weg in das Dorf Bourgogne, wo viel Militär liegt. Darauf kam dann aber gleich der Befehl, Reims zu beschießen. Etwas rechts von uns liegt auch der Argonnenwald. Gerade nachts wird hier jetzt oft heftig gekämpft, das gibt denn mit den Scheinwerfern, Leuchtkugeln, den brennenden Dörfern ein herrliches, wenn auch recht ernstes Bild. Wie es aussieht, wo Krieg ist, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der es gesehen hat. Ganze Dörfer, Schlösser, Städte sind zusammengeschossen und ausgebrannt, die Bewohner geflüchtet. Die Felder liegen alle verwüstet und unbebaut. Die großen Getreidemäher stehen vielfach noch auf den Feldern, das Holz davon wird, da es sehr leicht brennt, von uns zum Feuern benutzt. Bei hellem Wetter sind viele Flieger unterwegs, das brummt den ganzen Tag. Es ist so ein eigenartiges Gefühl, wenn der Flieger hoch oben in der Luft wie ein Raubvogel steht und man das unheimliche Sausen der herunterkommenden Bombe hört. Man kann sich dagegen ja absolut nicht decken. Gerade 5 m neben unserer Telephonbude liegt noch so ein Ding, ein Blindgänger, von uns eingefriedigt, da er bei der leisesten Berührung krepieren kann. Sobald unsere Batterie

Landesbibliothek Oldenburg

in Stellung geht, wird eine Beobachtungsstelle gesucht. Meistens liegen diese Punkte weit vor der Batterie, oft in den Schützengräben der Infanterie. Dahin wird dann schnell das Telephon gelegt, und dann gibt mir der Hauptmann sämtliche Befehle an die Batterie durch das Telephon. Die Batterie schießt dann über uns hinweg, und wir können genau sehen, wie die Schüsse wirken. Das Legen des Telephons geht sehr schnell, den Apparat und den Draht habe ich am Pferd, und im vollsten Galopp wird der Draht abgewickelt. Auch einen Karabiner habe ich, kann also auch auf eigene Faust Krieg machen. — Wo deutsches Militär liegt, da erhalten sämtliche Straßen gleich deutsche Namen und die Häuser Nummern. Da werden die Straßen gleich gefegt und alles nach Möglichkeit sauber gemacht. Der Deutsche bringt Kultur in Frankreich hinein. Wir haben unsere Bude mit schönem weißem Leinen ausgeschlagen, die Wände mit Bildern tapeziert, so daß das Ganze einen sehr wohnlichen Eindruck macht. Und wenn ich morgens aus meinem Federbett, wollte sagen Strohlager, aufstehe, dann bin ich genau so fein gestellt, als wenn ich in wirklichem Bett geschlafen hätte. Einmal hatten wir es mit schweren Engländern zu tun. Da lagen wir hinter einer hohen Schloßmauer ziemlich dicht vorm Feind mit den Pferden in Deckung. Als wir da abends gerade die Post erhalten hatten und ich mir eine dicke Zigarre anstecken wollte, kamen erst eine und dann mehr, ungefähr 10—12 von den schweren englischen Schiffgeschossen angesummt, gingen haarscharf über uns weg und schlugen 50—80 m hinter uns ein. Über uns flogen die Sprengstücke, und Erdschollen sausten uns um die Ohren wie nichts Gutes, doch keiner wurde verletzt, obgleich mehrere Stücke davon in ihren Sätteln hatten. Wenn man erst das Geschütz und den schweren Brummer pfeifend herankommen hört, da legt sich meist alles ehrerbietig auf den Bauch. Doch daran gewöhnt man sich. Nun aber genug vom Krieg, sonst fangt Ihr nachher auch noch Krieg an und sagt, ich hätte es Euch gelehrt.

Juzancourt, 14. Dezember 1914.

Ihr Lieben! Heute will ich mal daran gehen, Euch einen Weihnachtsbrief zu schreiben. Ich habe ungefähr ausgerechnet und hoffe, daß er Euch auf den Weihnachtstisch gelegt wird. Hoffentlich feiert Ihr Weihnachten, wo Paul und ich jetzt im Felde stehen, nicht gar zu still, vor allen Dingen muß die kleine Irmgard doch auch einen Tannenbaum haben, jetzt versteht sie ja schon ungefähr, was so ein helleuchtender Baum ist. Ich für meinen Teil habe die schönste Aussicht, Weihnachten hinter der Front auf einem großen französischen Gutshof zu feiern, weil ich in ein anderes Regiment versetzt bin. Als wir vor 3 Tagen gerade wieder aus Ruhe in die Feuerstellung fahren wollten, erhielten wir unterwegs den Befehl, daß 4 von unseren Geschützen mit unserem Hauptmann Westerkamp, bei dem ich besonders gut angeschrieben bin, zur Bildung eines neuen Regiments abkommandiert wären. Ich wurde dazu als Telephonist und Meldereiter bestimmt. Wir sind dann gleich am anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe abgerückt, und

Landesbibliothek Oldenburg

jetzt liegen wir weit hinter der Front auf dem Gutshof und warten der Dinge, die da kommen sollen. Wir sind also einem vollständig neuen Regiment, das hauptsächlich aus Kavallerie besteht, zugeteilt. Ich glaube, daß wir hauptsächlich eine Verfolgungsbatterie sind; denn einen Angriff können wir mit unserer vielen Kavallerie und wenigen Geschützen nicht machen. Hier merkt man nichts vom Krieg, man hört keinen Kanonendonner, kein gar nichts. Hier scharren die Hühner auf dem Mist, hier melkt die Magd ihre Kühe, hier gibt es zum Teil bestellte Felder, kurzum, es herrscht ein Leben wie im Frieden bei einem Manöver. Die Knechte ackern auf dem Felde, nur der Besitzer sieht etwas knurrig aus, weil zu viel von den Preußen es sich auf seinem Hof gemütlich machen. Nun, dem ist nicht zu helfen. Dabei brauchen wir nachts keine Wache zu stehen, sondern die ganze Batterie schläft in einem großen Zimmer auf dem Boden, natürlich auf Stroh. Sauber, sehr sauber, nicht wahr? Nur unheimlich viel Ratten und Mäuse sind darin, die spazieren einem nachts was auf dem Kopf herum. Gestern Nacht habe ich mit so einer dicken Vierbeinigen erst einen Gang durch die Scheune gemacht, daß die Hafergarben nur so flogen. Die hat sich aber nicht wieder sehen lassen. Ja, ja, es gibt allerlei Feinde in Frankreich, doch wir schlagen sie alle. Alle 2 Tage schickt unser Hauptmann einen Reiter, der unsere Postsachen holt, und unsere Weihnachtspakete werden alle in einem Raum verschlossen und erst am Weihnachtsabend ausgegeben. Da können wir vernünftig Weihnachten feiern, nicht wahr? Und dabei haben wir das allerschönste Wetter, kein Weihnachtswetter mit Schnee und Eis, sondern schönes, warmes Wetter wie bei uns im Ammerland im Oktober. Weihnachten holen wir uns dann einen Tannenbaum, und dann feiern wir mal Weihnachten in Feindesland. Nur möchte ich eins, nämlich, daß Ihr zu Hause auch ordentlich feiert und nicht so still bei der Lampe sitzt; denn es würde mir das ganze Fest verderben. Gott sei Dank, braucht Ihr ja noch nicht zu trauern, sondern ich will hoffen, daß wir nächstes Jahr Weihnachten alle wieder zusammen feiern. Und nun das Weihnachtsgeschenk. Ich hatte für Anna und Martha je ein Armband aus dem kupfernen Führungsring einer französischen Granate vorgesehen. Da wir aber Knall und Fall aus der Feuerstellung wegkamen, habe ich die Dinger leider nicht mitgekriegt, doch finde ich hoffentlich noch welche, daß ich das angesagte Geschenk mitbringen kann. Für Mutter habe ich allerdings von hier aus kein Geschenk, das muß ich nachher noch nachholen. Nun aber Schluß. Nochmals wünsche ich Euch allen recht vergnügte Weihnachten und hoffe, daß wir bald alle zusammen ein recht frohes Wiedersehen feiern können. Mit vielen Grüßen schließt Euer Johann.

5. Januar 1915.

Hier sieht man erst, wie viel Soldaten hinter der Front stehen und noch nie eine Granate krepieren, geschweige denn einen Franzosen gesehen haben. Doch alle sind höchst nötig, um die Soldaten in der Linie mit Lebensmitteln usw. zu

Landesbibliothek Oldenburg

versorgen. Mein Telephon bin ich jetzt auch los und habe dafür Richtkreis und Scherenfernrohr erhalten, bin also um einige Stufen gestiegen. Mit dem Richtkreis richte ich die Batterie auf das Ziel ein, und dann wird durch das Scherenfernrohr die Wirkung beobachtet. Hoffentlich kann ich mich bald beim Feind dafür bedanken, daß sie mich neulich, als ich mich beim Legen des Telephondrahtes etwas offen zeigte, mit einem Dutzend Granaten begrüßten. Ich war aber höflich wie im Morgenlande und habe mich platt auf den Boden gelegt, da ließen sie mich in Ruhe. Ja, ja, mit dem Hute in der Hand kommt man auch weit in Feindesland. In unseren letzten Stellungen hatten wir öfter schweres und, ich muß sagen, wirklich wohlgezieltes Feuer, hauptsächlich von schweren Geschützen. Manchmal weiß man gar nicht, wie noch alles so gut gehen kann. So verloren wir einmal nur 2 Pferde, wo doch der erste Schuß mitten in unserer Batterie saß und dann Schuß auf Schuß hereinprasselte. Schnell sattelten wir unsere Pferde, die abgespannt in den Strohställen standen, und dann rückten wir aus. Eine Granate, die mitten in den Unterstand unseres 1. Geschützes sauste, war glücklicherweise von den 25 Stück, die auf unsere Batterie hagelten, der einzige Blindgänger, sonst wären die Leute und das Geschütz hingewesen. Die Leute haben sich nachher nicht schlecht ihres neugeschenkten Lebens gefreut. Ja, Glück oder vielmehr Dusel muß der Mensch haben, sonst gehts schief. Weihnachten haben wir tadellos gefeiert. Und wenn wir nicht nach Hause hätten denken müssen, wo die Lieben in der Ungewißheit über das Schicksal ihrer Feldgrauen im fernen Feindesland gewiß still zusammensaßen, dann wäre es ganz fein gewesen. „Ja, daß die Welt einst golden war, Wer will das bestreiten?" singt gerade mein Kamerad. Doch hoffentlich wird sie wieder golden, wenn wir nur erst die Welt unserer Feinde ordentlich verkloppt haben, wie sich das gehört. Besonders den Engländern müssen wir's doch noch tüchtig geben, und hoffentlich kommen wir über den Bach, daß diese falschen Brüder mal lernen, was ein Krieg im Lande ist. Dann haben wir wohl für lange Zeiten Frieden, und wir Feldgrauen können dann in unser liebes Heimatland zurückkehren. Wenn ich glücklich wieder heimkehre, dann erzähle ich Euch die Einzelheiten aus — 1001 Nacht. Herzliche Grüße. Euer Johann.

Frankreich, 3. Februar 1915.

Wir liegen jetzt etwas nördlich von Berry au Bac, wo früher Sachsenregimenter lagen. Unser Hauptmann wurde gestern, allerdings nur sehr leicht, von einem Granatsplitter verwundet, als er sich offen auf einer Höhe zeigte. Für mich ist es wirklich ärgerlich, daß er weggekommen ist. Wenn er im Dienst auch furchtbar streng war, so stand ich mich doch besonders gut mit ihm. Auch viel Unterricht habe ich bei ihm gehabt und Karten für ihn gezeichnet, in die ich die feindlichen Stellungen genau eingetragen hatte. Ich sage immer noch, Unkraut vergeht nicht, und so leicht getrauen es sich die Franzosen nicht, mich totzuschießen; denn erstens würde ich ihnen das sehr übel nehmen, und zweitens ist es wirklich

Landesbibliothek Oldenburg

besser, wenn sie es bleiben lassen, da ich ja meine Ollenheide noch nicht ganz fertig habe.

4 km nördlich von Barry au Bac, 12. Februar 1915.

Vorgestern hatten wir auch das erste richtige Gefecht wieder, d. h. geschossen wird den ganzen Tag, aber meist nur von Artillerie. Da wollten unsere Nachbaren aber mit in unseren Schützengraben, doch wir haben sie mit sehr blutigen Köpfen wieder heimgeschickt. Es war eine wüste Knallerei, das ganze Gefechtsfeld gleich in Rauch gehüllt von den platzenden Granaten. Abends in der Dunkelheit um 9 Uhr kamen sie noch einmal, aber auch jetzt nützte es ihnen nichts. In der Dunkelheit arbeiten Freund und Feind mit Leuchtkugeln und Scheinwerfern, die das ganze Gefechtsfeld taghell erleuchten. Es sieht dann wirklich schön aus. Nun für heute Schluß. Hoffentlich geht es Euch allen in der fernen Heimat auch so gut wie Euerem fernen Feldgrauen; denn der ist, wie Ihr hier auch wohl herauslesen könnt, immer noch kreuzfidel. Unseren alten Hauptmann kriegen wir nicht wieder, der hat Erholungsurlaub nach Deutschland.

Frankreich, 9. April 1915.

Liebe Mutter! Wie Ihr wißt, liegen wir im Hexenkessel vor Perthes, doch die Kämpfe hier sind anscheinend vorüber. Die Franzosen werden die Nase wohl voll haben und hier nicht mehr durchbrechen wollen. An jedem Abend wird allerdings das Schießen der Infanterie heftiger. Dann hört sichs genau so an wie das Brodeln im Kessel. An einigen Stellen liegen sich Deutsche und Franzosen aber auch nur 7 m einander gegenüber. Unsere Stellung ist eigentlich großartig ausgebaut, so gut wie wir es nie hatten. Im allgemeinen ist die Champagne eine trostlose Gegend. Stundenlang kann man fahren, ohne daß man ein Dorf oder auch nur ein Haus sieht. Dazu sind die nächsten Dörfer von hier nur noch Steinhaufen. — Die deutschen Soldaten aber leben in selbstgemachten Dörfern von Unterständen, die dicht an dicht an richtigen, breiten Wegen liegen, die mit Namen versehen sind. So gibt es ganze Infanterie- und Fuhrparkkolonnenlager. Oben ist alles wieder mit Tannenzweigen verblendet, damit die Flieger sie nicht entdecken. Die Unterstände der Offiziere und die Gräber der gefallenen Soldaten sind wirklich künstlerisch aufgeschmückt. Aus den weißen Birkenstämmen sind schöne Naturstaketts gemacht, die Wege und Gräber mit den weißen Kreidestücken, die beim Schanzen ja genug zu kriegen sind, eingefaßt.

Im Hexenkessel vor Perthes, 20. April 1915.

Meine lieben Dänickhorster! Wie ich meinen Geburtstag gefeiert habe? Ja, so wie ich ihn nie gefeiert und nie wieder feiern werde. Die Franzosen hatten natürlich auch davon erfahren, und schon um $^1/_2$5 Uhr fingen sie an mit Böllerschüssen. Da sie wohl meinten, ich wäre bei der Infanterie, schossen sie erst auf diese, aber dann nach einer Viertelstunde kamen sie zu uns. Da ging aber der Tanz los. Ihr hättet es sehen müssen; schneller als wäre Brand, waren wir aus

Landesbibliothek Oldenburg

unseren Unterständen, und da haben wir gefeuert, was aus den Geschützen herauszukriegen war, 2 Stunden lang, dann wurde es langsamer, und der Angriff der „Nachbaren" war abgeschlagen. Wir haben in der Tat Glück dabei gehabt; denn trotzdem wir die ganze Zeit in wirklich wohlgezieltem Feuer lagen, hatten wir doch nur einen Leichtverwundeten. Wenn man so am Geschütz ist, da hört man nicht, ob feindliche Granaten zwischen uns krepieren, oder ob unsere Geschütze schießen. Da ist einem auch alles egal, Hauptsache ist, nur immer feste was heraus. Da hier Batterie neben Batterie steht, war es ein tolles Getöse. Auch eine von unseren Buden ging in die Luft, aber die Leute waren ja am Geschütz, und jetzt steht sie wieder. Nachher erzählten uns die Infanteristen, wie die Franzosen mit Toten und Verwundeten geschleppt hätten. Etwas Schießerei haben wir jeden Tag, die Gräben liegen auch zu dicht zusammen, durchweg nur 30—40 m, stellenweise sogar bis auf 7 m. Da arbeiten nun die Handgranaten- und Minenwerfer besonders des Nachts ganz toll. Die ganzen Nächte hindurch ist es auch ein andauerndes gleichmäßiges Infanteriefeuer, da hört man zwischendurch mal die Maschinengewehre, die Minen und auch Artilleriefeuer, dazu steigen andauernd Leuchtkugeln und Lichtsignale, kurz es ist ein wundervolles Bild. Allerdings dürfen wir dabei die Nase nicht allzu hoch aus dem Graben stecken; denn alle Kugeln, welche die Franzosen über die ersten Gräben wegschießen, kommen so recht nett bei uns an, und so mancher Artillerist hat schon seinen „Heimatschuß" dabei erhalten. Besonders viel leisten hier auch die Pioniere. Bei der Nähe der Gräben treiben sie unterirdische Stollen bis unter die feindlichen Stellungen, legen Minen und sprengen sie durch Elektrizität. Unsere Infanterie kann dann die Stellungen leicht nehmen, da wir die französischen Reserven durch unser Feuer zurückhalten. So harmlos dieser Stellungskrieg in den Zeitungen vielleicht aussieht, was kostet er doch jeden Tag für schweres Blut. Ergreifend war das Grab eines gefallenen Landwehrmanns. Die Kameraden hatten den Hügel großartig mit Moos und weißen Kalksteinen verziert und auf dem weißen Birkenkreuz die Photographie seiner Frau, die an einem Tisch, den Kopf in der Hand, saß, als denke sie über ihr Schicksal nach, angebracht. Ja, ja, Krieg. Bis jetzt haben die Flieger uns noch nicht entdeckt, wenn sie auch ungefähr wissen, wo wir stecken. Um das feindliche Feuer von uns abzulenken, hatten wir etwa 400 m vor unserer Batterie eine Scheinstellung gemacht und diese mit alten Rädern und Baumstämmen darauf als Kanonen markiert. Von der ganzen Sache ist jetzt nichts mehr, so haben sie dahin gefunkt, und wir — haben uns einen gelacht. Ja, ja, Spaß machts doch. Doch jetzt muß ich zu Bett, wollte sagen ins Stroh, denn die Franzosen stehen früh auf und wecken rechtzeitig, manchmal sogar Mitternacht. Auf frohes Wiedersehen Euer J. Claus.

Frankreich, 4. Mai 1915.

Heute Abend erhielten wir die Nachricht von dem großen Siege in Westgalizien. In dem Armeebefehl hieß es: „Auf Befehl S. Majestät hat die Be-

Landesbibliothek Oldenburg

kanntgabe des Erfolges mit einem dreimaligen Hurra zu erfolgen. Zusatz der Division: Heute Abend 9^{00} ist ein 3faches Hurra auszubringen. Gleichzeitig haben sämtliche Batterien eine Salve auf Ziele ihres Abschnittes abzufeuern. Auf das voraussichtlich hinterher zu erwartende Feuer haben die Truppen Rücksicht zu nehmen." Dann wurde uns genaue Zeit gegeben, und um punkt 9 Uhr donnerten alle Geschütze, Batterie neben Batterie los, dazu riefen alle Infanteristen im Schützengraben dreimal Hurra. Aber da hättet Ihr das Geknatter der Franzosen hören sollen, die ja unbedingt einen Sturmangriff erwarteten. Sie wollten sich gar nicht wieder beruhigen. Die ganze Nacht durch feuerten sie noch andauernd. Getroffen haben sie wohl keinen einzigen, da sich die Deutschen natürlich in Deckung hielten. 5. Mai. Heute morgen suchen feindliche Flieger das ganze Gelände ab, was gestern Abend wohl los war.

3. Juni 1915. In unseren Batteriestellungen ist es ziemlich ruhig, nur in den ersten Schützengräben ist andauernd dicke Luft. Da kann man allerlei Sachen sehen, welche sonst die Wissenschaft noch nicht kannte, die aber das Leben der Feldgrauen nicht gemütlicher machen. Ja, wenn eine von den großen Schusterschemeln (Minen) wie eine große Bierflasche hoch durch die Luft ankommt, dann nehmen wir alle das Hasenpanier und verduften so weit wie möglich. Ich hab mich auch selbst gewundert, mit was für elegantem Schwung ich in einem Unterstand verschwinden konnte, trotz meiner Jahre. Augenblicklich stehen uns nur Schwarze gegenüber, die weißen Franzosen, denen es hier wohl zu windig war, zogen neulich abends mit Musik aus dem Schützengraben. Die Schwarzen versuchen gern sich auf afrikanisch an unsere Gräben zu schleichen. Gleich am ersten Abend wurden 7 von ihnen in Anerkennung ihrer hohen Leistung von unseren Infanteristen mit dem Bajonett erstochen. Seitdem haben sie ihre Ausflüge etwas eingestellt.

Champagne, 25. September 1915.

Wir liegen augenblicklich in sehr verstärkter Gefechtstätigkeit. Ja, es geht wieder bunt her in der Champagne, ob Joffre bei uns oder sonstwo durchreisen und seine rückwärtigen Provinzen besuchen will? Die nächsten Tage werden es uns wohl zeigen. Als sogenannte Sturmbatterie liegen wir ziemlich dicht, ca. 700 m vorm Feind, während die anderen Batterien alle auf etwa 2—3000 m zurückliegen. Dabei machten wir uns auch ziemlich mausig, indem wir manchen Franzmann kaputt machten; und so kam es, daß wir eines schönen Tages entdeckt waren. Da gab es Saures. Für 3 Schüsse, die wir abgaben, erhielten wir 150 wieder. Das kam anders als die Donnerschläge bei einem Gewitter. Doch wir hatten vorzügliche Stollen. So haben wir keine Menschenleben verloren. Während einer Beschießung stand der Hauptmann zufällig etwa 500 m von der Batterie und sah sich den Sport an. Er hatte geglaubt, es könne kein lebendes Wesen mehr darin sein. Doch wie das Feuer etwas nachließ, guckte bald hier, bald da ein Kopf aus dem Graben. Das habe wunderbar ausgesehen, meinte er.

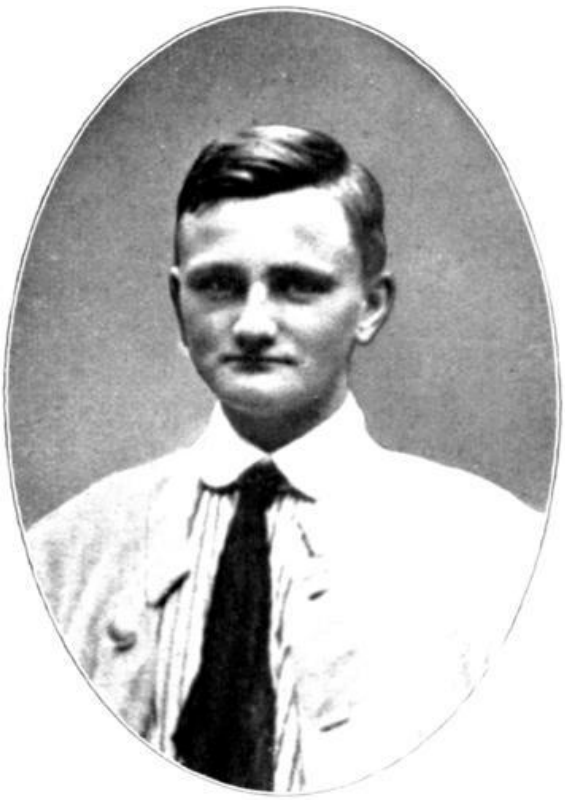
Landesbibliothek Oldenburg

Erich Devantier

Kriegsfreiwilliger, Gefreiter, Inhaber des Eisernen Kreuzes, geboren am 13. November 1895 in Eutin als jüngster Sohn des verstorbenen Gymnasialdirektors Devantier. Er besuchte das dortige Gymnasium und war noch ein kleiner Quartaner, als sein Vater starb. Im Herbst 1913 ging er aus der Unterprima ab, um sich dem Gärtnerberuf zu widmen, in der Hoffnung, später als Gartenarchitekt seine starken künstlerischen Interessen[1]) mit seiner großen Liebe zur Natur zu einem Lebensberuf vereinigen zu dürfen. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich erst in Lübeck als Kriegsfreiwilliger, wurde aber bei der Überfülle nicht genommen. Da auch in Oldenburg nicht anzukommen war, so ging er nach Eutin zu seinen Blumen zurück, machte dort in der Krankenpflege einen theoretischen Kursus durch und ging Anfang September nach Hamburg, wo er im Eppendorfer Krankenhaus sich drei Wochen für den Sanitätsdienst vorbereitete. Am 1. Oktober 1914 konnte er dann aber mit großer Freude melden, daß er nun doch beim Heeresdienst angenommen war. Mitte Dezember rückte er mit dem 1. Thüringischen Infanterie-Regiment (Graf Bose) Nr. 31 ins Feld, zunächst nach Nordfrankreich. Schon im Januar 1915 kam er mit dem Bataillon Kittlitz nach den Vogesen und machte die schweren Kämpfe am Hartmannsweiler Kopf mit. Nach einem Vierteljahr gings nach Nordfrankreich zurück, wo er bei Autrèches die ganze Schwere des Schützengrabenkampfes und zeitweilig viel drückende Tatenlosigkeit kennen lernte. Im Herbst 1915 stand er mit Teilen seines Regiments in der Champagne in den besonders schweren, aber siegreichen Kämpfen. Seitdem blieb er in der „grenzenlos öden Champagne", bis am 26. Februar 1916 bei Marie à Py ein Granatsplitter dem Leben des jungen, so begeisterungsfähigen Helden bei einem Sturmangriff ein rasches Ende brachte. Auf dem Dorfkirchhof bei St. Etienne hat er seine letzte Ruhestatt gefunden. Sein Kompagnieführer sandte der Mutter nach seinem Tode noch das Friedrich-August-Kreuz mit dem Bemerken, er habe es ihm noch sagen können, daß er dafür vorgeschlagen war: „Mit Ihrem lieben Sohn ist uns ein frischer, mutiger Kriegsfreiwilliger und ein durch Charakter und Erziehung besonders liebenswerter Mensch verloren gegangen. Gerne erinnere ich mich daran, wie oft er sich zu einem gefahrvollen Patrouillengang freiwillig meldete, und mit welcher Umsicht und Kaltblütigkeit er seine Aufträge ausführte."

[1]) Vgl. Bühne und Welt, 18. Jahrgang, Juliheft 1916, S. 298 ff. Ein Denkstein von Karl Henckell.

Landesbibliothek Oldenburg



Erich Devantier

Landesbibliothek Oldenburg



× Erich Devantier

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpoſtbriefe.

Altona, 13. November 1914.

Liebe Mutter! Ganz gleich, was ſie mit mir aufſtellen, ich tu es. Und mein Leben iſt mir gerade gut genug, es für Deutſchland hingeben zu dürfen. Denn als Sieger kehren wir alle zurück, ob lebend oder als Zeugen deutſcher Art und deutſcher Tapferkeit. Und ich nehme als Leitſpruch, was Odin (Odins Troſt) zu den Aſen ſagte: „Iſt es denn ſo ſchwer, ſein Leben zu laſſen, auf daß andere atmen?!“ Und wie ſoll Deutſchland nachher leben! Das eine wird mir immer klarer: am deutſchen Weſen ſoll alle Welt geneſen, und mit dem Schwert müſſen wir uns durchſchlagen durch all den Betrug zur deutſchen Art, zur Wahrheit. Anderes will ich jetzt nicht ſein als ſchlichter, einfacher Musketier; und ob es morgen losgeht oder noch Wochen dauert, ganz gleich. Starke haben Zeit!

9. Dezember 1914. Wenige Tage vor dem Ausrücken ins Feld.

Verdammt, da kann jemand ſagen, was er will, das „Leben“ iſt ſchön, denn es iſt Kämpfen. Eigentlich bin ich anders. Ich ſehe durch allen Alltag in der ſchönen Ferne etwas Sonniges, etwas Stilles, einen ſilberhellen, einen ſehnſuchtstiefen Bach in bunter Flur; alles horcht auf ſchlichten Geſang — dann auch wieder altes, ſchlichtes heiliges Germanen- und Mannestum — das iſt ſtarke Sehnſucht auf Baldur im erſtarrten Winter. Und doch (oder gerade deshalb?) macht es mir Freude, eine Waffe fürs Vaterland führen zu dürfen. Mein größter Wunſch iſt: alles eiſern ertragen zu können, was man von uns fordert. Es geht bald los.

26. Februar 1915.

Augenblicklich ſitzt unſere Gruppe im Unterſtand, ein Mann ſteht draußen im Graben Poſten am Tage. Wir haben uns den Unterſtand fein ausgebaut und eingerichtet, da wir ſchon jetzt 14 Tage in derſelben Stellung liegen. Sonntag kommen wir 4 Tage in einem nahen Dorfe in Ruhe, dann 10 Tage in Stellung, und dann ſollen wir 10 Tage Bataillonsruhe dicht bei Mülhauſen haben. Nachts heizen wir tüchtig in einem kleinen Kanonenofen, den wir aus dem Dorfe mitgebracht haben. Ihr ſolltet uns überhaupt mal ſehen, wenn wir von der einen Stellung in die andere rücken. Der Mantel fauſtdick voll Lehm, den dicken Torniſter auf 'n Puckel, der eine trägt den Ofen, der andere das Rohr, einer hat ein Kaffeeſieb am Koppel, Hammer, Beil, Säge, Bratpfanne, Kochpott, Spritkocher uſw., der reinſte Umzug. Wenn der Unterſtand, für jede Gruppe (8 Mann und 1 Führer) einer, nicht gut iſt, wird er ſofort ausgebaut, Ofen geſetzt, warmes Waſſer aufgeſetzt und Kakao, Kaffee, Tee uſw. gekocht, und es ſteigt dann meiſt das Lied: „Det Abends in de Böken ne Piep Toback to ſmöken, de Droſſel ſingt ſo nüdlich, wat is dat hier gemütlich, trullala“ uſw. Dann kommt de ſöſte Vers, un ſo geiht dat wieder bit to'n fofteinten Vers, d. h. die lauten alle ſo wie der erſte. Dabei geht es häufig ping, ping gegen die Bruſtwehr. Und wenn es zu ſchlimm wird,

Landesbibliothek Oldenburg

müssen wir alle raus und feiern Schützenfest, dann hört so allmählich die Knallerei wieder auf. Zuletzt wird noch mal geflucht, worauf die Franzosen antworten, denn wir liegen uns etwa auf 100 m im dichten Wald gegenüber. Angriffe werden fast nur morgens und abends beim Dämmern gemacht, oder nachts. Man sieht den Feind erst, wenn er 10—20 m vorm Graben ist, beim Drahtverhau. Deshalb werden in 10 m Entfernung vom Graben sogenannte Lauscherposten ausgestellt, die nur horchen. Tags ist man vor Angriffen ziemlich sicher; da wird dann geschanzt. Es gibt im Schützengraben manche Abwechselung: z. B. schießen die Franzosen Salven meistens auf einen Pfiff. Da haben wir uns öfter den bescheidenen Spaß erlaubt und bei uns gepfiffen, uns gebückt, und schink, schink pfiff die französische Salve auf unser Kommando herüber, worauf wir mit einem großen Gelächter antworteten. Das sind so die friedlicheren Tage. Natürlich gibt es auch andere, wo es z. B. überhaupt noch keinen Graben gibt; und wenn man anfängt zu graben, läuft das Loch gleich voll Wasser. — Der dicke, lange, breite, weiche usw. Schal ist famos. Ich bin jetzt mit allem gut versorgt. Wenn wir nun in Ruhe kommen, werde ich mich irgendwie baden, lausen, mit Insektenpulver bestreuen, die neue Wolle anziehen, die Lehmschichten vom Mantel herunterschanzen (das wird mit dem Seitengewehr abgeschabt) und mich wieder menschenähnlich machen. Ihr ahnt ja gar nicht, wie viele Freuden es hier gibt.

Im Elsaß, 13. März 1915.

Wir sind in verschiedenen Stellungen, bald hoch im Gebirge, bald auch tiefer, bergkrackseln lernen wir hier tüchtig, wir sind stets mit Bergsteigerstöcken bewaffnet, und wenn es not tut, auch mit Eissporen. Von oben ist die Aussicht bei klarem Wetter herrlich, in letzter Zeit hat es wieder tüchtig geschneit und gefroren. Ein Bett habe ich noch nicht in unseren heizbaren Blockhäusern erlebt, aber gewaschen habe ich mich eben. Nach dem Waschen habe ich in dem schön eingebundenen Henckell gelesen. Ich kann Dir sagen, wenn Du nur ahntest, liebe Mutter, wie schön das ist! „Es sprach mein Herz, es sang mein Herz: Sei stark und fröhlich auf der Welt!“ So ungefähr redet das ganze Buch, und das ist was für uns, nicht wahr? Vielleicht erinnerst Du die „Frühlingskantate“: „Mit Wut und Wettern fuhr der strahlende Frühling ein“, stimmt das nicht für diese Zeit? Ich hoffe es. „Jedes Höher ist eines Tieferen Todestag“, sehe ich hier gerade in dem Buche angestrichen. Liebe Mutter, Du siehst, ich bin „kugelsicher“ in diesem Sinne. Dies Buch verläßt mich nicht mehr von jetzt an. Kaufe Dir auch so eins, bitte, damit wir zusammen darin lesen können.

Abbécourt, 10. April 1915.

Heute Abend gehen wir wieder in unsere alte Stellung. Da können wir nicht mehr so ungebunden und frei herumlaufen, wie in manchen Stellungen in den Vogesen, wo wir meistens im Walde lagen und nicht so leicht gesehen werden konnten. Als wir zum ersten Male auf den Hartmannsweilerkopf kamen, hatten

Landesbibliothek Oldenburg

wir den ganzen Tag vorher marschiert und langten abends am Fuße des Berges an. Dann ging es gleich weiter die steile, beeiste Höhe hinauf, es war stockfinster, die Wege so schmal, daß wir im Gänsemarsch gehen mußten. Auf einigen steilen Hängen sind wir auf allen Vieren hinaufgekrackselt und womöglich, wenn wir oben waren, doch wieder heruntergeglitscht. Unter diesen Verhältnissen kamen wir erst am andern Morgen oben auf der Platte an. Die 84er hatten gerade gestürmt. Als sie an den feindlichen Graben herangekommen waren, war er leer, sie erhielten aber dauernd aus den Baumkronen sicheres Feuer von den Alpenjägern und mußten sich unter großen Verlusten ohne Erfolg zurückziehen. Nachher hat ein Minenwerfer 20 Minen 15. Kaliber hineingeschickt, und darauf haben sich 150 Alpenjäger ergeben, die wir abgeschlossen hatten. Darauf lösten wir ab und besetzten die neu gewonnenen Gräben. Nachts arbeiteten wir die Gräben leidlich aus und erwarteten den Morgen, wo man dann endlich sich orientieren kann.

Autrèches, 4. Mai 1915.

Liebe Mutter! Vielen Dank für Deinen lieben Brief. Jetzt im Frühling empfinde auch ich so recht, daß die Natur mein alles ist neben der Musik. Eben las ich in der L. Zeitung gerade:

„Kommst du, Musik, wirds in uns licht;
Tief in der Brust ein Pfingsten tagt,
Wenn deine Wunderstimme spricht,
Wozu das Wort den Dienst versagt."

Eben nach dem ersten Frühlingsgewitter ist die Luft erquickend und frisch; herrlich nach den heißen, schwülen Tagen, zwischen den zwei Lehmwänden. Mitten im Donner der Geschütze und des Gewitters, was sich wunderbar schön und ernst anhörte, stiegen die Lerchen zum Himmel empor. So habe ich dann auch gedacht, daß sich aus dem tobenden Kampf doch wie erlösend endlich das Gute erheben und singend zum Himmel steigen muß. Ich verstehe darunter die erneute Liebe, die überall aufsprießt. Neulich las ich in der „Tat", daß wir Deutsche jetzt soweit wären, auch eine deutsche Religion zu erkämpfen, und daß diese den Völkern das Heil bringen wird. Das ist des Deutschen Aufgabe, wozu er nur allein fähig ist. Du sagtest ja auch immer, daß in den letzten Jahren gerade viele religiöse Bewegungen stattfänden. Durch Irrtum, Not und Dunkelheit wird die deutsche Religion gesucht. „Suchet, so werdet ihr finden!" Durch diesen Krieg, behaupte ich, besteht Deutschland die Kraftprobe für diese Aufgabe und bringt dann Frühling in die Welt.

„Seht, ein Sturm ist langsam gekommen,
Jetzo bläst er gewaltig ins Horn.
Wer hinhorchte, hat längst ihn vernommen,
Städte erschüttert, Länder reinigt sein heiliger Zorn."

Henckell (einer der neuen Propheten!).

Du siehst, liebe Mutter, mir gehts gut! Bald mehr.

Mit herzlichen Grüßen Dein Erich.

Landesbibliothek Oldenburg

9. Mai 1915.

Der Fortschritt im Osten ist ja kolossal. Hier bei uns herrscht auch allgemeine Bewunderung und das erhebende Gefühl: uns kriegen sie doch nicht unter, auch wenn Italien noch irgend etwas wollte. Ich glaube, je mehr Gegner, desto kräftiger fühlen wir uns, desto mehr steigt eben unser Selbstbewußtsein. So ist es auch im kleinen. Die Gewitterschauer arteten vorgestern in einen Wolkenbruch aus. Innerhalb einer Stunde waren alle Gräben bis fast zu den Knieen voll Wasser; auf einigen tiefer gelegenen Abschnitten stieg es fast bis zum Bauch. Da haben wir die ganze Nacht hindurch Wasser geschöpft und Wasserlöcher gegraben. In den Unterständen schwammen alle Gegenstände umher. Das war ein Leben, kann ich Dir sagen. Der lange Laufgraben zum Dorf steht bis über die Knie voll Wasser. Zum Essenholen gehen wir barfuß mit aufgekrempelten Hosen $^3/_4$ Stunden lang hin alleine. Aber eben weil es so eine unerhörte Schweinerei ist, macht jeder seine Witze darüber, von wegen Schwimmvereinigung usw. Heute ist plötzlich wieder kühleres Wetter, sonnig und windig. Alles hat vor seinem Unterstand geflaggt mit nassen Strümpfen, Hosen, Stiefeln und sonstigen Wimpeln, gerade als wenn wir auch den Sieg so feiern wollten.

Stellung, 12. Juni 1915.

Ich stehe mich mit allen Vorgesetzten gut. Ein persönliches Verhältnis zu ihnen ist außer mit unserem Gruppenführer nicht möglich. Hier im Schützengraben lebt der „Stab" wieder abgesondert. Es herrscht fast Garnisondienst, Graben fegen, exerzieren, stramme Ehrenbezeugung vor jedem Unteroffizier. In der ersten Zeit war es noch kameradschaftlicher. Wenn wir erst mal wieder vorgehen, wird die Sache sofort anders. Unser einer weiß ja, was er will: dem Vaterlande so gut als möglich dienen mit Aufopferung aller Kraft. Sehr einfach und klar. — Faust, das ist solche Sache, weißt Du. Ich habe ihn schon halb durchgelesen und kam dann auf die Walpurgisnacht. Da habe ich erst mal 'n Punkt gemacht; denn da muß ich zu viel denken, und das ist hier doch sehr schwierig. Ich bewältige ihn langsam, aber sicher mit der Zeit. Ich lese ruhig nebenbei was anderes, das kann immer nur dazu dienen, Faust mehr zu verstehen. Ich las kürzlich aus unserer Kompagniebücherei von Rohrbach „Was will Rußland?", worin er unser Zusammengehen mit der Türkei rechtfertigt, der Politik Bismarcks damals entgegen. Dann las ich etwas von Chamberlain. Es macht mir riesig Spaß, in die Politik etwas Einblick zu bekommen. Man verfolgt alles mit ganz anderem Interesse. Im übrigen kennst Du ja meine Schwäche für Henckell. Ganz tadellos finde ich „Frohes Erwachen", „Wie nur konnte das geschehen?" Das kann ich immer wieder lesen, auch nach Faust; wenn man anfängt zu grübeln, das taugt im Kriege nicht. Da lob ich mir Henckell: „Will der lebendigen Gaben Sicherste Beute nur haben, Dich Gegenwart!" Was? Bald mehr, liebe Mutter.

Landesbibliothek Oldenburg

25. Juni 1915.

Endlich einmal in freier Natur. Vor mir ausgebreitet liegt ein herrliches Tal mit einem Städtchen. Von ferne herüber schallt unsere Regimentskapelle. Die Sonne will untergehen. Noch einmal leuchten die mit Mohnblumen besäten Wiesen auf; es ist, als ob sie schon eine Frucht unserer Opfer sind. Von ferne hört man scharf die Kommandostimme der schweren Artillerie, und eine Salve rollt über Tal und Höhen zur Front. Carlyle habe ich bekommen, ich will noch den ersten Abschnitt lesen, dann Henckell, und dann wird es bald so weit sein, daß wir antreten. Dann bin ich gerüstet. Du ahnst nicht, welche herrliche Freude dieser Genuß in freier Natur ist, wie ein großes Gnadengeschenk in dieser Zeit. Ich könnte mit Henckell singen: „Mein Herz läutet himmlische Feste" — Aber: „Kehrt Marsch!" ins Soldatenleben! — Mit kräftigem Gruß!

Camelin, 20. Juli 1915.

Wir sind noch immer in Ruhe in einem schönen Dorfe hinter der Front. Am 11. sind wir in Moulin abgelöst, morgen abend rücken wir wieder zur Front. Seit dem 1. Mai hatten wir dauernd in Stellung gelegen und waren zerlumpt, verdreckt und verlaust, ganz jämmerlich. Ihr könnt Euch allein schon glücklich preisen, daß Ihr Euch jeden Tag waschen könnt. Im Graben, wo keine Waschgelegenheit ist oder schwer und unter Lebensgefahr zu erreichen ist, ist gerade das das unangenehmste. Hier nutzen wir das Baden tüchtig aus. Allerdings bleibt nicht viel freie Zeit, da man zu den verschiedenen Appellen die Sachen alle in stand setzen muß, aber es ist herrlich, wenn nachher alles ordentlich ist und man abends ins Konzert gehen kann. Wir haben nämlich eine Kompagniekapelle gegründet, bestehend aus Harmonikas (Zieh- und Mund-), Trommel, Pauke usw., es klappt famos. Zwischendurch wird von Einzelnen was vorgetragen. Die Abende sind unvergeßlich. Sonntag war Feldgottesdienst, alles hatte blank geputzte Stiefel, teilweise neue Anzüge; rein, heil, gewaschen, so traten wir festlich gestimmt an und marschierten ins Grüne zu einer tief gelegenen Wiese, die in einem Viereck von hohen alten Pappeln eingefriedigt war. Der Himmel war tief blau, von einigen Lämmerwölkchen durchzogen, an der Front waren die weißen Schrapnellwolken, für die Flieger bestimmt, am Himmel zu sehen, unsere Regimentskapelle spielte; nach der Predigt durften wir uns hinlegen, die Kapelle spielte lustige Weisen. Der Eindruck von den rauschenden Pappeln, der brausenden Musik, als sie zuletzt den Pilgerchor spielte, und der leuchtende Himmel hat in jedem von uns eine Sonntagsstimmung hervorgerufen. — Das ist so eine deutsche Kirche, wie Du kürzlich wohl eine wünschtest. Tacitus sagte schon: „Die Germanen verehren ihre Gottheiten in Hainen und Wäldern, da sie es mit der Größe der Himmlischen unvereinbar halten, sie mit Wänden zu umschließen. Diese Kirche bleibt mir unvergeßlich. Wir sehen immer frisch in die Zukunft, ja und glauben an die Kraft des Gedankens.

Landesbibliothek Oldenburg

26. April 1915.

Heute morgen haben wir uns im grünen Wald hingelegt und in der Sonne geschmort, die Flieger flogen dauernd über uns weg gegen den Feind. Vor uns bestellen unsere Soldaten das Feld, in der Ferne hört man den Kanonendonner. Wir wollen alle auf eine baldige Entscheidung hoffen, und wir können hier im Felde kämpfen, weil wir wissen, daß in der Heimat auch alles seine Pflicht tut, und die bloße Gesinnung tut manchmal vielmehr als die guten Werke und Liebesgaben.

21. Juni 1915.

Liebe Lila! Unser Regiment besteht allergrößten Teils aus Hamburgern, der Nachersatz ganz. Hier im Schützengrabenleben und überhaupt im Krieg lernt man den Menschenschlag recht kennen und schätzen. Am auffälligsten ist der trockene Humor und die Freude an der Musik. Wir sitzen abends oft zusammen, einer spielt auf der Mundharmonika und die anderen singen dazu: „Hamborger Jungs, sind schie all dor —" Wenn man einen Bekannten trifft: „Hallo Ol, na wie geit dat?" „O ganz got, mi verlangt nich slechter." Wenn wir auf 'm Marsch sind hinter der Front und kommen nachts durch Dörfer und Städte, wo Soldaten liegen, rufen wir das alte Hamburger Erkennungswort: „Hummel, Hummel!" Und wenn es Hamburger sind, rufen sie zurück: „Mors, Mors." „Hallo, en un dörti!" oder „Söß un söbendi." Das ist immer ein Leben. Mir gefällt es ganz famos. So hat wohl jedes Land in Deutschland seine ausgesprochene Eigenart. Solch Studium muß unerschöpflich und schön sein. Mit uns Deutschen kommt eben keiner mit. — Das ist wirklich wahr, die Gesundheit ist eine große Vorbedingung zum Schaffen. Ich beneide Dich im Harzwald. Dann leb nur so „Wie Ritter Parsifal": „Mein Wald so unergründlich tief, in den ich alle Sehnsucht rief."

31. Juli 1915.

Liebe Lila! Allerdings sage ich noch immer: „Wenn mancher auch auf ihr zerschellt, sie ist und bleibt ein Freudenfeld." Hier im Krieg sind mir erst so recht die Augen aufgegangen. Ich habe oft gestaunt, wie verdorben die Welt oft ist, und dann auch immer über die Gründe nachgedacht. Und immer mußte ich dankbar sein, daß ich eine so gute Schule und Erziehung genossen habe, und bin immer zu der Überzeugung gekommen, daß wir auf Grund dieser Bildung eigentlich viel weiter sein müßten im Vergleich zu manchen Kameraden, die unter oft so kümmerlichen Verhältnissen groß geworden sind. Man versteht dann so vollkommen, wie sie sich zu einigen Dingen so stellen müssen nach ihrem Leben, und ich bewundere dann immer ihre, sagen wir, „natürliche innere Bildung", meist durch Arbeit entwickelt. Nachdem ich mich hinein gedacht habe in ihr Leben, mußte ich mich wundern über ihre wirkliche innere Bildung ohne unsere Erziehung, und ich habe mir gesagt: Durch deine Bildung hast du entsprechend größere Pflichten zu erfüllen, deine Bildung ist nicht dein Verdienst, deshalb bist du nicht mehr als die anderen, sondern hast

Landesbibliothek Oldenburg

nur größere Pflichten. Eben in dieser Erkenntnis, wie reich die Menschenseele trotz alles Elendes ist, kann ich noch mit froher Überzeugung singen: „Die Welt sie ist ein Freudenfeld." Und nicht minder wegen der immer wiederkehrenden Sonne. Mag die Stunde noch so schwer gewesen sein, plötzlich bricht ein heiterer Humor durch, streift ein lichter Sonnenstrahl einen schönen Streifen Erde.

27. Juli 1915.

Vielen Dank für Dein Paket, liebe Mutter, und den Brief vom 22. wegen der Beförderung. Ein jeder soll in der Front sein Möglichstes leisten und kann es vielleicht als Offizier mehr tun als Musketier. Aber je einfacher ein Soldat ist, desto mehr kann man von ihm lernen, möchte ich bald sagen. Ich freue mich und bin stolz darauf, solange als Musketier in der Front zu stehen, ... der mit offenen Augen alles gründlich mitmacht. Das kann ich Dir sagen, nichts Schöneres habe ich in diesem Kriege bis jetzt gesehen und gelernt als die Kameradschaft unter uns Soldaten, und jedes Mehrseinwollen widert mich an. Denn kann ein Mensch im Kriege mehr tun als alles, sein Leben für sein Vaterland freudig einzusetzen? Mehr kann ein Offizier auch nicht tun; deshalb sollte er auch Kamerad sein von uns. Es ist doch nicht sein Verdienst, daß er den Offiziersberuf erwählt hat, oder daß er von Haus aus besser geschult und gestellt ist. Ihm erwachsen daraus nur entsprechend mehr Pflichten. Gewiß will ich lieber ein ganzer Soldat sein als ein halber Offizier. Aber ich glaube jetzt, daß ich schon etwas Gutes als Offizier leisten könnte an der Hand der Erfahrungen als Musketier. Ich habe auch längst alle Scheu äußerlich abgelegt und weiß, was ich bin. Ich will jetzt auch sehen, daß ich befördert werde. Ich bin von allen Einjährigen in der Kompagnie der jüngste und auch am spätesten zur Front gekommen.

Autrèches, 20. August 1915.

Auf den Gedichtband von Schönaich-Carolath freue ich mich. Wie lange es wohl noch dauern soll? Wir liegen voraussichtlich 30 Tage in Stellung und kommen dann wieder zur Ruhe hinter die Front. So geht es Monat um Monat dahin. Ich stelle mir einen Krieger vor, der von einer unsichtbaren, aber fühlbaren Kraft getrieben wird, in hellem Panzer und mit leuchtendem Schwert. Fester, freudiger Wille liegt in seinem Gesicht, sein Auge hat ein fernes, klares Ziel erfaßt. So wandert er durch Schluchten und Wälder über Hügel und Berge allmählich dem hohen Ziel entgegen. Er schaut sich oft verwundert um auf seiner Wanderschaft. An dem Schlechten lernt er das Gute schätzen, am Schönen versteht er sich zu freuen: „O Wandern, o Wonne, wer mäße dein Maß!" Ich glaube, der deutsche freudige Siegeswille ist der „Sehnsucht" sehr verwandt, und Kraft durch Sehnsucht getragen berechtigt wieder zu den schönsten Hoffnungen. Könnten doch alle dasselbe hoffen, das wäre für manche bedeutend leichter.

Landesbibliothek Oldenburg

Autrèches, 28. August 1915.

Jetzt sind die Zeitungen mächtig interessant, besonders die Nachrichten vom Balkan und der Türkei. Ich las neulich mal von Rohrbach eine Abhandlung über die Orientpolitik unseres großen Kaisers. Die hat er durchgeführt. Das Ziel ist ja der große Handelsweg direkt über Bulgarien vielleicht (Rumänien ist ja noch immer nicht fest in seiner Haltung) und die Türkei, die Dardanellen zum reichen Asien. Wir werden schon alles dort entscheiden trotz der verzweifelten Überredungskünste unserer Feinde. Der Reichskanzler hat in seiner letzten Rede unumwunden unsere Ziele der Umwelt gesagt. Mit dem Zukunftstraum unseres Kaisers in der Orientpolitik verbinde ich die Grundlagen zur, sagen wir, „geistigen Weltherrschaft Deutschlands". Wir werden dann im Orient noch größeren Einfluß auf die Kultur ausüben, wie damals die Griechen und die Römer. Wir werden nicht eher ruhen, als bis durch diesen Krieg — ich betrachte ihn nur als gewaltiges Vorspiel eines noch gewaltigeren geistigen Weltkampfes um die Vorherrschaft — alle Grundlagen für diesen gewaltigen zukünftigen Bau verankert sind. Ist dies nicht ein herrlicher Gedanke, dies geistige Zukunftsreich; und hierfür den Grundstein mit legen zu dürfen, sollte jedermanns größte Freude sein. — Wir haben uns jetzt einen feinen Unterstand gebaut, die ganzen Lehmwände mit Schalbrettern verkleidet mit Luftzwischenraum, und dann weißen Filz „besorgt"; das ist ein äußerst gebrauchtes und vieldeutiges Wort. Jetzt haben wir einen ganz hellen, trockenen und warmen Raum. Abends wird unsere mit rotem Papier verschleierte Kerze angesteckt und gemütlich geraucht und musiziert, wenn Zeit dazu ist. „Zutritt für Granaten und sonstige unbefugte Eisenartikel strengstens untersagt. Die Baukommission."

Autrèches, 8. September 1915.

Liebe Lila! Ich lese gerade mal wieder Deinen alten Brief vom 20. Mai durch, so einige besonders feine Briefe behalte ich immer bei mir und lese sie feierabends, wenn ich gerade in der Stimmung bin, durch. In dem Brief schriebst Du von dem Frühlingwillen in unserem Volke, daß Dir jetzt auch erst recht das deutsche Wesen klar zum Bewußtsein kommt und Du und ich so glücklich sind in diesem Gefühl, deutsch zu sein. Auch über die Sehnsucht schriebst Du. Heute sind wir wieder zum zweitenmal gegen Typhus geimpft und konnten den rechten Arm kaum heben. Trotzdem haben wir tüchtig an einem neuen Blockhaus gearbeitet. Es macht mir mächtig Spaß, mit den Kameraden, die Handwerker und Arbeiter sind, zu arbeiten. Hier waren einige, die von außen so bissig aussehen und auch im Verkehr so kurz und oft barsch sind. Früher bin ich denen immer aus dem Wege gegangen. Jetzt bei der Arbeit lerne ich sie aber erst recht kennen und schätzen. Gerade diese taten meistens immer ihre Arbeit, ohne viel zu reden, und waren abends sichtlich befriedigt. Mit Recht konnten sie sagen: Ich habe wenigstens meine Baumstämme raufgeschleift, oder: Ich habe meine so und so viel Kubikmeter Erde ausgehoben. Auch von diesem Gefühl beseelt, las ich am Feierabend

Landesbibliothek Oldenburg

in Henckell, und da ging mir richtig ein Licht auf, als ich das Gedicht „Der Riese" las (S. 86), und habe Achtung vor unserer Arbeiterschaft bekommen, die unter dem Druck der veredelnden Arbeit sich zum Licht durchringt. („Kein Werk kann nur aus Kraft bestehn, Im Grunde muß die Sehnsucht gehn," Schönaich-Carolath). Mit Recht schütteln sie manchmal den Kopf über die Gebildeten. Zu diesem „Riesen" schau ich auf wie zu einem Berg, und ich glaube deshalb immer noch mit Recht die Welt ein Freudental zu nennen.

Einen kräftigen Gruß aus dem Felde. Dein Bruder Erich.

Stellung, 15. September 1915.

Liebe Mutter und liebe Ipel! Ich sitze augenblicklich in einem splittersicheren Spiegelposten und soll nun drei Stunden lang durch den Spiegel glotzen, dann werde ich abgelöst. Anstatt dieses Glotzens habe ich mir die Zeit damit vertrieben, angeregt durch das Buch von Natorp, über die Begriffe Freiheit, Sozialismus, Vaterland und Christentum nachzudenken. Als ich in den Krieg ziehen durfte, war ich mir selbst gar nicht klar, warum das Vaterland so etwas von uns fordern könne, und sagte: Die Beziehungen zwischen Vaterland und Christentum *verstehe* ich nicht, ich *fühle* bloß in mir, daß das Kämpfen für das Vaterland etwas Großes, zum Guten Führendes sein muß, und daß man sein Leben dafür einsetzen müsse, um das Leben zu gewinnen. Wenn ich das Höhere nicht verstehe, halte ich mich an das nächst Höhere, das Vaterland. Also ich gehorchte meiner Pflicht aus einem inneren Drange heraus. Ist das Freiheit?! Den Begriff Freiheit definiere ich so: Ein freier Mensch *gehorcht* nicht nur seiner Pflicht (was seine Pflicht ist, sagt ihm immer das Gewissen), sondern *will* seine Pflicht aus innerer Überzeugung. Er handelt und unterstellt sich, nicht weil er muß, sondern er erkennt das Muß als Notwendigkeit und *will* so handeln, *muß* nicht, ist also frei. Infolge dieser Gedankengänge unterscheide ich also zweierlei Taten: 1. Die Tat, die man unbewußt aus Gefühl tut, 2. die Tat, die man bewußt tut und will; letztere führt zur Freiheit, nicht wahr? Wenn man etwas bewußt tut, wird es einem viel leichter, weil das Ziel klar ist. — Nach Natorp ist mir vieles bewußt geworden. Er unterscheidet drei Phasen von Staatsgemeinschaften: 1. noch unvollkommen, die Despotie über landbebauende Bevölkerung, 2. der Staatsgedanke, der sich aufbaut auf den „Vertrag" der Völker untereinander. Dadurch, daß durch gegenseitige Verträge ein gewisses Gleichgewicht hergestellt wird, wird der Friede bewahrt. Diesen Staatsgedanken hat England in der größten Konsequenz befolgt. Das ist aber kein richtiger Friede. Er beruht auf einer inneren Unwahrheit; denn er besteht nicht, weil alle dasselbe wollen. Nie kann aber ein Volk, das in einem auf innerer Unwahrheit aufgebauten Staate lebt, zum wahren Frieden gelangen. Der Krieg mußte kommen, die Staatsform mußte umgeworfen werden, eine neue muß ans Ruder. Natorp erblickt diese 3. in dem wahren Sozialismus. Er ist begründet auf der wahren Freiheit. Die Sonderzwecke einzelner Völker und

Landesbibliothek Oldenburg

Gruppen ordnen sich bewußt einem Gemeinschaftswillen unter. In diesem Staatsgebilde steht Alles für Einen, Einer für alle; seine Organisationen werden bestimmt durch den Sachwillen, Vernunftwillen. Der Staat wäre fähig, Freiheit zu schaffen für sein Volk und damit Frieden. Und ein Staat solcher Staaten endlich wäre das Gebäude eines Weltfriedens. In uns Deutschen erblickt Natorp am stärksten ausgeprägt den Anfang des Sozialismus, und unser Beruf ist es, ihn heraufzuführen. Unser ganzes Volk muß dafür kämpfen, nicht für sich als Volk, sondern für das Prinzip; es vollbringt durch sein Kämpfen eine Opfertat für alle Völker. Kultur ist nur möglich in einer Gemeinschaft. In dieser Gemeinschaft kann jeder Einzelne wohl den Frieden wollen. Wenn aber eine Gemeinschaft auf einer inneren Unwahrheit beruht, kommt es zum Krieg. Folglich, so denke ich, müssen wir durch einen richtigen Aufbau unseres Staates, unseres Vaterlandes zum Christentum durchdringen. So ist mir der Gedanke des Vaterlandes in Beziehung zum Christentum bewußt geworden, meine Tat eine zur Freiheit führende geworden, weil sie bewußt geschieht. Ohne die Erkenntnis ist unser Leben, wenn auch vom Gewissen geleitet, nur ein Traum, mit Erkenntnis aber Leben, Freiheit, Friede. In diesem Sinne möchte ich weiter arbeiten an meiner Selbstbefreiung. Ich sehe mich in einem wüsten Gewirr vieler wunderbarer Gedanken, die ich alle noch längst nicht durchschaue. Aber da ich den Weg gefunden zu haben glaube, kann alles nur „Freude" hervorbringen an dem wunderbar vielgestaltigen Leben. „Lichtjubelndes Leben, du hast mich entzückt zu zitternden Wonnen, beschwingteren Stunden" (Henckell). Viele herzliche Grüße. Euer Erich.

Champagne, 8. Oktober 1915. St. Paul.

Wir sind wieder verladen, zu unserer alten Stellung gekommen und liegen jetzt in St. Paul in Ruhe. Jetzt will ich mal eingehender berichten. Wir waren, wie Du ganz richtig ausgerechnet hattest, liebe Mutter, zu Lilas Geburtstag in Ruhe gekommen. Nach zwei Tagen Alarm, Verladen, in die Champagne und sofort mit Transportautos zur Front geschafft. Der Durchbruch ist nirgends gelungen, wenn die Franzosen auch vorgekommen sind, nachdem sie unsere Gräben durch ein mehrtägiges andauerndes, mörderisches Trommelfeuer einebneten. Der erste Ansturm war schon zurückgewiesen, als wir als erste Reserve eintrafen. Ich habe nicht Zeit, die Einzelheiten zu erzählen. Wir waren neun Tage in der Front und haben einen heftigen Angriff der Franzosen siegreich abgeschlagen. Unsere Kompagnie hat ihre Stellungen behauptet. An einigen Stellen waren die Franzosen durchgebrochen, sind aber sofort von den einschwärmenden Reserven wieder zurückgedrängt worden, und zahlreiche Gefangene wurden gemacht. Die Franzosen haben sich schändlich feige benommen, sonst wäre es uns noch schwerer geworden. Unser Major stand selbst vorne im Feuer und zeigte den Truppen den Platz, wo sie einschwärmen mußten, usw. Unsere Kompagnie hat nur 50 Verluste. Jetzt ist alles wohlbehalten im Quartier. Ja, liebe Mutter, ich habe selbst oft

Landesbibliothek Oldenburg

gedacht, ob ich auch in wirklich schweren Zeiten dieselbe Gesinnung hätte. Aber jetzt habe ich Gelegenheit gehabt, es zu beweisen, und habe vor meiner Kritik bestehen können; das freut mich. Also in allen Stunden unverzagt und das Endziel und den Zweck des Krieges im Auge! Wie fein für mich, daß Ihr auch immer so denkt. In alter Frische Euer Erich.

Machault, 16. Oktober 1915.

Liebe Mutter! Wir waren kaum aus der Champagne zurückgekommen, da hörten wir, daß unser ganzes Armeekorps abgelöst werden soll. Nach zwei Tagen wurden wir wieder verladen und sind jetzt wieder in der Champagne. Es geht mir noch immer gut. Gestern kam unser Kaiser hier durch; das werde ich nie vergessen. Wir liegen jetzt noch ziemlich weit hinter der Front. Nachts ist es hier furchtbar naßkalt und tags heiß. Das Land ist eine große Einöde, alles Kalk oder Kreidegestein. Von einem Dorf bis zum anderen kann man endlos trippeln. Hoffentlich entscheidet sich bald etwas. Bleibt nur immer so froh und munter, wie ihr mir zuletzt schriebt, dann wird schon alles werden.

Machault, 17. Oktober 1915.

Hier sind die Angriffe noch nicht vorbei. In der Ferne höre ich wieder Geschützdonner. Durch diesen Etappenort kommen Kolonnen auf Kolonnen vorbei, nachts im Truppenauto Artilleriemunition, Lebensmittel, Material usw. Als wir zum ersten Mal in die Champagne kamen, wurden wir um Mittag herum ausgeladen aus den Autos, marschierten bis zur nächsten Höhe und empfingen zu unserem Ranzen und Gewehr und Koppelzeug noch zwei Gurte Patronen und jeder drei Handgranaten. Dann ging es schwer bepackt weiter. Nach einer halben Stunde mußte die Kompagnie schon gruppenweise im Sprung über die nächste Anhöhe laufen, da wir von da an eingesehen werden konnten. Auf der letzten Höhe erhielten wir, vom Flieger über uns geleitet, schweres Artilleriefeuer, sogar mit 28-cm-Mörsern. Unsere Fliegerabwehrgeschütze waren am Tage zuvor alle zusammengeschossen, Flieger von uns waren auch am ersten Tage nicht da. Ich hätte nie gedacht, daß ich solange mit dem Gepäck laufen konnte, aber es ging doch. Das Feld, worüber wir liefen bis zum nächsten Wäldchen, war übersät mit Granatlöchern und zahlreichen Blindgängern. Einmal sauste eine Granate dicht bei uns ein. Gott sei Dank blind. Der neben mir lief, nahm Deckung hinter einem 28-cm-Blindgänger. Da haben wir selbst in dem kritischen Moment gelacht, daß wir kaum wieder hochkommen konnten. Überhaupt kommen oft in den gefährlichsten Lagen die komischsten Sachen vor. Als die Franzosen z. B. bei ihrem Angriff unsere Reserven einschwärmen sahen, hielten die meisten, sowie einer auf sie zu kam, die Hände hoch und schnallten ab. Das ging so fix, daß wir alle sagten, das müßten sie schon exerziert haben. Viele hielten uns ihre gefüllten Feldflaschen entgegen, Schokolade, Fernglas usw. Einer langte dauernd in die Tasche, wir dachten natürlich, er wollte einen Revolver herauskriegen, statt

Landesbibliothek Oldenburg

dessen kam das Bild unsers Kaisers zum Vorschein, und das alles im denkbar dichtesten Kugel- und Splitterregen. Einige stellten sich tot im Granatloch und kuckten, wenn wir vorbei waren, verstohlen über den Rand. Angst hat man dabei gar nicht, und auf die Verwundeten kannst du während des Gefechtes gar nicht achten. Erst als wir in unserem Graben wieder waren, kam ich zur Besinnung. Von 3 Uhr nachmittags bis um 9 Uhr abends konnten die meisten Verwundeten nicht weggeschafft werden, da das Feld hinter uns frei im Schuß lag. Die haben bös aushalten müssen. In der Nacht wurden wir abgelöst und kamen für zwei Tage in einen 6 m tiefen Pionierstollen hinter unserem Graben als Reserve. Das Wäldchen, in dem er lag, war völlig zusammengeschossen. Einer von diesen Stollen ist durch einen 28er zugeschüttet worden und hat 27 Mann von unserer 3. Kompagnie begraben. Jetzt steht es schon für uns bedeutend günstiger, in den ersten Tagen war ja alles zusammengeschossen. Jetzt kann man schon wieder arbeiten. Wenn wir in Stellung kommen, ist das Schlimmste überstanden. Vorläufig sind wir noch hier und freuen uns des Lebens, und wie! Die Träume vom Balkan scheinen ja wahr zu werden. Vormarsch in Serbien hinein!! Wenn in dieser Zeit die Post lange dauert, ruhig bleiben! Mir geht es gut, auch wenn die Luft noch so dick ist. Ich weiß ja, wofür alles ist, und Ihr auch. Zuletzt noch vielen, vielen Dank für Briefe und Pakete. Euch gute Gesundheit und frischen Mut wünschend

Euer Erich.

Kampf.

Abendsonne segnet trauernd
Frankreichs kriegdurchtobtes Land.
Still und stark, der Feinde lauernd,
Liegt das deutsche Eisenband!

Kampfeswut und Grollen schweigt,
Durch die öden Grabenwände
Eine tiefe Sehnsucht streicht!
Heimat, unserer Lieben Hort!
Friede, hoffnungsfrohes Wort!

Schwarze Nacht! So ahnungsschwer!
Alle Kameraden schlafen,
Nur ein Doppelposten wacht,
Festumklammert das Gewehr,
Horcht er.
Drüben Stimmengewirr!
Waffenklirren. Krach — — —
Ein Schuß knattert durch nächtiges Schweigen
Und aus feindlichem Graben steigen
Wankende Schatten.
Eine Leuchtkugel unsererseits.
„An die Gewehre!"

Kurzes Besinnen aus bleiernem Schlaf,
Hastiges Rennen und schimmerndes Blitzen
Aufgepflanzter Bajonette.
Achtung! Gebt Feuer!
Pfeifend und sausend prasselt zugleich
Stählerner Gruß in die stürmenden Reihen,
Fegt in das tück'sche Franzosengeschmeiß.

Letztes Ringen im Todesschweiß,
Fluchen und Stöhnen,
Fernes Gedenken!
Rasendes Rennen, Kampfeswut,
Siegeswille, — ruhiges Blut!

Unerbittlich ragt der Tod,
Seinen Richtstock in der Hand,
Nacht und Blut ist sein Gewand,
Wen sein strenges Auge traf
Sank in letzten, tiefen Schlaf.

Schicksalträumend wandelt Dämmerung
Durch das blutende Gefild,
Wandert nahem Frühlicht zu!

Landesbibliothek Oldenburg

Kummerzerreißender
Werdenverheißender Morgen, du,
Du hoffnungsfroher.
Jauchzend fließt in Lust und Weh
Dämmerung an deine Brust!

Siegreich blieben unsere Waffen.
Heil dir, Gott, im Firnenhauch,
Freudenstrahl kampfstarker Zeit,
Würdig, Opfer dir zu sein,
Deiner fernen Ewigkeit.

Kampf heißt Leben,
Kampf heißt Streben,
Kampf in seligster Seligkeit schweben!
Urgewalt! Germanenart!

Machault, 23. Februar 1916.

Gestern hatten wir wieder Feldgottesdienst, und wieder hab' ich mich geärgert, daß der Feldprediger dauernd vom Jammertal und vom Dulden redete. Ich kann nicht anders, ich sehe die Welt als eine Kampfstatt der Freude an! Je mehr ich die Welt kennen lerne, desto größer und reicher und wunderbarer kommt sie mir vor. Ich sehe viel Schlechtes und Trauriges und Unbegreifliches, doch wozu haben wir unsere innere und äußere Kraft: alles zu ergründen suchen, alles Niedere zu bekämpfen, und dieser Kampf beschert die größte Freude. Wen sieht Gott wohl lieber, einen stillen, gottergebenen Dulder und Hoffenden auf bessere Tage im Jenseits, oder einen rechten Streiter im werktätigen Leben, der sich an der wunderbaren Welt freuen kann wie ein Kind, der alle Fährnisse als eine gute Gelegenheit ansieht, im Kampf mit ihnen seine Kräfte zu stählen?

Was uns am meisten Opfer kostet, halten wir für das Wertvollste. Der Tod ist das größte Opfer, also muß er uns das edelste Kleinod bringen. Und tatsächlich kann mich dieses entsetzliche Ringen nicht von meiner Überzeugung abbringen. Als ich am 2. Oktober im wiedereroberten Schützengraben auf Posten stand bei Souplet — die Nacht war hereingebrochen, wir hatten nach blutigem Ringen unserer Kompagnie Stellung behauptet, die Toten starrten in die klare windlose Mondnacht, die Verwundeten stöhnten und konnten noch nicht weggebracht werden, alle Nerven waren angespannt auf einen erneuten Ansturm des Feindes; ab und zu durchbrach ein Kanonenkrach die drückende Stille — da fragte ich mich in all dem Grauen: „Kannst Du nun noch deiner Freuden-Religion treu bleiben?" Meine Hände umklammerten fester das Gewehr, und meine Augen blickten schärfer gegen den Feind. Das hieß also kämpfen fürs Vaterland — und ohne daß ich es wollte, hätte ich vor Freude weinen können in dem Gefühl: „Jetzt kämpfst du in dem Gedanken, all dieses teure Blut erlöst ungeheure Schuld, löst für die Nachwelt unbegreifliche Werte. Ich dachte an einen alten Runenspruch Odins: „Schön ist's, sein Leben zu lassen, auf daß andere atmen!" — Die Nacht währte unendlich lange, doch der Morgen kam und mit ihm die Sonne, und die sagte zu mir: „Du darfst dich trotz alledem oder über alles dieses freuen; denn das heißt Leben, unergründlich und schön, am herrlichsten im Tode!" Und ich gelobte freudig weiter zu kämpfen; denn so will Gott, glaube ich, uns Menschen zu sich führen; sie sollen im Kampf der Welt erstarken für das Jenseits.

Landesbibliothek Oldenburg

Eberhard von Drebber

Sohn des verstorbenen Majors von Drebber, geboren am 28. Febr 1895 in Oldenburg, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln, trat dann bei den Land- und Seekabelwerken in Köln-Nippes in die Lehre und ging nach dem Tode seines Vaters zur Oldenburgischen Landesbank über. Bei Ausbruch des Krieges meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und wurde dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91, dem alten Regiment seines Vaters, überwiesen. Mehrere Monate lag er seit dem November 1914 mit dem Regiment vor Reims, bis es im April 1915 nach Galizien kam, wo es unter Mackensen den unvergleichlichen Siegeszug ins russische Reich unternahm. Nachdem er viele schwere Gefechte durchgemacht hatte, traf ihn die feindliche Kugel am 19. Juli 1915 in Russisch-Polen südöstlich von Baranica. Seine Grabstätte befindet sich neben drei anderen Gräbern in einer Talmulde am Waldesrande. Er erhielt das Friedrich-August-Kreuz, zum Eisernen Kreuz war er eingegeben, als er zum Unteroffizier befördert wurde. Der Regiments-Kommandeur schrieb an seine Mutter: „Wenn ich Ihrem Sohn bei der Menge meiner Untergebenen und der Größe der mir obliegenden Arbeit leider auch nicht persönlich näher getreten bin, so habe ich doch stets nur das Beste von ihm gehört. Es bestand die Absicht, ihn für sein gutes Verhalten und seine stets gezeigte Tapferkeit und seinen Mut zum Eisernen Kreuz in Vorschlag zu bringen. Sein Heldentod hat das Vorhaben leider nicht mehr zur Ausführung kommen lassen. Das Regiment ehrt seine gefallenen Helden; ein dauerndes, ehrendes und dankbares Gedenken bleibt auch Ihrem Herrn Sohn gesichert."

Feldpostbriefe.

Galizien, 14. Mai 1915.

Endlich komme ich dazu, Dir zu schreiben. Ich bin seit drei Wochen hier, wir machen seitdem täglich Märsche von ca. 30 km, so daß man abends wie tot hinfällt. Die Russen kneifen vor uns aus, daß es einen bald anekelt. Ich kann die ungeheuren Massen gefangener Russen fast nicht mehr ansehen. So schmierig und verwahrlost sehen die aus. Wir bleiben ihnen immer auf den Fersen, es geht durch Flüsse usw. Am Sonntag den 9. Mai marschierten wir auch wieder in glühender Hitze und einem undurchdringlichen Staub. Plötzlich hieß es: Hinlegen, und der Kompagnieführer sagte, daß wir eingesetzt würden. Wir sausten einzeln über eine Höhe, und schon lagen wir in einem Roggenfeld im schönsten Feuer. Mir kam es da tatsächlich nicht zum Bewußtsein, daß ich eine Kugel abkriegen könnte. Die Russen lagen auf einer Höhe — Höhe 311 — und wir ungedeckt am Fuße auf völlig freiem Gelände. Wir stürmten sie aber in $1^1/_2$ Stunden, und die

Landesbibliothek Oldenburg



Eberhard v. Drebber

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Russen gingen durch. Es wurde Sammeln geblasen, und da konnte man sich die großartigen Verschanzungen der Russen ansehen. Wären es Franzosen gewesen, so wäre keiner von uns heraufgekommen, so gut befestigt war die Stellung. Die Russen aber ließen Hunderte von Gewehren, Munition und alles mögliche zurück und wichsten aus. Unsere Kompagnie machte 202 Gefangene. Wir hatten in der Kompagnie 40 Verwundete, darunter der Kompagnieführer, Fähnrich und Feldwebel. Beine und Arme von Russen lagen umher. Gräßlich. Das kann doch eigentlich nicht mehr lange dauern. Die Anstrengungen hier würde ich auch nicht lange mehr aushalten. Tropenhitze und Staub. Täglich lesen wir Russen von der Straße auf bis in die Tausende. Die Hunde sind es nicht wert, daß wir mit ihnen kämpfen, stecken alles in Brand. Nun lebt wohl, hoffentlich ist bald Frieden. Seid vielmals gegrüßt von Eurem treuen Eberhard.

Galizien, 18. Juni 1915.

Schwere Tage liegen wieder hinter uns. Seit 4 Tagen habe ich heute endlich einmal ein Stündchen geschlafen. Am 14. hatten wir wieder ein Gefecht. Die feindliche Artillerie schoß furchtbar. Ich lag an einem Chausseegraben, 40 m vor uns die Russen. Plötzlich schoß die Artillerie so furchtbar, daß ich mich eins zwei drei eingegraben hatte. Ringsherum platzten die Granaten, drei Mann wurden dabei getötet. Wir kamen aber vor. Am anderen Tage war wieder ein Gefecht, das ich in meinem hoffentlich noch langen Leben nicht vergessen werde. Mittags um 3 Uhr zogen wir am Großherzog, den ich übrigens oft sehe, vorbei und rin ins Gefecht! Die Kugeln fingen an zu sausen. Neben mir bekam einer eine Kugel in den Mund und am unteren Rücken wieder raus, rechts bekam einer einen Kopfschuß. Furchtbar. Dies Gefühl macht einen nervös. Wir nahmen aber die Stellung der Russen. Am Abend besetzten wir eine Straße. Da kam eine Ordonnanz vom Bataillon und meldete, daß wir ein falsches Dorf gestürmt hätten, und daß eine große Lücke zwischen uns und Regiment 78 entstanden sei. Stell dir vor, was das heißt. Wir waren nur schwach und neben uns freies Gelände. Die Russen konnten ungestört da durch kommen und uns gefangen nehmen. Unser Führer war zudem in dieser Lage ein 18jähriger Leutnant, der aber seine Sache gut machte. Und nun kommt das Aufregendste. Gegen Abend beschoß uns die russische Artillerie so feste, daß wir dachten, wir wären verloren. Plötzlich hieß es: Kosaken kommen! Und schon stürmten ungefähr 100 von diesen schwarzen Gesellen mit gefällter Lanze und Karabiner und Säbel auf uns los. Wir eröffneten ein rasendes Feuer auf sie, und die Kerle purzelten der Reihe nach von den Pferden herunter. Nach einer Stunde sausten wieder ungefähr 100 auf uns los, einige kamen bis an uns heran, sie wurden aber alle abgeschossen. Alle 5 Meter lag ein toter Reiter mit Pferd, nur einige sind entkommen, aber verwundet. Ein Gefangener erzählte, sie seien mit Maschinengewehren gegen uns getrieben worden. Ungefähr 150 Pferde lagen

Landesbibliothek Oldenburg

tot vor uns. Einem von uns wurde mit einem Säbel die Nase abgeschlagen. In Anerkennung meiner großen Verdienste um das Vaterland (nicht räuspern) bin ich zum Gefreiten befördert worden.

7. Juli 1915.

Es liegen wieder furchtbare Tage hinter mir. Am 28. Juni haben wir 5^{10} nachmittags mit Hurra die russische Grenze überschritten. Dann kamen kolossal anstrengende Märsche. Ein Marsch dauerte z. B. vom 29. Juni 5 Uhr morgens bis zum andern Tage 6 Uhr morgens, also 25 Stunden, mit ungefähr 5 Stunden Unterbrechung. Da könnt Ihr Euch unsere Erschlaffung bei dieser fürchterlichen Hitze vorstellen. Am 1. Juli pilgerten wir wieder los und waren nach drei Stunden im Gefecht. Der Feind hatte eine stark befestigte Höhenstellung, die wir nehmen mußten. Vor uns war aber Sumpf, wo wir nicht durch konnten. Wir legten deshalb unter feindlichem Feuer Bretter über den Sumpf. Da aber das Schießen der Russen zu stark wurde, so zogen wir uns in das Dorf zurück, das die Russen nun in Brand schossen. Da hättet Ihr das Schreien und Jammern der Einwohner hören sollen. Es war furchtbar. Um 5 Uhr fing unsere Artillerie an zu schießen, und zwar so, daß einem Hören und Sehen verging. Infolgedessen ergaben sich die Russen auch bald, aber wie sahen die Kerle aus! Arme ab, fast alle furchtbar zugerichtet. Die übrigen flohen und setzten sich nach 4 km wieder fest. Auch diese Stellung mußten wir am nächsten Tage, dem 2. Juli, nehmen. Das war ein furchtbares Gefecht. Meine Kompagnie hat 92 Mann Verluste. Am 3. Juli stürmten wir wieder eine Stellung. Wir haben sehr viele Gefangene gemacht. Unsere Kompagnie ist jetzt 36 Mann stark. Augenblicklich liegen wir wieder vor einem Gefecht in einem Bauernhof, wo viele Bienenkörbe stehen. Ich habe mich aber an Scheibenhonig satt gegessen. Eben ist mir das Friedrich-August-Kreuz durch den Bataillonskommandeur verliehen worden.

Landesbibliothek Oldenburg



Fritz Feye

Landesbibliothek Oldenburg


Landesbibliothek Oldenburg

Fritz Feye

Bankbeamter, Sohn des Kaufmanns August Feye in Oldenburg, geboren am 25. April 1887, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt, ging Michaelis 1903 aus der Unterprima ab, um sich dem Bankfach zu widmen. Nach dreijähriger Lehrzeit bei der Oldenburgischen Landesbank blieb er dort weitere zwei Jahre als Gehilfe. Vom 1. Oktober 1908 bis eben dahin 1909 unterzog er sich beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner militärischen Dienstpflicht und trat dann wieder zur Landesbank über. Nachdem er bei den Filialen in Vegesack und Brake als Bevollmächtigter tätig gewesen war, ging er im Winter 1911 zu seiner weiteren Ausbildung zur Deutschen Überseebank in Berlin über und trat im Januar 1912 bei der Dresdener Bank, Geschäftsstelle Frankfurt a. O., ein, wo er gleich Bevollmächtigter und Kassierer wurde. Hier blieb er, bis der Krieg ausbrach. Am 1. August 1914 wurde er als Unteroffizier beim Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 in Frankfurt a. O. eingezogen und trat am 5. August den Marsch in Feindesland an. Nach siegreichen Kämpfen gegen Belgier und später gegen Engländer machte er den Vormarsch auf Paris mit und kam dann in der Nähe von Soissons in den Stellungskrieg. In den schweren Kämpfen nordöstlich von Soissons, in denen die Angriffe der Franzosen unter erheblichen Verlusten zurückgeschlagen wurden, erlitt er am 8. Januar 1915 den Heldentod. Er fand mit vielen seiner Kameraden auf den Höhen von Clamecy die letzte Ruhestätte.

Briefe an die Eltern.

Frankfurt a. O., 28. Juli 1914.

Wir hoffen alle, daß der Krieg nicht über unser deutsches Vaterland hereinbrechen wird, aber die Anzeichen sind doch in den letzten Stunden sehr drohend geworden. Wie ich Euch schon mitteilte, habe ich am Sonntag Berlin einen Besuch abgestattet und bin hier Zeuge einer äußerst lebhaften, von Grund aus ehrlichen Begeisterung und Zustimmung für Österreich und sein Vorgehen in dem Konflikt mit Serbien geworden. Wir trafen den Zug der Demonstranten in der Wilhelmstraße vor dem Palais des Reichskanzlers. Aus der Menge erschollen dauernd Hochrufe, patriotische Lieder erklangen; es war, als ob ein wilder Rausch die Menge umfangen hielt, dem auch alle Hinzukommenden, mein Freund und ich nicht zum wenigsten, unterlagen. Der ganze Verkehr stockte auf der Straße. Ein Herr bestieg den Sitz eines Autos und versuchte zu den Versammelten zu reden. Nur mit Mühe gelang es, ihm Gehör zu verschaffen. Jeder patriotische Anklang in seiner kurzen, zündenden Rede löste lebhafte Zustimmung und Hochrufe aus. Er schloß mit einem Hoch auf den Reichskanzler, das begeistert aufgenommen

Landesbibliothek Oldenburg

wurde. Jetzt erscholl markiger Chorgesang aus der Menge: „Heil dir im Siegerkranz", „Deutschland, Deutschland über alles", „Die Wacht am Rhein", und langsam setzte sich dann der Zug nach den Linden zu in Bewegung. Ich habe noch nie ein derartiges Aufflammen der Vaterlandsliebe erlebt. Am nächsten Tage kam es mittags beim Aufziehen der Wache wieder zu einer mächtigen Kundgebung. Die Umgebung des Schlosses war schwarz von Menschen. Überall war die Erregung und die Begeisterung groß. Bis in die späten Abendstunden hielt das Gewoge an, geschlossene Trupps zogen unter Hochrufen und Absingen von Vaterlandsliedern umher.

16. September 1914.

Ich muß gestehen, daß Rauchmaterial im Felde immer sehr erwünscht ist, da die Beschaffung beim Fernbleiben der großen Bagage, beim Durchmarsch durch kleinere Ortschaften meistens überhaupt unmöglich ist. Vor einigen Tagen war es so schlimm, daß jede Zigarre und jeder Kopf Pfeife mit mehreren geteilt wurde, indem jeder einige Züge zu sich nahm. Jetzt ist es Gott sei Dank besser geworden, nachdem auch noch die Kompagnie eine Portion Tabak empfangen hat. Jetzt dampft alles wieder und ist fröhlich und zufrieden.

Braye b. Soissons, 19. November 1914.

Bei unserem Rückmarsch von Paris lag unser Regiment zunächst zusammen auf den Höhen vor Soissons gegenüber Bailly, das letzthin unsererseits unter Beteiligung unseres Füsilier-Bataillons gestürmt worden ist. Nach fünf Tagen wurde unser Bataillon weggenommen und nahm eine Stellung bei Ostel ein, wo eine Lücke in unserer Front auszufüllen war. Ungefähr fünf Wochen haben wir in dieser Stellung gelegen, wurden dann abgelöst und kamen wieder auf unseren jetzigen Platz. Veränderungen sind hier nicht eingetreten. Die Witterung hat sich uns in den letzten Tagen von einer anderen Seite gezeigt, ein leichter Frost hat eingesetzt, der Boden ist hart gefroren. Der Aufenthalt in unseren Hütten ist durch die Kälte nicht angenehmer geworden. Klamme Finger gehören zur Tagesordnung, und die Füße muß man sich ab und zu durch Laufschritt im Freien wieder anwärmen. Glücklicherweise sind in diesen Tagen in der Kompagnie Wolldecken verteilt worden, die in Antwerpen erbeutet sein sollen. Diese leisten selbstverständlich ausgezeichnete Dienste, und jeder hütet sie wie seinen Augapfel. Die Kälte ist aber immerhin angenehmer als die Nässe der letzten Tage, und man ist in bezug auf Frost von Deutschland her nicht verwöhnt. Jedenfalls glaube ich, daß die Inder und Turkos, die in den Reihen unserer Gegner kämpfen, unter der Kälte mehr zu leiden haben werden als wir. Über die Verpflegung können wir uns nicht beklagen, und die spitzen Gesichter, die unsere Leute bei dem vielen Laufen in Belgien bekommen hatten, sind vollständig geschwunden, überall sieht man volle Backen. Die Wollsachen waren unter den Liebesgaben zuerst sehr begehrte Artikel, jetzt sind die meisten auch von zu Hause versorgt, so daß sich jeder von Kopf zu Fuß in Wolle packen kann.

Landesbibliothek Oldenburg

Braye, 11. Dezember 1914.

Draußen rieselt eintönig der Regen herab. Die Postenablösung kriecht gerade soeben zwar fluchend und scheltend, aber doch pflichtgetreu nach deutscher Soldaten Weise aus dem Bau, um die Kameraden, die solange die Wacht hielten, abzulösen. Die Nacht ist rabenschwarz, und ich schreibe diese Zeilen kurz vor Mitternacht, und die jetzt bei uns hoch im Kurse stehende Kerze spendet mir dazu freundlichst ihr Licht, dazu dappt der Regen; nimmt man das Knallen der Gewehre hinzu, das ab und zu hinüber und herüber schallt, im Tal ein vielfaches Echo weckend, so hat man ein hübsches Stimmungsbild der Zeit, die wir jetzt verleben.

26. Dezember 1914.

Wir liegen jetzt in einer geräumigen Steinhöhle bei Braye, in welcher man bequem zwei kriegsstarke Kompagnien unterbringen kann. Nur mit der Beleuchtung hapert es sehr, das Tageslicht dringt nur einige Meter ein, und man muß daher den ganzen Tag Licht brennen. Elektrische Leitung gibt es leider nicht, und die Kerze steht wieder hoch in Ehren. In einer Nebenhöhle ist sogar Vieh untergebracht, 2 Kühe und 6 Ochsen stehen dort, und ein Mann ist zu ihrer Pflege kommandiert. Die Milch wird von den Offizieren des Bataillons verbraucht, die damit ihren Morgenkaffee versehen. Das Wetter ist seit vorgestern umgeschlagen; es hat in der Nacht ganz nett gefroren, und die Erde ist mit einer harten Kruste bedeckt. Tagsüber scheint jedoch die liebe Sonne und macht den Aufenthalt im Freien erträglich.

Clamecy, 5. Januar 1915.

Wir haben wieder einmal einen Stellungswechsel vorgenommen und sind aus unserer Steinhöhle „Krähenhorst" ausgezogen. Wir liegen jetzt bei Clamecy, einem Ort in der Nähe von Soissons, einige Kilometer nördlich unserer bisherigen Stellung. Unser neues Quartier ist gerade nicht sehr wohnlich, da die Franzosen es arg mit Granaten beschossen haben. Die meisten Häuser sind zerstört, und die wenigen noch im Dorfe befindlichen Einwohner, zumeist Frauen, wohnen in Kellern. Wir liegen wieder in einer Steinhöhle, an denen die Umgegend von Soissons so reich ist. Allerdings nur noch einige Tage, da wir dann wieder in der vorderen Linie Schützengräben beziehen müssen. Wir waren schon einmal zum Buddeln vorne, da die Stellung einige 50 m weiter vorgebaut ist und die vorne liegende Truppe Hilfskräfte zum Ausbau der neuen Stellung brauchte. Da das Wetter in den letzten Tagen sehr weich war und es sehr viel geregnet hatte, so war es eine recht klitschige Sache, und unsere Mäntel und Stiefel waren beim Rückmarsch mit einer dicken Lehmkruste bedeckt. Einigen unserer Leute, welche schwere Lasten durch die Gräben schaffen mußten, blieben des öfteren die Stiefel im Lehm stecken, und es bedurfte einiger Anstrengungen, um sie wieder herauszubekommen. Das Wetter soll hier meistens so sein, und es eröffnen sich uns daher ganz liebliche Aussichten.

Mit vielen herzlichen Grüßen Euer Fritz.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Hallerstede

Beamter der Deutschen Bank, Zentrale Berlin, Sohn des Kaufmanns Rudolf Hallerstede in Oldenburg, geboren am 27. August 1883, erlangte Ostern 1899 die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und kam Anfang März 1902 nach beendeter Lehrzeit in dem Bankgeschäft von W. Fortmann & Söhne im Alter von 18 Jahren an die Deutsche Bank in Berlin. Mitte April 1915 wurde er zum Heere eingezogen, und er erhielt seine militärische Ausbildung beim Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 15 in Potsdam. Ende August kam er nach Frankreich. Kurz vor Beginn der Champagne-Offensive im September 1915 wurde das Bataillon nach dem Osten verlegt und langte nach 100stündiger Bahnfahrt an der Save an. So nahm er an dem Feldzug in Serbien teil. Aber am 10. Oktober 1915 wurde ihm ein Unterschenkel zerschlagen; ein hinzutretender Gasbrand verschlimmerte das Leiden, und am 14. Oktober erlag er der schweren Verwundung. Auf dem Ehrenfriedhofe des 22. Reserve-Korps Banovohöhe an der Donau hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Seine Beständigkeit, seine stete Hilfsbereitschaft und seine Belesenheit hatten ihn seinen Freunden und Bekannten lieb und wert gemacht.

Feldpostbriefe.

St. Souplet, 11. September 1915.

Wenn Clausewitz, Vom Krieg, bei Reklam erschienen ist oder sonst in einer Taschenausgabe zu haben ist, so würde ich mich freuen, wenn Ihr es mir schicken könntet. Hier ist wenig Gelegenheit, mit der französischen Zivilbevölkerung zu sprechen, da dieser Ort vollständig geräumt ist. Wir leben in Unterständen und können häufig feindliche Flieger sehen. Heute erhielt ich auch die Wochenausgabe der Frankfurter Zeitung. Es ist gerade das, was ich brauche. Gestern Abend haben wir wieder etwas weiter vorne gebuddelt, ohne gestört zu werden. — Hier in der Nähe donnern zeitweise schwere Geschütze, so daß wir in unseren Unterständen das Beben des Erdbodens spüren. Zwischen 6—8 Uhr abends ist regelmäßig rege Fliegertätigkeit.

Bischofshofen, 24. September 1915.

Hier bin ich auf meiner Reise angekommen. In den nächsten Tagen geht es durch Ungarn. Ein wunderbares Reisewetter. Wir sitzen mit nur 12 Mann in unserem Wagen.

24. September 1915.

Soeben sind wir an Bad Gastein vorübergefahren und werden gleich einen Tunnel von 8,5 km passieren. Die Fahrt geht langsam genug, so daß man mit Muße die schöne Gegend genießen kann.

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Hallerstede

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

7. Oktober 1915.

Noch sind wir nicht über die Save, aber wir hören aus nächster Nähe unser Artilleriefeuer. Unser Bataillon liegt zur Zeit in dritter Stellung. Gestern hatten wir einen anstrengenden Nachtmarsch im Regen. Aber wenn man den Dachs vom Puckel hat, sind die Strapazen vorüber. Auf dem Marsch haben wir in der Ferne einen großen Brand gesehen. Anscheinend brennt Belgrad, das feste befeuert wird.

9. Oktober 1915.

Wir haben die Save westlich Belgrad überschritten, unser Bataillon wurde nicht als erstes übergesetzt, hatte daher keine Verluste. Augenblicklich bildet unsere Kompagnie Gefechtsreserve. Soeben haben wir eine Stunde Rast gemacht im serbischen Versailles und sitzen jetzt in der Veranda einer Gartenwirtschaft, wo wir gegen Fliegersicht geschützt sind. Es heißt, daß wir heute noch Post bekommen, da kann ich gleich die Gelegenheit benutzen, die Karte mitzugeben. Wir hören gerade ein Schlachtenpotpourri, aber ohne Musik und ohne Publikum. Herzliche Grüße.
— Soeben ist mir der Unterschenkel zerschlagen. Euer Heinrich.

10. Oktober 1915.

Von meiner Verwundung habe ich schon Nachricht gegeben. Ich warte auf Sanitäter.

Landesbibliothek Oldenburg

Eduard Haßkamp

Kaufmann und Ratsherr der Stadt Friesoythe, geboren am 9. Juni 1878 zu Friesoythe, Sohn des verstorbenen Privatmanns Helmerich Haßkamp in Friesoythe, besuchte von 1893 bis 1898 das Gymnasium in Vechta und erhielt hier das Zeugnis der Reife. Er studierte von 1898 bis 1901 auf den technischen Hochschulen zu München und Darmstadt Elektrotechnik, bis er sich entschloß, in seinem Heimatsort sich gewerblichen Unternehmungen zu widmen. Seiner Militärpflicht genügte er von Oktober 1903 bis 1904 beim Königlich Bayerischen Infanterie-Regiment Kronprinz in München. Die militärischen Übungen machte er 1905 und 1906 beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Am 4. Mobilmachungstage eilte er als Unteroffizier der Landwehr zu seinem Truppenteil, Reserve-Inf.-Regiment Nr. 74, nach Oldenburg. Auf dem Bahnhof in Friesoythe rief er bei seinem Abschied den zahlreich erschienenen Landsleuten im Namen der einberufenen Krieger ergreifende, von echter Vaterlandsliebe getragene Abschiedsworte zu. Am 10. August 1914 rückte er von Oldenburg aus ins Feld. Er hat an dem Feldzug in Belgien und Nordfrankreich, insbesondere an den Gefechten an der Marne und bei Reims, teilgenommen, bis er infolge der Anstrengungen und Entbehrungen, denen er nicht gewachsen war, Anfang Oktober 1914 aufs Krankenlager geworfen wurde. Er verschied im Feldlazarett zu Pont-Faverger bei Reims am 20. Oktober 1914. Sein Grab befindet sich auf dem dortigen Friedhof, von Freundeshand mit einem aus Stein gehauenen Grabdenkmal geschmückt.

Feldpostbriefe an seine Mutter.

Broich, 12. August 1914, Mittwoch Nachmittag.

Seit $^1/_2$11 Uhr Dienstag Morgen machten wir mit dem vollen Gepäck einen äußerst anstrengenden Marsch in glühender Sommerhitze auf staubigen, steinigen Feldwegen ohne Bäume. Es wurde etwa alle halbe Stunde gehalten, Wasser getrunken und ausgeruht. Die Leute fielen wie die Fliegen, es bleibt bei diesen immer Begleitung, außerdem ist der Sanitätsgefreite da und dann der Arzt. Teils hatten die Leute wunde Füße, teils wurde ihnen schlecht wegen des Marsches mit dem schweren Gepäck, zumal sie keinen Schlaf in der Nacht gehabt hatten. Ich bin mit meinem schweren Tornister gut übergekommen. Heute war ein Apfel aus dem Amtsgarten und nachher ein Stück Wurst von Sophie für mich eine große Erquickung. Wir marschierten durch Zülpich, wo wir auf dem Marktplatze hielten. Zülpich ist ein geschichtlicher Ort, hat alte Tore, ist schön. Heute morgen zum ersten Male war das ganze Regiment zusammen, die beiden anderen

Landesbibliothek Oldenburg



Eduard Haßkamp

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Bataillone waren aus Osnabrück und Nienburg angekommen. Nun, Mutter, mußt Du nicht den Mut sinken lassen, ich tue es auch nicht. Bete nur, es wird schon gut gehen.

Comblain la Tour, 19. August 1914.

Die im vorigen Jahre eingeführten Feldküchen sind eine großartige Einrichtung. Sie enthalten Kaffeemühle, Kaffeebehälter, Raum für Geschirre (Kochlöffel, Eimer usw.) und als Hauptsache einen großen Kochkessel (wie ein Viehkessel), der von Glycerin umgeben ist, so daß er nicht anbrennen kann, dann noch Behälter für Kohlen, Holz usw. Die Behälter sind durch aufschraubbare Deckel luftdicht abgeschlossen; wenn nun mittags für die Truppen gekocht werden soll, wird vorm Ausrücken gefüllt und angeheizt durch besonders ausgebildete Mannschaften. Während des Marsches kocht dann das Essen fertig. Der Küchenwagen wird von zwei Pferden gezogen. Wenn dann halt geboten wird, kann sofort gegessen werden. Früher mußte man erst warten, bis die Bagage mit den Lebensmitteln kam, dann mußten korporalschaftsweise Kochlöcher gegraben, im Tornister-Kochgeschirr gekocht werden, nachdem Holz gesucht war. Da gingen Stunden drüber hin. Das Essen schmeckt ausgezeichnet, die Offiziere essen mit. — Bis kurz vor Spa ist die Gegend öde. Allmählich wurde es besser und dann immer schöner, bis wir die einzeln gelegenen Villen erreichten und dann die eigentliche schöne Stadt mit den Spielsälen, Bädern, Kurhäusern usw. Es machte doch einen eigentümlich erhebenden Eindruck, als wir mit scharf geladenem Gewehr im dröhnenden Gleichschritt, begeistert Vaterlands- und Soldatenlieder singend, in Spa einmarschierten. Unserer Kompagnie wurden die Kur- und Spielsäle, die Bäder und eine Straße daneben mit Wohnhäusern als Quartier angewiesen. Die schönen Räume waren bereits mit Stroh als Nachtlager hergerichtet. Wir Unteroffiziere machten dann in den einzelnen Häusern Quartier, wobei mir mein Französisch großartig zu statten kam. Mein Quartierwirt führte mich in ein so nobles Schlafzimmer, wie ich es vielleicht noch nicht bewohnt habe. Er bat mich, den Leuten zu sagen, die schönen Möbel zu schonen, was natürlich selbstverständlich war. In Spa haben die Soldaten den Einwohnern einen sehr guten Eindruck hinterlassen, wie ich selbst erfuhr; sie sind freundlich, nehmen nichts und bezahlen alles. Ich wundere mich selbst über das Benehmen der gemeinen Soldaten. Sie wollen alle dem deutschen Heere Ehre machen. Abends bin ich noch in der Kirche gewesen, es war katholischer Gottesdienst, wunderbare Beleuchtung und schöner Gesang. Auffallend ist, und das ging schon an der deutschen Grenze los, das fast pechschwarze Haar, hauptsächlich der Damen. — Hier in Comblain la Tour müssen wir nun selbst kochen, die Leute der Kompagnie, etwa 10 Mann, für sich. Du glaubst nicht, wie erfinderisch die Leute sind. In einer großen Laube sind Steine in zwei Reihen aufgeschichtet, darüber ein eisernes Gitter gelegt, welches wir von der Bahn gerissen haben, und darauf setzen wir die Töpfe und Pfannen, die wir

Landesbibliothek Oldenburg

vom Hotel leihen. Zucker, Salz, Pfeffer usw. haben wir gekauft, Speck und Schmalz wird geliefert. Das Brennholz liefern die Bahngitter, die alle zerschlagen werden. Eine halbe Stunde von hier ist ein Tunnel nach Lüttich zu, 500 m lang, in diesem liegen drei Lokomotiven, eine davon ist zur Entgleisung gebracht, zwei sind unbemannt außerhalb des Tunnels mit Volldampf aufeinander losgelassen und mitten im Tunnel zum Zusammenstoß gebracht. Ein Eisenbahnregiment hat heute angefangen das Hindernis zu beseitigen. — Gestern zog ein Mann auf Posten. Der Feldwebel, neben dem ich saß, fragte ihn, warum er das Gewehr oben mit einem blauen Bändchen geschmückt habe. Ja, sagte er mit Stolz, das Bändchen habe ihm die Frau Amtshauptmann in Friesoythe um Zigarren gebunden persönlich überreicht, das wolle er noch wieder mit nach Haus haben. Es war ein Briefträger aus Strücklingen.

Charleroi, 28. August 1914.

Am 26. August morgens 7 Uhr rückten wir über Dörfer, die zum Teil abgebrannt waren, nach Gembloux, wo mehrere Bahnen sich kreuzen und anscheinend der Sammelpunkt der Gefangenen ist. Unterwegs findet man überall vielfach Aufschriften an den Türen von den Truppenteilen, die hier einquartiert waren, wie: „Schonung! Leute sehr freundlich, haben alles hergegeben!“ oder: „Gute, arme Leute. Kameraden, gebt ihnen übriges Brot,“ oder: „Schont hier alles! Die Leute haben uns in allem unterstützt!“ In Gembloux war es außerordentlich interessant. Jeden Tag treffen Tausende von Gefangenen ein, Belgier, Franzosen, Turkos. Die letzteren sehen im Anzuge gräßlich aus. Sie tragen keine Hosen, sondern die sogenannte Hose ist nichts anderes als ein Sack, in den unten zwei Löcher für die Beine zum Durchstecken geschnitten sind. Ob das Zeug weiß war, weiß ich nicht, jetzt sieht es schmutzig grau aus. Wenn man die Truppe von hinten sieht, glaubt man lauter Leute mit beschmutzten Hemden vor sich zu haben. Dazu tragen sie eine rote Leibbinde, die wohl 4 bis 5 m lang ist. Beim Anlegen hält einer das eine Ende fest; der sie anzieht, dreht sich im Kreise herum, bis die ganze Geschichte sich um den Bauch gewickelt hat. Das andere Ende wird festgesteckt. Außerdem haben sie eine ganz kurze Joppe, die vorne nicht zugeht, mit bunten Bändern besetzt. Die Kopfbedeckung ist eine rote Mütze in türkischer Form. „Mit teine van sükke Kerels will ick't alleine woll annehmen“, sagte ein Altenoyther neben mir zu seinen Kameraden. Und wirklich, die Gefangenen sehen wenig soldatisch aus. Ein ganzer französischer Generalstab war auch dabei. Die gefangenen Soldaten wurden gut behandelt, anders die Zivilgefangenen; die standen mit dem Gesicht der Wand zugekehrt hart an einer hohen Mauer, sie durften nicht seitwärts sehen, bei jedem Seitenblick gab's einen kräftigen Puff. Sie hatten es auch nicht besser verdient. Namentlich einer, der elf abgeschnittene Finger mit Ringen hatte und mehrere tausend Mark deutsches Geld, hatte viel auszustehen. Am anderen Morgen begegnete er uns, wie er zum Tode geführt wurde. Der Mann

Landesbibliothek Oldenburg

war an 60 Jahre alt. Unglaublich, aber wahr. — Soeben erzählte mir ein Eisenbahnunteroffizier, daß sie von Lüttich zu einer Stelle hätten fahren müssen, wo ein Proviantzug mit einem anderen zusammengestoßen war. Ein General der Infanterie sei gekommen und habe gesagt, ob sie am selben Tage das Geleise freimachen könnten, sonst müßten 150000 Mann hungern. „Leute," habe dann der Eisenbahnhauptmann zu seiner Kompagnie gesagt, „könnt Ihr bis 8 Uhr fertig sein?" „Ja wohl, Herr Hauptmann," habe alles gesagt. Dann hätten sie den ganzen Tag ohne jedes Essen gearbeitet unter Anstrengung aller Kräfte, und um 7 Uhr sei das Geleise frei gewesen. Zur Belohnung habe der General für die ganze Kompagnie täglich einen Löhnungszuschuß von 200 Mk. befohlen. Du magst daran sehen, wie der Geist der Truppe ist, in dem uns, das weiß ich sicher, kein anderes Volk gleichkommt.

Fourmies, 2. September 1914.

Um etwa 3 Uhr nachmittags wurde in der Nähe eines Gutshofs im Schatten kanadischer Pappeln abgekocht, die in Belgien viel sind. Diese Leute versicherten uns, daß sie lieber 200 Deutsche als 10 Franzosen haben wollten. Die Franzosen hätten es fürchterlich mit Frauen, Mädchen und Kindern angefangen. Bei uns ist so etwas absolut ausgeschlossen; ich habe Gespräche von gewöhnlichen Soldaten angehört, die so etwas gegen ihre und des deutschen Heeres Ehre halten. Es ist auffällig, daß ich hier in Frankreich noch kein abgebranntes Haus gesehen habe. Hier in Fourmies sind auch die meisten Leute in ihren Häusern, während das belgische Beaumont fast ausgestorben war. Von Frankreich her begegneten uns viele, die mit Kinderwagen, Handwagen und Gepäck wieder zurückkehrten.

Im Schützengraben vor Reims, 19. September 1914.

Vorgestern hatten wir ein scharfes Gefecht. Gegen Mittag hieß es, wir sollten zum Angriff vorgehen. Um nicht so sehr dem Artilleriefeuer ausgesetzt zu sein, gingen wir nicht zusammen los, sondern weit auseinander, etwa fünf Mann zusammen, nach fünf Minuten wieder fünf Mann usw., so daß schließlich die ganze Kompagnie über eine weite Fläche verteilt war, ebenso die anderen Kompagnien, beziehungsweise Regimenter. Wir gingen vor, bis das Infanteriefeuer kam. Dann ging es sprungweise vor. Dazwischen hinlegen. Die Kugeln pfiffen einem um die Ohren. Die Franzosen saßen gedeckt in Gräben, kaum sichtbar für uns, dabei ein Regen, so daß wir bald völlig naß waren. Es war fürchterlich unbequem. Unsere Artillerie feuerte in die Stadt Reims, wo die feindliche Artillerie sich aufgestellt hatte. Rechts von uns auf einer Chaussee war der Kampf am stärksten. Die französischen Granaten sausten herein, legten mannsdicke Chausseebäume glatt um, rissen große Löcher in den Boden. Gewinnen konnten wir nicht, das wußten wir, aber rechts von uns war ein Vorstoß unsererseits, den wir entlasten sollten. Bis gegen Abend wurde gekämpft, dann traten wir in der Dunkelheit den Rückzug in unsere alten Stellungen an, total durchnäßt und verdreckt.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Schützengraben vor Reims, 21. September 1914.

Das französische Artilleriefeuer ist heute sozusagen aus. Vorgestern erhielt unsere Artillerie durch schwere Artillerie Verstärkung, und da ging die Kanonade auf Reims los, das seitdem an allen Ecken und Enden brennt. Abends ein schauriger Anblick. Reims war die Hauptstellung der französischen Artillerie. Seit gestern kam kein Schuß mehr von dort, wohl aber aus anderer Stellung. Vielleicht ziehen sich die Franzosen zurück. Reims wäre von uns nicht beschossen, wenn die Franzosen nicht von dort aus gefeuert hätten; den Schaden an Häusern usw. haben sie sich selbst zuzuschreiben. Der alles überragende uralte Dom scheint ziemlich verschont geblieben zu sein, gestern war er von hier in dem Rauch und Flammenmeere gar nicht mehr zu sehen. Was könnt Ihr und ganz Deutschland sich freuen, daß der Krieg nicht im eigenen Lande ist.

Im Schützengraben vor Berru, 25. September 1914.

Zufällig sehe ich die Beilage zu den „Nachrichten für Stadt und Land" vom 1. September und finde darin einen Bericht unseres Majors von Schimmelmann. Ihr könnt daran die Märsche, Gefechte usw. des Bataillons verfolgen. Das Bataillon ist die kleinste geschlossene Einheit. Alle militärischen Operationen geschehen mindestens im Bataillon, wir sind also immer zusammen. Der Major ist recht nett, spricht oft mit uns, stopft den Leuten die Pfeife mit seinem Tabak usw. Da fällt mir gerade ein, worüber er gelegentlich mit mir sprach, was mir aber selbst schon lange aufgefallen ist. In Frankreich ist kein Fortschritt zu sehen. Wir waren in Reims, aber von neuen Stadtteilen und Neubauten außer einigen Kasernen keine Spur; alles beim alten. In kleinen Orten, die ich gründlich kennen lernte, wie Berru, sind so ärmliche Verhältnisse, ich betone, nicht vom Krieg herrührend, so armselige Häuser und Ställe, daß man die Häuser auf der Hinterstraße in Friesoythe fast Paläste nennen könnte, die Kirchen so öde und verfallen. Die Leute machen denselben Eindruck wie Zigeuner. Dabei sind wir hier kaum 10 bis 12 km von Reims entfernt. Vorwiegend wird hier Weizen, Roggen und Hafer gebaut. Es sind auf den Feldern ganz große Scheunen und viele Stroh- und Garbenhaufen, und zwar eine große Anzahl ganz dicht bei einander, woraus ich schließe, daß die Sache einem gehört und die meisten Leute keinen Grundbesitz haben. In den Häusern sieht es erbärmlich aus. Alles in allem nirgends Aufschwung! Es muß vieles faul sein. Ein Unteroffizier meiner Kompagnie sagte mir, er sei in einer Schule einquartiert gewesen und habe dort in einem Schrank des Lehrers so gräßliche, große Naturphotographien gefunden, wie man es gar nicht glauben könnte. Und das bei einem Lehrer des französischen Volkes! Der Krieg wird für die Franzosen die gerechte Strafe sein. Es mag auch bei uns manches faul sein, aber an Sittenreinheit, davon bin ich überzeugt, sind wir ihnen doch weit überlegen. Der Gottesdienst in der Kirche, Messe und Ansprache (sehr patriotisch) war sehr schön und erhebend, wie mir manche Teilnehmer versicherten.

Landesbibliothek Oldenburg

Es berührte einen eigenartig, als aus den kräftigen Soldatenkehlen die schönen deutschen Lieder: „Hier liegt vor Deiner Majestät, Großer Gott" usw. und einige Marienlieder in dem französischen Gotteshause widerhallten. Die Wände haben sicher noch keinen deutschen Gesang gehört. Man wurde aus dem rauhen Kriegsleben mal wieder in ein etwas idealeres Gebiet versetzt. Am Schluß war Generalabsolution.

Letzte Postkarte, Feldlazarett VI., 6. Armeekorps.

Es sind jetzt wohl schon zehn Tage her, daß ich hier bin. Ich hatte mich gleich krank gemeldet. Es ist Bronchialkatarrh, keine Schmerzen, aber Fieber, das abwechselnd geht. Es ist doch nichts, wenn der Mensch nicht kann. Ich habe ein Bett, Schwestern bedienen. Heute gebeichtet, morgen kommuniziert. Ölung. Nun betet tüchtig mit, alle Mann.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Haßkamp

Referendar und Leutnant der Landwehr, Inhaber des Eisernen Kreuzes und des Friedrich-August-Kreuzes, geboren am 1. August 1881 als Sohn des verstorbenen Privatmannes Helmerich Haßkamp zu Friesoythe, bezog im Herbst 1897 das Gymnasium zu Vechta und bestand dort im Herbst 1902 die Reifeprüfung. Er studierte auf den Universitäten München, Kiel und Berlin Rechtswissenschaft und legte im Winter 1906/07 die Referendarprüfung ab. Seiner Militärpflicht genügte er im Jahre 1907/08 beim Königlich Sächsischen Garde-Infanterie-Regiment Nr. 100 in Dresden, wo er auch seine beiden Übungen machte. Nach beendetem Vorbereitungsdienst bei den oldenburgischen Behörden bereitete er sich auf das Assessorexamen vor, als der Mobilmachungsbefehl ihn am 4. August 1914 zu seinem Truppenteil, dem Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 77, rief. Am 12. August 1914 rückte er als Offizierstellvertreter ins Feld aus. Er nahm in Belgien und Nordfrankreich an vielen Gefechten gegen die Engländer, gegen welche ihn eine besondere Erbitterung erfüllte, teil. Es gelang ihm, bei Ypern den Kommandeur eines englischen Infanterie-Regiments nebst seinem Adjutanten und zahlreichen Ordonnanzen gefangen zu nehmen. Im Dezember 1914 wurde er zum Leutnant befördert. Am 15. Mai 1915 bei La Bassée durch einen Schrapnellschuß verwundet, konnte er zu seiner Wiederherstellung im Sommer einige Monate in seiner Heimat verweilen. Bei dem von der Stadt Friesoythe veranstalteten Umzug zur Feier der Einnahme von Warschau hielt er auf dem Marktplatz eine begeisternde Ansprache. Nach erfolgter Genesung ging er im September 1915 wieder zum Ersatzbataillon in Köln und zog Anfang Januar 1916 wieder ins Feld gegen die Engländer. Am Abend des 28. Juni, während der großen Angriffsbewegung der Engländer ereilte ihn, als er an der Brustwehr stehend seine Leute zur Abwehr eines einsetzenden Angriffs anfeuerte, ein feindliches Schrapnellgeschoß. Schwer verwundet rief er seiner Abteilung noch zu: „Leute, macht Euch gut!" Er wurde dann von seinem Burschen in den rückwärts gelegenen Stollen und gleich darauf von Sanitätssoldaten in das Feldlazarett zu Cambrai gebracht, wo er schon am Morgen des folgenden Tages verschied. Er war ein tüchtiger Soldat, pflichtgetreu und voll glühender Vaterlandsliebe. Für die ihm anvertrauten Leute, sorgte er mit allen Kräften, wie diese denn auch mit großer Verehrung an ihm hingen und auf ihn bauten. Einen „geborenen Führer unserer Niedersachsen getreu bis in den Tod", nennt ihn sein Hauptmann in einem Briefe an seine Mutter.

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Haßkamp

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpostbriefe an seine Mutter.

Antwerpen, 10. Oktober 1914.

Wir sind drin und bleiben drin. Hier auf dem Rathausplatz, wo wir augenblicklich lagern, schreibe ich diese Karte.

Alost, 11. Oktober 1914.

Heute von Antwerpen über Brüssel nach Alost marschiert. Kolossaler Marsch. Wir marschieren täglich durchschnittlich etwa 30 km. Seit zwei Tagen gibts nur Brot und Wasser und gekochte Kartoffeln.

Courtrai, 21. Oktober 1914.

Westlich von Courtrai ist eine große Schlacht gegen die Engländer im Gange; die Kanonen donnern unaufhörlich. Hoffentlich machen wir mit.

Bei Courtrai, 24. Oktober 1914.

Die Schlacht vor uns ist noch in vollem Gange, unaufhörlich donnern die Kanonen. Als Hauptort nennt man Becelaere, etwa 15—20 km westlich Courtrai. Wie die Verwundeten sagen, ist es eine große Schlacht; wir kämpfen etwa gegen 80 000 Engländer. 1000 Gefangene treffen gleich in Courtrai ein. Soeben erging an uns der Befehl, uns marschbereit zu machen. Wohin es geht, wissen wir nicht, hoffentlich gegen die Engländer; denn diesen möchten wir alle zu gerne zu Leibe. Wir haben ziemlich anstrengende Tage hinter uns. Zunächst haben wir die Nordseite Belgiens vom Feinde gesäubert, wobei wir ein Gefecht bei Beeringen hatten. Die Belgier hielten aber nicht lange stand, sondern suchten bald ihr Heil in der Flucht. Dann haben wir bei Antwerpen mitgewirkt, wobei unsere Hauptaufgabe war, die großen 42-cm-Geschütze zu beschützen. Man nannte unsere Kompagnie „Schutzengel der Kurzen Marinekanone", welche letztere offizielle Bezeichnung die großen Geschütze führen. Ich habe mir auch das Fort Lierre angesehen, das von diesen Kanonen beschossen worden ist. Was da an Verwüstung zu sehen war, davon machst Du Dir gar keine Vorstellung. So hatte ein Geschoß eine 2,50 m dicke Erdschicht, eine 2 m dicke Betondecke, dann ein 50 cm dickes Mauerwerk, dann wieder eine 1,50 m dicke Erdschicht und endlich eine 1 m dicke Betonschicht, zusammen also 7,50 m Erde und Mauerwerk glatt durchschlagen und war unten in der Kasematte geplatzt. Das Ganze natürlich ein großer Trümmerhaufen. Ein gefangener Belgier erzählte von der Wirkung; er sagte: Nous tirons aussi, mais les canons prussiens br-r-r. Dabei schüttelte er mit dem Kopfe. Von Antwerpen aus, wo wir nur wenige Stunden gewesen sind, sind wir dann über Brüssel, Alost, Grammont, Oudenaerde nach hier marschiert, wo wir der Dinge warten, die da kommen sollen.

Becelaere, 29. Oktober 1914.

Seit drei Tagen und Nächten ununterbrochen im Schützengraben. Wir schlagen die große Schlacht gegen die Engländer. Gestern habe ich ein Dutzend abgeknallt.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Schützengraben bei Becelaere, 31. Oktober.

Gestern Nachmittag zwischen 3—4 Uhr machten die Engländer, etwa 200, einen heftigen Angriff auf meinen Zug. Die Kerle kamen bis auf 100 m heran. Ich habe alles niedergeschossen und den Rest, etwa 20 Mann gefangen genommen. Unsererseits verhältnismäßig wenig Verluste. Aber die Engländer! Es war die reinste Treibjagd oder noch mehr. Auf mein eigenes Konto setze ich etwa 20.

Im Schützengraben vor Ypern, 3. November.

Seit 10 Tagen sind wir nun schon ununterbrochen im Schützengraben. Wenn Du mich sähest, Du würdest bange vor mir werden, wie es anscheinend auch die Engländer sind. Daß ich die Kerle elend zugerichtet und daß sich mir 20 Mann (nebenbei gestern wieder einer) gefangen gegeben haben, habe ich Dir geschrieben. Die Kerle lagen auf 50—100 m vor mir; und nachdem ich den Offizier abgeschossen und dann meine Leute ein heftiges Feuer abgegeben hatten, schwenkten sie die weiße Flagge. Ich ließ das Feuer einstellen, und ganz zaghaft und ängstlich kamen sie aus ihren Verstecken heraus, wo außer dem Offizier mehrere Tote lagen. Außerdem lagen weiter zurück eine Menge Toter und Verwundeter. Vier Verwundete schleppten sich zu uns herüber, davon ist einer kurz darauf gestorben. Es waren Iren. Soeben schlägt 20 Schritt vor mir ein Schrapnell in einen Graben ein und tötet einen unserer Leute. Während ich dies schreibe, heulen die Granaten über mich hinweg. Seit 10 Tagen geht es ununterbrochen schon so. Die Engländer passen haarscharf auf; sobald man sich zeigt, kriegt man auch Feuer, auch schießen sie gut.

Gent, 9. November 1914.

Nachdem wir 14 Tage ununterbrochen in der Erde gewohnt haben, dürfen wir uns jetzt etwas ausruhen. Auf der Burg von Flandern (umstehend Le Château des Comtes) weht jetzt die deutsche Flagge.

Roulers, 4. Januar 1915.

Herzlichen Dank für das schöne Weihnachtspaket! Es kam gerade Weihnachtsabend an und war mit Liebe zusammengestellt. An alles hattest Du gedacht, selbst das Lauseöl nicht vergessen. Den Weihnachtsabend habe ich hier im Kreise der Soldaten verbracht. Ich mußte immer an Euch denken, und so ging es auch den anderen. Wir haben von Euch gesprochen, und uns allen standen die Tränen in den Augen. Es war sehr ergreifend, und niemals werde ich die Weihnachtsfeier hier fern von der Heimat im Feindesland vergessen. Draußen an der Front war es auch sehr ruhig. Man hörte nicht, wie sonst allabendlich, die gewohnten Schüsse. Die Franzosen schienen auch ihrer Lieben daheim zu gedenken. Recht gefreut habe ich mich über Deinen schönen und mutigen Gedanken, Eduards Grab nach dem Kriege zu besuchen. Selbstverständlich werde ich Dich dahin begleiten. Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende, damit wir recht bald unseren Plan ausführen können.

Landesbibliothek Oldenburg

Roulers, 25. Januar 1915.

Gestern las ich im Oldenburger Sonntagsblatt, daß ein Kaufmann Kröger aus Oldenburg um Auskunft über den Verbleib seines Sohnes bittet, der seit dem 25. Oktober vermißt wird. Dieser Kröger war bei meinem Zuge und sogar mein Entfernungsschätzer. Als solcher muß er stets unmittelbar neben dem Zugführer bleiben und ist im Gefecht dessen unmittelbarer ständiger Begleiter und natürlich zugleich auch Beschützer. Nun ist dieser Kröger am 25. Oktober verwundet worden, und zwar wurde ihm ein rechter Finger abgeschossen. Er ist darauf zum Verbandsplatz gegangen und seitdem verschollen. Ausgeschlossen ist, daß er den Engländern in die Hände gefallen ist. Falls er nicht noch irgendwo in einem Lazarett steckt (was allerdings nicht anzunehmen ist), muß er unterwegs, vielleicht ist er durch ein hinter unserer Stellung liegendes Waldstück zurückgegangen, von einer feindlichen Granate oder Schrapnell getroffen und bislang noch nicht gefunden. Ich habe ihn sehr geschätzt, er hatte Mut und achtete auf keine Gefahr. Ich werde mir die größte Mühe geben, Näheres zu erfahren, und werde womöglich, da wir nicht weit von unserer alten Stellung sind, persönlich mit noch einigen Leuten den Wald mal absuchen.[1])

Roulers, 27. Januar 1915.

Soeben komme ich von Roulers und habe dort der zu Kaisers Geburtstag stattfindenden Parade beigewohnt. Auf dem Marktplatz war ein Altar aufgebaut, ringsum mit Palmen und Lorbeerbäumen geschmückt, aus denen rechts und links Maschinengewehre hervorlugten. Dahinter waren Lanzen mit den deutschen Fähnlein pyramidenförmig zusammengestellt, vorne standen Gewehrpyramiden und zwischen dem Grün hier und da ein Schako (Kopfbekleidung für Jäger). Es sprachen der evangelische und katholische Geistliche und dann General v. Lindequist. Darauf begann der Vorbeimarsch des 206. und 208. Reserve-Infanterie-Regiments, eines Jägerbataillons, einer Pionierkompagnie und einer Schwadron Dragoner. Man sah es den Leuten an, wie sie sich freuten, den Belgiern mal einen preußischen Parademarsch zeigen zu dürfen. Wir trinken heute zu Ehren unseres obersten Kriegsherrn Sekt. Herzlichen Gruß Heini.

Vor Ypern, 7. Februar 1915.

Was man im Kriege nicht alles machen muß! Heute bin ich Pferdedoktor. Ein schwerer Belgier im Werte von 2—3000 Mk. hat nämlich Lungenentzündung, und da kriegt er heiße Umschläge aus Senfmehl. Daß ich Reiter geworden bin, habe ich Dir bereits mitgeteilt. — Wie jeden Sonntag so war ich auch heute Morgen in Roulers zur Kirche und habe auch hier für den Frieden gebetet. Unsere Feldgeistlichen gefallen mir sehr. Ihre Predigten sind voll Schwung und Patriotismus.

[1]) Die Nachforschungen sind anscheinend ohne Erfolg geblieben.

Landesbibliothek Oldenburg

Walemolen, 28. April 1915.

Wie Du wohl schon gelesen haben wirst, haben wir einen großen Sieg erfochten.[1]) Ich komme soeben aus den verlassenen englischen Stellungen. Wie es darin aussieht, davon kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Ein wildes Durcheinander von Gewehren, Munition, Konserven, Keks, weggeworfenen Strümpfen usw. Überall liegen noch die toten Engländer (Kanadier), fixe stramme Kerle, sie wurden soeben zusammengetragen und in einem Massengrab beerdigt.

Gravenstafel, 1. Mai 1915.

Augenblicklich sitze ich in der eroberten englischen Stellung, wo es schrecklich aussieht. Der englische Graben, von dem wir immer glaubten, er sei musterhaft und stark befestigt, befindet sich in einem sehr verwahrlosten und schmutzigen Zustande. Die Kerle haben alles im Stich gelassen. Gestern war weiter nördlich von uns ein kolossales Artilleriefeuer, wie ich es bislang noch nicht gehört habe. Nach einem aufgefangenen Funkspruch ist die Lage der Engländer um Ypern sehr bedroht. — 4. Mai. Die Engländer werden täglich weiter zurückgedrängt. Meistens haben sie ihre Stellungen fluchtartig verlassen und alles liegen lassen. Mir geht es andauernd gut. — 13. Mai. Mir geht es tadellos. Vorgestern habe ich mit meinen Leuten neben zahlreichen Engländern einen Obersten und seinen Adjutanten gefangen.[2])

Seclin südlich Lille, 17. Mai 1915.

Unser Regiment ist in der vorletzten Nacht per Bahn nach hier befördert und dann nach La Bassée marschiert. Hier bin ich heute morgen beim Vorgehen in den Schützengraben durch einen Schrapnellschuß verwundet worden. Die Kugel ist seitwärts in den linken Fuß eingedrungen und an der anderen Seite wieder heraus und hat 3 Zehen durchschlagen. Die Verwundung ist leicht, und brauchst Du Dich also gar nicht zu beunruhigen. Auf baldiges Wiedersehen!

Lille, 19. Mai 1915.

Von der Fahrt nach Deutschland sendet herzliche Grüße Heini.

Hörde, 22. Mai 1915.

Abgesehen von Langeweile und etwas Schmerzen fühle ich mich sehr wohl. Leider muß ich den ganzen Tag zu Bett liegen. Gut, daß das Bett für uns den Reiz der Neuheit hat, sonst würde ich sagen, es wäre doch schöner im Schützengraben.

Bei Le Frenelles (Armentières), 14. Februar 1916.

Seit einigen Tagen bin ich wieder im Graben. Die Stellung ist sehr gut und ruhig. Nur ganz wenig Artilleriefeuer. Die jetzige Stellung liegt unmittelbar nördlich der Bahn, die von Lille nach Armentières führt. Diese Stadt liegt auf ungefähr 4—5 km vor uns. Sämtliche Kirchtürme, 5 an Zahl, stehen noch un-

[1]) Aus dem Großen Hauptquartier, 23. April u. ff.

[2]) Bericht in der Münsterl. Tageszeitung, Cloppenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

verfehrt da, die Fabrikschornsteine qualmen wie in Friedenszeiten. Wir Soldaten wünschen, daß man das ganze Nest zusammenschösse. Die Engländer sind weniger rücksichtsvoll. Tag für Tag beschießen sie die hinter unserer Stellung liegenden Orte. Meistens treffen sie gerade die Einwohner, äußerst selten mal einen Soldaten. Hier in dieser Gegend sind die Einwohner meistens geblieben. Einzelne wohnen ganz nahe unseren Gräben, nur 1—2 km weiter zurück. Die Leute leiden große Not, zumal hier alles kolossal teuer ist. Kartoffeln soll es hier gar nicht mehr geben, das merken auch unsere Leute; denn selten kriegen sie eine zu Gesicht, und das ist es, worüber sie häufig klagen. Ein Norddeutscher muß seine Kartoffeln haben, sonst ist der Magen nicht ordentlich voll. Die Pferde sind im allgemeinen in durchaus gutem Zustande. Sie erhalten auch noch ziemlich viel Hafer, die schweren beispielsweise täglich 12 Pfund. Nun kommt aber ja hier in dieser Gegend schon bald das Gras, so daß die Pferde weiden können. Es ist hier alles in der Natur bedeutend weiter als bei Euch. Die Wiesen nehmen niemals die graue Farbe an, sondern sind den ganzen Winter durch grün.

27. Februar 1916.

Gestern abend habe ich mit meinen Leuten auf die Einnahme des Forts Douaumont hin den Engländern ein fürchterliches Hurra herübergebrüllt. Die Engländer, in der Meinung, wir machten einen Angriff, haben dann unfreiwillig mit Leuchtkugeln illuminiert und Salut geschossen. Heil und Sieg!

Lagnicourt, 7. März 1916.

Das Dorf hat etwa 600 Einwohner, die noch fast alle hier sind. Sie sind sehr nett und entgegenkommend, man kann sich mit ihnen schon deutsch verständigen. Die Deutschen sind seit Oktober 1914 hier. Jeder Brunnen hat seine Nummer, die vor dem betreffenden Hause aushängt. Ab und zu steht darunter: „Gutes Trinkwasser". Das Wasser aus diesen Brunnen darf so getrunken werden, im übrigen müssen wir sämtliches Wasser zunächst 10 Minuten kochen lassen. — Ich glaube, daß es in Friesoythe genug Frauen gibt, die sich gerne des einen oder anderen unserer Leute, die von Hause nichts nachgeschickt kriegen, annehmen. Ich denke mir eine Art Patenschaft, wie sie bei den ostpreußischen Städten eingerichtet worden ist. Jede 14 Tage ein Paket, das würde genügen. Man müßte natürlich vor allem Lebensmittel schicken, aber auch mal Zigarren und ja Kerzen. Das ist ein ganz rarer Artikel hier an der Front, und man hat sie so dringend nötig. Dabei sind die Dinger so teuer, sie kosten hier das Stück 30 Pfennige.

Im Schützengraben bei Blaireville, 17. März 1916.

Seit gestern morgen ist die 2. Kompagnie wieder im Schützengraben. Die Stellung gefällt mir sehr. Sie ist gut ausgebaut, hat tiefe Gräben und Unterstände, wie ich sie bislang noch nicht gesehen habe. Von dem Kampfgraben aus führen Stollen etwa 3 m tief in den Boden. Der Kampfgraben selbst ist etwa 2 m tief in den gewachsenen Boden eingegraben, dazu kommt die ausgeworfene

Landesbibliothek Oldenburg

Erde von $1^1/_2$—2 m, so daß die Unterstände also $6^1/_2$—7 m unter der Erde liegen. Du siehst, daß wir hier ganz sicher sind. Bei der Herbstoffensive der Franzosen hat ein mehrtägiges Trommelfeuer auf den Gräben hier gelegen, die 164er (Hameln), welche diese Stellung innehatten, haben dadurch keine Verluste gehabt, trotzdem die Franzosen mit den schwersten Kalibern geschossen haben. Die ganze Erde ist unterminiert. Das ist hier möglich; denn wir liegen ziemlich hoch. Der ganze Untergrund ist Kreide oder Kalk, so daß der Erdauswurf völlig weiß ist. Die Folge davon ist, daß die Gräben sich scharf vom Gelände abheben und von weitem wie lange weiße Schlangen aussehen. Das Minieren hat natürlich viel Schweiß gekostet. Die hier geleistete Arbeit ist geradezu gewaltig. Jetzt sind für diese Arbeiten besondere Trupps gebildet. Die Kreide oder der Kalk wird in kleine Säcke gefüllt und nach oben in den Graben getragen; dort bleibt er solange stehen, bis es dunkel wird, um alsdann nach oben aus dem Graben hinausgeschafft zu werden, was natürlich bei Tage nicht geschehen darf. Was die Kampftätigkeit anbelangt, so ist es hier auch viel ruhiger als bei Armentières, trotzdem wir augenblicklich — seit „Verdun" — Engländer vor uns haben. Es wäre hier die reine Sommerfrische, wenn unsere Villen nicht so tief unter der Erde lägen und etwas wohnlicher wären. In meinem Unterstand tröpfelt es andauernd, Gott sei Dank nicht auf meinen Strohsack, der nebenbei erwähnt aus Holzwolle besteht. Um etwas Abwechselung zu haben, würde ich gern das Oldenburgische Landwirtschaftsblatt lesen. Vielleicht kannst Du es mir zuschicken. Du glaubst nicht, welches Bedürfnis man hier empfindet, sich mit anderen als mit Kriegssachen zu beschäftigen. Daß Ihr Rüben anbauen wollt, ist sehr vernünftig. Der Krieg kann noch lange dauern. Daß er in diesem Jahre noch zu Ende geht, ist wohl ausgeschlossen. Darnach müßt Ihr Euch einrichten! Wenn Ihr es nur aushaltet, für uns braucht Ihr keine Sorge zu haben.

Im Schützengraben vor Beaumetz, 31. März 1916.

Ich bin augenblicklich wieder im Graben. Ich muß sagen, daß ich gerade so gern hier vorne bin als hinten in Ruhe. Hier lebt es sich ganz interessant und sorgenfrei, während hinten andauernd exerziert wird usw., was uns weniger gefällt. Übel, sehr übel ist hier nur die Rattenplage. Diese Viecher lassen einem keine Ruhe mehr und laufen rudelweise in unseren Unterständen und Stollen herum. Häufig kommen sie auch auf unsere Pritschen und knabbern an unseren Füßen herum. Wir wachen dann natürlich auf, schimpfen ordentlich, wodurch das Vieh bange wird, drehen uns auf die andere Seite und pennen weiter. Du glaubst nicht, wie man sich an diese Dinge gewöhnt hat, und ich möchte beinahe sagen, es wäre mir gar nicht recht, wenn sie fehlten. Das hält mich natürlich nicht ab, eifrig mit Falle und Flinte auf Rattenjagd zu gehen. Soeben hat mein Telephonist Ehrenbrink ein Prachtexemplar gefangen. Es hat beinahe die Größe einer Katze und sieht allerliebst aus. Schade, daß Ihr dort so schöne große Exemplare nicht

Landesbibliothek Oldenburg

habt. Ich glaube, Du würdest wirklich Deine Freude daran haben. — Heute war herrliches Wetter, die Sonne schien prächtig, und alles freute sich der Frühlingsluft. Die Engländer kletterten sogar aus ihren Gräben zweiter Stellung (700 m), stellten davor auf den Pfählen ihres Drahtverhaus leere Konservendosen auf und amüsierten sich nun in der Weise, daß sie diese Dosen von ihrem Graben aus von den Pfählen herunterzuwerfen suchten. Wir waren so unfreundlich, sie bei ihrem Spiel zu stören, worauf dann bald keiner mehr sichtbar war, nachdem sie auf jeden Schuß mit Tüchern gewinkt hatten.

Im Schützengraben bei Ficheux, 2. Mai 1916.

Ich bin seit dem 1. Mai zur 8. Kompagnie versetzt. Sonntag den 30. April am Abend habe ich mich zum Abschied mit meinen Leuten typen lassen, mit den Unteroffizieren und Mannschaften meines Zuges. Hoffentlich ist das Bild was geworden; denn ich habe die Leute sehr geschätzt. Alles fixe Kerle, auf die ich mich verlassen konnte! Der Abschied war dann ganz rührend. Nach dem Photographieren trat ein Unteroffizier vor und sprach mir im Namen sämtlicher Leute den Dank aus für das Wohlwollen, die Sorge und das Interesse, womit ich mich ihrer angenommen. Er sagte dann noch, wie sie alle felsenfestes Vertrauen zu mir gehabt und gewußt hätten, daß sie sich in der Stunde der Gefahr auf mich verlassen konnten. Ich muß sagen, daß das Verhältnis zwischen uns sehr gut war, und daß ich ungern von diesen fixen Kerlen weggegangen bin.

Boiry St. Martin, 8. Mai 1916.

Heute vor einem Jahre war der Ruhmestag unseres Regiments. Wir stürmten damals Frezenberg und die anschließenden Höhen mit vielen englischen Gräben, wobei ich ja mit meinen Leuten den englischen Oberst Wallace vom 1. Suffolk-Regiment fing. Heute abend findet ein Festessen statt (wir liegen hier zur Zeit in Ruhe) mit Musik und allem, was dazu gehört. Der Führer der 4. Armee, Herzog Albrecht von Würtemberg, hat schon gestern ein Glückwunschtelegramm an „seine tapfere 38. Landwehr-Infanterie-Brigade" geschickt. Heute wird es hoch hergehen und manche alte Erinnerung ausgetauscht werden. Schade nur, daß so viele von den Tapferen fehlen! — Unsere Kompagnie hat vor einiger Zeit ein Schwein geschlachtet. Davon haben die Mannschaften genau so viel gekriegt wie wir. Das Schwein ist gewogen worden und jedem Mann sowohl wie Offizier seine zuständige Portion von 300 Gramm zugeteilt worden. Wiederholt habe ich gehört, daß die Köche von uns angewiesen wurden, uns, den Offizieren, keinenfalls mehr zu geben als den Mannschaften, und wiederholt habe ich es von den Köchen und Feldwebeln gehört, daß das auch nicht geschehe. Es wird in jeder Weise gut für die Leute gesorgt und, so weit möglich, Rücksicht genommen. Ich habe Dir ja geschrieben, was der Unteroffizier im Namen aller Leute bei meinem Abschied von der 2. Kompagnie gesagt hat. Es war rührend, und die Tränen standen sowohl mir wie den Leuten in den Augen. Der Krieg

Landesbibliothek Oldenburg

dauert aber zu lange, und die Begeisterung ist dahin, nicht aber der Mut. Wenn Ihr es in der Heimat nur aushaltet, wir halten durch.

Im Schützengraben, 22. Juni 1916. Fronleichnam.

Heute brachte die Sonne Feststimmung. Seit meinem Urlaub scheint sie heute zum ersten Male. Es ist still und warm. Man lebt wieder auf. In den letzten Tagen sah man häufig Fliegerkämpfe. Es ist ein schaurig schönes Schauspiel, zu sehen, wie die Flieger zunächst von der Artillerie beschossen werden und dann, einander näher kommend, sich gegenseitig mit Maschinengewehren beschießen. Vorgestern abend kämpften 3 Deutsche gegen 8 Engländer. Es war ein heißer Kampf. Es stürzte kein Apparat, ich sah aber, wie ein deutscher Flieger, offenbar getroffen, sich schleunigst davonmachte. Heute höre ich, daß er etwa 6 km hinter unserer Linie gelandet ist, wo er den Beobachter, einen Rittmeister vom 7. Ulanen-Regiment, schwer durch Kopfschuß verwundet, ausgeladen hat. Der Führer ist ein Jägerleutnant gewesen. Der hat nichts abbekommen, soll aber so durch Kälte erschöpft gewesen sein, daß er eine halbe Stunde lang den Apparat nicht hat verlassen können. Der Apparat ist durch Schrapnell- und Maschinengewehrschüsse durchlöchert gewesen, gleichwohl ist der Jägerleutnant damit später zu seinem Flugplatz Valenciennes weitergeflogen. — Ich habe mir in letzter Zeit ein kleines Gärtchen angelegt. Der Boden ist hier vorzüglich. Kannst Du mir noch etwas Stengelrübensamen schicken? Falls Ihr gerne Eier und Butter gegen Kunstdünger abgeben wollt, kann ich Euch Annoncen aus der Kölnischen Zeitung schicken. Ich habe einen Hund (Stichelhaar) bestellt, der in 8 Wochen bei Dir anlangen wird. Es soll ganz was Hervorragendes sein.

Landesbibliothek Oldenburg



Hanns Henken

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Hanns Henken

Leutnant der Reserve, Bankbeamter, Sohn des verstorbenen Gastwirts und Brauereibesitzers, späteren Rentners Friedr. Henken zu Westerstede, am 22. August 1887 geboren, erhielt das Zeugnis der wissenschaftlichen Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst an der Oberrealschule zu Oldenburg. Nach dreijähriger Lehrzeit in der Nationalbank zu Oldenburg nahm er am 1. April 1908 eine Stellung bei der Diskonto-Gesellschaft in Berlin an. Seiner Militärpflicht genügte er vom 1. Oktober 1909—1910 beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Als Offiziersaspirant entlassen, ging er dann zur Diskonto-Gesellschaft zurück, legte seine militärischen Übungen ab und wurde am 17. Februar 1914 zum Leutnant der Reserve befördert. Im Juli 1914 machte er seine erste Offiziersübung in Munster. Er war am 29. Juli nach Oldenburg berufen, als der Krieg ausbrach. Er wurde zunächst der Maschinengewehr-Abteilung des Reserve-Inf.-Regts. Nr. 79 zugeteilt, später aber zum Verpflegungsoffizier des Inf.-Regts. Nr. 91 ernannt. Als solcher rückte er dann mit dem Regiment am 12. August ins Feld, voll freudiger Zuversicht, als erster mit in Paris einziehen zu können. Am 21. August hatte er das Unglück, von einem Pferde geschlagen und am Knie verletzt zu werden. Man schickte ihn zur Heilung in das Kloster de Notre Dame zu Fleurus. Dort litt es ihn nur 3 Tage. Am 26. August, trotzdem er noch nicht geheilt war, machte er sich in Begleitung seines Burschen auf den Weg, das Regiment zu suchen, das inzwischen weit vorgerückt war. Täglich 50 km zurücklegend, traf er am 29. August wieder mit dem Regiment zusammen. Aber schon am 6. September fand er den Heldentod. Sein Kompagnieführer schrieb darüber den Angehörigen: „Schweren Herzens erfülle ich hiermit die kameradschaftliche Pflicht, Ihnen Kenntnis zu geben vom Tode Ihres Verwandten, unseres lieben, bis in den Tod getreuen Leutnant Henken. Er ist am 8. d. Mts. durch einen Granatschuß getötet worden, nachdem er sich durch große Entschlossenheit ausgezeichnet hatte. Er starb sofort den Heldentod und liegt in der Nähe der Kirche von St. Prix beerdigt. Wir Kameraden sind tief erschüttert und ehren sein Andenken bis in alle Zeiten".

Feldpostbriefe und Tagebuch.

2. August 1914, am ersten Mobilmachungstage.

Gestern abend traf das erlösende Wort Mobilmachung ein. Ich war am Nachmittag durch den Adjutanten v. Heeringen zur Maschinengewehr-Kompagnie Reserve-Regiment Nr. 79 versetzt und meldete mich heute Mittag, nachdem ich bei meinem hochgeschätzten Hauptmann Freiherr v. Vietinghoff schnell drei Reitstunden

Landesbibliothek Oldenburg

genommen hatte. Mein Kompagniekamerad ist Leutnant v. Drebber, der mich zunächst für die Maschinengewehre unterrichten wird.

Oldenburg, 12. August 1914.

Meine liebe, gute Mutter! Ich sende Dir hiermit meine letzten Abschiedsgrüße, bevor ich ins Feld rücke. Sei unbesorgt um mich, ich stehe meinen Mann und komme gesund und munter zurück. Auch Dir, liebe Schwester, ein letztes Lebewohl! So ziehe ich ins Feld. — Nachdem ich am 5. August Verpflegungsoffizier der 1. Kompagnie Inf.-Regts. Nr. 91 geworden war, fuhren wir am 12. August im Triumphzug von Oldenburg bis Düren. Am Morgen sahen wir den ersten Zeppelin, in Köln wurden Drahtverhaue gebaut, wir trafen einen Zug mit 500 Gefangenen.

Vor Namur, 19. August 1914.

Wir machen wahnsinnige Märsche, die Franzosen gehen dauernd zurück; die Beschaffung von Lebensmitteln macht viel Arbeit, aber auch viel Vergnügen. Gegen Mittag entwickelte sich ein Gefecht, einzelne Granaten schlugen in unserer Nähe ein, ohne Schaden anzurichten. Die Küchenwagen verloren zeitweilig den Anschluß, aber wir fanden das Bataillon bald wieder. Am Abend war Ortsbiwak in Orbay, Ochsen wurden geschlachtet. Am nächsten Morgen ging es um 4 Uhr weiter, kurz vom Ort wurde ich vom Handpferd des Hauptmanns v. Münchhausen geschlagen, unter der Pflege unserer beiden Ärzte denke ich in zwei Tagen wieder auf der Höhe zu sein. Am 21. August rückten wir über die Schlachtfelder von Ligny und Fleurus auf Le Champonaise, wo jetzt das 1. Bataillon im Gefecht steht. Wir schafften uns den Weg über die Sambre und richteten ein Haus als Verbandsstation ein. Plötzlich schlugen Schrapnells 100 m von uns ein. Wir gingen 600 m zurück und richteten hier die Verbandsstation ein. Die Franzosen hielten Pont de Loup besetzt, ließen unsere Schützenlinie in das Dorf gehen, und dann wurde von hinten und vorn geschossen. Einwohner beteiligten sich in großem Maße, das Dorf wurde darauf in Brand gesetzt. Ich hielt Wacht bei den Verwundeten. Bald war eine kleine Station in einem Hause hergerichtet. Ich treffe dort Gardeler, der einen Schuß durch den Oberarm bekommen hat. Am 22. August reite ich nach Fleurus zurück, um mich einige Tage im Kloster an der Rue de Bruxelles zu schonen, in 2 Tagen hoffe ich bei der Truppe zu sein. Die Franzosen gehen jetzt zurück, wir schlagen Brücken und sind ihnen auf den Fersen. Von den 91ern sind einige tot, 10 schwer, vielleicht 30 leicht verwundet. Das X. und das Gardekorps mußten bisher am meisten heran. Von dem entsetzlichen Elend, das ich in den letzten Wochen sah, will ich nicht viel schreiben. Gar mancher unserer Offiziere ist schon gefallen: Graf Bothmer, Hauptmann v. Kapowski, die Leutnants Specht, Heydermanns, Lohse, Willich, Erbe, Spreen und andere. Am Mittwoch, den 26. August, nahm ich Abschied vom Kloster und ritt noch bis Gerpinnes über das Schlachtfeld von Chatelet. Welch Trauerspiel! Am nächsten

Landesbibliothek Oldenburg

Morgen ſchloß ich mich der Kompagnie Carlowitz an, die Leichen beerdigt hatte. Am 28. Auguſt wurde die Grenze überſchritten, wir blieben über Nacht in Nouvion, bei armen, guten Leuten hatte ich ein gutes Bett. Am 29. gings weiter nach Guiſe, wo ich große Bagage und zahlreiche Verwundete, gefangene Engländer und Franzoſen traf. Die Schlacht tobt weiter 3—4 km von der Stadt. Das Schlachtfeld ſieht furchtbar aus, Tote über Tote, doch meiſt Franzoſen, die zu Hunderten über und neben einander liegen. Über Nacht bleibe ich mit den Pferden in einem kleinen Orte bei Origny. Am Morgen gehts weiter auf der Suche nach dem Bataillon. Es hatte einen Ruhetag und lag auf 4 Gehöften. Am nächſten Morgen wird am Tage und während der Nacht wie wahnſinnig marſchiert. Die 3., 4. und 5. Armee ſtehen bei Reims in heißem Kampfe. Wir müſſen mit der halben Armee aushelfen. Um 11 Uhr kommt die Nachricht des Sieges der 3. Armee. Wir wenden und ſuchen den Gegner ſüdlich Laon auf. Nach kleinem Gefecht rückt er wieder aus, Verſprengte in allen Dörfern zurücklaſſend. Immer marſchierend geht es ſüdwärts ohne Ruhe bis zur Marne, wo wir in der Nacht vom 3. zum 4. September eintreffen. Nach heftigem Nachtgefecht wird die Brücke über die Marne frei. Tote Offiziere unſerſeits, Leutnant der Reſerve Koopmann, den ich 100 m nördlich der Brücke fand; er war noch warm. Ich nahm die Sachen an mich. Nun gehts weſtwärts, hoffentlich auf Paris. Am nächſten Tage machten wir etwa 10 km nach Baye über Montmort. Dort wollte ich das Geld der Poſt beſchlagnahmen. Ich war der erſte, zerſtörte die Telephone und ging mit der ſchönen Tochter den Vater ſuchen. Dann gings ins Chateau, mit einem 60 Jahre alten Manne oben in den Turm. Am Abend des 5. September kamen wir nach Baye. Das Bataillon bewachte das Generalkommando. Ein fürſtliches Quartier und viel Zeit. Wir waren 50 km öſtlich von Paris.

Landesbibliothek Oldenburg

Max Hinrichs

Buchhalter, Sohn des Miniſterialboten a. D. Hinrichs, geboren am 3. Juli 1875 zu Sürwürderdeich im Amt Brake, beſuchte die Stadtknabenſchule ſeiner Vaterſtadt und wurde als Buchhalter und Kontrolleur an der neu errichteten Staatlichen Kreditanſtalt angeſtellt. Er bekleidete dieſe Stellung noch, als der Krieg ausbrach, und war ſchon als Gefreiter dem Landſturm zugeſchrieben. Sogleich meldete er ſich freiwillig, bekam aber abſchlägigen Beſcheid, weil er noch im Militärverhältnis ſtand. Darüber war er ſehr unglücklich und äußerte ſich: „Mich können ſie nicht gebrauchen, einen gewandten Turner, an Anſtrengungen gewöhnt, unverheiratet, ich mag mich ja nicht mehr auf der Straße ſehen laſſen, für mich kann doch ein Verheirateter zurückbleiben. Aber keine Macht der Welt ſoll mich hindern, freiwillig an die Front zu gehen und für mein Vaterland einzutreten.“ Mitte Auguſt wurde er als Landſturmmann eingezogen, aber das tatenloſe Patrouillieren bei der Küſtenbewachung am Deich in Oſtfriesland behagte ihm gar nicht. Auch in Celle, wohin er ſich zum erſten Erſatz-Bataillon freiwillig gemeldet hatte, verließ ihn ſein glühender Wunſch nicht, raſch an die Front zu kommen. Deshalb meldete er ſich zur Garde in Berlin. Dort erreichte er ſein Ziel. Ende Oktober 1914 wurde er der 4. Kompagnie des Erſatz-Bataillons der 1. Garde-Brigade zugeteilt und nahm zunächſt an der Verteidigung des zuſammengeſchoſſenen Dorfes St. Bauſſant zwiſchen Toul und Verdun teil. Aber ſchon am 5. Dezember 1914 wurde er durch einen Querſchläger im ſogenannten Hexenkeſſel ſchwer verwundet. Nach Metz gebracht, wurde er ins Mathildenſtift aufgenommen; da ihm das Rückgrat durchſchlagen war, ſtarb er hier am 13. Januar 1915 nach vierwöchentlichem Schmerzenslager. Eine große Freude wurde ihm noch durch die Mitteilung gemacht, daß er zum Eiſernen und Friedrich Auguſt-Kreuz vorgeſchlagen war. Letzteres iſt ſeinem Vater nach ſeinem Tode überreicht worden. Sein Kompagnieführer ſchrieb an die Schweſter: „Wenn irgend einer vermag, den großen Schmerz der Angehörigen zu begreifen, ſo darf ich dieſe Ehre für mich in Anſpruch nehmen, weil erſt im Felde der volle Wert eines Mannes zu Tage tritt. Und fürwahr, mein lieber Gefreiter und Freund Hinrichs war ein Mann, ein ganzer Mann, der weiter dachte und ſah als die meiſten anderen. Beſcheiden, freundlich, hilfreich, tapfer, ſo war ſein Weſen durch und durch. Und obwohl die Kompagnie wiederholt durch eine große Zahl von neuen Kriegern aufgefüllt worden iſt: einen zweiten Hinrichs habe ich nicht bekommen. So hat denn auch mich ſein Verluſt außerordentlich ſchwer betroffen, und ich traure mit Ihnen.“

Landesbibliothek Oldenburg



Max Hinrichs

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpostbriefe.[1])

Das Dorf St. Baussant ist der äußerste Stützpunkt unserer Truppen; kaum 800—1000 m vor den feindlichen Schützengräben liegt es. Regiments- und Bataillonsstab sind in ihm untergebracht, ein Stabsarzt und die erforderlichen Sanitäter. Es ist für uns natürlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung, so nahe dem Feinde einen höheren Stab zu haben. Der Feind darf natürlich nichts davon wissen; wohl ahnt er, daß wir im Dorf hausen, denn täglich schickt er seine Grüße in Gestalt von Granaten und Schrapnells. Von den benachbarten Höhen, die er inne hat, kann er in unser Dorf blicken. Die Folge ist, daß sich am Tage niemand sehen lassen darf, kein Feuer darf brennen, keine freundliche Rauchwolke darf die Anwesenheit der Deutschen verraten. Schloß und Kirche sind total zerschossen, weil sie einstmals unserer Artillerie als Beobachtungspunkte dienten. Überhaupt im ganzen Dorf kein Haus unversehrt. Tiefe Löcher in den Straßen, wo die Granaten einschlugen. Ein Bild völliger Zerstörung. Und doch leben wir hier, doch verbindet uns der Draht mit den vordersten Schützengräben, 70 m vom Feinde, und mit dem Brigade- und Divisionsstab in dem $^1/_2$ Stunde entfernten Städtchen. Alle bombensicheren Keller sind mit Truppen belegt; die Posten unserer Dorfwache schleichen an den Mauern entlang, ängstlich bemüht, sich nicht von feindlichen Fliegern erspähen zu lassen. Aber sobald es dunkel wird, beleben sich die Straßen, von einem benachbarten Dorfe fahren die Kochkommandos auf ihren Wagen mit dem Mittagessen an, alles eilt herzu, sich die Kochgeschirre füllen zu lassen. Jetzt werden die Öfen geheizt, und von dem Rum, der ab und an als Liebesgabe gespendet ist, wird ein heißer Grog gebraut. Wir gehen natürlich auch noch auf Raub aus; einige Male hatten wir das Glück, einige halbwilde Kaninchen zu schießen. Donnerwetter, gab das einen schmackhaften Braten. In den Gärten wuchsen noch massenhaft Blumenkohl, Rosenkohl, Wurzeln, Kartoffeln; davon werden die schmackhaftesten Gerichte bereitet. Margarine und Bouillonwürfel haben wir ja. Ein Oberkellner aus Wilhelmshaven, Landsturmmann wie ich, versteht das Kochen meisterhaft; ihm verdanken wir manchen Gaumenschmaus. Rauchmaterial ist dank der Opferwilligkeit unserer Lieben ausreichend vorhanden; ich schlemme sogar im Genuß eines vorzüglichen Kognaks, den ein lieber, treuer Freund und Turngenosse mir spendete. Unsere Pioniere arbeiten seit einigen Tagen an dem Regimentsstand, das wird ein unterirdisches Schloß aus, sage und schreibe, drei Zimmern. Ein unerhörter Luxus in unseren Augen, die wir in den nassen, kalten Schützengräben wohnen müssen. In den Kellern herrscht ein fröhliches Leben, Erlebnisse aus dem Feldzuge werden erzählt; einer lügt noch mehr als der andere. Aber auch vom Frieden wird gesprochen, vom nahen Weihnachtsfest. Und dann wird es still im Kreise der verheirateten Landwehrmänner. Italien soll

[1]) Nachrichten für Stadt und Land 1915 Nr. 28, 1. Beilage.

Landesbibliothek Oldenburg

ja einen Frieden mit Frankreich vermitteln wollen; hoffen wir, daß der menschenmordende Krieg bald in Ehren für Deutschland beendet wird. Sollte es aber noch nicht soweit sein, dann werden wir mit der den Deutschen innewohnenden zähen Kraft, mit nie erlöschender Vaterlandsliebe kämpfen, siegen und sterben.

Heil, Deutschland Dir, mein Vaterland!

*

Lieber Freund! Der Krieg ist ein blutig Handwerk! Diejenigen der Dorfwache, welche nicht auf Posten standen, schlummerten süß auf ihrem Strohlager unter weichen, von den Franzmännern gewaltsam entliehenen Kissen, als nachts gegen 3 Uhr plötzlich heftiger Kanonendonner von unseren nahen Schützengräben herübertönte. Unser geübtes Ohr erkannte sofort, daß es den Stellungen unseres (des 1.) und des benachbarten 6. Bataillons galt. Kaum hatten wir uns kampfbereit gemacht, als auch schon stiller Alarm bei uns angesagt wurde; wir schlossen uns einer Reserve-Kompagnie an, die im Dorf lag, und im Marsch, Marsch! ging es zu den Schützengräben. Mittlerweile hatte starkes Gewehrfeuer eingesetzt; unsere Vermutung bestätigte sich also, die Feinde beabsichtigten einen Druchbruch unserer dünnen Schützenlinie. Kaum waren wir in unsere Schützengräben eingeschwärmt, als auch schon die Feinde unter gellendem Johlen (anders kann man es nicht nennen) aus ihren etwa 100 m entfernten Schützengräben hervorbrachen. Aber kaltblütig ließen wir sie bis auf etwa 40 m herankommen, ehe wir ihnen die erste wohlgezielte Salve gaben. Ein Ruck und die Linie stutzte. Die zweite Salve folgte; aber was war das? Plötzlich erhielten wir Flankenfeuer von einer Seite, wo wir die Feinde nicht vermuten konnten. Es mußte ihnen gelungen sein, im Schutze der rabenschwarzen Nacht einen Laufgraben zu erreichen, der uns mit einem anderen Bataillon verband. Ein Zug unter der schneidigen Führung eines Vizefeldwebels bekam den Auftrag, unter Umgehung des Laufgrabens den anschließenden Unterstand zu besetzen, um den Feind auf diese Weise von beiden Seiten zu fassen. Es gelang uns; der Laufgraben wimmelte von Franzmännern, als wir zwischen sie pfefferten. Ein paar kurze Minuten und alle streckten das Gewehr hoch, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Inzwischen hatten die Angreifer auf der Hauptfront auch das Hasenpanier ergriffen, unter Hinterlassung einer großen Anzahl Toter. Ihre Artillerie hatte uns nichts geschadet, weil sie bedeutend zu hoch schoß, doch erfuhren wir von den Gefangenen, daß unsere Geschütze arg bei ihnen gehaust hätten. Uns war warm geworden bei dem Getümmel, trotz der kalten Nacht; gern hätten wir ihnen im Sturm ihre Schützengräben entrissen, aber der strikte Befehl auf der ganzen Linie Verdun—Toul lautet: „Die Stellung ist unter allen Umständen zu halten; es soll nicht vorgegangen werden." Also mußten wir uns damit begnügen, sie blutig zurückgeschlagen und reichlich 50 Gefangene gemacht zu haben. Unsere Verluste waren zum Glück unbedeutend. Außer einer Anzahl Leichtverwundeter hatten wir in unserer Kompagnie vier Tote. — Um 10 Uhr

Landesbibliothek Oldenburg

morgens stand ich wieder auf Posten, vor mir die liebliche Hügellandschaft, überall ein Bild des Friedens. Kein Schuß ertönte; nur die verwüsteten Häuser des kleinen Dorfes gaben Kunde von den Schrecken des Weltkrieges.

*

Der Krieg ist ein blutig Handwerk. Es galt, die gefallenen Kameraden in fremder Erde zu bestatten. Mit sechs Kameraden begannen wir um 4 Uhr nachts mit unserem Schanzzeug ein Grab zu graben. Eile tat not, denn bei Tagesanbruch mußte die Beerdigung stattgefunden haben, weil dann erfahrungsgemäß die feindliche Artillerie mit der Beschießung des Dorfes begann. Ihr glaubt nun wohl, wir hätten eine Beerdigungsfeier veranstalten können, wie wir sie in der Heimat bei gestorbenen alten Kriegern gewohnt sind. O nein, die Lage des Dorfes, unmittelbar hinter der Schützenlinie, gestattet nur die Beerdigung in aller Stille. Wir 6 Totengräber und unser guter Feldwebel waren das Leichengefolge. Um 8 Uhr trugen wir die toten Helden, auf zwei Tragbahren und in zwei weiße Tücher gehüllt, zur Grube. Alle vier waren durch Kopfschuß gefallen; ernst und finster war ihr Ausdruck, denn der unerbittliche Tod war zu überraschend über sie gekommen. Über und über mit Blut bedeckt, boten sie in ihren zerlumpten Uniformen einen schrecklichen Anblick. Der Feldwebel sprach das Vaterunser und wir ein stilles, inbrünstiges Gebet; die Schollen schlugen hart auf die toten Leiber. Grüne Tannenreiser und ein schöner Kranz mit einigen späten Blumen, ein schmuckloses Kreuz mit ihren Namen ziert ihr Grab. Den Ehrensalut schossen die Franzosen beim erwachenden Morgen. Ruhet sanft in Frieden! Amen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ernst Högl

Fabrikant in Wechloy[1]), geboren am 19. September 1881 als Sohn des Bildhauers Bernhard Högl in Oldenburg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und übernahm und leitete nach seiner beruflichen Ausbildung das Geschäft seines früh verstorbenen Vaters, einen langjährigen Familienbesitz. Er genügte seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Beim Ausbruch des Krieges zog er als Offizierstellvertreter mit dem Landwehr-Regiment Nr. 77 ins Feld. Nachdem das Regiment Besatzungsdienste in Belgien geleistet hatte, kam es Anfang November in die Front nach Ostende. Zunächst diente es zum Küstenschutz, bald aber hatte es Angriffe der vordringenden Belgier und Franzosen abzuwehren. Bei einem solchen feindlichen Vorstoß stürmte am 7. November 1914 eine Kompagnie das Dorf Lombadzyde, beim letzten Sprunge traf ihn eine Kugel ins Herz. Als ihn seine Kameraden in geschlossenem Zuge aus dem Feuer getragen hatten, war er schon dahingeschieden. Mit seinem Hauptmann v. Kempski und einem Landwehrmann seiner Kompagnie wurde er auf dem Soldatenfriedhof in Middelkerke bestattet, während der Regen niederfiel und die Kanonen donnerten. Während der Dauer des Krieges hatte er sich die wärmste Zuneigung aller erworben, und man hörte über seinen Tod nur eine Stimme des Bedauerns. Seine Beförderung zum Leutnant der Landwehr erreichte ihn nicht mehr. Zum Eisernen Kreuz war er vorgeschlagen.

Feldpostbriefe an Gattin und Mutter.

17./19. August 1914.

An unserem Bestimmungsort sind wir nach anstrengender Bahnfahrt abends um 8 Uhr angekommen. Auf allen Bahnhöfen war großer Jubel, und reichliche Liebesgaben wurden verabreicht, besonders in Bremen und Hamburg. Von morgens bis abends ist Dienst, alles rein manövermäßig. Die alten Landwehrleute sind stramm geworden wie die jungen Soldaten, lauter gute Kerls, auf die man sich verlassen kann. Man kann wohl sagen, daß die Leute an einem hängen, wenn man sie richtig behandelt. Solange ich hier schreibe, dröhnt im Dorf (bei Heide in Holstein) unaufhörlich „Die Wacht am Rhein", und alle sind stolz darauf, daß wir jetzt an die Front kommen. Morgen in aller Frühe wird vielleicht schon die Abfahrt sein. Vorläufig kommen wir bestimmt nur als rückwärtige Sicherung in Frage, also nicht in vorderster Linie. Du brauchst Dir also keine Sorge zu machen. Und dann denke auch immer daran, daß du stolz darauf sein kannst, daß ich mit dabei sein kann. Denke stets frohen Herzens an all das unaussprechlich

[1]) Marmor-, Granit- und Sandsteinwerk Bernhard Högl in Wechloy, Kontor in Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



Ernſt Högl

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

hohe Glück, das wir uns alle Zeit gegenseitig waren und sind und sein werden, mag kommen, was will.

22. August.

Lüttich liegt hinter uns. Die Bahn Aachen—Lüttich war so besetzt, daß für uns kein Zug mehr eingelegt werden konnte. Auf der Strecke verkehrten an jenem Tage 200 Militärzüge. Aber auch die Chausseen nach Lüttich hin waren so von Truppen in Anspruch genommen, daß wir erst Freitag Nachmittag um 5 Uhr abmarschieren konnten. Wegen der großen Wagenkolonne, die wir mitführen mußten, kamen häufig Stockungen vor, abgesehen von zwei halbstündigen Ruhepausen waren wir die ganze Nacht bis 9 Uhr morgens unterwegs. Die ganze Nacht hindurch passierten wir Dörfer und größere Orte, wie Herve, die von den Deutschen bis auf die kahlen Mauern niedergebrannt waren, weil aus den Häusern von den Bewohnern heimtückisch auf sie geschossen war, was ihnen mehr Verluste beibrachte als der Kampf mit dem belgischen Militär. Man schauderte bei dem Anblick dieser fürchterlichen Zerstörungen. Aber wir sollten bald merken, wie furchtbar notwendig ein solches Vorgehen ist. Wir waren kaum eine halbe Stunde innerhalb der Vororte, als uns wie auf Kommando in der engen Straße aus allen Fenstern, Dachluken und Kellerfenstern die Kugeln dieser Meuchelmörder um die Ohren pfiffen. Im selben Moment gings natürlich in die Häuser hinein. Die Türen wichen den kräftigen Kolbenschlägen, dann gings die Treppen hinauf. Etwas Unheimliches hat es, so im fremden Hause in die Zimmer stürmen. Zum Schluß wurden Frauen und Kinder entfernt und dann alle Häuser, aus denen geschossen wurde, heute früh waren es 28, völlig niedergebrannt. Die Erbitterung unserer Truppen übersteigt alle Grenzen, und mit Recht.

Feldwache zwischen Waremme und Corswarrem, 25. August 1914.

Wir wollen hoffen, daß wir an der Spitze Männer ohne falsches Mitleid haben, die die Gegner, nach siegreichem Kampfe, auch wirtschaftlich so zu Boden drücken, daß es keiner abermals wagt, uns anzugreifen. Darauf beruht gerade die große Wut unserer Truppen, daß sie durch diese Hunde herausgerissen wurden aus ihrer friedlichen Arbeit, aus Familie, von Haus und Hof. Die Vaterlandsliebe, die Liebe und Treue zum Kaiser, die alle beseelt, sind gar nicht hoch genug zu bewundern, und sie tun sich nicht kund in Hurra-Schreien, sondern nur in dem eisernen Willen zu siegen. Wir alle haben nur den einen Wunsch, den Gegner vollständig und schnell zu Boden zu schlagen, damit wir bald wieder zu Hause sind. Gerade hören wir wieder von neuem vor uns den mächtigen Donner unserer Geschütze. Es verlautet zuverlässig, daß sie den französischen überall weit, weit überlegen sind. Die neuen Riesengeschütze von Krupp sollen geradezu furchtbar gewirkt haben, und jeder Schuß soll ein Treffer gewesen sein. Man kann wirklich stolz sein auf die Tüchtigkeit unseres deutschen Volkes. Ein solches Volk läßt sich nicht besiegen. Unaufhörlich rollen hier noch dauernd die Militärzüge vorbei nach

Landesbibliothek Oldenburg

Belgien hinein, und man merkt es mit Freude den Belgiern an, welches Grauen ihnen diese nicht enden wollende Flut einflößt. Und mit welchem Stolz betrachten wir diesen Aufmarsch! Wenn man sieht, welch tadellose Organisation dazu gehört, ein Heer vorzuführen, so muß man annehmen, daß ein Rückmarsch vor dem nachdringenden Feinde einer zügellosen Auflösung gleichkommt.

Feldwache ebenda, 28. August 1914.

Was sagt Ihr zu den gewaltigen Siegen, die die Truppen an der Front schon errungen haben, unaufhaltsam geht's jetzt ja auf der ganzen Linie vorwärts. Und wir Landwehr-Infanterie-Regiment 77 hinken hinterher. Man schämt sich tatsächlich, aber man kann ja nichts daran ändern. Morgen werden wir wahrscheinlich nachgeschoben. Nun müßt Ihr aber nicht etwa denken, daß wir es leicht hätten. Nacht für Nacht, Tag für Tag ohne Ablösung Feldwache und zwar an einer wichtigen Bahnlinie, auf der der ganze Aufmarsch der Truppennachschübe stattfinden mußte. Unaufhörlich rollen die Züge vorbei. Truppen und wieder Truppen, dann Munition auf Munition, dann Train und zum Schluß Zug auf Zug Rotes Kreuz, Ärzte, Schwestern und junge Mädchen, Krankenträger usw. Damit war der Hauptaufmarsch beendet, aber trotzdem rollte Zug auf Zug weiter, jetzt aller Nachschub durcheinander, Baumaterial für die Pioniere und Eisenbahntruppen (die armen Kerls haben fürchterlich zu schuften), Train, alle möglichen Gefährte, Leiterwagen, Kutschwagen, Autos, dann wieder Munition und Rotes Kreuz. Obgleich es langsam abflaut, doch noch starker Verkehr. Jetzt kommt dauernd Landsturm vorbei, der wohl die Gefangenen nach Deutschland begleiten soll. Habt Ihr denn noch Platz genug für das Gesindel? Die Kerls, die hier durchkommen, sind ersichtlich erfreut, daß sie jetzt bei uns gut aufgehoben sind.

Fort Fléron, 2. September 1914.

Wir liegen hier in den teils zerschossenen Kasematten des Forts. So ein zerschossenes Fort hat etwas Grauenhaftes. In den Gängen tiefe Dunkelheit, da das elektrische Licht zerstört ist. Nur die Schlafräume sind durch kleine Fenster einigermaßen beleuchtet. Das Schlimme ist, daß die Belgier die Brunnen durch Jauche unbrauchbar gemacht haben. Heute Nachmittag müssen wir anfangen, die Panzertürme aufräumen zu lassen. Ich habe 150 Arbeiter, meist Deutsche aus Belgien unter mir, zur Aufräumung der zerschossenen riesigen Erd- und Mauermassen. Morgen kommen noch 100 reichsdeutsche Arbeiter, um das Fort wieder instand zu setzen.

Fort Fléron, 6. September 1914.

Seit gestern Abend war es hier mit der Faulenzerei vorbei. Bei der Kommandantur in Lüttich waren von verschiedenen Seiten Meldungen eingelaufen über auffälliges Zusammenrotten der männlichen Bevölkerung. Auch unsere Patrouillen meldeten dies aus unserer Umgegend. Natürlich wurden sofort alle Vorbereitungen getroffen, um die Herrschaften herzlich zu bewillkommnen. Am Nachmittag war

Landesbibliothek Oldenburg

es ſchon gelungen, die Dampfmaſchinen, Dynamomaſchinen und die elektriſchen Lichtanlagen wieder in Betrieb zu ſetzen, ſo daß wir die Nacht wenigſtens gute Beleuchtung im Fort hatten. Die Kruppſchen Leute hatten auch die kleinen Kartätſchen-Geſchütze bereits wieder fertig, mit denen man rings um das Fort durch die Gräben entlang ſchießen kann (Grabenſtreicher). Auch die Scheinwerfer, die die Gräben erleuchten, waren fertig, und oben auf der Zitadelle des Forts hatten wir tags zuvor hohe Sandwälle aufgeworfen, hinter denen wir brillant herausſchießen konnten. Sämtliche Matratzen wurden in eine oben im Fort gelegene größere Halle gebracht, wo ſich unſere ganze kleine Beſatzung von 160 Mann, Gewehr im Arm, geſtiefelt und geſpornt hinlegte. Ich mußte die Nacht bis 4 Uhr wachen, um die Vorpoſten und Patrouillen zu kontrollieren. Je ſpäter es wurde, deſto länger wurden unſere Naſen, und Du kannſt Dir unſern Ärger denken, als all die ſchönen Vorbereitungen vergeblich waren. Wir hätten die Banditen ſo warm empfangen können und freuten uns ſehr, für die Meuchelmorde der letzten Zeit einmal gründlich Rache zu nehmen. Von der Schießerei aus den Häuſern in Lüttich auf uns habt Ihr alſo auch nichts gehört? In Lüttich laufen übrigens die belgiſchen Poſtkartenverkäufer durch die Straßen mit Bildern unſeres Kaiſers und brüllen aus Leibeskräften: „Unſerr Kaiſerr.“ Das ſind vielleicht die Satans, die auf uns geſchoſſen haben. Es ſcheint aber jetzt ſcharf durchgegriffen zu werden.

Fort Fléron, 10. September 1914.

Heute bin ich „ſtellvertretender Kommandant“ des Forts. Wie vornehm das klingt?! Wir wechſeln damit täglich ab, und man hat dann viel Arbeit. Immer gehen Meldungen und Befehle ein und aus. Und dazu läuft noch das belgiſche Packvolk einem die Bude ein, um ſich Recht zu holen. Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie ſie ſich gegenſeitig beſtehlen und begaunern. Die Belgier ſind jetzt aus einem Grunde froh, daß die Deutſchen hier das Regiment führen: es kommen geordnete Zuſtände, die ſie früher nicht kannten. Geſtern holten unſere Leute einen Kuhdieb ein. Der Kerl mußte ſich in der Wachſtube aufbauen. Zufällig kamen zwei Soldaten mit Stricken hinzu, obendrein pflanzten zwei, die auf Wache ziehen mußten, ihr Seitengewehr auf. Das bezog der Halunke natürlich ſchuldbewußt auf ſich und ſackte ohnmächtig zuſammen, zum größten Gaudium der ganzen Wache. Solche kleinen Scherze kommen öfter vor. Sonntag bis Dienstag hatten wir intereſſante Arbeit. Die Blindgänger, nicht explodierte Geſchoſſe, deutſche wie belgiſche, wurden geſucht und dann durch zwei Feuerwerker zur Exploſion gebracht. Unſere Kompagnie mußte dann in einem Umkreiſe von 500 m alles abſperren. Wir Offizierſtellvertreter und Offiziere gingen auf 350 m heran, um möglichſt genau beobachten zu können. Erſt wurden die deutſchen Blindgänger vorgenommen, die auf unſerem Fort lagen, erſt zwei von 12 cm, ein anſtändiger Knall, dann eine Granate von 21 cm, ein gradezu fürchterlicher dumpfer Krach, dann ziſchten und pfiffen die

Landesbibliothek Oldenburg

Sprengstücke durch die Luft. Wir waren verblüfft, gingen dann an den Dorfrand von Fléron zurück, da wir uns von einer 24-cm-Zeppelin-Granate noch mehr versprachen. Diese Explosion ist gar nicht zu beschreiben, ein dumpfes Krachen und Rollen, eine riesenhafte schwarze Wolke, dann das Pfeifen, Singen und Surren der Granatsplitter. Alles hält unbewußt den Atem an und spannt die Muskeln. Wir waren ja zurückgegangen bis auf die Absperrungskette, wo sich auch verschiedene Militärautos gestaut hatten. Aber auch diese Entfernung genügte nicht. Ein Teil der Sprengstücke sauste über uns hinweg gegen die Häuser, dort Fenster und Türen zerschlagend. Es folgte ein Augenblick der Totenstille, dann fragende Blicke hinüber, herüber, zu den Autos und zu der Postenkette, alles war gut gegangen. Dann aber brach ein allgemeiner Jubel los über die Güte unserer Geschosse und Bomben. Am Nachmittag sprengten wir dann in der Umgegend belgische Blindgänger, die wir in entsprechender Entfernung umstellten. Aber da wäre es weniger nötig gewesen, weit abzutreten; denn die Wirkung war bedeutend schlechter.

Oudenburg, 30. Oktober 1914.

Am 28. Oktober um 5 Uhr nachmittags nach endloser Fahrt in Roulers angekommen. Abends um 9 Uhr abmarschiert, Ankunft in Thourout nachts um 1 Uhr. Auf dem ganzen Marsch in nächster Nähe Geschützdonner. 29. Oktober 1 Uhr mittags kam Befehl, daß wir auf Ostende marschieren müßten, weil man einen englischen Landungsversuch erwartete. Kamen gestern abend 7 Uhr hier an, bei guten Leuten gutes Quartier. Ganze Nacht Geschützdonner, jetzt vormittags ein ununterbrochenes Rollen. Jetzt warten wir auf weiteren Befehl. Faulenzen noch mal nach Herzenslust.

Middelkerke, 2. November 1914.

Gestern abend hier eingetroffen. Ich mit meinem Zuge liege als Strandwache am östlichen Strande. Englische Flotte zu sehen. Schießt auf unsere Truppen. Unsere schwere Artillerie beschießt die englischen Kriegsschiffe. Unaufhörlich Kanonendonner. Wir liegen in einer verlassenen Villa dicht am Strand. Der sonst üppige Badeort ist von den meisten Einwohnern verlassen.

Middelkerke, 2. November 1914.

Das war ein plötzlicher Abmarsch von unserem schönen Château bei Lüttich. Abends um 11 Uhr kam der Befehl, dann mußten die weitverzweigten Bahnwachen eingezogen und durch Landsturm ersetzt werden. Erst am anderen Nachmittag gegen 4 oder 5 Uhr trafen wir an unserem Ziel in Roulers ein. Starker Geschützdonner, deutsche und feindliche Flieger in der Luft, die verschiedenfarbige Raketen abwarfen. Der Weg nach Thourout führte nordwärts hinter der Schlachtlinie vorbei, während des ganzen Marsches, bei Nacht, allerdings bei Mondschein, mit größeren Pausen immer noch Geschützdonner. Um 1 Uhr etwa kamen wir in Thourout an, alles von Militär buchstäblich überfüllt, sämtliche Straßen voll von Troß, Patronenwagen, Sanitätswagen, Packwagen, Lebensmittelwagen, riesige

Landesbibliothek Oldenburg

Feldbäckereikolonnen, Pioniertrain aller Art, Automobile, und als Hauptsache zwei Kruppkanonen von 30 cm mit allem Zubehör- und Munitionswagen und 24 große Straßenlokomotiven (größer als unsere), die zur Fortschaffung dieser beiden Kruppkanonen und Zubehör nötig sind. Der Hauptmann, ich und die beiden anderen Zugführer gingen los, um irgend ein Unterkommen für die Kompagnie zu finden, die das Gepäck abhängte, die Mäntel anzog und sich dann Rücken gegen die Häuser oder Rücken an Rücken hinsetzte, um bald darauf größtenteils zu schlafen. Endlich fanden wir etwas abseits ein von Nonnen geleitetes Waisenhaus oder Schule. Die Nonnen wurden herausgetrommelt, redeten viel von christlichem Institut, das für Kriegszwecke nicht verwertet werden dürfte, aber dem Lamentieren wurde kurzer Hand dadurch Schluß gemacht, daß die Kompagnie herangeholt und hineingeführt wurde. Die Kinder schliefen schon seit Tagen im Keller, die Nonnen glaubten sie wahrscheinlich vor den deutschen Barbaren schützen zu müssen. — $12^1/_2$ Uhr nachts. Bin eben bis halb nach Ostende am Strande entlang gegangen, es war eine herrliche Wanderung direkt an der Brandung im hellen Mondenschein, zwei Stunden; ich mußte plötzlich neue Wachen ausstellen. Jetzt will ich erst mal schlafen. — 3. November. Herrlich geschlafen, Kaffee getrunken und dann einen einstündigen interessanten Kampf unserer Artillerie gegen vier englische Flieger beobachtet, die hier über Middelkerke und Umgebung erkunden wollten. Etwa der zehnte Schuß scheint einen Flieger getroffen zu haben; denn er ging plötzlich im Gleitflug nieder; die anderen, nach denen von unseren Geschützen geschossen wurde, verschwanden schließlich. — Wir waren also in Thourout, wo wir mittags um 2 Uhr abmarschierten, wieder hinter der Schlachtlinie entlang, ohne ins Gefecht einzugreifen; sie scheinen uns nicht gebrauchen zu können. Zwischen 6 und 7 Uhr abends kamen wir in Oudenburg an. Hier wie in der ganzen Umgegend gute, flämische Bevölkerung, die uns viel näher verwandt sind als den Franzosen und Wallonen. Auf Platt kann man sich sehr gut mit den Leuten unterhalten. Der ganze Ort wurde mit Militär belegt; die Bewohner taten, was sie konnten. Wir hatten mehrere anstrengende Märsche zu machen, um günstige Stellen im Gelände zu suchen und probeweise zu besetzen, die dazu dienen sollten, die Truppen von der Front sicher aufzunehmen, falls sie zurückgeschlagen werden sollten. Gerade Sonntag früh hatten wir bis 11 Uhr wieder eine solche Übung gemacht, als der Befehl kam, nachmittags um 4 Uhr nach Middelkerke abzurücken, also wieder hinter der Front entlang. Um 8 Uhr hatten wir den feinen Badeort mit dem herrlichen Strand erreicht. Unsere Kompagnie bekam Strandwache, ich mit meinem Zuge den Teil von der Mitte des Ortes nach Nordost auf Ostende zu. Unsere Kampffront gegen Nieuport ist etwa $^3/_4$ Stunden südwestlich von der Mitte des Ortes entfernt. Die Leute liegen in Schützengräben mit guten Unterständen unter der Erde, in denen sie auf Stroh, Matratzen und Decken abwechselnd schlafen. Nachts wird Essen hingebracht. Alle 48 Stunden erfolgt Ablösung. Vom Feinde zu

Landesbibliothek Oldenburg

Lande werden sie gar nicht belästigt, sie können aber auch nicht weiter vor, weil der Feind die ganze Umgegend von Nieuport durch die Siele unter Wasser gesetzt hat. Gestern abend sind mehrere Pionierkompagnien mit Brückentrain ausgerückt, um die überschwemmten Gebiete zu überbrücken, hoffentlich gelingt es. Die Schützenlinie hat nur etwas unter der englischen Flotte zu leiden, die hin und wieder einen Granattreffer hat. Unsere Verluste sind aber sehr gering. Unsere Artillerie hat gestern einen vorzüglichen Treffer auf ein englisches Kriegsschiff gehabt; an der aufsteigenden weißen Dampfwolke sah man, daß die Kesselanlage getroffen war. Die ganze englische Flotte zog sich darauf zurück. Gesunken ist das Schiff leider nicht. Heute morgen gegen 9 Uhr kam sie wieder. Schoß aber bei weitem nicht so heftig wie gestern. Daß die Flotte die Stadt Middelkerke verschont, obgleich es voll Militär liegt, soll darin seinen Grund haben, daß hier sehr viel englisches Kapital in Hotelbauten angelegt ist. Hoffentlich tun uns die Engländer weiterhin den Gefallen und lassen uns hier in unserer gemütlichen Villa „Caecilia" in Ruhe. Wie fürchterlich verwohnt ein solches Haus in einigen Tagen wird, obgleich nichts absichtlich ruiniert wird, kannst Du Dir denken. Denke Dir mal, in Wechloy hausten 80 fremde Soldaten in unserem Hause! Seit unserem Abmarsch von Lüttich sind wir von aller Welt abgeschnitten. Keine Postverbindung, keine Zeitung, Wenn wir hier als Strandwache bleiben, haben wir ein schönes Leben. Besondere Genüsse gibts allerdings nicht, rein gar nichts mehr ist im Ort und der Umgegend zu haben, auch in Ostende nichts. Die Einwohner, auch die reichen, müssen schon fast hungern. Not leiden wir aber nicht, und unsere Stimmung ist glänzend.

Middelkerke, 4. November 1914.

Liebe Mutter! Endlich sollst Du auch einen Brief haben. — Nach diesem ersten Satze wurde ich schon gestört. Alle hier liegenden Truppen, etwa 5000, wurden alarmiert und sind sofort nach Südwesten an die Front abgerückt. Der Feind hat einen starken Vorstoß unternommen, der durch die jetzt vorgeschickten Truppen aufgehalten werden soll. Von Ostende kommt gerade jetzt Artillerie hier durch, um zu helfen. Nur unsere Kompagnie ist hier als Strandwache zurückgeblieben. Auf dem Meer liegt etwas Nebel, so daß etwa ankommende Landungsschiffe der Engländer schwer zu sehen sind. Dutzende von Leuten, natürlich Soldaten, stehen mit Ferngläsern und halten Ausschau auf das Meer. Alle zehn Minuten gehe ich auch hin; wir alle stehen marschbereit und warten auf Befehl. Man hört starkes Gewehrfeuer, fortwährend unterbrochen durch Geschützdonner. Eben bin ich am Strand gewesen, keine Schiffe zu sehen. Unsere neue Artillerie scheint schon eingegriffen zu haben, das Feuer bedeutend verstärkt, die Fensterscheiben klirren, hoffentlich bricht der feindliche Angriff zusammen. — Zwei Stunden am Strande bei allen Posten gewesen; der Nebel ist jetzt so stark, daß man nur einige hundert Meter zur Not sehen kann. Anfangs wurde der Gefechtslärm noch stärker. Dann entfernte er sich immer mehr, der feindliche Angriff muß also gänzlich

Landesbibliothek Oldenburg

abgeſchlagen ſein. Eine Radfahrerpatrouille, die von Weſtende kam, beſtätigte es mir eben. Die engliſche Flotte hat ſeit geſtern gegen Abend nicht mehr eingegriffen. Es ſoll ein deutſches Unterſeeboot ſich hier herumtreiben, vor dem ſie einen heillosen Reſpekt haben. Es ſoll ein engliſches Kriegsſchiff zum Sinken gebracht haben. Alſo ſteht hier jetzt alles gut. Sehr entbehren wir alle jede Nachricht aus der Heimat. — 5. November, mittags. Liebe Mutter! Geſtern abend mußte ich noch wiederholt an den Strand, ſo daß ich nicht mehr zum Schreiben kam. Heute kam endlich die erſte Poſt. Die anderen Kompagnien unſeres Regiments, die geſtern Nachmittag alarmiert wurden, ſind geſtern ſpät abends zurückgekommen und heute früh wieder hinausgezogen. Zuſammen mit den anderen Truppen haben ſie etwa 800 Gefangene mitgebracht, meiſt Belgier, die furchtbar empört auf ihre engliſchen Verbündeten ſind, weil ſie von ihnen immer in die erſte Linie vorgeſchickt würden. Das ſieht den verfluchten Engländern ähnlich. Die Schlacht geht fortwährend weiter, unſere Truppen liegen jetzt dicht vor Nieuport, heute Abend werden die Kämpfenden wieder abgelöſt, vielleicht durch uns. Die Verluſte auf unſerer Seite ſind ganz gering. Mache Dir keine Sorge, liebe Mutter; der Feind ſcheint ſchon ſehr erſchüttert zu ſein. Sobald wie möglich ſchreibe ich wieder. Sei herzlich gegrüßt und geküßt von Deinem Ernſt.

Middelkerke, 5. November 1914.

Lieber Eduard! Jetzt ſind wir hier am Strand. Zwiſchen hier und Nieuport ſtarkes Gefecht. Geſtern Erfolg auf unſerer Seite. Engliſche Flotte ſchießt in unſere Schützenlinie. Unſere Strandbatterien erwidern das Feuer heftig. Ich war bisher mit der Kompagnie auf Strandwache. Heute Nachmittag rücken wir aus ins Gefecht. Hoffentlich ſehen wir uns geſund wieder. Sollte es anders kommen, dann bitte ich Dich, lieber Eduard, dafür zu ſorgen, daß Ihr alle Toni treu zur Seite ſteht, für immer. Du weißt, wie ſchwer ſie das Unglück treffen würde. Und dann beſtelle auch allen Lieben, beſonders Mutter und Toni, herzliche Grüße von mir. Sobald ich kann, gebe ich Dir ein Lebenszeichen von mir. Mir gehts in jeder Beziehung gut, von Dir hoffe ich dasſelbe. So, nun drauf los! Ich wünſche Dir alles Gute. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Bruder Ernſt.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Kickler

Regierungsbaumeister, Vorstand des Militär-Bauamts Allenstein in Ostpreußen, Oberleutnant der Reserve und Kompagnieführer im sächsischen Leibgrenadier-Regiment Nr. 100, Sohn des verstorbenen Eisenbahn-Ingenieurs Architekt Kickler in Oldenburg, geboren am 16. Februar 1873, erlangte Ostern 1894 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt das Zeugnis der Reife und studierte Baufach. Er gehörte in Hannover dem Korps Neo-Hannovera an. In Dresden war er erster Vertreter der Studentenschaft und nahm als solcher als Delegierter an der Feier des 100jährigen Bestehens der technischen Hochschule in Charlottenburg teil. Am 13. Mai 1903 bestand er in Berlin die Regierungsbaumeister-Prüfung und wurde drei Tage später angestellt. Nach 8 Monaten wurde er als etatsmäßiger Bauinspektor nach Allenstein berufen. Den Wunsch seines Herzens, dort eine evangelische Garnisonkirche zu erbauen, sah er erfüllt. Seine Baumeister-Arbeit hatte er über die Kirchen in Rom gemacht, und er hatte das Glück, sie in Rom zu sehen. Als der Krieg ausbrach, trat er freiwillig unter die Waffen. Im Gefecht bei Berry-au-Bac, nordwestlich von Reims südöstlich von Craonne ist er am 6. Februar 1915 auf dem Felde der Ehre für das Vaterland gefallen, als ein Held in des Wortes schönster Bedeutung. Er besaß in hohem Maße das Vertrauen und die Zuneigung seiner Kompagnie und hat sich auch in den Herzen aller seiner Kameraden einen dauernden Platz erworben.

Feldpostbriefe.

Dresden, 24. August 1914.

G. ist gestern mit den drei Kindern nach schätzungsweise 48stündiger Fahrt flüchtend bei E. angekommen. Allenstein ist von den Einwohnern geräumt. — Am Sonnabend, 3. Oktober, sind wir nachmittags von Dresden abgefahren, ein größerer Transport, darunter 346 Leibgrenadiere, ich mit zwei Pferden. Der Weg soll über Aachen, Lüttich, Namur gehen.

Laon, 11. Oktober 1914.

Bei herrlichem Sonnenschein gedenke ich heute beim Feldgottesdienst Deiner und Deines Geburtstages.

Geschrieben 30. Dezember 1914.

Mein Liebling! Daß Du mir einen so lieben Brief geschrieben hast, hat mich sehr gefreut. Daß Ihr für den Vater betet, ist brav von Euch, aber Ihr müßt nicht vergessen, hinzuzusetzen: „Schenke unserem Vaterlande den Sieg!“ Denn ohne den würde Euer Papa auch wohl nicht wiederkommen; und wenn er wiederkäme, würde er wohl sein lebelang nicht wieder von Herzen vergnügt sein

Landesbibliothek Oldenburg



× Heinrich Rickler

Landesbibliothek Oldenburg


Landesbibliothek Oldenburg

können. Meine liebe kleine A. M., ich habe doch manchmal solch große, große Sehnsucht nach Euch, und es wird doch wohl noch sehr lange dauern, bis der Krieg zu Ende ist. Aber wenn er noch so lange dauert, ich weiß doch, daß Du immer lieb behältst Deinen Papa.

Geschrieben 29. Januar 1915.

Lieber Heinz! Vielen Dank für die Zigarren. Ostern willst Du nach Allenstein in die Schule? Willst Du nicht lieber in Oldenburg bleiben? Der Papa ist da doch auch in die Schule gegangen. Viele Grüße.

Schützengraben, 16. Dezember 1914. G. will auf meinen Wunsch den Hund Treff zu Euch kommen lassen. Wenn Du ihn aufnehmen willst, bin ich Dir dankbar. Er ist ein gutes Tier und empfänglich für die kleinste Wohltat.

Willmsbaracken, 30. Januar 1915.

Du meinst, ich schreibe so wenig? Aber wirklich, was man hier erlebt, langt nicht mehr zu einem Brief, schon deshalb, weil die Eindrücke nicht mehr so groß sind. Es ist immer dasselbe, aber einiges kann ich doch erzählen. Einige kleinere Unternehmungen wurden wieder gemacht. An der Route 44, einer Straße, die nach Berry-au-Bac rechts von meiner Stellung führt, und um die vor etwa 4 Monaten heftige Kämpfe ausgefochten wurden, steht ein Omnibus, „Linie 16" sagen die Grenadiere, weil das die Straßenbahnlinie ist, die zur Grenadierkaserne führt. Der schließt an an Drahtverhaue und Schützengräben der Franzosen, die auch erst in den letzten Wochen angelegt sind. Die Franzosen rücken uns nämlich langsam näher, und namentlich da, wo die aus den Ufern getretene Aisne ihre Schützengräben ersäuft. Wir haben deswegen übrigens auch schon einige 100 m räumen müssen. Dieser Omnibus war scheinbar der Durchgang durch das Drahthindernis, und in ihm saßen jede Nacht 8 Franzosen. Die wollten wir greifen, außerdem den Wagen in die Luft sprengen. Also mitten in der Nacht machten sich 20 Mann von der 8. Kompagnie auf. Stockdunkel. Sie kommen auch richtig hin auf 20 m. Dahinter der Pionier Müller mit 50 Pfd. Sprengladung. Auf diese Entfernung werden sie bemerkt und angerufen. Außerdem schießt der Posten. Da auf einmal vorgestürzt. Die Franzosen rücken aus. Unsere glauben schon, sie hätten die Brüder, da rennen sie in ein Drahthindernis, das vorher nicht gesehen war. Inzwischen hatten die Franzosen aber ihre Gräben erreicht und fangen an zu schießen, so daß Unsere froh waren, als sie sich aus den gemeinen Drahtschlingen befreit hatten und zurückkriechen konnten. Verwundet war keiner. Auch ein anderes kleines Unternehmen schlug fehl. Gerade so wie wir haben auch die Franzosen vor ihren Drahthindernissen, in denen sich Gänge befinden, Horchposten liegen. Die hatten wir schon einige Male beobachtet und wollten sie nun abschießen. Meine Nachbarkompagnie und ich schickten eines Nachts Patrouille von 4 Mann dazu ab; und als die Franzosen heran sein mußten, schossen wir eine Leuchtrakete, damit sie auch schießen könnten. Na, zufällig waren die Kerls nicht

Landesbibliothek Oldenburg

da, und der Erfolg blieb aus. Diesen französischen Horchposten ist leider der Leutnant Willms, ein Oldenburger — Erbauer der Willmsbaracken — zum Opfer gefallen. Vor dem rechten Flügel unseres Regiments lagen die Franzosen eine Zeitlang nur 80—100 m. Durch unsere Minenwerfer wurden sie von dort vertrieben auf etwa 250—300 m. Nun glaubte man schon längere Zeit unterirdische Arbeiten vernommen zu haben und hat auch bei uns angefangen, Gegenminen vorzutreiben. In den letzten Tagen fielen vor unserer Front eigenartige Löcher auf, die von einem Einsturz unterirdischer Gänge herzurühren schienen. Um diese näher zu untersuchen, hatte sich Willms mit 2 Pionieren in derselben Nacht, in der wir die Posten abschießen wollten, aufgemacht und war dabei von französischen Horchposten, die in der Nähe in einem Loch saßen, angeschossen. Ein Pionier sofort tot; Willms Schuß oberhalb des Knöchels, der ihm beide Knochen völlig zertrümmerte, kroch noch in ein Granatenloch und ließ die folgenden Schüsse über sich hinweggehen, rief dann den Unteroffizier heran, der ihn in unseren Graben zurück trug. Zunächst fürchtete der Arzt, daß der Fuß abgenommen werden müßte, da die Ernährungsmöglichkeit durch Nerven usw. nicht mehr vorhanden sei. Jetzt scheinen sich die Aussichten zu bessern, aber 10 Wochen oder gar 4—5 Monate vergehen bestimmt, ehe er auch nur Gehversuche machen kann. Heute haben wir ihn besucht im Lazarett Malmaison, etwa 12 km von hier. Er schien große Schmerzen zu haben und sah recht blaß aus. „Nun wird's nichts mit Braunenkohlessen", meinte er traurig. Während ich Dir dies schreibe, ist draußen ein heftiger Kampf. Man hört die Minenwerfer und Geschütze brüllen, und auch die Maschinengewehre und Gewehre knattern. Es dauert schon bald zwei Stunden. Wieder wird die Höhe 108 angegriffen, von hier der letzte Teil. Der Oberst hatte gemeint, er würde den Rest auch noch nehmen können. Soeben kommt der Befehl, heute Nacht falle das Schanzen aus. Wahrscheinlich, weil die Kugeln in der Gegend lächerlich pfeifen. Mit dem Schanzen hat es so sein Wesen. Das letzte Mal, während der Ruhetage, hatten wir auch einmal das Vergnügen. Abends 8 Uhr angetreten bei einem Regen, den blödsinniger Sturm uns gerade ins Gesicht trieb, eine Stunde im Dreck marschiert, daß es einem gleich oben in die Schuhe lief, und stockdunkel, so daß selbst Leutnant Kolb, das Kind der Nacht, kaum sah. Dann drei Stunden richtig draußen herumgelungert. Eine Zeitlang in einem nassen Unterstand, durch den es außerdem durchregnete. Um so schöner war es, als wir wieder in der Baracke waren. Müller II. hatte schön geheizt. Das Abendessen — und zwar kein schlechtes — stand auf dem Tisch. Die mistnassen Stiefel und Strümpfe wurden ausgezogen, und so war es wirklich gemütlich. Das Gefecht ist noch immer nicht zu Ende. Ich aber mache Schluß.

Baracken, 2. Februar 1915.

Liebe Grete! Soeben kommen die drei Bücher, über die ich mich sehr freue, ich danke Euch bestens. Gestern bekam ich von Arnemann Zigarren und einen

Landesbibliothek Oldenburg

Brief von Pfeiffer, in dem er schreibt, daß in Allenstein die Zeiten nicht erfreulich seien und viel zu tun. Pfeiffer wartet auf Dich und hat Dir schon eine Hirschkeule aufgehoben. Schreib ihm doch mal, wie es nun eigentlich wird.

3. Februar 1914.

Inzwischen habe ich Dir eine Karte geschrieben, und wir sind wieder in unserer Stellung angelangt. Bedauerlicher Weise bekamen wir gestern den Befehl, die vordere Stellung, an der wir schon lange, bald 3 Monate, arbeiten, mit der ganzen Kompagnie zu besetzen. Vorläufig habe ich aber erst 2 Züge hinuntergeschickt, da für mehr noch keine Unterschlüpfe da sind. Also unsern guten Unterstand hier müssen wir aufgeben, in dem wir so manche vergnügte Stunde verlebt haben, und über den so manches Geschoß hinweggeflogen ist. Eine einzige Verwundung durch Artillerie ist hier vorgekommen, unten ist schon wieder einer getroffen. Die Stellung kann zu gut durch die Franzosen eingesehen werden, aber sie bietet dem Ganzen — nicht dem Einzelnen — mehr Sicherheit. Und wie schön, mit welcher Liebe war sie ausgebaut, alles so sauber, gepflasterte Straßen, glatt abgestochene Wände, schön mit Brettern abgedeckte Armauflagen, die Schutzschilde und Sandsäcke prachtvoll ausgerichtet. Nun kam der Frost, und ich ahnte schon Böses. Aber die Erwartungen wurden weit übertroffen. Fast überall stürzten die Grabenwände ein, in ganzen Schalen löste sich das Erdreich und bedeckte mit dem eintretenden Tauwetter die Grabensohlen. So schön kann es nie wieder werden, selbst wenn hundert Mann wochenlang arbeiten. Im übrigen immer dasselbe. Einzelne Verluste beim Regiment. Täglich Artilleriebeschießung, nachts die Patrouillenknallerei. Unsere Artillerie schießt in der letzten Zeit lebhaft. Jetzt wieder viel Schanzarbeit, abends Regen, tags ganz nett, in den Verbindungsgräben entsetzlicher Dreck. Im ganzen mordsledern. Daß es noch etwa 2 Monate so bleibt, glauben wir sicher. Angriffe von uns aus ebenso ausgeschlossen wie von den Franzosen infolge der eigenartigen Lage. Solche Sachen wie bei Soissons und Craonne können wir gar nicht machen, da wir hier mit dem linken Flügel an der Aisne selbst stehen, die sich vor Anhöhen hinzieht, die vom Feinde stark mit Artillerie besetzt sind. Also warten wir, bis von anderswo Bewegung in die Masse kommt. Unsere Hoffnung ist ja nun immer noch auf den Osten gerichtet. Unsere tapferen Soldaten sind ja jetzt auch in den Karpathen, und wir nehmen an, daß die Gefangennahme von 10000 Russen mit ihrer Hilfe erfolgte. Auch die Tätigkeit unserer Unterseeboote gegen die Handelsdampfer in den letzten Tagen ist sehr erfreulich. Kleine Fortschritte überall, aber Geduld. Heute sind es 4 Monate als wir Abschied nahmen. Tausend Grüße und Küsse Euch allen.

Dein Heinrich.

Landesbibliothek Oldenburg

Hans Koopmann

Leutnant der Reserve, Sohn des Postsekretärs Koopmann zu Wildeshausen, geboren in Lohne am 11. März 1886, besuchte nach seiner Konfirmation die Oberrealschule in Oldenburg, bis er die Reife für Prima erlangt hatte, und trat dann in den höheren Zolldienst, in welchem er 1914 zum Obergrenzkontrolleur ernannt wurde. Seiner Dienstpflicht im Heere genügte er vom 1. Oktober 1904 bis dahin 1905 beim Hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 164 in Hameln, zog am 11. August 1914 mit der 6. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 als Leutnant der Reserve ins Feld zum westlichen Kriegsschauplatz und machte dort die Kämpfe bei Chatelet, Charleroi, St. Quentin, Guise und andern, an denen sein Regiment beteiligt war, mit. Nachdem sein Hauptmann v. Raumer verwundet war, übernahm er die Führung der 6. Kompagnie, an deren Spitze er beim Sturm auf die Marnebrücke zu Verneuil in der Nacht vom 3. zum 4. September 1914 fiel. In der Nähe dieser Brücke liegt sein Grab, dessen Kreuz die Inschrift trägt:

„Ruhe sanft, wackrer Streiter;
Du hast gekämpft, wir kämpfen weiter."

Seine hervorragende Begabung, verbunden mit gewissenhaftem Fleiße und großer Pflichttreue erwarben ihm schon in der Schule bei seinen Lehrern wie später in seinem Berufe bei seinen Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen Wertschätzung Anerkennung und Liebe.

Begeistert und voll froher Siegeszuversicht zog er ins Feld, bereit dem Vaterland zu opfern, was es von ihm forderte; „Sieg oder Tod" war sein Wahlspruch. Im Kriegstagebuch eines 91ers (Oldenb. Volkszeitung, Vechta), das die Kämpfe an der Marne schildert, heißt es u. a.: „Die Kompagnien sammeln sich im Schutze des hohen Straßendammes, der an die Brücke heranführt, um diese im Marsch, Marsch zu überschreiten. Als wir die Brücke erreichen, ist die Kompagnie vor uns noch nicht vollständig zusammen. Aber unser Kompagnieführer, Leutnant d. Res. Hans Koopmann aus Wildeshausen, will darauf nicht warten, sondern stürmt mit dem Rufe: „Sechste Kompagnie mir nach!" auf die Brücke. Wir haben kaum die hohe Böschung des Straßendammes erklommen, da sehen wir auch schon unsern allbeliebten Kompagnieführer, von einer Kugel getroffen, am Eingang der Brücke zu Boden stürzen. Der Feldwebel ruft mir zu: „Sehen Sie mal nach, ob noch Hilfe nötig ist!" Ich eile hinzu; aber das Leben ist bereits entflohen. Ein Querschläger hat unsern Führer mitten in die Brust getroffen."

Landesbibliothek Oldenburg



Hans Koopmann

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Feldpostbriefe.

13. August 1914.

Wir sind auf unserer Reise überall mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Hier spielt augenblicklich eine Musikkapelle „Deutschland, Deutschland." In Ahlhorn wurde ich von vielen Wildeshausern begrüßt, die dort Gaben verteilten. Große Begeisterung.

Pont de Loup bei Charleroi, 22. August 1914.

Zur Zeit ist vor mir eine große Schlacht im Gange. Meine Kompagnie ist mit dem Regiment im Gefecht verwickelt. Ich bin zu meinem Bedauern mit meinem Zuge hier im Ort zurückgelassen worden, um die Brücke über die Sambre zu sichern. Das Gefecht steht für uns sehr günstig, die Franzosen werden überall geworfen. Wir sind schon seit langem ständig mit ihnen und den Belgiern in Berührung. Doch immer wenn wir zum Gefecht ansetzten, rückten sie aus. Heute haben sie zum ersten Male standgehalten. Hier an der Brücke ist ein unbeschreiblicher Betrieb. Regiment nach Regiment rückt herüber, Kavallerie, Artillerie, Kraftwagen mit den Generalstäben, Motorräder, Flieger in den Lüften. Granaten und Schrapnells platzen links und rechts, vorwärts und rückwärts; die bedauernswerten Einwohner, Frauen und Kinder verlassen die gefährdeten Dörfer und ziehen vorüber. Im übrigen sind wir in den letzten Tagen immer marschiert und marschiert. Unsere Truppen haben hier einen schweren Stand, besonders die Kavallerie, da die Einwohner sich am Kampf beteiligen. Reiten oder marschieren Einzelne oder kleine Abteilungen (Patrouillen) durch die Dörfer, so werden sie meuchlings aus den Häusern und Kellern heraus niedergeknallt. Alle unsere ersten Verluste sind so entstanden. Die Truppen erschießen die betreffenden Einwohner sofort und stecken die Häuser in Brand. Manches Dorf sieht deshalb trostlos aus. Gleich an der deutschen Grenze z. B. wurden Pioniere in einem Dorf erschossen. Die Leute unter Anführung der Geistlichen wurden gefangen genommen und erschossen. Während der ganzen Zeit, seit ich von Oldenburg fort bin, habe ich einmal im Bett gelegen, sonst nur im Biwak. Nachts ist es bitterkalt. Mir geht es vorzüglich.

25. August 1914.

Bin aus viertägigen Kämpfen heil und gesund hervorgegangen. Wir haben den Feind völlig geschlagen und sind auf der Verfolgung dicht an der französischen Grenze.

Esquehéries, 27. August 1914.

Wir sind im ständigen Vorschreiten den Franzosen und jetzt auch den Engländern stets auf den Fersen. Am 25. habe ich mit meiner Kompagnie bei unserer Armee als erster die französische Grenze überschritten. Ich habe von dem Grenzpfahl eigenhändig die französische Flagge entfernt und sie quer über die Straße gelegt, so daß die Truppe darüber hinschreiten mußte. Wir haben kolossal schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, mit vielen Verlusten. Spreen ist gefallen.

Landesbibliothek Oldenburg

20 km vor Laon, 1. September 1914.

Wir haben hart gekämpft und versucht, den Feind einzuschließen, doch immer baute er früh genug wieder ab. Ich denke, daß wir ihn jetzt in Laon einschließen können. Seit unserm Ausrücken sind wir nicht zur Ruhe gekommen. Wir haben Außerordentliches geleistet, um dem Feinde auf den Fersen zu bleiben. Unsere Leute sind seelisch von den Kämpfen und körperlich von den Anstrengungen völlig herunter, doch immer bei guter Stimmung, da sich ja Sieg auf Sieg an unsere Fahnen heftet. Es ist hier tags außerordentlich warm und nachts sehr kalt. Ich würde buchstäblich gerne 10 Mark für ein „Helles" bei Backmeyer bezahlen. Wein gibt es hier genug. In den Schlachten von Namur und St. Quentin haben wir den Feind völlig geschlagen. Seit dem 22. August führe ich die 6. Kompagnie und reite den Schimmel des Hauptmanns.

Landesbibliothek Oldenburg



× Rudolf Koopmann

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Rudolf Koopmann

Bruder des vorigen, geboren zu Lohne am 18. Januar 1892, beſuchte nach ſeiner Konfirmation ebenfalls die Oberrealſchule in Oldenburg und verließ dieſelbe Oſtern 1911 mit dem Zeugnis der Reife, um Philologie zu ſtudieren. Vom 1. Oktober 1912 bis dahin 1913 diente er als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Bayeriſchen Infanterie-Regiment „Kronprinz" in München, wurde am 1. Juli 1913 zum Unteroffizier befördert und trat nach Beendigung ſeiner Dienſtzeit in den bremiſchen Zolldienſt als Supernumerar. Bei der Mobilmachung rückte er auch mit dem Regiment „Kronprinz" ins Feld und machte ſämtliche Kämpfe mit, an denen ſein Regiment beteiligt war. Im Dezember 1914 bei Peronne leicht verwundet, erhielt er das Eiſerne und Friedrich-Auguſt-Kreuz II. Klaſſe, wurde zum Leutnant d. Reſ. befördert und als ſolcher bald darauf auch mit dem bayeriſchen Militärverdienſtkreuz II. Klaſſe mit Krone und Schwertern ausgezeichnet. Am 18. Oktober 1915 bei Vimy abermals verwundet, gebrauchte er mehrere Monate zu ſeiner Wiederherſtellung und erhielt einen längeren Heimaturlaub. Sobald er ſich aber geſund fühlte, zog es ihn wieder ins Feld; „er konnte ſich nicht felddienſtfähig in der Garniſon ſehen", ſchreibt ein Münchener Freund von ihm, und am 16. Mai 1916 ging er wieder zum weſtlichen Kriegsſchauplatz an die Front. Hier fiel er am 26. Mai beim Fort Thiaumont, er liegt in der Nähe der damaligen Unterſtände ſeines Bataillons begraben. „Er war ein vornehmer Charakter, ein vorbildlicher, unerſchrockener Offizier; zwei todesmutige Leute der 7. Kompagnie haben ſeine Leiche unter großer Lebensgefahr aus der Totenſchlucht geholt, und die Granaten, welche während ſeines Begräbniſſes über uns hinwegſauſten, ſangen ſein Grablied", ſchreibt ein Kamerad von ſeinem Regiment; und ein anderer, der ihm nahe ſtand: „Wir alle lernten von ihm und nahmen als Menſchen gern von ihm an, wenn er auch an Jahren jünger war; ſein gereiftes Weſen wirkte tief auf uns, ſeine Schlichtheit und Offenheit machte ſich auch Platz in unſerm Innern; als Soldat diente er uns ſtets als Vorbild."

Feldpoſtbriefe.

München, 21. Auguſt 1914.

Unter den hier eingezogenen Reſerviſten iſt ein guter ſoldatiſcher Geiſt, der dafür Zeugnis ablegt, daß das Volk für die große Stunde in dem rechten Sinne erzogen worden iſt. Mitunter offenbart dieſer Geiſt ſogar einen hübſchen Humor. Ein Reſerviſt ſagt zu ſeinem Hauptmann: „Derſchlag'n und derſchiaß'n tuan ma' ſo vui, daß unſer Hauptmann ins Blattl eindrucka muaß: Feinde werden geſucht."

Landesbibliothek Oldenburg

St. Quentin, 26. September 1914.

Ich habe bereits das erste Feuer zu kosten bekommen. Wegen einer leichten Verwundung an der Nase bin ich einige Tage hinter der Front zurück. Es steht aber gut um unsere Sache. Der Herr wird hoffentlich alles zum Guten führen. Man sieht viel Schreckliches. Jetzt, wo man im Felde steht, hat die Welt doch ein wesentlich anderes Gesicht. Der Tod und der Untergang, den der Krieg ausstreut, zwingen einen zu völligem Selbstverzicht. Jede Stunde, die man noch lebt, betrachtet man als ein unverdientes Geschenk.

Mont St. Quentin, 4 km nordwestlich Peronne, 11. November 1914.

Liebe Eltern! In welchen kurzen Zeitraum hat sich eine Fülle von Begebenheiten zusammengedrängt: am 9. November waren es gerade zwei volle Monate, daß uns der Zug von München an die westliche Grenze führte, zwei volle Monate, und doch muß man sagen, was bedeuten zwei Monate im gewöhnlichen Leben? Zwei Monate habe ich ausgekostet im Felde, im Kriege, bin erfaßt und geschüttelt worden von den Umständen, Verhältnissen und Erscheinungen, die der Krieg bringt. Dieser Briefbogen stammt aus der Satteltasche eines Artillerie-Vizewachtmeisters, dem beim Sturm auf Lihons das Pferd unter dem Leibe weggeschossen wurde. Der Sturm glückte nicht, wir gruben uns vor dem Orte ein und hatten den toten Gaul unmittelbar vor unserer Front liegen. Beim Einscharren entnahm ich der Satteltasche das Briefpapier. Der Sturm auf Lihons war grauenhaft infolge der vielen Verluste, die er der Kompagnie brachte. Seitdem geriet der Kampf zum Stehen; Schützengrabenleben von da ab. Ich habe die Anstrengungen ausgezeichnet ertragen.

17. Dezember 1914.

Ich habe liebe, treue Menschen hier gefunden, die mir ein Stab und Trost sind, nicht zu vergessen unser neuer Kompagnieführer, mir noch bekannt von München. Mit ihnen vereint werde ich versuchen, einen Hauch des Heimatgefühls zu verbreiten. Still und innerlich. Euer treuester Rudolf.

Longueval, 23. Dezember 1914.

Wir sind jetzt am Vortage vom Weihnachtsfeste; morgen ist der 24. Dezember, der Tag, an dem man sein ganzes Herz festhalten muß, damit es einem nicht davonläuft. Ich schreibe unter schwierigen Umständen, wir haben in den letzten Tagen wenig oder gar keine Ruhe gehabt. Beständig waren wir in Alarmbereitschaft wegen des Angriffs der Franzosen, der unvermutet auf unsere Linien erfolgte. Überall haben sie bei uns Kolonnen vorgeschickt, um uns aus unseren Stellungen zu vertreiben. Erfolg haben sie gar keinen gehabt, aber böse Verluste und Gefangene hat's bei ihnen gesetzt. Mit geringen Kräften sind sie durch schwache Stellungen durchgekommen, haben sich hinter der Gefechtslinie eingegraben und sind dann in Teilkämpfen von unseren Reserven, die unmittelbar hinter der Linie liegen, zu Paaren getrieben. Schauerlich sind ihre Verluste durch unsere

Landesbibliothek Oldenburg

Maschinengewehre. Während der Kämpfe und der Knallerei waren wir in Reserve, sind es auch noch und werden es bis zum 1. Januar bleiben. Unsere Leute haben die ohne Kraft angesetzten Angriffe leicht abgewiesen.

Peronne, 28. Dezember 1914.

Wir sind heute in reger Beschäftigung, gleich um 6 Uhr geht unser Weihnachtsfest vor sich. Alles hat mitgetan und mitgeholfen. Als Lokal dient uns das Schmierentheater von Peronne. Von unseren künstlerischen Kräften ist es würdig hergerichtet. Hier ist jetzt ein Kochelbräu, da geht's schlimmer drin zu als im Hofbräuhaus. So gewöhnt sich der Mensch an alles. Ganghofer, der zur Zeit hier weilt, erzählte uns, daß man in Deutschland vielfach überreizt sei, auch ihm sei es so ergangen. Erst gegenwärtig, wo er bei uns unter den Truppen an der Front sei, da habe er wieder Ruhe und seinen gewohnten Schlaf.

21. Februar 1915.

Heute hatten wir einen richtigen Frühlingstag, warmen Sonnenschein und junges Leben. Auf der Somme und den überschwemmten Wiesen tummelten sich die Soldaten in Kähnen. So freundlich und heiter war das Bild und wenige Kilometer weiter westlich ist Krieg! Peronne ist beinahe zu einer deutschen Garnisonstadt mit deutschem Leben und deutschem Anstrich geworden. Eine sehr untergeordnete Rolle spielen die Einwohner, sie wagen sich in keiner Weise bemerkbar zu machen. Die Kommandantur hat sie in strammer Zucht und duldet keinen Verstoß gegen die von ihr erlassenen Bestimmungen. Freier Herr ist nur der deutsche Soldat.

16. Oktober 1915.

Mein treuer Harras lebt nicht mehr, er hatte sich Lungenstaupe geholt, eine Gnadenkugel hat ihn erlöst.

Hanau, 21. Oktober 1915.

Ihr seid doch telegraphisch verständigt, daß ich mit leichtem Beinschuß hier im Reservelazarett 3 bin. Ich kann froh sein über meinen Kavalierschuß. So kriege ich auf die einfachste Weise einmal wieder die Heimat zu sehen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelm Köppen

Luftschiff-Ingenieur, Sohn des Buchhalters der Witwen-, Waisen- und Leibrentenkasse Heinrich Köppen in Oldenburg, geboren am 20. Dezember 1878, besuchte bis Ostern 1896 die Oberrealschule seiner Vaterstadt und verließ die Anstalt nach erfolgreichem Besuch der Untersekunda mit der Reife für Obersekunda. Nachdem er zwei Jahre in Oldenburg zur Vorbereitung gearbeitet hatte, widmete er sich der Maschinistenlaufbahn bei der Kaiserlichen Marine. Vom Mai 1898 bis April des folgenden Jahres fuhr er als Maschinisten-Assistent auf der Unterweser und machte später mit dem Dampfer „Tanger" eine Reise nach Portugal, Spanien und England. Vom 1. April 1899 an genügte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger bei der 2. Torpedoabteilung in der Kaiserlichen Marine. Vom 10. Oktober 1908 bis Dezember 1909 war er als Maschinist zur Station Dualla in Kamerun auf dem kleinen Kreuzer „Panther" kommandiert. Am 18. April 1910 ging er auf zwei Jahre auf dem kleinen Kreuzer „Leipzig" nach Tsingtau, machte von hier aus viele Fahrten an der ostasiatischen Küste mit und kam den Yangtse hinauf bis Hankau in das Aufstandsgebiet von 1911. Auch nach Kalkutta machte die „Leipzig" eine Fahrt, um als Begleitschiff auf der Reise des Kronprinzen zu dienen. Im Sommer 1913 machte er auf dem Kadettenschulschiff „Vineta" eine Übungsfahrt in der Ostsee und im Winter auf 1914 eine Reise nach Südamerika und Westindien mit, wobei die „Vineta" in Haiti mit den Aufständischen in Berührung kam und in Port au Prince den Präsidenten mit seiner Familie an Bord nahm, der sich in deutschen Schutz begab. Dann fuhr das Schiff nach Stockholm, Wisby und Gotenburg, ein geplanter Abstecher nach Petersburg mußte unterbleiben, die Rückreise nach Wilhelmshaven wurde beschleunigt, schon am 28. Juli, kurz vor Ausbruch des Krieges, langte die „Vineta" dort an. Als die „Viktoria Luise" bald darauf von einen englischen Unterseeboot torpediert wurde und nur durch rechtzeitiges Beilegen dem Untergang entging, wurden die beiden veralteten und reparaturbedürftigen Schulschiffe außer Dienst gestellt. Da Köppen somit ohne Bordkommando war, so ging er zum Luftschiffdienst über und kam am 14. Juni 1915 nach seiner Ausbildung auf das Luftschiff L 9 als stellvertretender leitender Ingenieur. Der Dienst war sehr anstrengend, da L 9 fast ununterbrochen Erkundungsfahrten über der Nordsee machte. Am 4. Juli wurde festgestellt, daß sich bei Terschelling eine englische Flotte von mehreren Kreuzern, Torpedobootzerstörern und Flugzeug-Mutterschiffen, zusammen 17 Schiffe versammelt hatten, um die Küstenplätze der deutschen Bucht zu beschießen. L 9 war als erstes von 4 Luftschiffen zur Stelle und zwang nach 7stündigem Kampf den Feind zum Rückzug. Köppen erhielt für dieses Gefecht das Eiserne Kreuz II. Klasse und

Landesbibliothek Oldenburg



Wilhelm Köppen

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

später das Friedrich-August-Kreuz. Er machte dann mehrere Fahrten über England mit. L 9 fuhr an der Ostküste entlang und belegte die Küstenplätze mit Bomben. Kehrten die anderen aus dem Innern zurück, so wurde gemeinsam die Heimfahrt angetreten. Am 21. Oktober 1915 wurde die Besatzung von L 9 abgelöst, um in Friedrichshafen ein größeres Luftschiff zu übernehmen. Einen 14tägigen Urlaub brachte Köppen in der Heimat zu. Schon Ende November wurde das neue, bis dahin größte Luftschiff L 19 von Friedrichshafen nach der Nordsee kommandiert, machte von Dresden aus Probefahrten und ging am 31. Januar 1916 mit einer Besatzung von 16 Mann zu einer Fahrt über die Nordsee hoch; wahrscheinlich hat es in der folgenden Nacht an dem erfolgreichen Angriff der Zeppeline auf Nottingham und Sheffield teilgenommen und hat dann jene verhängnisvolle Erkundungsfahrt über die östliche Nordsee gemacht. Am 2. Februar 1916 fuhr L 19 über Lübeck, wo die Verwandten des Kommandanten Kapitänleutnant Löwe wohnen, schwenkte nach Westen ab und flog über die Insel Ameland, die zum neutralen Hoheitsgebiet Hollands gehört. Hier wurde es von den Strandbatterien beschossen und wahrscheinlich getroffen. Es fuhr in östlicher Richtung ab und ist darauf nach englischen Zeitungen und dem Flaschenpostbericht des Kommandanten auf der Nordsee treibend, in sinkendem Zustand von dem englischen Fischdampfer „King Stephen" angetroffen worden. Die schmachvolle Haltung des Kapitäns ist in der ganzen Welt bekannt, er überließ die Besatzung von L 19 ihrem Schicksal. Ein französischer Handelsdampfer berichtete in Hull, daß er am 3. Februar früh das Wrack, anscheinend von der Besatzung verlassen, auf der Nordsee treibend gesichtet habe. Nach der letzten Flaschenpost hat die Besatzung sich am 2. Februar noch vollzählig auf dem sinkenden Luftschiff befunden. Der Sturm hat zugenommen, es hat an Nahrungsmitteln gefehlt, und der Kommandant hat am Nachmittag das Ende erwartet. Sie haben dann gemeinschaftlich gebetet und von einander Abschied genommen. So fanden diese 16 herrlichen deutschen Seeleute durch englische Tücke den Tod in der Nordsee und ein gemeinsames Wellengrab. Auch sie starben den Heldentod für das geliebte Vaterland.

Feldpostbrief.

Wilhelmshaven, 2. August 1914.

Meine Lieben! Wir haben Krieg und machen mobil, d. h. wir haben unsere Leute abgegeben und bekommen jetzt Reservisten. Die Jungens sind am heutigen Tage vereidigt und Soldaten geworden, und wir warten auf Befehl, irgendwo anders einzusteigen. Wir warteten schon in Cuxhaven auf Order. Die ganze Geschichte spielt sich ruhig und programmmäßig ab, und Zug auf Zug bringt Leute. Die Bahn ist für Zivilbevölkerung gesperrt bis auf einen Zug, der glaube ich um 7 Uhr morgens fährt. Aufgeregt ist natürlich die Zivilbevölkerung und vor allem die Weiblichkeit. Die Schiffe sind teilweise weg, und auf den Werften wird das

Landesbibliothek Oldenburg

Reservematerial in Dienst gestellt. Wir kommen jedenfalls Ende des Monats auf „Markgraf", wenn nicht schon vorher Ausfälle sind, für die Ersatz verlangt wird. Ich bin gestern mit dem allgemeinen Ehrenzeichen infolge meiner Verdienste vor Haiti ausgezeichnet. Ihr seht, sogar die Neger bringen was ein.

Ostsee, 6. Oktober 14.

Uns geht es gut, wenn wir auch durch das andauernd miserable Wetter zu leiden haben und sehr geschaukelt werden. Wir liegen hier vor dem Sund und die Herren Feinde auf der anderen Seite, wenigstens ist es nach Meldungen von Handelsschiffen und aufgefangenen Funkentelegrammen anzunehmen. Nur ist man sich nicht recht klar, was die Engländer hier wollen: mit den Russen sich vereinigen, die sich dermaßen mit Minen eingekapselt haben, daß sie selber nicht mehr herauskönnen, oder Angriffe auf die Küste machen, oder ob es nur Bluff ist, um einen Teil unserer Flotte hier festzuhalten. Na, unser Oberkommando ist auch bisher nicht auf diesen Krempel hereingefallen und hat den Schulschiffen die Bewachung der Ostsee vertrauensvoll allein in die Hände gelegt. Vielleicht kommen sie, sobald es mal neblig wird.

Leipzig, 21. Dezember 1914.

Liebe Eltern! Zunächst vielen Dank für Euer liebes Gedenken zu meinem Geburtstage und für das schöne Geburtstagspaket. Beide trafen mich im schönsten Wohlsein an, und besonders der Schinken kann erzählen von einem unberufenen Appetit, hervorgerufen durch den andauernden Aufenthalt in frischer Luft und windigen Höhen. Hier bei der Luftschiffahrt merkt man erst, wie ein großes Wüstentier man war unten in Fett, Öl und Kohlendreck, ohne Licht und Sonne Dienst zu tun, und vor allem wird einem so recht der Unterschied klar zwischen Maschinist und Decksonkel. Na, also es gefällt mir hier sehr gut, und ich habe etwa 15 Fahrten, kürzere und längere, hinter mir. Ihr als Erdenwürmer, könnt Euch natürlich keinen Begriff machen von der Erhabenheit und Schönheit einer solchen Luftreise: die ganze Mutter Erde unter einem und sich ausnehmend wie ein Baukasten, dabei arbeitet das Luftschiff sich mit Geschwindigkeit durch Luft und Wolken, so daß die Szenerie ewig wechselt. Nur ein Nachteil ist bei der Fahrerei vorhanden, man kann nicht rauchen und sich auch nicht unterhalten; ersteres muß man wegen der Feuersgefahr unterlassen, und das zweite, weil das Knattern und Arbeiten der Motore jeden Ton verschlingen. Also Zeichensprache mit Enthaltsamkeit in der Rauchentwicklung, dazu riesenhafter Appetit und keine Garküche. Aber man gewöhnt sich an alles, und so auch an dieses. Jedenfalls habe ich keine Sehnsucht mehr nach der alten braven „Vineta" und nach den letzten strapaziösen Vorpostenfahrten. Sobald wir 50 bis 75 Fahrten gemacht haben, stehen wir als leitende Fahrtingenieure der Luftschiffinspektion zur Verfügung. Dann werden wir den Rattsteerts die Bude einheizen. Jedenfalls wird es ein herrlicher Spaß, und ist dann der liebe Vetter erledigt für alle Zeiten.

Landesbibliothek Oldenburg

26. Februar 1915.

Hier in der Nähe sind große Gefangenenlager in Merseburg und Torgau. Von oben ein interessantes Bild, diese Völkerschau. Wir sind oft über diesem oder jenem Lager, aber jedesmal kommen die lieben Feinde gerannt und jauchzen und winken uns zu. Einigermaßen dumm und vernagelt starren uns nur die Ausländer, d. h. Neger und Konsorten, an, und die Gedanken, die sich in deren armen Hirnen durcheinander wälzen, möchte ich mal zu Papier haben. Sonst merken wir eigentlich nicht viel vom Krieg mit Ausnahme, wenn die Transporte von Westen und Osten oder umgekehrt durchkommen. Dann kommt aber auch Zug um Zug. Die Stadt (Leipzig) selber hat große Verwundetenlager, und geben die Verwundeten selber eigentlich hier das kriegerische Aussehen. Ich kann nun nicht mehr schreiben, da man nicht weiß, was man schreiben soll. Man könnte ganze Berge Papier losschreiben, aber man darf nicht.

Dresden, 19. März 1915.

Wir sind in Bürgerquartier, d. h. wir müssen selbst bezahlen. So schön wie in Seehausen haben wir es nicht mehr, d. h. so billig. Durch die frische Luft wird man tadellos hungrig und müde. Mein Aussehen ist jetzt das eines wirklich gut gepflegten Mannes. Ihr müßtet mich mal sehen, ohne mir schmeicheln zu wollen, direkt zum Verlieben, d. h. dies auch unter Geheim. Wir alle sehnen uns fort und endlich wieder in die Front. Dieses Garnisongebummele wird einem mit der Zeit über, besonders wenn man sieht, wie andere kämpfen und leiden müssen. Auch unsere Stunde kommt noch.

[Wirdum,] 5. Juli 1915. Viele Luftgrüße sendet Euch Euer W. Köppen. (Finder: H. H. Groenewold, Landwirt, Bismarckshof, Post Wirdum. Fundort: eine Weide bei Bismarckshof.)

Freie Atmosphäre über Ostfriesland, 14. 7. 15. Liebe Eltern, sende Euch luftige Grüße. (Die besten Grüße vom schönen Nordseestrande sendet der Finder 16. 7. 15.)

3. August 1915. Bin soeben mit dem Eisernen Kreuz dekoriert.

Landesbibliothek Oldenburg

Lorenz Kotthoff

Fähnrich, Sohn des Gymnasialdirektors Kotthoff in Vechta, geboren am 9. August 1893, besuchte das Gymnasium zu Vechta, wo er 1913 die Reifeprüfung bestand. Er widmete sich dann bei der Oldenburgischen Landesbank in Vechta dem Bankfache. Beim Ausbruch des Weltkrieges meldete er sich als Fahnenjunker, weil er nur als solcher sofort vom Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 angenommen wurde. Er fand als Fähnrich am 7. April 1915 vor Reims den Heldentod.

Feldpostbriefe.

Pont Givart, 14. Februar 1915.

Mein lieber Vater! Von den Wechselfällen des Krieges macht Ihr Euch kaum eine Vorstellung. Zunächst von der Front. Da liegen wir hier zwischen zwei großen Forts von Reims. Erst kommt Brimont, dann unsere Stellung, dann die der Franzosen und dahinter Fort Hermonville. Nun ist schon ein großer Sturm auf das 91er Wäldchen am 16. September gemacht worden, aber kläglich zusammengebrochen. Seitdem haben beide Gegner ihre Stellungen so stark ausgebaut, daß an dieser Stelle seitdem noch kein Angriff wieder gemacht worden ist. Wir liegen uns hier also nur gegenüber, damit keiner wage, den andern anzugreifen. Die Franzosen haben doch auf der ganzen Front Angriffe gemacht, bei uns aber nicht. Zweimal ist von uns aus eine Patrouille gegen das 91er Wäldchen vorgeschickt, das von den Franzosen stark befestigt und besetzt ist. Beidemale habe ich mich freiwillig gemeldet; das erste Mal sagte man mir, ich kenne die Gegend noch nicht. Das zweite Mal bin ich mit 5 Mann losgezogen. Wir hatten den Auftrag, einen Franzosen, wo möglich lebend mitzubringen und die Feinde zu beunruhigen. Wir sind nahe ans Wäldchen herangekrochen. Auf einmal sahen wir vor uns Mann an Mann mit etwa 4 m Zwischenraum stehen, also eine französische Schützenlinie. Soweit wir nach rechts und links sehen konnten, ging die Linie weiter, dahinter konnte man das Geräusch von Schanzarbeiten hören. Da haben wir denn eine ganze Stunde auf dem Bauch gelegen, aber der Schützenschleier, der die französischen Pioniere decken sollte, löste sich nicht. Wir lagen auf etwa 30 m Entfernung und krochen dann eine Strecke von etwa 40 m zurück in eine verfallene Sturmstellung und fingen langsam an zu feuern. Aber sofort flogen uns die französischen Kugeln um die Ohren, und wir krochen langsam zurück. — Als wir das letzte Mal am Kanal lagen, schlug eine französische Granate 5 m links neben meiner Wohnung in einen Unterstand; fünf Leichen haben wir herausgeholt. Ich war zufällig bei Herrn Leutnant Dücker. Wäre ich in meiner Wohnung gewesen, und wäre der Brummer etwas weiter rechts eingeschlagen, so lebte ich

Landesbibliothek Oldenburg



Lorenz Kotthoff

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

nicht mehr. — Ein anderes Mal waren wir im Graben, eine franzöſiſche Granate ſchlug dicht hinter uns in den Boden. Wir merkten die Gefahr und gingen rechts und links auseinander, und ſchon kam die zweite und ſchlug in den Graben, wo wir vorher noch geweſen waren. — Unſere Feldwache lag früher 5—600 m vor dem Feinde und 800 m vor unſerer Stellung ganz alleine im Gelände, rechts und links kein Poſten von uns, auch nachts nicht, wir zu 9 Mann. Während der Dunkelheit ſtanden wir alle. Als es aber hell wurde, zog ich einen Teil der Poſten ein. Da ſchlug eine Granate gerade da ein, wo vorher ein Poſten geſtanden hatte. Ein zweiter ſtand 2 m davon, bekam aber nichts ab, weil eine Schulterwehr dazwiſchen lag. Du kannſt Dir denken, daß ich mich freute; denn ich hatte als Wachthabender die Verantwortung. Im großen und ganzen geht es uns ganz gut. Mit tauſend herzlichen Grüßen Dein dankbarer Sohn Lorenz.

Brimont, 24. Februar 1915.

Mein liebes Mütterchen, Du ſchreibſt, daß Du ſoviel an uns denkſt. Mach Dir nur keine Sorge. Denk doch mal, es ſind ſoviele deutſche Jünglinge in Feindesland, warum ſollen denn gerade wir auf dem Felde der Ehre fallen? Und wenn einem von uns dies Schickſal zu teil werden ſollte, denke doch, daß wir dann fürs Vaterland bluten, daß wir Euch verteidigt haben, und daß wir uns in der Ewigkeit alle wiederſehen. Mein liebes Mütterchen, wenn einem ſo täglich die Kanonenkugeln über den Kopf fliegen, dann verliert man die Angſt und macht ſich mit dem Gedanken vertraut, daß man ja auch nicht gegen Kugeln gefeit iſt. Aber die Franzoſen ſchießen ſchlecht, und augenblicklich iſt faſt ganz Ruhe. Den moraliſchen Stand der Franzoſen kannſt Du daran erkennen, daß die bei dem Sturm rechts von uns Gefangenen alle in trunkenem Zuſtande waren, weil ſie nur ſo vorgingen, daß einer von den Gefangenen ausſagte, ſie könnten nur bei Tage angreifen, weil nachts die Truppen einfach nicht vorgingen, ſondern ſich verſteckten. Hier in Brimont merkt man, daß die Deutſchen den Beſitz ſchon ſicher haben. Heute habe ich Wache von geſtern Abend 6 bis heute Abend 6 Uhr. So nahm ich denn die Gelegenheit wahr und ſtieg auf die nächſte Anhöhe. Welcher Anblick! Eine weite wogende Ebene, Dörfer mit kleinen Kapellen, Landhäuſer, Wälder, Felder durchzogen von Landſtraßen, die gerade, glitzernde Fläche des Kanals, in der Ferne Reims mit den Fabriken und Kirchen, in der Mitte die Kathedrale, majeſtätiſch alles überragend. Dann im fernen Hintergrunde faſt verſchwindend im blauen Nebel die Umriſſe der jenſeitigen Berge. Da ein Knall! Dann ſauſt es, als wenn eine Windmühle ſich dreht, dann ein leiſer Knall in der Ferne, und über Reims ſteigt eine leichte Rauchwolke auf, die ſich zuſehends vergrößert. Eine unſerer Brandgranaten hat ihr Ziel mal wieder zu genau erreicht. So kommt mitten in dem tiefſten Frieden wieder der Krieg. Ich bin dann wieder in meine zugige Kellerwohnung, in der Tag und Nacht eine Kerze und ein Kanonenofen

Landesbibliothek Oldenburg

brennen, herabgestiegen, habe mir eine Zigarette angezündet und dann Euch dies alles erzählt. In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen verbleibe ich Dein tiefdankbarer Sohn Lorenz.

Se. Königliche Hoheit der Erbgroßherzog schrieb an den Vater:

Prmeworsk, 22. Mai 1915.

Sehr geehrter Herr Gymnasialdirektor. Ich erlaube mir Ihnen ein Bild von dem Grabe Ihres lieben Sohnes, der den Heldentod fürs Vaterland vor Reims fand, zuzusenden und Ihnen mein allerherzlichstes Beileid auszudrücken. Er liegt mit vielen seiner tapferen Kameraden zusammen. Hier steht alles sehr gut, die 91er schlugen sich wieder herrlich. Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr Nikolaus, Erbgroßherzog von Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



Wilhelm Kraatz

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelm Kraatz

Sohn des Gärtnereibesitzers Kraatz in Rastede, wurde am 25. Juli 1894 geboren, genoß seinen ersten Schulunterricht in Rastede und erlangte Ostern 1910 auf der Oberrealschule in Oldenburg, die er seit 1908 besucht hatte, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Da er sich dem Obst- und Gartenbau widmen wollte, um später den Betrieb seines Vaters weiterführen zu können, so besuchte er zuerst das Pomologische Institut Schönborn bei Eutin, ging von dort in Topfpflanzenkulturen nach Hannover und zuletzt in eine größere Samenzüchterei nach Altenweddingen. Seine Wanderlust führte ihn darauf nach Frankreich, das früher stets das heißersehnte Ziel aller lernenden Gärtner war. Er kam bis Orleans und arbeitete längere Zeit in den berühmten dortigen Baumschulen. Von da ging er zu der Weltfirma Sander und Söhne in Brügge. Über Holland kehrte er Ende 1913 heim, um gut vorgebildet nunmehr die Leitung der väterlichen Baumschulen und Samenkulturen zu übernehmen. Da kam der Krieg. Als einer der ersten aus der Gemeinde Rastede stellte er sich am 4. August freiwillig der oldenburgischen Artillerie. Lebensfreudig, jugendmutig und stolz zog er am 9. November hinaus, um mitzuhelfen im Kampf für die Heimat. Während des Winters lag er bei einer Munitionskolonne in Warmeriville. Als Offiziersaspirant angenommen, wurde er am 15. Januar 1915 zum Reserve-Infanterie-Regiment 74 versetzt, rückte am 2. Februar mit dem Regiment von Berru nach Somme à Py und kam schon am 4. Februar in den Hexenkessel vor Perthes. Der Abschnitt mußte gehalten werden, um den Franzosen die Beherrschung der Bahnlinie Bazancourt—Somme à Py zu verwehren. Das Regiment hatte schwere Verluste und sollte am 18. Februar nachts wieder abgelöst werden. Da machten die Franzosen in der Abenddämmerung noch einen heftigen Vorstoß und sprengten einen Teil des vordersten Grabens. Die 2. Kompagnie wurde vorgeschickt, um den Durchbruchsversuch aufzunehmen. So wurde der Angriff abgewiesen. Da schlug ein Volltreffer in eine der vordersten Gruppen: fünf sind tot, unter ihnen auch Kraatz, drei verwundet, nur einer kommt heil zurück. In der Nacht fand man ihn in einem Granattrichter knieend, das Gewehr noch im Anschlag, vornüber gebeugt, die linke Seite von einem Granatsplitter aufgerissen. Der Tod muß sofort eingetreten sein. Am folgenden Sonntag wurde er mit 17 Kameraden in einem gemeinsamen Grabe auf dem sogenannten Gardefriedhof nordwestlich von Perthes bestattet. Rittmeister v. Donop, Kommandeur der Reserve-Artillerie-Munitionskolonne 32, widmete ihm folgenden Nachruf: „Er fiel tapfer in den ersten Reihen kämpfend, von einer Granate getroffen. Die Offiziere und Mannschaften betrauern in dem Verewigten einen pflichteifrigen, treuen und beliebten Kameraden, würdig, den Offiziers-

Landesbibliothek Oldenburg

rock zu tragen. Wir werden diesem tüchtigen und tapferen Soldaten ein treues Andenken bewahren!"

Feldpostbriefe und Tagebuch.

9. November 1914. Liebe Eltern. Wir sitzen hier in Hannover und essen noch einmal Schleie (blau), Vaters Lieblingsessen. Um 8 Uhr geht's weiter, wohin, das weiß kein Teufel.

10. November. Um 7 Uhr morgens den Rhein passiert, begeistert sangen wir „Die Wacht am Rhein", abends 7 Uhr in Trier. Wir fahren in einem langen Militärzug mit Infanteristen und allen anderen Truppengattungen.

11. November. An der belgisch-französischen Grenze der erste Anfang zum Nachtgefecht. Der Zug hält. Ein Offizier geht an den Wagen entlang und befiehlt: Scharf laden, sichern, beim zweiten Anruf sofort schießen! Es ist stockduster und tiefer, dichter Wald. Lichter wurden ausgemacht, tiefes Schweigen, der Wind heulte, der Regen schlug gegen die Fenster. In der Umgegend hatte sich wohl eine Bande Franktireurs bemerkbar gemacht. Gott sei Dank hatten wir Infanterie bei uns, das war doch eine Beruhigung, es passierte aber nichts, die Nacht blieben wir in Montcornet. Es war eine herrliche Gegend an der Maas, Felsenpartien, Schlösser, dann auf einmal das zerschossene Dinant. Am 23. und 24. August war auf deutsche Truppen geschossen worden. Und dann die Rache! Von der Stadt ist fast alles durch Artillerie zusammengeschossen, die Häuser durch Infanterie angesteckt, einige noch unversehrte von unseren Landsturmleuten bewohnt. Dort auch das erste deutsche Glas Bier für 12 Centimes. Ich setzte mich in einem Restaurant an ein Klavier und spielte „Deutschland, Deutschland über alles." Alles singt mit, Unteroffiziere und Mannschaften. Dann Befehl: Einsteigen! Weiter durch herrliche Landschaften nach Givet, einer hochmodernen neueren Festung, ziemlich in die Länge gezogen, mit den neuesten Geschützen, innerhalb ein paar Tagen durch die österreichischen Motorbatterien eingenommen. Noch wehen von einigen Teilen die weißen Fahnen, in der Mitte stolz die schwarzweißrote Flagge. Übrigens auf jedem Bahnhof deutsche Bahnbeamten und deutsche Flaggen und Landsturmleute zur Bewachung der Bahnstrecken.

12. November. Mehrere Brücken waren zerstört, unsere braven Pioniere haben sie in kurzer Zeit wieder aufgebaut. Achtung, Hut ab vor unseren Pionieren! Auch sie sind wahrhafte Helden. Wenn wir sie nicht hätten, könnte unseren Truppen kein Ersatz und Bedarf nachgeschickt werden. Ihnen ein dreifaches Hurra! Hinter Rethel die Schrecken des Krieges. Noch das ganze Korn auf den Feldern, die Mähmaschinen stehen noch auf der Stelle, bis wohin sie gemäht haben, die Garben noch genau so und die Mieten, alles Korn ausgewachsen. Die ersten Soldaten und auch der erste Schützengraben.

Landesbibliothek Oldenburg

Bazancourt, letzte Bahnſtation vor Reims, 13. November.

Gleich gehts zu Fuß ins Feld. Das erſte Wiederſehen mit Bekannten aus der Heimat: Uhlhorn, Deken aus Raſtede, Küſter und noch viele Bekannte. Sie gehörten alle zum Reſerve-Regiment 74. Hatten wochenlang vor Reims gelegen, ſeit drei Wochen nicht geſchoſſen und kamen jetzt zur Verſtärkung zum rechten Flügel nach Flandern; von Eſſen gab ihnen ein Stück Speck und Wurſt, dieſe Freude! Das Verhalten der Leute war tadellos, freundlich, außerordentlich freundlich war ihr Ton. Aber die Stiefel ſahen aus und das Zeug dreckig! Torniſter hatten die meiſten überhaupt nicht mehr. Auch die Offiziere ſahen mächtig dreckig aus.

Warmeriville, 21. November 1914.

Meine lieben Eltern! Das Leben iſt hier ziemlich eintönig, man merkt nicht viel vom Krieg, der Dienſt iſt faſt genau ſo wie in der Garniſon. Abends um $6^1/_2$ Uhr iſt Abendbrot und dann gibts Tee mit Rum oder Glühwein, und von 8—9 Uhr iſt Singſtunde. Dann werden Weihnachtslieder und Marſchlieder geſungen: „Drum Mädel, ſei luſtig, wir ſehn uns bald wieder," oder das Lied vom Artilleriſten: „Nehmet euch vor dem ſchwarzen Kragen in acht." Dann um 9 oder 10 Uhr gehts zu Bette. Wir ſchlafen auf einer Matratze, ziehen die Stiefel aus, legen uns ein paar Decken über und ſchlafen dann bis zum anderen Morgen ruhig wie in der Heimat! Manchmal wird man durch einen Schuß geweckt, na, daran gewöhnt man ſich. Ein Glück, daß man mit Pferden zu tun hat, dadurch hält man ſich die Flöhe vom Leibe. Ungeziefer gibts bis jetzt noch nicht. Ins Feuer kommt die ſchwere Munitionskolonne überhaupt nicht, oder höchſtens ganz ſelten. Verluſte entſtehen nur durch Flieger, und die ſieht man hier wie Sand am Meer. Heute iſt hier bei uns ein Geſangverein gegründet; da mein Unteroffizier meine „gute" Stimme erkannt hat, wurde ich auch mit vorgeſchlagen. Zu gleicher Zeit muß ich auf einem requirierten Harmonium begleiten, das iſt ſo mein Fach, das macht Spaß, es werden vorerſt Weihnachtslieder geübt, „Stille Nacht, heilige Nacht!" Hier bei Reims iſt alles ganz ruhig, an der Front iſt nichts zu tun, alles wartet darauf, daß der rechte Flügel herumſchwenkt, darauf kommt es jetzt an. Die Inder und Zuaven werden ſich ſchön die Hände klopfen, wenn es jetzt kalt wird, dieſe Bande. Und dann dieſe Wut auf die Engländer. Ich ſprach mit einigen Franzoſen, und die ſchimpften erſt auf ſie, ſie hätten an allem ſchuld. In Rußland ſind ſie ja auch wieder mächtig am „Dreſchen". Wir haben hier auch jeden Tag die neueſten Telegramme, genau wie zu Hauſe. In herzlicher Liebe Euer Wilhelm.

29. November 1914. Meine lieben, lieben Eltern! Welche Freude, der erſte Brief und die erſte Schokolade mit Karte und dem ſchönen Tabaksbeutel, wofür ich Mutter herzlich danke. Sogar der Unteroffizier ſagte, es ſei für ihn eine Freude geweſen, mir den erſten Brief zu bringen. Es war ne mächtige Freude!

Landesbibliothek Oldenburg

Warmeriville, 1. Dezember 1914.

Mein lieber Vater! Dir zu Deinem Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche! Möge es Dir im neuen Jahr recht gut gehen, mögen wir uns bald recht gesund wiedersehen! Gestern war wieder hier bei Reims eine furchtbare Kanonade im Gange, die ganze Erde bebte, aber nur wir nicht!! Jetzt aber gehts wieder los, es ist jetzt halb zwölf mittags, sie schießen wieder, daß einem die Ohren dröhnen, hoffentlich gehts bald weiter zu einem großen Siege. Der erste Schnee ist gefallen, hoffentlich sehe ich noch vielen, vielen Schnee und noch manches Jahr! In herzlicher Liebe Dein Wilhelm.

3. Dezember 1914. Wir liegen hier noch immer abwartend. In Rußland machen sie ja größere Fortschritte als hier, die Kerls ergeben sich auch nur, damit sie satt zu essen kriegen, aber die Franzosen sind hartnäckiger und liegen in festen, verschanzten Stellungen. Munition wird wenig abgegeben, es ist nur ein zeitweiliger starker Artilleriekampf, wir müssen hier eben warten, weil wir sowieso schon ziemlich weit vor sind. Wir Kriegsfreiwillige sind verteilt, in jedem Zuge ist einer von uns, und die anderen sind lauter alte Landsturmleute, Hannoveraner, sind aber sehr nett und freundlich.

14. Dezember 1914. Das ist wahr, daß der Train hier das Land pflügt. Irgend welches Stück Land, das noch brauchbar ist, wird gepflügt. Ich weiß nun nicht, ob es dafür ist, damit die Franzosen nächstes Jahr das Land fertig bestellt finden, oder ob es eine Vorsorge ist, wenn wir nächstes Jahr noch hier sind, daß wir dann die Ernte haben. Sonst wird das Land hier aber ausgesogen, aus der ganzen Umgegend das Heu zusammengesucht, der ganze Hafer und Weizen wird von uns ausgedroschen. Wir unterhalten die ganze Bevölkerung, jeder kriegt den Tag soviel Brot zugewogen, so und so viel Kaffee, Margarine usw. Übrigens unter der Hand, bald gehts hier vor, hier sind furchtbar viel Truppen zusammengezogen, auch die österreichischen Motorbatterien sind wieder hier, das 7. Korps ist hierher gekommen, enorm viel schwere Artillerie liegt hier! Na, hoffentlich gehts bald weiter vor, siegreich einem baldigen Frieden entgegen.

15. Dezember. Hier liegen 5—7 Kolonnen, im ganzen 1000—1500 Mann und 800—1000 Pferde. Das ist sehr viel für einen Ort wie Warmeriville, der so groß ist wie Zwischenahn. Und das geht hier in jedem Ort so, alles voll Militär. Heute beim Ausreiten verlor unser Leutnant seine Mütze. Ich schnell im Galopp hin, wo die Mütze lag, aufgenommen, wieder aufs Pferd und hin im Galopp zum Leutnant, ihm vor der Nase das Pferd auf einmal pariert und die Mütze gegeben, dann wieder im hellsten Galopp zurück zur Kolonne. Da wunderten sich die alten Leute aber, daß ein Kriegsfreiwilliger so reiten konnte, und sagten: „Na, Langer, hast Deine Sache aber gut gemacht, wirst natürlich sofort zum Gefreiten befördert und bekommst das Eiserne Kreuz, hm?!“ Mein hübscher netter Schimmel heißt Schneewittchen. Ich habe ihn sehr gern und benutze ihn

Landesbibliothek Oldenburg

viel, denn er geht tadellos. Ich will mal sehen, wenn ich mit ihm glücklich wieder nach Hannover komme, will ich ihn mir kaufen. Denn wir Soldaten, die ihn geritten haben, haben doch das Vorkaufsrecht, und da wird er wohl nicht zu teuer werden. Ich habe mich schon innig mit ihm angefreundet, es ist so schön, wenn man ein verständnisvolles Tier hat. Es geht mit mir durch Dick und Dünn und ist wirklich treu wie ein Hund. Mein Handpferd Adam ist ein hübscher Fuchs, er ist mir bloß zu albern, denn er spielt und beißt zu gerne, ist sonst aber auch ein liebes Tier.

20. Dezember 1914. Meine lieben Eltern! Vielen Dank für alle Eure lieben Weihnachtswünsche, für alle Eure lieben Sachen. Heute Abend ein hübsches Dorfidyll. Ich komme eben nach Hause, nebenan spielt ein Landwehrmann auf der Handharmonika, vor jeder Tür eines jeden Zuges stehen einige Leute und genießen die Ruhe eines heiligen Sonntagfeierabends. Dann hört man das Lied „O du fröhliche." Jeder summte mit und sang mit, und so beim Ende des Liedes sang die ganze Straße mit, ein herrlicher, weihevoller Augenblick. Es wurde dann dunkler, und da tönte es still, fromm und schön „Stille Nacht." Einige und mehrere Leute kommen die Straße herauf, sonst sind sie ausgelassen, machen dumme Redensarten, heute hört man nur „Guten Abend". Alles ist befangen vom schönen Liede, ein jeder dachte an zu Hause, an seine Lieben, seine Frau und viele andere. Na ja, es gibt auch schöne Stunden, man kann wohl sagen, fast noch schönere, ergreifendere Stunden als zu Hause. Eines Sonntags predigte ein Pastor beim Feldgottesdienst über das verschiedenartige Wiedersehen, er erzählte unter anderem: Ein Schloß in Belgien ist total zusammengeschossen, alles ringsum ist verwüstet, eine einzige rote Rose blüht noch im Garten. Was denkt der Besitzer über das Wiedersehen, wenn er die Rose sieht, welche Gedanken, wenn er die herrliche Rose sieht, die ihm entgegen leuchtet? Ist das nicht auch ein herrliches, etwas schönes, für die Zukunft leuchtendes Wiedersehen?! Dann, der Pfarrer erzählt weiter, er sieht in Deutschland auf einem Bahnhof, wie ein Landwehrmann von seiner Frau und seinem Kinde Abschied nimmt. Er sagt: „Auf Wiedersehen", da fängt das schwindsüchtige Kind an zu husten, es ist todkrank. Was wird das für ein Wiedersehen? Und was ich hier selbst erlebt habe. Ein Liebesgabentransport aus Hannover war da. Einer der Herren war mit in Bazancourt, er wußte, daß sein Sohn in der Nähe lag, und war mitgefahren, um ihn dort zu treffen. Nun erfuhr er von dem Oberarzt, daß sein Sohn schwerverwundet in einem Lazarett lag: er könne ihn aber nicht sprechen, da sein Verstand gelitten habe. Was denkt der Vater? War das vielleicht auch ein Wiedersehen, daß er seinen Sohn durch die Fenster da auf dem Bette liegen sah? Das ist das Leben, das muß ein Leben sein mit einer höheren Führung. Solche Sachen entstehen nicht aus sich selbst. Dann sangen wir tiefergriffen: „Harre meine Seele, harre des Herrn, Alles ihm befehle, hilft er doch so gern. Wenn alles bricht,

Landesbibliothek Oldenburg

Gott verläßt uns nicht. Größer als der Helfer ist die Not ja nicht. In allen Stürmen, in aller Not wird er Dich beschützen, der treue Gott!" Herrgott, laß mich meine Heimat wiedersehen!! Ein gesundes, frohes, glückliches neues Jahr und auf ein siegreiches Wiedersehen. Euer Wilhelm.

15. Januar 1915. Diese Nacht ist hier bei den Franzosen ein Durchbruch versucht, aber natürlich glücklicherweise nicht gelungen. Wir lagen hier andauernd in Allarm, bereit, um jeden Augenblick Munition abzugeben. Die Franzosen haben hier bedeutende Streitkräfte zusammengezogen, weil sie denken, wir sind hier nicht so stark, aber gerade das Gegenteil, hier sind die österreichischen Motorbatterien, hier ist unsere ganze schwere Fußartillerie, die 21 cm und 15 cm und mächtig viel Artillerie und Infanterie. Gegen Abend um 10 Uhr ging die Geschichte los, ein fürchterlicher Kanonendonner, dazwischen das scharfe Knattern der Maschinengewehre. Der Wind kam von Reims, und da hörte sich das an, als wenn es keine 5 km von hier wäre. Es war stockdunkle Nacht und regnete heftig. Auf einmal kommt französische Infanterie gestürmt, nimmt im Bajonettkampf unseren ersten Schützengraben, den wir nicht halten konnten. Im zweiten Schützengraben halten sich die Unseren, denen inzwischen die 77er zu Hilfe gekommen sind, die Nacht durch. Morgens wird dann der verlorene Schützengraben wieder erobert und noch dazu ein französischer genommen. Nun ist deshalb ein Korpsbefehl gekommen, daß sämtliche Infanterie in den Schützengräben bleiben soll. Die letzte Zeit war die Waffenverbrüderung zu groß. Ihr mögt es glauben oder nicht, heilig Abend haben unsere Vorposten, etwa 100 Mann, mit etwa 150 Franzosen zusammen Weihnachten gefeiert. Am anderen Tage kam ein Korpsbefehl, daß es strengstens untersagt sei, mit den Feinden zusammen zu kommen, auf jeden Feind solle sofort geschossen werden.

17. Januar 1915. Ihr habt Euch wohl schön gewundert, als Ihr hörtet, wir wären zur Infanterie versetzt. Ja, es ist tatsächlich so, Reserve-Infanterie-Regiment 74, I. Batl., 2. Komp., das ist meine jetzige Adresse. Wir liegen hier in Berru dicht vor Reims in einem Erdkeller, damit wir vor feindlichen Granaten gesichert sind. Unser Loch hat einen Durchmesser von vielleicht 10 m Länge und 5 m Breite. Ein Korpsbefehl ist bei dem furchtbaren Mangel an Offizieren und Feldwebeln bei der Infanterie herausgekommen, daß sämtliche einjährige Kriegsfreiwilligen zur Infanterie übertreten sollten. Na, Gott wird mich ja wohl auch hier beschützen.

28. Januar 1915. Die beiden letzten Tage habe ich gar nicht dagegen auspacken können, soviel Pakete habe ich von allen bekommen. Gestern Abend sind wir wieder aus dem Schützengraben herausgekommen, morgen Abend gehts wieder hinein. Die Ablösung erfolgt immer abends, damit die Franzosen nichts davon merken, drei Tage rein, drei Tage raus. Mich hat die Sache, das Tornistertragen, der Marsch zum Schützengraben und die kalten Nächte derartig angestrengt,

Landesbibliothek Oldenburg

daß ich jetzt total kaputt bin, Seitenstiche, Drüsenschwellung, mächtige Erkältung. Ich liege hier im Revier und will nun erst mal sehen, was der Arzt morgen sagt. Außerdem hatte ich Fieber und Schüttelfrost. Ich will unbedingt sehen, daß ich wieder zur Artillerie zurückkomme, ich halte den Dienst mit dem besten Willen nicht aus. Das Marschieren und das schwere Tragen überanstrengt mich zu sehr. Sonst braucht Ihr Euch aber wirklich nicht zu ängstigen, habt keine Sorge, die Veränderung war auch zu groß.

In Feindesland, 30. Januar 1915. Nun will ich Euch noch einiges über den Schützengraben erzählen. Vor allen Dingen, die Franzosen sind ein Saupack. Sie passen mächtig auf. Sowie man seinen Kopf ein wenig über den Grabenrand hinausstreckt und nicht durch die Schießscharten sieht, dann kommt gleich so eine blaue Bohne angepfiffen, päng, päng, sie schießen auch ziemlich gut. Ebenso, wenn man beim Schanzen ist und die weiße Kalkerde rauswirft, sofort fängt die Artillerie an zu schießen, und auch die schießt mächtig genau. In den anderen Kompagnien schlagen andauernd Granaten ein, und dort ist auch schon manch einer gefallen und verwundet. Aber unseren Graben hat die Bande noch nicht raus, weil er ziemlich tief liegt.

4. Februar 1915. Meine lieben, lieben Eltern! Jetzt beginnt aber für uns eine andere Zeit, wir liegen hier in Somme Py am Ausgang der Argonnen und sind bestimmt, die Garde abzulösen, die hier nach 3 Wochen fast ein Drittel des Regiments verloren hat. Mit uns ist es genau so, wir bleiben hier auch nur 20 Tage, werden aber auch wohl in der Zeit mindestens ein Drittel unseres Regiments verloren haben; denn hier liegen die Schützengräben nur 80—120 m auseinander. Jeder Mann empfängt 400 Patronen, sonst nur 200. Doch nur den Mut nicht sinken lassen, es wird wohl alles gut gehen. In der letzten Nacht haben die Franzosen viermal angegriffen, und zweimal sogar am Tage, sind aber beide Male zurückgeschlagen. Heute Abend kommen wir in den Graben, allerdings nur 24 Stunden, aber der Dienst ist auch anstrengend genug, von einem Abend zum anderen in einem offenen Graben ständig dem Artillerie- und Infanteriefeuer ausgesetzt, und dann immer nur Wachen, ständig denkend, daß der Franzmann kommt, das reibt auf. Es werden hier noch schwere Stunden kommen, aber immer feste drauf los, dann wirds schon gehen.

10. Februar 1915. Heute Abend sind wieder unsere 2 Ruhetage vorüber, und dann gehts in ein paar Stunden wieder hinein in den „Höllenkessel". Wirklich, man muß ihn so nennen; denn unser Graben wird von drei Seiten beschossen, von vorne, von der rechten Seite und schräg von hinten, und dann noch diese verfluchte Artillerie und die schauderhaften Minenwerfer, es ist wirklich schrecklich, mit welchen Mitteln sich die „hohe" Menschheit bekämpft. Diese furchtbare Stellung muß aber gehalten werden, weil die Franzosen nicht die hinter uns liegende Höhe haben dürfen; denn sonst könnten sie von da aus die hinter uns

Landesbibliothek Oldenburg

liegende so wichtige Bahnlinie beschießen, und die ganzen Höhenrücken wären in der Feinde Hand. Na, dieses Kommando dauert auch ja nur 18—20 Tage, länger hält es auch kein Regiment aus; dann ist der Verlust so groß, und die Entkräftung und die Nerven werden auf eine solche Probe gestellt, daß es hier wirklich nicht länger auszuhalten ist. Aber das habe ich am 5. und 8. Februar gemerkt, was es heißt, für sein Vaterland zu kämpfen und auszuhalten. Ich hasse den Krieg, und Leute, die da sagen, es wäre Spaß, Krieg zu führen, und sie hätten Lust dazu, das sind solche, die überhaupt noch keine Kugel haben pfeifen hören, die hinter der Front liegen, das sagt nie ein Infanterist, der im Schützengraben dem Feinde gegenüber liegt, meine lieben Eltern. Am 8. wurde unser Graben von der Artillerie und von Minenwerfern beschossen, da haben wir aber auf dem Boden gelegen und gezittert und gebebt, und wir konnten nirgends hin, konnten uns nicht retten, man schoß auf uns wie auf einer Treibjagd auf Hasen, tatsächlich, neben mir auf der Deckung schlugen die schweren Granaten man so ein, und mir ist nichts passiert. Neben mir wurde einer verwundet, und ich kam gut durch, wirklich, ich habe Gott gedankt. Wenn Ihr einen Stein sprengt und legt darauf meinetwegen 10—20 Romperitpatronen, der Knall gleicht noch nicht einer Explosion von einer schweren Granate, die keine 2 m von einem auf der Grabenkante platzt. Wir liegen hier im Suippewald (im Sommer eine herrliche Gegend) im Ausläufer der Argonnen 10 km von Somme Py, der richtige „Truppenübungsplatz".

15. Februar 1915. Meine Lieben! Wieder einmal ein Schützengrabentag vorüber. Erhielt Mutters wunderbare Aale, das Kalbsschnitzel, die herrlichen Bisquits und Vaters Brief. Für alles meinen innigsten Dank. Ihr wißt gar nicht, wie wohl das einem Menschen tut, der bis über die Enkel durch Wasser und Dreck marschiert und total ausgehungert, so schöne Sachen bekommt. Es grüßt Euch in herzlicher Liebe Euer dankbarer Wilhelm.

Landesbibliothek Oldenburg



Otto Rückens

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Otto Rückens

Fähnrich im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91, Sohn des Geh. Reg.-Rats Amtshauptmann Rückens in Vechta, wurde geboren am 19. Mai 1895 zu Birkenfeld und besuchte das Gymnasium zu Vechta von Ostern 1905 bis Ostern 1914. Nach bestandener Fähnrichsprüfung trat er Mitte August 1914 als Fahnenjunker im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 ein und rückte nach erlangter Ausbildung am 6. Januar 1915 als Unteroffizier ins Feld. Zunächst lag er mit seinem Regiment vor Reims und wurde dort zum Fähnrich befördert. Im April 1915 ging es dann nach dem Osten. Schon in einem der ersten Gefechte fand er am 10. Mai in Galizien den Heldentod. In der Ecke eines Kornfeldes in dem Dorfe Lentowina bei Strzyzow am Wislock hat er neben einem gefallenen Russen sein Grab gefunden, das von galizischen Bauern, in deren Hause er gestorben ist, treu gepflegt wird.

Sein Hauptmann schreibt an den Vater: „Wir hatten ihn alle in der kurzen Zeit sehr lieb gewonnen. Die ganze Kompagnie betrauert seinen frühen Tod. Beim siegreichen Vorwärtsstürmen hat ihn die Kugel getroffen. Es tut mir besonders leid, daß er, der sich so lange nach Kampf und Sturm gesehnt hat, so bald aus unserer Mitte gerissen ist." Und sein Bataillonsführer Hauptmann v. Raumer schrieb: „Er fiel, bzw. wurde schwer verwundet in unserem zweiten Gefecht auf den Höhen nördlich Strzyzow. Er erfreute sich einer allgemeinen Beliebtheit bei Kameraden, Vorgesetzten und Untergebenen. Er sah so blühend, frisch und kräftig aus, daß es eine Freude war, ihn anzusehen. Ich bin überzeugt, daß er ein gerader, offener Charakter war. Er steht bei uns allen in sehr guter und ehrenvoller Erinnerung."

Feldpostbriefe.

Loivre, 4. Februar 1915.

Ich liege hier am Bahndamm. Es ist eine Reserveaufstellung, die sich, vom Bahnhof Loivre anfangend, direkt südlich an der Bahn Laon—Reims entlang zieht. Die Gegend ist wunderhübsch, zumal bei diesem herrlichen Frühlingswetter. Vor uns erhebt sich, sanft ansteigend, ein Hügel. Halb ist er bepflanzt mit Zuckerrüben, die bei diesem schönen Wetter zu grünen anfangen. In diesen Feldern steht auch eine Batterie unserer Oldenburger Artillerie, aber so verdeckt, daß wir sie kaum sehen können. Leider muß hiervon die französische Artillerie Lunte gerochen haben, denn in letzter Zeit funken sie mächtig hierher. — Der andere Teil des Hügels ist mit Wald bedeckt. Oben liegt das Fort Brimont. Es sieht ganz mittelalterlich aus mit Gräben, Fallbrücken, hohen Mauern usw. Es ist bei unserem

Landesbibliothek Oldenburg

Vorrücken von den Franzosen aufgegeben worden. Von dort oben kann man durch das Scherenfernrohr die ganzen Stellungen der Feinde beobachten.

Loivre, im Schützengraben, 17. Februar 1915.

Ich sitze hier ganz gemütlich in meiner Deckung hinter dem warmen Ofen und brate mir arme Ritter. Leider dauert das etwas lange, man kann hier nämlich kein starkes Feuer anmachen, weil sonst die französische Artillerie sofort nach dem aufsteigenden Rauch feuern würde. Zucker dazu habe ich aus Loivre geholt. Dort ist nämlich eine große Zuckerfabrik, in der noch eine Menge Zucker vorhanden ist. Leider ist die Fabrik ganz von der französischen Artillerie kaputt geschossen worden, und der Zucker hat durch die Pulverdämpfe ein schwarzes Aussehen erhalten. Man muß schon gut suchen, um noch etwas reinen zu finden. — Heute kann ich Dir auch schreiben, was eigentlich die Schießerei von gestern bedeutete. Den Franzosen war von den 74ern am 28. November ein kleines Wäldchen, vielleicht doppelt so groß wie unser Blumengarten, entrissen worden. Für uns hatte das Wäldchen den Zweck, das davorliegende Gelände besser übersehen zu können und die dahinterliegende Truppe gegen einen Angriff zu sichern. Für die Franzosen muß es auch ein wichtiger Punkt gewesen sein, denn immer schon funkte die französische Artillerie hinein. Gestern nun versuchten sie das Wäldchen im Sturm zu nehmen. Zuerst bedeckten sie es mit einem Hagel von Artilleriegeschossen, und das zwei Stunden lang. In dieser Zeit kamen die Franzosen in Schützenlinien an. Der vorderste Graben war von den 74ern wegen des schrecklichen Artilleriefeuers geräumt worden. Daher gelang es den Franzosen, durch das Drahthindernis hindurch den aufgegebenen Graben zu besetzen. Aber kaum waren sie darin, da erfolgte der Gegenstoß von unserer Seite. Mit gefälltem Bajonett ging's darauf los. Was im Graben war, wurde tot oder gefangen gemacht. Nach dem ersten mißglückten Sturm versuchten die Franzosen es noch sechsmal. Unsere Maschinengewehre haben aber jeden neuen Angriff niedergehalten. Der Erfolg ist ganz fein: 4 französische Offiziere und 190 Mann gefangen, 400 Tote liegen sichtbar vor dem Drahtverhau. Rechnet man nun viermal so viel Verwundete als Tote, so hat dieser Sturm den Franzosen ungefähr 2000 Mann gekostet. . Die 74er haben 1 Offizier und 30 Mann verloren; 1 Offizier und 100 Mann sind verwundet. Du siehst also, wie jedes Stückchen Erde bezahlt werden muß.

Loivre, Mühlberggraben, 17. März 1915.

Liebe Eltern! Während der letzten zehn Tage hat sich hier nun manches Interessante ereignet. Zunächst nahm unser II. Bataillon an einer Parade vor S. M. teil. Während der fünf Ruhetage wurde schon fleißig dazu geübt, obwohl wir nicht wußten, daß S. M. erscheinen würde. Vormittags, nachmittags wurde Parademarsch gemacht. Für mich war dies besonders schwer, weil ich einen Zug vorbeiführen mußte. Als Zugführer mußte ich aber brillant marschieren, weil der Name des Zugführers S. M. beim Vorbeimarsch zugerufen wird. — Montag

Landesbibliothek Oldenburg

Morgen $^1/_2$8 Uhr versammelte sich das Bataillon auf der Wiese hinter unserem Quartier. Hauptmann von R. hielt noch eine Ansprache, in der er die Vermutung äußerte, daß S. M. erscheinen werde. Dann wurde noch einmal der Parademarsch geübt, und um 9 Uhr ging's nach Boult. Um $10^3/_4$ Uhr kamen wir auf dem Paradeplatz zwischen Barancourt und Boult an. Hier standen schon die 78er, 79er, 73er, 74er, 91er, 92er, Artillerie 62, Pioniere, Husaren usw. Um $11^1/_2$ Uhr ging die Aufstellung vor dem General von L. los. Bald stand man in Breit-, bald in Tiefkolonne, und immer wollte es noch nicht stimmen. Endlich einigte man sich, daß jedes Bataillon sich in Tiefkolonne aufstelle. Dies dauerte bis $12^1/_2$ Uhr. Jetzt mußten sich noch die einzelnen Bataillone ausrichten. Jeder Soldat mußte wie hingegossen dastehen. Die Fußspitzen, die Patronentaschen durften nicht aus der Linie heraussstehen. So war es ungefähr $12^3/_4$ Uhr geworden. Mittlerweile hatte sich eine ungeheure Menge Offiziere eingefunden, auch unser Erbgroßherzog, ebenso der Kommandeur der 7. Armee von H. Um 1 Uhr endlich erschien der Kaiser. General von L. kommandierte „Das Gewehr — über; präsentiert das Gewehr". Darauf erscholl ein dreimaliges Hurra, wozu die einzelnen Regimentskapellen den Präsentiermarsch spielten. Der Kaiser schritt nun die Front der einzelnen Regimenter ab. Uns begrüßte er mit: „Guten Morgen, Oldenburger". Danach traten die einzelnen Regimenter zum Parademarsch an. Es wurde kompagnieweise vorbeimarschiert. Während des Marsches mußten die Züge den richtigen Abstand — 9 Schritt — zu gewinnen suchen. Ein zu großer oder zu geringer Abstand wird sofort gemerkt und wirft ein schlechtes Licht auf die Kompagnie. Unsere 6. Kompagnie marschierte ungefähr in der Mitte. Mein 3. Zug kam gut vorbei. Die Leute schmissen ihre Beine, es war wundervoll anzusehen. Ich selbst marschierte als Zugführer am rechten Flügel und kam so dicht bei S. M. vorbei. S. M. rief beim Vorbeimarsch: „Gut, recht gut." Die anderen Zugführer meinen, dies hätte der ganzen Kompagnie gegolten. Ich behaupte aber: Das hat S. M. nur zum 3. Zug gesagt.

Landesbibliothek Oldenburg

Fritz Kuhland

Fähnrich und Offizierstellvertreter, Sohn des Apothekers Kuhland in Elsfleth, geboren am 2. Juni 1897, besuchte bis zu seinem 13. Jahre die Schulen seiner Vaterstadt und kam dann in das Königliche Kadettenkorps nach Plön und später nach Lichterfelde. Als Sekundaner rückte er am 7. September 1914 nach dreiwöchentlicher Ausbildung in Cöln als Fahnenjunker und Unteroffizier im Feldartillerie-Regiment Nr. 83 gegen Frankreich ins Feld. Am 17. Oktober 1914 wurde er zum Fähnrich und Offizierdienstthuer befördert. Am 21. Dezember wurde er in den Kämpfen an der Aisne schwer verwundet. Bei einem überaus heftigen Angriff der Franzosen war er von dem ganzen Geschoßhagel an Granaten und Schrapnells verschont geblieben, da traf ihn ein verirrtes Infanteriegeschoß in den Kopf. Er wurde noch an demselben Tage in ärztliche Behandlung gebracht und kam nach zwei Tagen in das Lazarett zu Rethel. Dort erlag er dieser schweren Verwundung am 27. Dezember 1914. Er wurde später im Familienbegräbnis zu Elsfleth beigesetzt. „Er war mit seinem munteren, unerschrockenen Wesen bei Mann und Offizier gleich gut gelitten und beliebt," so schrieb sein Batterieführer an den Vater, „und an Mut und Unerschrockenheit trotz seiner Jugend seinen Soldaten ein gutes Beispiel. Der arme liebe Junge war ein so prächtiges Kerlchen und ein brauchbarer, tüchtiger Soldat. Bis zum letzten Atemzuge hat er seine Pflicht getan, als fröhlicher Held ist er in den Tod gegangen für die Größe und die Freiheit seines Vaterlandes." Und der Kommandeur hob besonders hervor, daß er ihn wegen seines Schneids und seiner bewährten militärischen Eigenschaften hoch eingeschätzt und zum 1. Januar zur bevorzugten Beförderung zum Offizier habe eingeben wollen.

Feldpostbriefe.

Lichterfelde, 2. August 1914.

Hier ist alles in Aufregung. Gestern haben wir den ganzen Tag dienstfrei gehabt, weil die Chefs zur Konferenz waren; und Erzieher sind nicht mehr hier. Heute werden wir Geländedienst haben. Diese Nacht waren um die Anstalt Kadettenposten mit aufgepflanztem Seitengewehr ausgestellt. Die Selektaner versahen sogar Bahnhofswache wegen Ermangelung der Soldaten. Alle 17jährigen Kadetten müssen mit. Es kann angehen, das ich auch noch zu einer Bahnhofswache kommandiert werde. In Berlin ist alles voll Begeisterung. Gestern Abend fuhren schon die Transportzüge. Man konnte traurige Szenen sehen, wie die Marineoffiziere und andere von Weib und Kind Abschied nahmen. Am Brandenburger Tor war eine solche Menschenmenge versammelt, daß die Elektrischen nicht durchkonnten. Heute waren wir im Schloß, wo der Kaiser eine feurige Ansprache an uns hielt.

Landesbibliothek Oldenburg



Fritz Kuhland

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

3. August 1914.

Ihr könnt die Taten und den Mut der deutschen Männer und Jünglinge bewundern. Sie opfern ihr Leben, um die Ehre des Vaterlandes zu retten und die Heimgebliebenen zu schützen. Sollte auch für mich die Stunde des Ausrückens kommen, die hoffentlich nicht mehr fern ist, so werde ich zu kämpfen und eventuell auch zu sterben wissen; denn entweder komme ich mit dem Eisernen Kreuz wieder, oder ich beiße ins Gras. Nie komme ich mit dem Roten Kreuz.

September 1914.

Hurra, jetzt geht es los! Ich bin auf dem Wege nach Sedan von Cöln am schönen Rhein nach Koblenz und Luxemburg. Ich freue mich sehr, den Franzosen und besonders den Engländern eine wischen zu können.

Im Felde, 16. September 1914.

Ich bin heute erst zu meinem Regiment gekommen und fühle mich hier schon ganz wohl. Ich bin Führer vom Abteilungsbeobachtungswagen. Augenblicklich donnern hinter mir die Geschütze der Abteilung. Ich habe heute zum ersten Male die Schrapnellkugeln um die Ohren pfeifen hören. Gestern und vorgestern habe ich bei Mutter Grün geschlafen, was mir trotz einiger Regenschauer gut bekommen ist. Die Schlacht dauert schon 3 Tage, wir haben mit großer Übermacht zu kämpfen, wir halten die Stellung, das 6. Armeekorps soll uns zur Hilfe kommen. Ein Dorf, in dem sich Franzosen aufhielten, haben wir in Brand geschossen. Mein Pferd ist verwundet und mußte erschossen werden. (19. Sept.)

29. September 1914.

Wir haben bis jetzt jeden Tag im Gefecht gelegen und manchmal tüchtig Feuer bekommen. Die Verpflegung ist ganz gut. Nur Wasser gibt es leider nicht viel.

Südlich Ripont, 13. Oktober 1914.

Wir haben es uns hier möglichst wohnlich eingerichtet, halb in die Erde gegraben, dann das Loch mit einem dicken Wall umgeben und darüber dicke Fichtenstämme gelegt und diese mit Stroh und Erdschollen bedeckt. Das Feuer ist hier in den letzten Tagen ein bißchen ins Stocken geraten, aber manchmal haben die Gewehrkugeln und Schrapnells ganz gut gepfiffen. Es war aber nicht gefährlich; denn man konnte sich fast immer decken, und die Gewehrkugeln gingen gewöhnlich zu hoch. Dann haben die Franzmänner noch so einige schwere Mörser, man sagt, es seien englische Schiffsgeschütze, sie flößen aber keinen Respekt ein; denn die Geschosse hört man schon immer fliegen, und man weiß bald, ob sie rechts oder links von einem einschlagen. Sie bohren sich 3—4 m in den Boden ein, explodieren und wühlen die Erde auf, indem sie ein trichterförmiges Loch machen. Das ärgste Feuer habe ich bekommen, als ich mal wieder im Beobachtungsstand saß. Da schlugen die Granaten und Schrapnells direkt vor uns ein, dann gingen sie kurz hinter uns nieder, auch durch einen Wald, hinter dem die Protzen der 5. Batterie standen; so wurden die meisten Pferde totgeschossen, bei dieser Gelegenheit wurde

Landesbibliothek Oldenburg

auch meinem Pferd, das wir auf der Fahrt durch Frankreich zum Regiment requiriert hatten, das Sprunggelenk kaputt geschossen. Jetzt habe ich einen kleinen netten, schwarzen Gaul, der nur nicht springt und noch nicht an das Geknall gewöhnt ist, aber sonst gut läuft.

Ripont, 17. November 1914.

Ihr schriebt, ich schiene guter Dinge zu sein. Ich bin es auch in Wirklichkeit. Des Nachts friere ich noch nicht, und ich will mich auch nicht verweichlichen; denn man kann nicht wissen, wie kalt es noch wird. Von einem Bett ist hier überhaupt keine Rede, man kennt das Wort nicht mehr, wenn man nur auf trockenem Stroh schlafen kann.

Ripont, 2. Dezember 1914.

Lieber Vater! Zu Deinem Geburtstage sende ich Dir die herzlichsten Glückwünsche. Möge Gott walten, daß Du nach dem Kriege alle Deine Söhne wieder um Dich hast, und zwar gesund und munter. Dieser Geburtstag wird Dir wohl immer in Erinnerung bleiben, weil Du zwei Söhne im Felde hast, auf die Du hoffentlich stolz sein kannst, weil sie ihr Blut wie viele Deutsche fürs Vaterland einsetzten. Hier haben wir gestern etwas Abwechselung gehabt. Den gegenüber stehenden Franzmännern war bekannt gemacht worden, daß die Russen 120 000 Gefangne von uns gemacht hätten, und daß sie in Berlin eingezogen seien. Daraufhin machten sie einen solchen Lärm, daß wir es hörten. Diese Lügenmär haben wir an verschiedenen Stellen folgendermaßen erfahren. Ihre Vorposten riefen den Unseren zu: „Prussiens kaput!" Darauf hat ein Infanterist von uns, der Französisch spricht, sie gefragt, was los sei. Da hat ein Franzose ihm dies erzählt. Der Deutsche hat gesagt, in Berlin seien Russen, aber gefangen, und die Franzosen verlangten dann Zeitungen. Diese Verständigung ist an verschiedenen Stellen gewesen, und zwar da, wo die Schützengräben 80 m voneinander entfernt liegen. So dicht haben sich unsere braven Infanteristen an den Feind herangegraben. Neulich ist auf das 8. Korps, das links neben uns steht, ein Angriff gemacht worden. Man hat den Feind bis 100 m an die Schützengräben herankommen lassen, und dann haben unsere Maschinengewehre ihr blutiges Werk verrichtet. Mit den Ratten und Mäusen ist es hier nicht so schlimm, wir haben nämlich eine Katze, die sie uns gut wegfängt. Es ist ein schönes Tierchen, ein Franzos. Die Verpflegung ist jetzt einfach vorzüglich.

10. Dezember 1914.

Aus Frankreich sende ich Euch die herzlichsten Weihnachtswünsche. Möge Gott geben, daß wir nach dem Kriege alle wieder gesund beisammen sind. Feiert man tüchtig; denn mir geht es ja gut. Denkt nur, Gott hat es so gewollt.

Euer Fritz.

Landesbibliothek Oldenburg



Franz Küſter

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Franz Küſter

Kriegsfreiwilliger und Offiziersaſpirant, geboren am 16. Mai 1895 als Sohn des verſtorbenen Schlachtermeiſters Küſter in Oldenburg, beſuchte die Oberrealſchule ſeiner Vaterſtadt und erlangte hier Oſtern 1914 das Zeugnis der Reife. Er trat Mitte April bei der Oldenburgiſchen Spar- und Leihbank in Brake als Lehrling ein. Beim Ausbruch des Krieges ſtellte er ſich Mitte Auguſt freiwillig in die Reihen der Vaterlandsverteidiger und kam am 4. Oktober ins Feld, erſt nach Reims und dann nach Flandern, wo das I. Bataillon des Infanterie-Regiments 74 am 17. November den Sturm auf Ypern mitmachte. Nach der Rückkehr nach Reims wurde ſein Truppenteil Anfang Februar 1915 vierzig Kilometer ſüdöſtlich von dieſer Stadt verſchoben. In der Winterſchlacht in der Champagne fand er am 16. Februar bei Perthes den Heldentod. Die Franzoſen hatten den Graben der 10. Kompagnie in die Luft geſprengt und ſich darin feſtgeſetzt. Daher erhielt die 1. Kompagnie Befehl, den Graben zurückzuerobern. Sie gingen im Laufgraben vor, anfangs konnten ſie noch ſchnell durch gefährliche Stellen hindurchlaufen. Doch immer ſchlechter wurde der Graben, das feindliche Feuer hatte ihn an manchen Stellen ganz eingeebnet. Als ſie trotz heftigſten Artilleriefeuers beinahe am Ziel waren, da ſchlug eine Granate wenige Meter von ihnen entfernt ein und überſchüttete ſie mit Schmutz und todbringenden Eiſenſtücken. Franz Küſter und ein anderer Wehrmann erhielten einen Rückenſchuß und waren ſofort tot.

Feldpoſtbriefe an ſeine Mutter.

Brake, 4. September 1914.

Liebe Mutter! Aus Deiner letzten Karte entnehme ich zu meinem großen Schmerze, daß es Dir äußerſt ſchwer wird, mich ziehen zu laſſen; und deshalb will ich die Gründe anführen, die mich veranlaſſen, ins Feld zu ziehen. Auf der Schule bin ich in echt vaterländiſchem Sinne erzogen worden, den Einjährig-Freiwilligen-Schein habe ich erhalten, und durch das Reifezeugnis bin ich berufen, meiner Anſicht nach in noch höherem Maße, meinen Dank dem Vaterlande abzuſtatten. Das kann ich aber am beſten, indem ich es mit meinem Leben verteidige. Neben dem Pflichtgefühl treibt mich auch Georgs[1]) Vorbild hinaus. Ich muß es ihm nachtun, ein ebenſo tapferer Soldat werden wie er. Die Schmach könnte ich nicht ertragen, wenn er aus dem Kriege zurückkäme oder den Tod fürs Vaterland ſtürbe und ich, der ich mich doch in der Vollkraft der Jugend fühle und nur ein Jahr jünger bin, untätig zurückbleiben ſollte. Du magſt bedenken, daß Georg und ich im Felde auch Dich verteidigen.

[1]) Sein Bruder, der ſpäter verwundet in franzöſiſche Gefangenſchaft fiel.

Landesbibliothek Oldenburg

16. November 1914.

Wir haben in Tourcoing bei Lille Bürgerquartiere bezogen. Die Franzosen waren sehr höflich gegen uns, einige gaben sogar volle Verpflegung. Ich war mit einem anderen bei einem Gymnasialdirektor einquartiert. Am Abend unterhielt ich mich sehr eifrig mit den Franzosen. Sie hatten keine Ahnung von den kriegerischen Ereignissen und wußten nicht einmal, daß Maubeuge, 60 km von Tourcoing, Antwerpen und Ostende in unsere Hände gefallen waren. Im Osten sieht es nach ihrer Meinung recht trübe für uns aus: Die Russen stehen vor Berlin, und unsere Truppen sind auf der Flucht begriffen. Ich habe ihnen die Wahrheit über den Krieg gesagt. Sie meinten, ich spräche sehr gut; ob ich vielleicht in Frankreich gewesen wäre? Tourcoing gleicht einem Heerlager. Das bürgerliche Leben geht indessen seinen gewöhnlichen Gang weiter. Die Schulen unterrichten, die Straßenbahn fährt, Geschäfte sind offen, Märkte werden abgehalten, die Hauptabnehmer sind die Deutschen, sie kaufen viel und bezahlen alles und sind doch die Eroberer und Herren. Ob unsere Feinde wohl auch so nobel gehandelt hätten, wenn sie in Deutschland eingedrungen wären? Wir verließen Tourcoing, um zur Front abzurücken. Morgen ist allgemeiner Angriff auf Ypern. Wir müssen die feindliche Stellung durchbrechen; ganz Deutschland erwartet, daß wir siegen. Sei gefaßt, Mutter. Ich lege mein Schicksal in Gottes Hand, er wird mich schon führen. Denke daran, weswegen ich ins Feld gezogen bin.

Bei Ypern, 22. November 1914.

Am 17. November morgens 5 Uhr marschierten wir von dem Dorfe, in dem wir bis dahin in Reserve gelegen hatten, zur Front ab. Wir blieben in einem Walde fürs erste liegen. Bis 1 Uhr schoß unsere Artillerie, und dann begann der Infanteriekampf. Wir mußten weiter nordwestwärts marschieren, um an unseren richtigen Platz zu gelangen. Auf einer Wiese sah ich den ersten Toten, einen Engländer. Ein Gruseln erfaßte mich, doch man muß sich an so etwas gewöhnen. Im Marsch Marsch ging es dann über ein Rübenfeld, die Kugeln pfiffen. Wir blieben dann in einem Walde liegen. Platt lagen wir auf dem Bauch; denn die Kugeln sausten. Ich bekam einen aufs Koppel, wo der Brotbeutel befestigt ist. Der Knopf wurde zerschmettert, ich flog zur Seite, die Kugel prallte ab, den Druck verspüre ich jetzt aber noch. Noch einige Kompagnien rückten als Reserve heran. Im Marsch Marsch ging es dann über ein zweites Rübenfeld. Dort lagen schon eine Reihe unserer Verwundeten und Toten neben gefallenen Franzosen. Im Walde blieben wir in zweiter Linie liegen. Vor uns lagen die 77er, sie hatten furchtbare Verluste gehabt, eine Kompagnie soll allein 60 Tote gehabt haben. Am Abend wurden die Verwundeten geholt, ich trug zwei mit fort. Furchtbar groß war ihre Zahl, die ganze Nacht über wurden welche fortgetragen. Die nächsten Nächte blieben wir in Reserve in einem Walde in Unterständen. In einem Hause in der Nähe lagen Ausrüstungsgegenstände

Landesbibliothek Oldenburg

haufenweise. Ich besorgte mir eine wollene Decke, die mir jetzt gute Dienste tut. Denn der Winter kommt hier jetzt mit Macht. Seit zwei Tagen liegen wir in einem Walde in vorderster Linie, 80—100 m von den Engländern. Wir gehen nicht vor, sondern haben nur den Graben zu halten. Ich bin unverletzt.

Menin, 27. November.

Wir werden hier ziemlich viel Geld los. Die deutschen Soldaten leben gut, bezahlen alles. Seit 18 Wochen sind sie in Feindesland und haben für keinen Pfennig geraubt. Wir führen edel Krieg, und die Einwohner sind stolz darauf, die Deutschen in ihrer Stadt zu haben. Sie wollen uns gar nicht ziehen lassen. Die Post funktioniert mehr als gut. Ich habe in diesen 4 Ruhetagen in Menin wohl 30 Postsachen bekommen, den ersten Tag allein 18 Stück, meist Paketchen.

30. November 1914.

Wir sind jetzt wieder bei Reims in Berru und können uns freuen, daß wir nicht mehr bei Ypern sind. Wie das am rechten Flügel noch werden soll, ist mir schleierhaft. Uneinigkeit der Verbündeten und höhere Gewalt können nur ein Ende des Krieges bringen. Das Ganze ist eine Belagerung. Wir können uns freuen, daß sich die Sache in Frankreich festgesetzt hat. — 6. Dezember 1914. Von Ypern sind wir nun ja glücklich zurück. Nur gut; denn dort ist's fürchterlich. In dem eroberten Schützengraben liegen die Toten, Deutsche, Franzosen und Engländer, übereinander. Sie zu begraben, ist unmöglich, da man sonst selbst daneben liegt. Selbst in den Deckungen lagen Tote. — 13. Dezember 1914. Weihnachten steht vor der Tür. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist das Motto des Festes. Wie ganz anders sieht es jetzt aber aus! Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Menschen sich gegenseitig so hinschlachten können. Ich war bei Ypern und habe es mit eigenen Augen gesehen. Doch der Krieg hat auch seine gute Seite. Die Menschheit wird geläutert. Er dauert ja auch nicht ewig, ein Ende muß ja kommen. Und hoffentlich ein Friede, der es uns erlaubt, in christlicher Eintracht mit unseren Feinden weiter leben zu können. In den Ruhetagen liegen wir in dem Dorfe Berru. Platzmangels halber sind wir in Scheunen und Ställen untergebracht. Als wir vor einer Woche unser Quartier bezogen, lag auf dem Hofe dicker Dreck, in den Ställen hoher Mist, der ja allerdings warm hält. Preußische Soldaten sind an Reinlichkeit und Sauberkeit gewöhnt. Der Dreck ist jetzt vom Hofe verschwunden und durch Pflaster ersetzt worden. Die Ställe sind ausgemistet. Die Eigentümerin wollte nicht zulassen, daß ein Stall ausgemistet wurde. Das war verdächtig, und bald zeigte sich die Ursache der Weigerung. Unsere Leute fanden unter dem Mist 485 Frank in Fünffrank-Stücken, darunter ein deutsches Fünfmarkstück. Um Weihnachten fanden unsere Leute im alten Quartier, das sehr gut war, beim Latrinenbau einen Topf mit Gold in Münzen und Schmuckgegenständen im Werte von etwa 2000 Mark. Beide Funde wurden natürlich sofort zur Kenntnis der Vorgesetzten gebracht.

Landesbibliothek Oldenburg

Berru, 8. Januar 1915.

Die Nacht vom 7. zum 8. Januar war sehr ereignisreich. Um 9 Uhr zog ich mit auf Sicherung, um ½11 setzte ein heftiger Platzregen ein mit Hagelschlag. Man konnte keine Hand vor Augen sehen, ja, es war einem fast unmöglich, die Augen offen zu halten. Gegen 11 Uhr hörte plötzlich das Schauer auf. Unmittelbar darauf stiegen rechts der Straße von Cernay nach Reims 3 französische Leuchtkugeln auf. Nun ging das Geknatter los, die Artillerie begann zu schießen. Ich konnte deutlich sehen, wie in der Nähe der Kathedrale Granaten abgeschossen wurden, die Bahn der Geschosse konnte man deutlich in der dunklen unheimlichen Nacht verfolgen. Nach einer kurzen Weile fingen die Franzosen auch links von uns an zu schießen. Rechts von uns hatten sie die Absicht, in Stärke von 750 Mann in der rabenschwarzen Nacht und besonders während des Platzregens an unseren Drahtverhau heranzuschleichen. Die Sicherung, die unmittelbar hinter dem Drahtverhau lag, wurde überrumpelt; es gelang den Franzosen, den Graben zu besetzen. Doch weiter ist es nicht gekommen. Dreimal versuchten sie unseren Schützengraben zu gewinnen, dreimal mißlang der Versuch. Am anderen Morgen war der Graben wieder im Besitz der 71er und 78er, in deren Bereich die Franzosen angriffen. Diesen Erfolg haben wir insbesondere unserer Artillerie zu verdanken. Das ganze Feld bis nach Reims bestrich sie, um zu verhindern, daß die Franzosen Reserven heranzogen. Einer unserer Kameraden hat 60 Schüsse unserer Artillerie in 5 Minuten gezählt.

Berru, 30. Januar 1915.

Gestern fand die Kaisersgeburtstagsfeier statt. Sämtliches Militär unserer Brigade versammelte sich zum Feldgottesdienst, die Fahnen waren mitgenommen; unsere Fahne, die ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah, ist schon ziemlich zerfetzt, bei Charleroi hat sie das weggekriegt. Ein Franzose wollte sie unserem Fahnenträger, Unteroffizier Ahrens, entreißen; dieser erschoß ihn aber mit seinem Revolver. Als ich die Fahne auf dem Marsche zum Feldgottesdienst sah, spürte ich in mir einen starken Drang, vorwärts zu stürmen. Der Pfarrer hielt eine eindrucksvolle Predigt. Er erwähnte die Ansprache, die Kaiser Wilhelm in den ersten Augusttagen an sein Garderegiment zu Fuß hielt. Am Schluß warf unser Kaiser den Marschallstab in den Sand, zog sein Schwert und rief seinem Regiment zu, daß er es nicht eher wieder in die Scheide stecken werde, als bis Deutschland endgültig Sieger sei. Wie Hermann der Cherusker bei Detmold, so steht der Kaiser vor meinen Augen. Deutschland wird siegen, weil es siegen muß! Auf die Predigt folgte eine kernige Ansprache des Brigadekommandeurs. Der General erweckte in uns das Gefühl des Stolzes, auf siegreich erkämpftem feindlichen Boden den Geburtstag unseres kaiserlichen Herrn zu feiern, und ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und unseren Kaiser. Der Gesang „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten" beschloß den eindrucksvollen Feldgottesdienst.

Landesbibliothek Oldenburg

12. Februar 1915.

Wir liegen etwa 10 km westlich Perthes in der Nähe von Suippes gegenüber dem französischen Lager von Chalons. Es ist hier eine sehr heiße Ecke, doch ängstige Dich nicht unnütz. Solltest Du in der Zeitung mal von Angriffen in dieser Gegend lesen, so mußt Du nicht gleich denken, daß ich dabei war. Bei dem jetzigen Stellungskampfe wird nur auf kurzen Strecken angegriffen, vielleicht zwei Kompagniebreiten. In der Nacht vom 9. zum 10. haben wir von 11 bis 7 Uhr einen neuen Graben ausgehoben. Die Bedeutung und Gefährlichkeit dieser Arbeit war groß. Gestern war ein heißer Tag. Als Rache für die Beschießung der Gräben unserer Nachbarkompagnien durch die Franzosen unternahm unsere Artillerie gestern um 2 Uhr einen Feuerüberfall, indem sie schoß, was aus den Kanonenrohren rausging. Unsere Minenwerfer traten ebenfalls in Tätigkeit. Ein solcher Minenwerfer besteht im wesentlichen aus einem 0,5 m langen Rohr und einem Hebel, durch den die 120 oder 240 Pfund schwere Mine fortgeschleudert wird. In der Luft überschlägt sich das Ding gerade so, als wenn man einen 0,5 m langen Stock in die Luft wirft. Nach dem Aufschlag geht sie mit furchtbarem Krach auseinander. Vor den französischen Minen kann man sich retten; denn sie explodieren erst eine gewisse Zeit nach dem Aufschlagen.

15. Februar 1915.

Mir geht es noch sehr gut. Vielleicht werden wir am 18. abgelöst. Hoffentlich wird es wahr, damit wir aus diesem Hexenkessel herauskommen. Mit Eisen wird hier herumgeworfen, als wenns nichts kostet. Die Kanonen donnern manchmal so stark, daß man nur ein Getöse hört. Es gehören starke Nerven dazu, um standhaft zu bleiben, wenn die Granaten dutzendweise neben einem einschlagen. Am 12. morgens griff der Franzmann rechts von uns die Bayern an. Diese räumten wegen des Artilleriefeuers zuerst ihren vordersten Graben, ließen etwa 1000 Franzosen hereinkommen und umzingelten sie dann. Sie machten 500 Gefangene und eroberten 6 Maschinengewehre. Ihre Verluste sollen gering sein, die der Franzosen bedeutend. Leb' wohl, liebe Mutter! Auf Wiedersehen! Herzlichen Gruß Dein Franz.

Landesbibliothek Oldenburg



Paul Meyer

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Paul Meyer

Oberlehrer, Leutnant der Reserve, Sohn des Kaufmanns August Meyer in Oldenburg, geboren am 13. Oktober 1886, besuchte das Großherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt und erlangte hier Ostern 1905 das Zeugnis der Reife. Er studierte in Tübingen, München, Berlin und Straßburg Geschichte, Deutsch und Erdkunde. Zugleich widmete er sich eifrig dem Turnen und Schwimmen und lernte auf weiten Wanderungen einen großen Teil seines Vaterlandes kennen. Im Dezember 1909 bestand er in Straßburg die Oberlehrerprüfung; und nachdem er im Frühjahr 1910 auch die Turnlehrerprüfung mit Erfolg abgelegt hatte, ging er im Mai als Kandidat des höheren Lehramts nach Zuoz im Oberengadin an das Lyceum. Er widmete dieser Anstalt anderthalb Jahre seine junge Kraft und sammelte im dortigen Internat wertvolle pädagogische Erfahrungen. Das Lyzeum verdankte ihm die Einführung des Schwimmunterrichtes in den Lehrplan. Im Herbst 1912 kehrte er nach Oldenburg zurück, um am Gymnasium sein Seminarjahr abzulegen; als Probejahr wurde ihm die Zuozer Zeit angerechnet. Michaelis 1913 wurde er an derselben Anstalt als wissenschaftlicher Hilfslehrer, später als Oberlehrer angestellt. Neben seinem wissenschaftlichen Lehrerberuf arbeitete er für die körperliche Ausbildung der Jugend im Turn- und Schwimmverein und Wandervogel und versammelte an regelmäßigen Schwimmabenden Schüler aller Schulen um sich, wobei er ihnen mehr noch die Freude am Schön- als am Wettschwimmen zu erwecken verstand. Sein hochgespanntes Pflichtgefühl und sein idealer Sinn verliehen ihm die Kraft, in allen Lebenslagen durchzuhalten. Wegen zu schlank gebauter Fußgelenke war er für dauernd untauglich zum Militärdienst erklärt worden. Als aber der Krieg ausbrach, ließ es ihm keine Ruhe. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm, im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 als Kriegsfreiwilliger eingestellt zu werden, er wurde aber schon nach zehn Tagen auf Wunsch des Rittmeisters von Schorlemer zum Oldenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 19 versetzt. Mit diesem rückte er Anfang November 1914 ins Feld und nahm an den Kämpfen bei Wloclawec in Polen teil, doch nach vierzehn Tagen mußte er infolge eines schweren Darmkatarrhs und einer Knochenhautentzündung am Schienbein zurückkehren. Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit kam er am 24. Dezember 1914 auf seine Bewerbung mit mehreren Kameraden zu dem neugebildeten Schneeschuhbataillon nach München und später nach Partenkirchen, von wo aus er mit einem Teil des Bataillons in die Karpathen geschickt wurde. Seine Erlebnisse hat er aufgeschrieben, sie sind mit Bildern seines Kameraden Heinrich Vogeler-Worpswede unter dem Titel „Auf Schneeschuhen in den Karpathen" im Buchhandel erschienen. Pfingsten

Landesbibliothek Oldenburg

1915 kehrte er zu kurzem Urlaub in die Heimat zurück, wurde in Lockstedt zum Offizier ausgebildet und kam im Oktober 1915 als Leutnant der Res. nach dem Westen zum 38. schlesischen Füsilier-Regiment Graf Moltke. Dort führte er in den Julikämpfen an der Somme die 1., dann die 2. Kompagnie seines Regiments. An ihrer Spitze warf er sich am 20. Juli 1916 am Nordwestausgange von Soyecourt in eine Bresche und kehrte nicht mehr zurück. Nach Aussagen gefangener Kameraden hat ihn eine Kugel in die Brust dahingerafft. Amtliche Nachrichten über seinen Tod fehlen, nur dies konnte der Major den Eltern mitteilen.

Feldpostbriefe.

München, 4. Januar 1915.

Das Schneeschuhbataillon, zu dem ich gekommen bin, ist eine völlige Neubildung im deutschen Heer. Die einzelnen Kompagnien sind an verschiedenen Stellen untergebracht. Die Kompagnie zerfällt wieder in drei Trupps, diese wieder in Inspektionen, die den Korporalschaften bei der Infanterie entsprechen. Die Übungen werden kompagnieweise vorgenommen, doch wird im Felde jeder Trupp eine selbständig operierende Einheit bilden. Ein solcher Trupp, gut 50 Mann, wird im Felde einem Truppenteil in ähnlicher Weise als Aufklärungstruppe zugewiesen, wie zu anderer Jahreszeit die Heeres-Kavallerie. Er wird also vor den übrigen Truppen als vorgeschobene und leicht bewegliche Truppe verwendet, deren besondere Eigenart in sehr starker Feuerkraft besteht. Jeder Trupp führt nämlich zwei Maschinengewehre mit, so daß die Kompagnie 6 Maschinengewehre hat. Die Bedienungsmannschaften der Maschinengewehre werden zunächst besonders an ihrer Waffe ausgebildet, während die übrigen Infanterieausbildung erhalten und als eine Art Jägertruppe gedacht sind, wie denn auch die Bezeichnung für uns „Schütze" ist. Dieser reine Infanteriedienst ist natürlich zunächst keineswegs interessant, und besonders die Kavalleristen finden sich durchweg sehr enttäuscht, sehr viele haben Vorwände gesucht und manche auch gefunden, um wieder wegzukommen. Jeden Tag kommt auch neben dem Gamaschendienst, der keineswegs zu kurz kommt, der Felddienst zu seinem Rechte. Heute ist der erste Anfang zur Vereinheitlichung gemacht, indem die Reiter alle die neue Ski-Uniform erhielten. Damit geht ein Teil des Reizes verloren, den die neue Truppe für die Münchener hatte; denn sie sahen zum ersten Male eine solche Masse von verschiedenen preußischen Uniformen in ihren Mauern und hatten ein riesiges Interesse daran. Die Preußen sind jetzt sehr volkstümlich hier. Einem von uns Oldenburger Dragonern gab ein altes Mütterchen in der Straßenbahn 14 Pfennige für eine halbe Maß, und mir legte ein besserer Münchener Bierbürger, der gut zu Abend gespeist hatte, im Franziskaner, als ich gerade allein am Tisch saß, beim Hinausgehen 4 Zigaretten auf den Tisch, um dem Soldaten doch auch eine Freude zu machen. Solche kleinen

Landesbibliothek Oldenburg

Züge kann man hier häufig beobachten. Unsere Uniform sieht nicht gerade militärisch aus, wird aber wohl sehr praktisch sein. Rock, Hose und Mütze sind aus grünlich-grauem Tuch ohne jedes weitere Abzeichen, als daß an der Hose außen ein grüner Streifen herunterläuft, am Rockkragen ein liegendes S angebracht ist und die Mütze rechts und links die deutsche und bayerische Kokarde trägt. Der Rock hat die Form einer Joppe, die Mütze ist eine österreichische Schirmmütze. Für unseren eigentlichen Dienst, wenn wir ans Gebirge kommen, erhalten wir richtige Ski-Stiefel. Unsere Waffe ist der Karabiner, unser Dragoner-, nicht das Infanteriegewehr. Er wird bei der Vorwärtsbewegung umgehängt.

München, 19. Januar 1915.

Im Begriff, von München nach Garmisch in unser Übungsgelände überzusiedeln. Unsere Ausrüstung ist sehr reichhaltig, aber auch sehr „schwerwiegend", so daß ich noch nicht weiß, wie wir dabei eine „leicht bewegliche" Truppe bleiben sollen. Wir freuen uns sehr, morgen ins Gebirge zu kommen. Ski-Heil! Paul.

Karpathen, südöstlich des Jablonka-Passes, 9. Februar 1915.

Bei riesigen Anstrengungen und Strapazen, auch wenig Ruhe und wenig zu essen, bin ich glücklicherweise durchaus wohl und munter.

Pereslö, 21. Februar 1915.

Nach furchtbaren Anstrengungen und Strapazen in diesem riesigen Waldgebirge habe ich einige Tage Ruhe. Ich hatte mich erboten, als wir spät abends unsere Zelte bauten, ohne den Tag über Proviant geholt zu haben, zum nächsten 2—3 Stunden entfernten Blockhaus zu fahren und von dort Proviant zu besorgen. Bei der Abfahrt überschlug ich mich in der Dunkelheit, und das alte Leiden: verknackte den linken Fuß. Trotzdem habe ich mich unter großer Mühe zum Blockhaus geschleppt, aber vergebens, es war kein Proviant da. Ich habe dann noch auf dem kranken Fuß ins nächste Dorf hinablaufen und 2 Tage später einen elfstündigen Nachtmarsch übers Gebirge machen müssen, wie man ihn wirklich nicht für möglich halten sollte, bis ich jetzt endlich einige Tage Ruhe erhielt. Ich wohne augenblicklich mit Baars zusammen in einer Ruthenenfamilie, mit der wir uns nachgerade recht gut verstehen. Der Schnee liegt oben auf den Bergen riesig hoch, die letzten Tage war Tauwetter mit unendlichem Schmutz im Tal, aber letzte Nacht hat es wieder geschneit. Von dem, was in der Welt vorgeht, hören wir nur wie aus weiter Ferne. Post haben wir noch nie erhalten. Es heißt, daß wir Ende des Monats abgelöst werden. Lange hält es hier keine Truppe aus. Aber interessant ist es hier! Die Ruthenenhäuser sind sehr gemütlich, wenn man sich über die schlechte Luft und die Lausigkeit hinwegsetzen kann, und ich bin so weit. Wir essen gewöhnlich mit der Familie und zufällig durchkommenden Deutschen oder österreichischen Kameraden zusammen. Die Familie kocht wundervolle Pellkartoffeln, wir braten Speck und kochen große Mengen Kaffee oder Tee, auch wohl Reis und Kartoffelsuppe. Letzte Nacht haben wir mit 18 Mann (mit

Landesbibliothek Oldenburg

Familie) in einer Stube von mäßiger Größe geschlafen, die Familie auf dem ein Viertel des Raumes einnehmenden Ofen und Bett, wir auf Bänken und Fußboden. Unter dem Bett hat das Bählamm seinen Stall, unter der Bank ist der Hühnerstall. Zwischen Ofen und Bett hängt die Wiege von der Decke und wird geschaukelt, sobald der kleine Erdenbürger zu schreien beginnt. Idyllische Zustände!

Pereslö, 27. Februar 1915.

Gott sei Dank, gestern ist der neue Hauptmann gekommen und hat neues Leben in die Kompagnie gebracht, die nur noch eine Ruine war (4 gefallen, 30 verwundet, 20 vermißt, 32 entlassen, 62 krank), zusammen 148 Abgänge, d. h. die halbe Kompagnie. Die Oldenburger Dragoner halten sich alle gut; bis auf einen, der verwundet ist, sind alle noch auf dem Posten.

Rosanka, 12. März 1915

Augenblicklich, wo keine Aufklärungsarbeit nötig ist, da sich die Sache zu einem furchtbar harten Stellungskampf entwickelt hat, liegen wir hier in Rosanka in ziemlicher Ruhe und warten auf den dringend nötigen Ersatz. Immer noch tiefster Winter, letzte Nacht bei eisiger Kälte Schneesturm. Alles, was hier kämpft, Mensch und Tier, ist furchtbar mitgenommen. Man sieht wenig frische, fröhliche Gesichter und keinen heiteren, freien Schritt. Gleichmäßig, eintönig, fast stumpfsinnig geht hier alles vor sich, eine Wirkung des Schnees und der Strapazen. Nur die Post bringt etwas Freude und Lebendigkeit.

Karpathen, 24. März 1915.

Wir haben jetzt eine Reihe wundervoller Tage gehabt, während deren wir leichten Feldwachendienst hatten. Es ist sogar tagsüber bei solchem Wetter die reinste Sommerfrische. Es sind wieder schöne Sonnentage; und obgleich die Natur noch ganz winterlich ist, hört man doch schon manche Frühlings-Vogelstimme. Da möchte man so gerne in der lieben Heimat sein und all die lieben Orte wieder aufsuchen, wo man so oft den Frühling erlebte: die Bloher Büsche, Hundsmühlen, Wildenloh, Wardenburg, Rittrum, Huntlosen, Dötlingen. Was für Erinnerungen steigen auf, wenn man diese vertrauten Namen hinschreibt. Wir haben jetzt schweres Geschütz herausbekommen, und heute oder morgen beginnt die große Kanonade, durch die man den Sturm auf die russischen Schützengräben vorbereiten will. Die Russen schicken uns täglich Schrapnell- und Granatengrüße herüber, aber wir lassen uns dadurch in unserer Ruhe nicht stören. Mit unserem Schneedienst ist es vorüber, der Schnee eignet sich nicht mehr zum Skifahren. Was mit uns wird, wenn der Winter vorüber ist, steht noch nicht fest. Ich schrieb Euch nicht von der Beschießung von Rosanka, um Euch unnötige Angst zu ersparen bei dem Gedanken, daß wir in dem Hause ruhig wohnen blieben, wo 6 m von der einen Ecke eine Granate krepierte, die ein Loch von 6 m Durchmesser schlug, und ein Blindgänger gerade unter dem Fenster unters Haus fuhr, am dem ich saß und schrieb. Auch so prallte ich von der Erschütterung nur so von der Bank hoch,

Landesbibliothek Oldenburg

aber passiert ist nichts; es war eben ein Blindgänger. Es waren übrigens 15-cm-Granaten, 60 cm lang, kleine Zuckerhüte. In das Loch, das in schräger Richtung unters Haus führte, konnte man weit hineinsehen. Die Artillerie hat es am nächsten Tage verstopft. So saßen wir mehrere Tage über einer scharfen Granate und ließen uns geduldig jeden Tag beschießen.

Waldkarpathen, auf der Alm, 11. Mai 1915.

Liebe Eltern! Der Mai ist gekommen, und wir sitzen auf der Alm im schönen Sonnenschein. Drei sehr anstrengende Tage hatten wir hier oben. Jeden Abend gearbeitet am Schützengraben, am ersten Tage bis um 3 Uhr nachts, am zweiten bis 2 und dann noch als Wachthabender die Hälfte des Restes der Nacht gewacht, gestern von 2—6. Am mittleren Tage hatten wir auf der ganzen Linie einen Feuerüberfall. Wir hatten gerade unser warmes Essen von unten heraufgekriegt, als das Feuern los ging und wir so schnell wie möglich hinaus mußten in unseren Graben. Ich lief zuerst, Karabiner vom Haken gerissen, hin, um zu sehen, was es gäbe. Unser Graben ist vom Blockhaus 400 m mit ziemlicher Steigung entfernt; und als ich hinaufkam, pfiffen die Kugeln schon recht hübsch über den Hang. Als ich nach schnellstem Lauf in den Graben sprang, fand ich die Ungarn, deren Graben es eigentlich ist, alle in der rechten Ecke zusammengedrängt. Ich drängte mich an ihnen vorbei, lief durch das Verbindungsstück in den linken Teil des Grabens und nahm an der Schießscharte am weitesten links Stellung. Nach und nach trafen auch die übrigen 9 ein, und wir besetzten alle Schießscharten in der linken Hälfte, stellten dann die Ungarn auf, deren Korporal sich in den Unterstand verkrochen hatte, und beobachteten das Schußfeld vor uns bis zu unserem Drahtverhau. In den Gräben rechts und links wurde mächtig gefeuert, aber wir kriegten keinen Feind zu Gesicht und schossen demgemäß auch nicht. Wie sich nachher herausstellte, hatten auch unsere Nachbargräben nichts gesehen, sondern einfach im allgemeinen Feuer mitgeschossen. Nach einiger Zeit setzte die Artillerie ein, erst die russische; einige Schrapnells platzten gerade über uns, aber es passierte nichts; einmal prasselten die Bleikugeln famos auf die Grabenbrüstung, und der Ausbläser schoß heulend hinter unserem Graben nieder. Etwa $1^1/_2$ Stunden hielt die Schießerei, die sich nachher als gänzlich zwecklos herausstellte, an, und die ganze Zeit standen wir in angestrengter Beobachtung an unseren Schießscharten. Erleichtert wurde sie, als die russische Artillerie 7 Häuser in Rosanka in Brand schoß und der Wiederschein vom Himmel das Feld vor uns beleuchtete; denn es war eine dunkle Nacht. Etwa um 10 Uhr war die Sache zu Ende, und dann haben wir noch bis 2 geschanzt. Seit einiger Zeit gibt es fast jede Nacht Alarm. Aber so anstrengend und aufregend die Nächte sind, so schön sind die Tage, an denen man sich vollkommen wieder erholt. Ich bin trotz allem ungemein wohl und habe ein gesundes Aussehen wie vielleicht noch nie. Mein Kriegsbart wächst sehr schön und wird von allen bewundert. Heute

Landesbibliothek Oldenburg

kommen wir von hier wieder hinab zum Patrouillenkommando. Wir haben hier nach Aussage des Majors die einzige Stelle bewacht, wo die Russen etwa noch durchkommen konnten. Auf Grund unserer Beobachtungen wird die Verteidigungsstellung hier weiter ausgebaut. Wundervoll ist die Beobachtung der Stellungen von hier aus. Wir übersehen hier unsere ganze Brigade bis zum Anschluß an die Nachbarbrigaden rechts und links. Ich habe in diesen Tagen viel mit dem Glas beobachtet und viel gelernt. Ich gehe eigentlich ungern in die halbe Höhe zurück. Meinen lieben Eltern einen schönen Maigruß mit Blumen aus den Karpathen!

Frankreich, 31. Oktober 1915.

Ihr seid natürlich begierig zu hören, wie ein Tag im Schützengraben für mich verläuft. Ich will den gestrigen Tag, Sonnabend den 30. Oktober (ich höre eben zu meinem Erstaunen von meinen Gruppenführern, daß heute Sonntag ist) als Beispiel wählen. Gegen 7 Uhr erwacht der Herr Leutnant, der Bursche schnarcht noch unter ihm. Das ist die einzige Untugend, die ich bis jetzt an ihm bemerkt habe, daß er nie morgens von selbst aufwacht; am Tage freilich habe ich ihn noch nie schläfrig gefunden. Er fährt nun schleunigst hoch, macht Feuer an und stellt Waschwasser in einem Blechgefäß nach draußen in die Laube, ein niedliches kleines Holzbauwerk mit Tisch und Bank, dem Unterstand gegenüber, noch von den Bayern her, die in dieser Stellung ein ganzes Jahr lagen. Da wird sich denn gewaschen nach allen Regeln der Kultur, die in einem Gummibeutel in Gestalt von Seife, Gummischwamm, Zahngerät und dergl. enthalten ist. Dann greife ich, es ist etwa $^1/_2$8, zum Wanderstab, der mich auf allen Gängen durch die Stellung begleitet, und gehe durch meinen ganzen Abschnitt. Es nebelt, aber regnet wenigstes nicht. Vorüber an der Laube gelange ich aus meinem kleinen Zweiggraben in den 2. Hauptgraben. Einige Schritte führen mich zum Beobachtungsstand, von dem aus ich nach Westen zum Feind hinüberschaue, aber der Nebel läßt noch nicht viel erkennen. Weiter vorbei an den Unterständen der Leute, die rechts und links in der Tiefe liegen, und aus denen man bald das Schnarchen der Wachtmüden, bald das Sprechen der eben um 7 abgelösten Posten heraufdringen hört. Aus manchem der Unterstände dringt dichter Rauch; der Nebel erlaubt es ja noch. Sobald es klar wird, darf nichts zu sehen sein. Schnellen Schrittes zum rechten Flügel meines Abschnitts, dann durch den Verbindungsweg in den 1. Graben unserer Hauptverteidigungsstellung jetzt. Am rechten Flügel steht das Maschinengewehr, das rechts in einer kleinen Sappe einen vorgeschobenen Posten hat. Nun durch den vorderen Graben, wo seit 7 die Tagesposten (von jeder Gruppe 1 — 6 Mann) aufgezogen sind, so daß bei dem langen Abschnitt nur alle 40 m, nicht mal von Schulterwehr zu Schulterwehr, einer steht. Hin und wieder auf den Absatz zu den Posten hinauf und nach vorne beobachtet. Alles ruhig. An vielen Stellen nimmt das eigene Drahthindernis bei dem flachen

Landesbibliothek Oldenburg

Gelände jede Sicht. So weiter zurück in den 2. Graben und nach Hause. In den Verbindungswegen sind die Bretter über den Wolfsgruben, die im Fall des Verlustes des 1. Grabens zurückgezogen werden, derart klapperig und schwankend und glitschig von Lehm, daß die Posten auf ihrem Ablösungsweg nachts Hals und Bein brechen können. Gewisse Teile des Grabens sind ausgetreten, so daß tiefe Löcher darin sind, andere sind sumpfig. Im vorderen Graben ist noch manches des weiteren Ausbaues bedürftig, kurz eine ganze Menge von notwendigen Arbeiten ergeben sich auf diesem Rundgang, der etwa eine Stunde in Anspruch nimmt. Um viertel vor 10 komme ich wieder bei meiner Laube an, und der älteste Gruppenführer meldet die anderen zur Stelle. Jeden Morgen um diese Stunde nämlich versammele ich meinen Stab um mich und erteile Befehl für den Tag oder sage Dinge von allgemeiner Wichtigkeit an. Im Graben muß man alles, was man den Mannschaften bekannt geben will, auf diesem Wege durch die Gruppenführer ansagen lassen, weil es ja keinen Appellplatz gibt, wo man den ganzen Zug versammeln könnte. Da hat der Bursche inzwischen Kaffee gekocht auf dem kleinen bei Ostwind und schwerem Nebel entsetzlich rauchenden Eisenofen, der aber alles hergibt, was er hat, und es, wenn er kurze Zeit ordentlich brennt, gleich viel zu heiß macht in meiner Höhle. Das Schlimmste ist aber, daß diese kleinen Teufel nicht zu regulieren sind. Der primitiv mit einer Flasche als Walze gemahlene Kaffee schwimmt oben auf und muß mit dem Löffel erst oben aus dem Trinkbecher abgenommen werden. Aber heute habe ich zum erstenmal Milch, die ich der Katze wegen von der Schreibstube habe mit heraufbringen lassen. Butter und Brot steht auf dem Tisch, auch Käse als Auflage. Sogar Brötchen gibt es häufig, allerdings zäh wie Schweinsleder; aber auf dem Ofen frisch geröstet, sind sie wunderbar kroß. Dazu glänzende Eßlust, wie sollte es nicht herrlich schmecken bei dem Bewußtsein, daß wieder eine bange Nacht herum und vorne alles in Ordnung ist. Alsbald trete ich den zweiten, diesmal eingehenderen Rundgang an, dessen Zweck es ist, die notwendigen Arbeiten festzustellen. Jetzt geht es nicht nur durch die Gräben, sondern auch in alle Seitengänge und Unterstände hinein, immer mit dem Augenmerk, was ist hier und was ist da zu machen und wie. Wir sind erst gestern Abend neu in diese Stellung eingerückt. Was Wunder, das da manches unseren Anforderungen nicht entspricht. Daher die große Wichtigkeit dieser Leute und die Notwendigkeit strengster Kontrolle, bis man weiß, ob man sich auf sie verlassen kann. Jedem Gruppenführer wird nun eine besondere Arbeit zugeteilt, der eine hat mit seiner Gruppe den Latrinenbau und Reinigung des Zugangsweges, der zweite den 2. Graben, insbesondere Ersetzung der schadhaften Ziegel, der dritte den 1. Graben usw., der sechste muß Material aus der Wasserburg herbeischaffen. Nachdem noch einige aus der Reihe der Gruppenführer aufgetauchte Fragen erledigt sind, werden sie entlassen. Um 12 erstattet jeder Bericht über den Fortschritt seiner Arbeit, und danach richtet sich der Auftrag für

Landesbibliothek Oldenburg

den Nachmittag. Nun verkrieche ich mich in meinen Unterstand und lasse alles an mich herankommen. Jägermütze (ich trage die Jägeruniform hier auf) auf den Nagel, Knotenstock in die Ecke, die langen, lehmbeschmierten Stiefel mit Filzschuhen vertauscht, so mache ich mirs gemütlich. Dann greife ich wieder zum Knotenstock und gehe nochmals durch die Stellung, um nachzusehen, was gearbeitet ist, und zu notieren, was noch fehlt. Nach einer Besprechung beim Kompagnieführer zum Essen nach Hause. Nach Tisch ist die Nachmittagsmeldung fällig, die um 2 Uhr beim Kompagnieführer sein muß. Da berichtet jeder Zugführer kurz über die Tätigkeit des Feindes an Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer, Flieger, Ballons und dergleichen, Beobachtungen beim Feind, Schanzen usw. und über die geleistete Arbeit. Zusammengefaßt geht das ans Bataillon, das Ergebnis der vier Kompagniemeldungen als Bataillonsmeldung ans Regiment, vom Regiment an die Brigade, von da an die Division und dann ans Armeekorps und schließlich an die Armeeleitung. Und das Ergebnis der sämtlichen Armeemeldungen des Westens liest man dann am nächsten Tag im Heeresbericht. Jetzt meist: „Im Westen nichts Wesentliches" oder „keine besonderen Ereignisse". Und doch haben Millionen Hände und Geister gearbeitet, und manch einer auf der Riesenfront hat seinen letzten Atemzug getan! — Jetzt könnte man ein Stündchen Ruhe riskieren: hinaufgeschwungen auf die 1,50 m hohe Bettkiste und hingestreckt! Eben beginnt das Bewußtsein zu schwinden, da erzittert die Erde dumpf. Rasch vermuntert, frage ich den gerade hereinkommenden Burschen: „Was wars?" „Schrapnell 50 m rechts, Herr Leutnant!" Also hoch und hinaus. Wir haben keinen heldenhaften Ersatz, meist Leute in den 30ern, teilweise hoch darin, die kennen den Krieg bisher noch nicht, und Mühe genug hats gekostet, den teilweise sehr finsteren Oberschlesiern eine hinreichende Kenntnis der jeweiligen Stellung der Postentätigkeit usw. beizubringen. Artilleriefeuer, das ja freilich nie zu den Annehmlichkeiten gehört, bringt sie noch aus der Fassung. Da gilt es Beispiel. Draußen von Unterstand zu Unterstand, wo sie blaß an den Eingängen stehen, und jedesmal mit objektiver, wissenschaftlicher Ruhe ernst erörtert, wo es hingegangen ist, und wo der nächste zu erwarten ist. Auf mein Grabenstück gehen 8 nieder, ohne etwas anderes anzurichten, als die Grabenränder zu ramponieren und uns einmal etwas Dreck ins Gesicht zu spritzen. Wir können ganz bequem einige von den verderblichen Bleikugeln auflesen, die die platzenden Schrapnells auf die Grabensohle geschleudert haben. Ich beobachte noch etwas durch das Fernglas von meinem Beobachtungsstand aus. Beim Feind steigt aus mehreren Erdhügeln Rauch auf, die haben nichts vor. Wieder daheim, lese oder schreibe ich etwas, bis es schon um 5 zu dämmern beginnt. Die Zeit so gegen Abend wird man immer etwas unruhig, wenigstens ich, der ich erst kurze Zeit in diesem Schützengrabenkrieg stecke. Überraschungen sind gerade in der Dämmerung zu leicht möglich, wo noch die Tagesposten (nur je 1 Mann von jeder Gruppe) stehen, bis um 7 Uhr die Nachtposten

Landesbibliothek Oldenburg

(3 Mann von jeder Gruppe) aufziehen, und ich notiere mir: von morgen an beginnt der Nachtdienst um 6 Uhr. Nachdem ich infolge dieser Unruhe nochmals durch die Stellung gegangen bin, mich aber überzeugt habe, daß alles ruhig und alles richtig ist, kehre ich wieder in meine Höhle zurück und bleibe bis zum Aufziehen der Nachtposten da. Die Nacht regelt sich für mich nach der Runde, die unter uns 3 Zugführer und 1 Vizefeldwebel verteilt ist. Trifft mich die natürlich weitaus angenehmste Runde von 7—10 nicht, so kehre ich nach Kontrollierung meiner Nachtposten heim in meine Behausung und gebe mich ganz dem Genuß der Feldpost hin. Dann kommts Abendbrot, manchmal warm und manchmal kalt, aber immer mehr als genügend und mit gesundem Appetit verzehrt, und dazu 1 Flasche Bier, die neuste Errungenschaft, die ich mir aus der Kantine in Estrées habe holen lassen. Übrigens haben auch die Mannschaften, so lange wir oben sind, schon dreimal Bier gekriegt, das unten vom Faß gezapft, in den Kochgeschirren heraufgeholt und dann verteilt wird. Nach wiederholtem Hinausschauen und der gewonnenen Überzeugung, daß draußen nichts Besonderes los ist, lege ich mich um 9—10 zur Ruhe; einer der anderen Zugführer hat ja Runde. Aber die Verantwortung für den Zug nicht allein, sondern für die Unverletztheit der ganzen Front läßt die Phantasie nicht recht zur Ruhe kommen, und die kalte Ruhe des alten Kriegers, die durch die Verantwortung erregte Stimmung und das natürliche Schlafbedürfnis kämpfen um die Seele. Kurz vor 1 Uhr kommt der bisherige Rondeoffizier, meldet, was vorgefallen ist, und läßt sich von mir ablösen. Diese Ronde bezieht sich nicht nur auf den Zug, sondern auf den ganzen Kompagnieabschnitt, etwa 700 m Grabenlänge. Ich gehe in der kohlpechrabenschwarzen Nacht durch den vorderen Graben, jeden Posten nach der Parole und nach seinen Beobachtungen fragend, trete hin und wieder neben einen und beobachte mit ihm zusammen. Mit den Augen ist in diesen dunkelen Nächten nicht viel zu machen, das Ohr reicht weiter und ist der beste Beobachter in der Stille der Nacht. Da kann man bisweilen den Feind schanzen, Pfähle fürs Drahthindernis einschlagen, auch wohl husten hören. Und glaubt man in der Nähe etwas zu hören, so schießt man mal eine Leuchtkugel in der Richtung und sorgt für Aufklärung. Gut eine Stunde dauert ein solcher Rundgang, dann wird zu Hause die Nachtmeldung geschrieben und das sonst Aufgefallene notiert und ein zweiter ähnlicher Rundgang angetreten. Um 4 wecke ich meinen Nachfolger und habe mein Tagewerk hinter mir. Die Stunden von 4—7 sind einem ruhigen Schlaf gewidmet. So etwa verläuft ein Tag im Schützengraben für einen Zugführer. Die dauernde Nässe auch mit richtigem Regen verwandelt in diesen Tagen den ersten Graben in einen wahren Morast. Es ist in der Tat das 5. Element, der Dreck; ein ewiger Kampf und ein Schöpfen ins lecke Faß der Danaiden. Doch darum keine Unzufriedenheit. Wenns nicht schlimmer wird, gehts noch; und wenns doch schlimmer wird, so muß auch das eben ausgehalten werden. Es kommen ja auch Tage, wo wir

Landesbibliothek Oldenburg

mal wieder in Ruhe in Estrées oder gar in Armeereserve in Péronne liegen. Also guten Mut! —

6. Dezember 1915.

Liebe Eltern! Endlich mal ein Ereignis. Wir haben eine interessante und schwere Nacht hinter uns. Ich hatte in den ersten Nachtstunden Ronde gehabt und daher Aussicht auf einen langen Schlaf von 11 Uhr an. Gegen 3 aber erwachte ich von ungewöhnlich starkem Geschieße, das von Augenblick zu Augenblick zunahm. Draußen schien die Hölle los zu sein: Schleuderminen, Gewehrgranaten, Schrapnells, Granaten, Maschinengewehre, alles durcheinander. Auf dem Wege zu meinem Zuge mußte ich immer zwischen den einschlagenden und krepierenden Geschossen von Schulterwehr zu Schulterwehr weiterspringen. Die Schleuderminen, die den weitaus größten Teil der Höllenwerkzeuge ausmachten, sah man an der glimmenden Zündschnur ihre Bahn durch die Luft machen und konnte ihnen ausweichen. Nur waren immer 5—6 zugleich in der Luft, und im Bestreben, einer auszuweichen, lief ich einmal einer von der anderen Richtung kommenden gerade in den Weg. Ich konnte mich nur noch eng an die Grabenwand pressen; dann krepierte das Aas, daß mir Hören und Sehen verging und der Dreck mich von oben bis unten überschüttete. Einen Augenblick war ich wie gelähmt, vor allem von dem Luftdruck, aber dann bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ich noch alle Glieder hatte, und lief weiter. In meinem Abschnitt war der Graben stellenweise eingeschossen und eingeebnet. Ich ging von Gruppe zu Gruppe, fand die Posten an ihrem Platz und alle anderen Leute alarmbereit an der Treppe ihrer Unterstände, um im Augenblick des Angriffs herauszustürzen. Als ich bis zum linken Flügel durch war, ließ der Lärm etwas nach, und man brachte mir einen gefangenen Engländer. Im nächsten Unterstand bei Licht wurde ihm alles abgenommen. Als es ruhiger wurde und die Hauptgefahr beseitigt war, brachte ich ihn zum Kompagnieführer und führte — als des Englischen mächtig — das Verhör. Es war ein jugendlich aussehender glatt rasierter Engländer, Heizer von Beruf, Soldat seit September 1914. Auf dem Kopf trug er einen Stahlhelm, bei sich trug der Kerl nicht weniger als 15 Handbomben Birminghamer Fabrikats. Sonst trug er bei sich ein Andachtsbuch: „The happy Warrior" und darin einige Briefe. Er sagte, er habe zu den 24 Bombenzuträgern gehört, die den 6 Bombenwerfern, die sich an unsere Stellung herangeschlichen hatten, — es war stockfinstere Nacht — immer aus der englischen Stellung je 15 Bomben zugetragen hätten. Beim 2. Gang mit vollen Taschen nach vorn habe er die Richtung verfehlt und sei zu dicht an unsere Gräben gekommen. Gerettet ist er nur dadurch, daß dem Mann von uns, der auf ihn anlegte, die Patrone versagte und er so Zeit fand, sich zu ergeben. Aus seiner Erzählung erklärt sich der ungeheure Hagel von Geschossen, der unseren Graben überschüttete. Nachdem ich ihn selbst $1^1/_2$ Stunden verhört, studierte ich die Briefe, die noch manches Interessante enthielten. Für uns besonders interessant war da

Landesbibliothek Oldenburg

die Rede von Einschiffung von Truppen nach Ägypten, von dem Eintritt eines 16jährigen in die Territorialarmee und von einem jungen Mann, der sich beim Football (also immer noch!) einen Finger gebrochen. The happy Warrior enthält für jeden Tag des Jahres einen Spruch und eine Ermahnung für den Soldaten. Auch war ihm von der Methodist Church seines Heimatsortes Brighouse ein abgeklatschtes, von den Pastoren des Ortes unterzeichnetes Schreiben zugesandt, das vom Krieg, von Weihnachten und vom standhaften Ausharren in der gerechten Sache handelt. Mit einer gedruckten Anweisung über den Gebrauch der Gasschutzmaske, von der Heeresverwaltung jedem Soldaten zugestellt mit der Verpflichtung, sie immer im Soldbuch bei sich zu führen, ist das letzte Stück genannt, das ich bei ihm fand. Ganz merkwürdig ist, daß wir nur einen einzigen Leichtverwundeten haben trotz der Hölle, während wir doch bisher in den 8 kampflosen Tagen 1 Toten und 11 Verwundete hatten.

Französischer Schützengraben, 31. Januar 1916.

„Wir nahmen das Dorf Frise und anschließend südlich etwa 1000 m Schützengraben. An unverwundeten Gefangenen nahmen wir 10 Offiziere und 927 Mann und erbeuteten mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer." So der deutsche Heeresbericht in sachlicher Kürze über unseren endlich am 28. Januar erfolgten Angriff, der uns bis an den Sommekanal vorbrachte. Unsere Verluste sind ganz gering. Ich habe mir aus dem zerschossenen Dorf Frise einen Hund als Andenken mitgebracht. Wie wird er sich mit Mieze vertragen? Wir hoffen sehr auf baldige Ablösung; denn wir haben sehr anstrengende Tage hinter uns. Aber dafür haben wir mal wieder was erlebt. Mir und meinem Kriegshund „Fries", nach dem Dorf genannt, geht es gut. Heil und Sieg!

Schützengraben, 24. März 1916.

Liebe Eltern! Märzenschnee ist heute Nacht gefallen, wie es überhaupt seit den wundervollen Frühlingstagen von Péronne wieder häßliches, naßkaltes Wetter ist. Wir haben uns hier die ersten Tage wieder mit Unterstandsbauten beschäftigen müssen, weil in dieser neuen Stellung die von den Pionieren angelegten Unterstände immer noch nicht fertig sind. Die Leute liegen alle noch in Lehmlöchern. Als wir hier heraufkamen, wartete unser eine böse Überraschung. Unser Vorkommando, 3 Unteroffiziere und 6 Mann, die schon am Morgen in Stellung vorausgeschickt waren, damit sie sich schon eingewöhnen und im Dunkel der Nacht der Kompagnie die Ablösung erleichtern konnten, hatte durch eigene Granate, die zu kurz als Volltreffer in unseren eigenen Graben ging, mehrere Tote und Verwundete gehabt. Sie hatten friedlich vor dem Unterstand gesessen, als die Granate mitten unter sie fuhr.

27. Juni 1916.

Die große englisch-französische Offensive scheint endlich zu kommen. Schon einige Tage dauert die Artillerie-Vorbereitung und wird sich in den nächsten Tagen

Landesbibliothek Oldenburg

noch steigern. Hier ist alles bereit, diesen Höhepunkt des Weltkrieges an der Westfront mit zu erleben und dabei zu sein. Heil und Sieg!

30. Juni 1916.

Ich sehe der Offensive mit Ruhe entgegen und mit der Gewißheit, daß etwas Großes den Feinden auch diesmal nicht gelingen wird. Die eigene kleine Person darf man in solchen Zeiten nicht in Anschlag bringen. Ernst wird es wohl auf alle Fälle. Ihr gehört ja zu den Eltern, denen man so was schreiben darf, und die solche Wahrheit vertragen können.

Westfront, 15. Juli 1916.

Ihr Lieben alle daheim! Wohl das gewaltigste Erlebnis meines bisherigen Daseins liegt jetzt einige Tage hinter mir. Es waren die Kampftage vom 1.—11. dieses Monats. Die letzte Woche des vergangenen Monats sahen wir in der unerhörten 7tägigen Artillerievorbereitung die Riesenoffensive herannahen. Ein grandioses Schauspiel. Dann am 1. Juli brach es los. Wir waren nicht vorn, mußten aber jetzt durch das vom Feind unter dauerndem Artilleriefeuer gehaltenen Zwischengelände nach vorn durch. Die erste Stellung hatte der Feind im ersten Anlauf genommen; wir kamen in eine Zwischenstellung, die hinter der ersten, aber vor der zweiten Stellung entlang führt, und hatten hier den nächsten Sturm des Feindes auszuhalten. Gleich zu Anfang wurde mein Kompagnieführer verwundet und gleich darauf auch der eine Zugführer. Ich übernahm die Führung der Kompagnie und habe den Abschnitt gehalten, bis eines Morgens der Befehl zur Räumung kam. Nun bezogen wir einen anderen Abschnitt der Stellung. Inzwischen kam ein neuer Kompagnieführer. Ich erhielt nachts den Auftrag, ein vorgeschobenes Grabenstück, das am Tage vorher von einem anderen Truppenteil aufgegeben war, zu besetzen. Beim Vorgehen in Schützenlinie erhielt ich heftiges Feuer von eigenen Truppen. Erst als ich mich unter großen Schwierigkeiten mit denen verständigt hatte, konnte ich weiter vorrücken und den Graben einnehmen, den ich vom Feind noch unbesetzt fand. Drei Stunden war ich ohne Anschluß nach rechts und links allein in dieser Stellung, bis endlich die Anschlußtruppen einrückten. Am Abend desselben Tages wurde ich plötzlich zur 2. Kompagnie abkommandiert, deren Führer gefallen war, der zweite innerhalb 5 Tagen bei derselben Kompagnie. Damit begann eine überaus schwere Zeit für mich. Bei der 2. Kompagnie waren nur noch 15 Mann um einen Leutnant, alles andere war zersprengt und hatte sich in dem furchtbaren Artilleriefeuer verkrochen. Über 80 Mann habe ich an dem Abend gefunden, eingeteilt und hinaufgeführt, alles in einem Höllenwalde. Mit fast 100 Mann gelangte ich in die neue Stellung, die ich besetzen und halten sollte. Tiefe Nacht. Ich grenzenlos erschöpft. Morgens um 5 Angriff des Feindes aus Estrées. Eine Handvoll entgegengeworfen, Rest wiederum zusammengesucht und gegen den Feind geführt. Wir gewannen im Handgranatenkampf ein Grabenstück. Schon war ich mit einer kleinen Schar auf

Landesbibliothek Oldenburg

freiem Felde zum Sturm auf das Dorf Estrées, da erhielten wir Feuer von rechts rückwärts. Der Feind saß schon in den rückwärts gelegenen Gräben. Den ganzen Tag Befehle und Gegenbefehle, neue Truppen, Abschnittsverschiebungen, Unordnung, Unruhe, Aufregung, bis ich schließlich am nächsten Tage ein bestimmtes, am weitesten gegen den Westausgang von Estrées vorgeschobenes Grabenstück zum Festhalten angewiesen erhielt. Da habe ich mich 5 Tage lang in schwerstem Minen- und Artilleriefeuer gegen den Feind gehalten, der etwa ein Dutzend Flieger dauernd über unserer Stellung in unverschämter Tiefe kreuzen ließ und Gewehrgranaten, Handgranaten, Schleuderbomben und was sonst noch all für Mordwerkzeuge gebrauchte. Wir waren ganz ohne Fliegerunterstützung, meist ohne Artillerieunterstützung. Zwei Angriffe von Handgranatentrupps, den einen am 8. und den anderen am 11., haben wir abgewiesen und die Gräben gehalten, bis am 11. nachts unsere Ablösung kam. Dann traten wir den Rückmarsch an durch ein Höllensperrfeuer und hatten Ruhe im Dorf Béthencourt an der Somme. Die Leistungen unseres Bataillons sind in den höchsten Worten anerkannt. Was meine Kompagnie betrifft, so darf ich mir in allererster Linie das Verdienst zurechnen. Sie war, als ich sie übernahm, so demoralisiert, daß alles auseinander gelaufen wäre ohne mich. Ungeheuer war die Arbeit, aber auch der Lohn. Über 100 Mann blutige Verluste in 11 Tagen allein in meiner 2. Kompagnie. Jetzt ist Ersatz da, und es gibt alle Hände voll zu tun, um die Kompagnie in die Hand zu bekommen für neue Kämpfe. Die Abspannung ist groß, aber man weiß, was man tut und wofür. Erwartet keine weiteren Briefe. Nur Karten über das Wohlergehen. Euch allen die herzlichsten Grüße.

Paul.

Landesbibliothek Oldenburg



Robert Probſt

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Robert Probſt

Kaufmann, Sohn des im Jahre 1913 verſtorbenen Amtsrentmeiſters Probſt zu Oldenburg, geboren am 18. Oktober 1882, beſuchte die Oberrealſchule ſeiner Vaterſtadt und verließ ſie Oſtern 1898, nachdem er die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienſt erlangt hatte. Er widmete ſich dem Kaufmannsberufe und war zuletzt beim ſtädtiſchen Gaswerk zu Recklinghauſen als kaufmänniſcher Angeſtellter tätig. Seiner Militärpflicht genügte er beim Bezirkskommando in Oldenburg. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurde er eingezogen und rückte am 10. Oktober 1914 ins Feld. Bei den ſchweren Kämpfen am Yſerkanal erlitt er ſchon am 12. November als Unteroffizier der 1. Kompagnie des Reſerve-Infanterie-Regiments Nr. 211 bei Merkem den Heldentod. An dieſem Tage war er noch geſehen worden, dann galt er lange Zeit als vermißt. Da bei dem nächtlichen Überfall zahlreiche Kameraden gefallen waren, ſo wurden ihnen die Wertſachen und Erkennungsmarken abgenommen und in eine Kiſte gelegt. Schon war eine Grube für ein Maſſengrab ausgeworfen, als plötzlich der Feind die Beſchießung der eroberten Stellung mit Artillerie ſchwerſten Kalibers eröffnete, wodurch faſt alles in Grund und Boden geſchoſſen wurde. Auch die Kiſte iſt einer Granate zum Opfer gefallen. Weil übrigens in der folgenden Nacht andere Truppen die Stellung beſetzten und ſie ſpäter doch dem Feinde überlaſſen mußten, ſo galten ſo viele Tote längere Zeit als vermißt, bis man alle Hoffnung aufgeben mußte. Zeugen, die als Verwundete bei der Kompagnie wieder eintrafen, wollen mit Beſtimmtheit geſehen haben, daß der Unteroffizier Probſt gefallen iſt. Wäre er verwundet in die Hände der Feinde gefallen, ſo hätte er bei ſeiner Gewandtheit zweifellos ein Lebenszeichen von ſich gegeben.

Feldpoſtbriefe.

Herbesthal, 14. Oktober 1914.

Einen letzten Gruß von deutſchem Boden! Wir fahren zunächſt, wie ich ſoeben höre, nach Löwen.

Ledeberg, 16. Oktober 1914.

Wir ſind am Montag früh um 3 Uhr von Jüterbog abgefahren und am Mittwoch Abend 12 Uhr in Erpe (Belgien) angekommen. Sind heute nach ſiebenſtündigem Marſch in Ledeberg, Vorſtadt von Gent, in Bürgerquartieren untergebracht. Hoffentlich ſchneiden uns die Leute dort nicht den Hals ab. Morgen geht es weiter. Übermorgen ſtehen wir vielleicht ſchon im Feuer. Die Stadt Löwen iſt arg verwüſtet, ebenſo die hieſige Gegend. Sind auch an vielen Einzel-

Landesbibliothek Oldenburg

und Massengräbern vorübergekommen. Der heutige Marsch war sehr interessant, aber auch sehr beschwerlich. Viele Leute haben schlapp gemacht.

27. Oktober 1914.

Gestern vor acht Tagen, am 19. Oktober, erhielt unser Regiment 211 die Feuertaufe. Meine Kompagnie hatte 7 Tote und 23 Verwundete. Seit diesem Tage sind wir ständig im Gefecht mit den Engländern, Franzosen und Belgiern. Wir kreisen sie ein. Seit einigen Tagen liegen wir vor Dixmuiden, der Feind will gar nicht weichen. Seit dem 19. Oktober liegen wir nachts immer draußen in Schützengräben. Meine Erkältung hat nachgelassen, ich huste gar nicht mehr. Ich schreibe dies im Schützengraben, auf den Knieen liegend. Um uns herum krepieren die feindlichen Artilleriegeschosse. Augenblicklich regnet es zum Überfluß auch noch.

Vor Bixschote, 2. November 1914.

Seit dem 19. Oktober liegen wir andauernd im Feuer, wir haben hauptsächlich unter feindlicher Artillerie zu leiden, die ganz großartig schießt. Von unserer Kompagnie existiert nur noch die Hälfte, von unserem Regiment nur noch ein kriegsstarkes Bataillon. Unser Regiment wird wahrscheinlich mit einem anderen verschmolzen. — Gestern habe ich meinen ersten selbständigen Patrouillengang vor dem Feinde gemacht. Die Sache war nicht sehr einfach. Meine Aufgabe war, den Feind, der sich aus Bixschote zurückgezogen hatte, zu beobachten. Zu diesem Zweck kletterte ich mit meinen Leuten, zwei Mann, auf den Boden eines Hauses und konnte von da die feindliche Stellung großartig übersehen. Nachher wurden wir dort von feindlicher Artillerie arg beschossen, ich mußte mich deshalb zurückziehen. Auf dem Rückwege wurde ein Mann von einem Schrapnell getroffen. Die Kugel war aber unwirksam, sie blieb im Lederzeug sitzen. Letzte Nacht wurden wir von unserer eigenen Artillerie beschossen, wobei wir 6 Verwundete hatten. Das ist sehr traurig. Überhaupt ist der ganze Krieg so etwas Schreckliches, daß man Zeit seines ganzen Lebens daran denken muß. Ich bin bis jetzt noch gut davon gekommen.

Merkem, 6. November 1914.

Mir geht es noch gut. Es hat sich in unserer Lebensweise noch nichts geändert. Wir liegen noch immer in Schützengräben Tag und Nacht draußen. Es ist hier aber eine sehr warme Witterung. Wir werden heute wieder heftig von feindlicher Artillerie beschossen, wir haben heute Morgen schon 2 Tote und 2 Verwundete gehabt. Wann ist dieser schreckliche Krieg zu Ende?

Landesbibliothek Oldenburg



Walther Probst

Landesbibliothek Oldenburg


Landesbibliothek Oldenburg

Walther Probſt

Referendar, Sohn des verſtorbenen Amtsrentmeiſters Probſt zu Oldenburg, geboren am 25. September 1887, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, um ſich Oſtern 1907 nach Erlangung des Zeugniſſes der Reife dem Studium der Rechtswiſſenſchaften zu widmen. Er ſtudierte in Marburg, München und Göttingen zuſammen ſieben Semeſter und wurde nach der erſten Staatsprüfung am 14. Juli 1911 zum Referendar ernannt. Während ſeines Vorbereitungsdienſtes bei verſchiedenen Behörden in Oldenburg hatte er gerade ſeine ſchriftliche Aſſeſſorarbeit vollendet, und die Prüfungsbehörde hatte ſie angenommen, als er im Mai 1915 zum Erſatzbataillon des Infanterie-Regiments Nr. 79 in Oldenburg eingezogen wurde. Nach Beendigung der Ausbildung wurde er dem Oldenburgiſchen Infanterie-Regiment Nr. 91 zugeteilt und rückte am 13. Oktober ins Feld. Mit dem Regiment kämpfte er in Frankreich und Rußland. Inzwiſchen war er zum Unteroffizier befördert worden. Er fiel am 2. Juli 1916 bei Zaturce in Wolhynien, mit ihm ſein Bataillonsführer Hauptmann v. Raumer und ein Offizier, ſowie viele brave Unteroffiziere und Mannſchaften des Bataillons. Um 11 Uhr war nach Artillerievorbereitung der Sturm auf das Dorf befohlen. Beim Verlaſſen des Grabens erhielt die Kompagnie ſtarkes Gewehr- und Artilleriefeuer, ſo daß erhebliche Verluſte eintraten. Probſt wurde am Bein und Unterleib verwundet und nachher mit dem Vizefeldwebel Brunken in einem Schützenloch durch eine Granate verſchüttet, ſo daß ſie das Loch verlaſſen mußten, nachdem ſie ſich herausgearbeitet hatten. Probſt ſprang zu einem anderen Loch, das ſich ein Kamerad gebuddelt hatte. Aber noch ehe er Rettung fand, als er vielleicht 2 bis 3 Schritt von ſeinem Ziel entfernt war, ſetzte das ruſſiſche Maſchinengewehrfeuer von rechts aus der Flanke ein, es war 3 Uhr geworden; er war gerade beim letzten Sprung und ſtieß das Wort „Halloh“ aus, da wurde er von zwei Kugeln getroffen, wovon die eine ihm das Herz durchbohrte. „Das Wort Sterben kam noch über ſeine Lippen, und dann war es vorbei“, ſo berichtete der Kamerad, der ihm die Augen zudrückte. Wegen ſeines ſtillen, ruhigen Weſens war er bei Vorgeſetzten, Kameraden und Untergebenen ſehr beliebt. Die Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften bedauerten den Verluſt des tapferen Kameraden aufs ſchmerzlichſte.

Feldpoſtbriefe.

Im Weſten, 24. Oktober 1915.

Nach einem zweitägigen ſehr anſtrengenden Marſche ſind wir endlich an unſerem Beſtimmungsorte angekommen. Geſtern und vorgeſtern haben wir einen Marſch von je 30 km zurückgelegt. Ich habe die Märſche verhältnismäßig gut

Landesbibliothek Oldenburg

überstanden. Wir sind aber alle froh, daß wir endlich hier angekommen sind. Nach Aussage unseres Kompagnieführers werden wir hier noch weiter einige Wochen in Ruhe bleiben. Aber selbstverständlich kann das Regiment im Bedarfsfalle jeden Augenblick alarmiert werden. Ob das in der nächsten Zeit der Fall sein wird, weiß ich nicht, da wir in Ermangelung jeglicher Zeitung über die militärische und politische Lage in keiner Weise orientiert sind. — Von Euch ist noch immer keine Post angekommen. Der Ort, in dem wir uns jetzt befinden, ist aber Bahnstation, so daß wir wohl hoffen dürfen, in nicht allzu ferner Zeit Nachrichten aus der Heimat zu erhalten. Die zurückgebliebene Bevölkerung ist sehr nett und entgegenkommend zu uns. Wir haben sogar eine „Ferme" gefunden, in der wir Milch und Eier bekommen und uns auch waschen können. Das Leben ist hier sonst ziemlich eintönig. Das Briefschreiben ist meine liebste Beschäftigung, leider läßt man uns nicht viel Zeit dazu.

Im Westen, 29. Oktober 1915.

Seit heute befinden wir uns nun endlich in Stellung. Vorläufig ist unsere Kompagnie in einem von den Franzosen vollständig zerschossenen Dorfe in Reservestellung. In den allernächsten Tagen werden wir aber in den Schützengraben kommen. Während ich hier schreibe, schießt unsere Artillerie andauernd über unsere Köpfe hinweg in die feindlichen Stellungen. Zuerst schrickt man immer bei jedem Schuß etwas zusammen. Allmählich gewöhnt man sich an das Feuer aber so sehr, daß man es kaum noch beachtet. Willers und Calmeyer-Schmedes liegen nicht mit mir zusammen, aber sie wohnen nur wenige Schritte von mir entfernt, so daß wir uns immer leicht besuchen können. Wir freuen uns jedesmal, wenn wir uns sehen und machen auch unsere Einkäufe zusammen. Für die Zeitungen, die Du mir immer schickst, danke ich recht herzlich, sie werden hier von den Oldenburgern eifrig gelesen. Wir freuen uns überhaupt sehr über jedes Lebenszeichen aus der Heimat.

Im Westen, 22. November 1915.

Gestern habe ich, so kann ich wohl sagen, meine Feuertaufe erhalten. Am Nachmittag erhielten wir zunächst zwei Volltreffer von der französischen Artillerie in unseren Graben. Der Graben wurde an der Stelle vollständig zerstört, Schaden hat aber niemand erlitten. Gestern abend habe ich einen Patrouillengang mitgemacht. Wir hatten die Aufgabe, Aufklärung zu suchen über die Aufstellung der feindlichen Vorposten. Zwei Patrouillen wurden ausgeschickt, die je zehn Mann stark waren. Die beiden Patrouillen sollten sich in der Nähe der feindlichen Vorpostenlinie treffen. Als wir ganz nahe heran waren, erhielten wir plötzlich von den feindlichen Vorposten heftiges Feuer, was uns veranlaßte, uns möglichst schnell, bald kriechend, bald springend, zurückzuziehen, um aus der Feuerlinie — wir erhielten auch Flankenfeuer — herauszukommen. Unsere Aufgabe haben wir aber erfüllt. Wir haben festgestellt, daß sich etwa 500 m vor unserem

Landesbibliothek Oldenburg

Drahtverhau eine starke feindliche Vorpostenkette befindet. — Augenblicklich beschießen die Franzosen unsern Graben sehr viel, sowohl mit Artillerie, als auch mit Maschinengewehren und Gewehren, meistens jedoch ohne Erfolg.

Im Westen, 1. Dezember 1915.

In der letzten Zeit hatten wir außerordentlich viel Arbeit. 7 Stunden mußte ich täglich an einem Wohnstollen arbeiten. Oft mußten wir dann abends von 10—12 Uhr nochmals auf der Deckung arbeiten. Dabei haben wir gerade in letzter Zeit außerordentlich schlechtes Wetter gehabt. Es regnete fast fortwährend, zudem war es furchtbar kalt. Der Graben, in dem wir jetzt wieder in Stellung sind, stand teilweise unter Wasser, stellenweise war er auch eingefallen. Um ein weiteres Einstürzen des Grabens zu verhüten, mußte er natürlich sofort ausgebessert werden. Die Strapazen hier sind nicht gering. Unter diesen Umständen ist es mir in den letzten Tagen nicht möglich gewesen zu schreiben. Zeit und Stimmung dazu fehlet einem vollständig. Man ist nur froh, wenn man schlafen kann. Hinzu kommt, daß mir die körperliche Arbeit vollständig ungewohnt ist. Sonst geht es mir aber noch immer gut, doch wollte ich, daß der Krieg vorbei wäre. Aber nach den letzten Zeitungsberichten scheint es mir, als ob man ein baldiges Ende des Krieges noch nicht erwarten darf. Die Engländer und Franzosen sind zu sehr verblendet; sie halten zwar unser Balkanunternehmen für einen kühnen und genialen Schachzug, sind aber anderseits doch noch immer der Meinung, daß wir am Ende unserer Kraft angelangt sind, und daß eine kräftige im Osten und Westen zugleich stattfindende Offensive uns schließlich doch vernichten wird. Solange die Feinde von diesem Wahn nicht ablassen, ist meiner Ansicht an ein Ende des Krieges nicht zu denken.

Im Westen, 29. Januar 1916.

Gestern nacht sind wir wieder in unsere alte Stellung gerückt. Ich bewohne jetzt einen ganz neuen Unterstand, der sich an einem Bergabhange befindet. Von hier aus haben wir eine herrliche Aussicht auf das vor uns liegende Tal und von dort auf sanft ansteigende Hügel. Hier und dort liegen an den Bergabhängen kleine Dörfer, aber alle sind mehr oder weniger zerschossen. Es ist schade, daß ein so schönes Land in so schrecklicher Weise verwüstet wird. Hoffentlich hat die Verwüstung bald ein Ende. — Die Stellung ist hier nicht mehr so ruhig wie früher, die französische Artillerie belästigt uns jetzt bedeutend mehr. Gestern nachmittag hatte ich im Geschäftszimmer des Bataillons zu tun, das sich im sogenannten Hohlweg befindet. Als ich das Zimmer verließ, sausten mehrere feindliche Granaten über meinen Kopf hinweg und schlugen auf dem Berg unmittelbar hinter dem Hohlweg ein. Die Feinde hatten offenbar die Absicht, den Hohlweg, in dem sehr viele unserer Offiziere wohnen, zu beschießen. Glücklicherweise schossen sie zu weit. — Wir sind jetzt dabei, unseren Unterstand bombensicher zu machen, indem wir Sand und Steine darauf werfen. Die Unterstände sind hier sehr schlecht.

Landesbibliothek Oldenburg

Wir haben mit 15 Mann einen zugewiesen erhalten, in dem nur Platz für neun Mann vorhanden ist. „Betten" gibt es in dem Unterstand nicht, man muß vielmehr auf Holzbrettern schlafen. Ich habe mich deshalb mit 2 anderen in einem Gang neben unserem Unterstande häuslich eingerichtet. Dieser Gang hat den Zweck, für unseren Unterstand als Notausgang zu dienen. Hier schlafen wir in Hängematten, die wir dadurch herstellen, daß wir unsere Zeltbahn an den Wänden des Ganges befestigen. Auf diese Weise schlafen wir sehr weich. Nur ist es hier sehr kalt, da wir vorläufig noch keinen Ofen haben. Aber den Vorteil hat dieser Gang, daß er bombensicher ist, er befindet sich 10 m unter der Erde. Das ist gerade in unserer jetzigen Stellung ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Im Westen, 2. März 1916.

Dieses Mal habe ich ein sehr schönes Quartier erhalten; wir bewohnen mit nur 4 Mann ein schönes, geräumiges Zimmer. Sehr angenehm empfinde ich es, daß ich jetzt wieder eine Behausung habe, in der ich aufrecht stehen kann. In dem Unterstand, den ich im Schützengraben bewohnte, war das nicht möglich. Dort konnte man sich nur sitzend oder liegend aufhalten. — Auch hier gibt es sehr viel Arbeit. Die Tätigkeit der französischen Artillerie wie auch der deutschen ist eine außerordentlich lebhafte. Das hängt mit unserer Offensive bei Verdun zusammen. Die Franzosen scheinen sehr nervös geworden zu sein, Tag und Nacht hört man den Kanonendonner. Sehr viel wird unsere Artilleriestellung beschossen, sonst merken wir von der Offensive bei Verdun nicht viel. Hoffentlich macht diese weiter gute Fortschritte, damit die Franzosen endlich einmal eine empfindliche Niederlage erleiden. Es wird die höchste Zeit, daß der Übermut unserer Feinde einmal einen Dämpfer erhält. Wir wünschen alle sehnlichst die Entscheidung herbei.

Im Osten, 23. Juni 1916.

Gestern erhielt ich zu meiner allergrößten Freude nach langer Zeit des Wartens 3 Briefe von Dir. Paketpost habe ich leider noch nicht erhalten. Es wird aber gesagt, daß die Pakete heute abend eintreffen sollen. Wir warten alle sehnlichst darauf. — Deine Vermutungen hinsichtlich unseres Verbleibs sind richtig. Wir befinden uns hier im Bewegungskriege, der naturgemäß viel reicher an Entbehrungen und Gefahren als der Stellungskrieg ist. Zumal, wenn die Verkehrsverhältnisse infolge des sumpfigen Geländes so außerordentlich schlecht sind, wie es hier der Fall ist. Wir bekommen abends um 11 Uhr warmes Mittagessen, Kaffee und ein drittel Kommisbrot. Alle zwei Abende erhalten wir außerdem eine Messerspitze voll Marmelade oder Wurst, gerade genug, um eine Schnitte zu belegen. Im übrigen müssen wir trockenes Brot essen, da es hier selbstverständlich an jeglicher Kaufgelegenheit fehlt. Es wäre mir daher sehr angenehm, wenn ich bald Pakete bekäme. Ich bitte aber, nur kleine Pakete zu schicken, da wir jeden Augenblick weiter maschieren können, und ich dann zu viel zu schleppen hätte. — Meine Karten, die ich Dir auf der Reise und auch von hier aus

Landesbibliothek Oldenburg

geschrieben habe, wirst Du wohl inzwischen erhalten haben. Gerade Pfingsten haben wir eine herrliche Fahrt durch Deutschland gemacht. Bei der Gelegenheit habe ich nach langen Jahren Marburg wiedergesehen. Dann kamen nicht leichte Tage. Verluste hat unser Bataillon noch nicht gehabt, obgleich wir bereits zweimal in ausgeschwärmter Schützenlinie zum Gefecht vorgegangen sind. Jedesmal aber hatte sich der Feind bereits zurückgezogen, so daß uns nur einige Nachzügler in die Hände fielen. Das I. Bataillon dagegen hat bereits schwer gelitten. Augenblicklich sind wir dabei, Schützengräben zu bauen. Wahrscheinlich sollen wir vorläufig nicht weiter vorgehen, bis Verstärkung herangekommen ist. Wir wollen hoffen, daß alles zum guten Ende geht, und daß vor allen Dingen die Offensive der Russen recht bald zum Stillstand kommt. In dieser Zeit empfindet man es doppelt angenehm, daß wir mit mehreren Bekannten aus Oldenburg zusammen sind. Wir kommen häufiger zusammen und teilen uns die neuesten Nachrichten aus Oldenburg mit. Dabei interessiert jede Kleinigkeit. Hoffentlich dauert dieser Krieg nun nicht mehr gar so lange. Mit der Zeit bekommt man doch große Sehnsucht nach der Heimat. Doch wir müssen alle stark sein in dieser schweren Zeit und wollen uns die Worte unseres Pfarrers zu Herzen nehmen, der sagt, man solle an der Stelle, an die man gestellt ist, seine Pflicht tun und alles übrige Gott überlassen. —

Landesbibliothek Oldenburg

Adolf Ramien

Postassistent, Sohn des verstorbenen Lehrers Ramien, geboren am 28. Juni 1890 in Neuenfelde bei Elsfleth, besuchte die Oberrealschule in Oldenburg und erlangte hier die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Darauf trat er in den Postdienst ein. Am 1. Oktober 1913 trat er in die 9. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 ein, um seiner Militärpflicht zu genügen. So rückte er als Gefreiter nach dem Ausbruch des Krieges mit seinem Regiment ins Feld zunächst nach Belgien und dann nach Frankreich. Er kämpfte in den Schlachten bei Namur, St. Quentin, Charleroi, Chatelet und wurde vor Reims durch einen Granatsplitter am Kopf verwundet. Deshalb kehrte er in die Heimat zurück. Nachdem der Splitter entfernt war, wurde er zur 3. Kompagnie des Ersatz-Bataillons 91 entlassen und nach einem Kursus der Infanterie-Lehrabteilung als Unteroffizier bei dem Rekrutendepot des II. Ersatz-Bataillons 91 verwendet. Die Abkommandierung zu einem Offiziers-Aspiranten-Kursus in Döberitz wurde durch eine Verfügung des Kriegsministeriums umgestoßen, nach welcher sämtliche Offiziers-Aspiranten sofort zu einem mobilen Truppenteil gesandt werden sollten. Am 20. April 1915 rückte er wieder nach Frankreich ab. Bei Reims wurde noch eben ein Wiedersehen mit seinem Bruder Karl gefeiert, und schon am folgenden Tage ging es zurück und weiter nach Galizien. Hier nahm er an den schweren Kämpfen am San teil und wurde am 15. Mai 1915 nachmittags bei Jaroslau durch einen Bauchschuß so schwer verwundet, daß er schon am 16. den Heldentod erlitt. Er fand bei dem Dorfe Chalupki seine letzte Ruhestätte. Das Friedrich-August-Kreuz, sowie eine Beförderung, die schon einige Tage für ihn bereit lagen, vermochten ihn nicht mehr zu erfreuen.

Feldpostbriefe und Tagebücher.

La Gravoise, Dormans (Marne). Ohne Datum.

Liebe Mutter! Ich beginne diesen Brief, weiß aber nicht, wo und wie ich ihn anfangen soll. Ich habe inzwischen soviel erlebt und lebe unter Verhältnissen, wovon ich Dir auch nicht annähernd ein Bild machen kann. Ich will jedoch versuchen, Dir der Zeitfolge nach alles Wissenswerte mitzuteilen. Am 9. August gelangten wir mit dem Zuge nach Montjoie. Von da marschierten wir nach Belgien hinein. Der Marsch ist hier wegen der großen Hitze beschwerlich. Wir haben tagtäglich die brennende Sonne über uns. Bis zum 21. ging alles ruhig ab. Nachmittags stießen wir auf geringe feindliche Kräfte. Der erste Zug unserer Kompagnie ging vor. Wir bezahlten die Feuertaufe mit 2 Toten und 5 Verwundeten. Hier sah ich zum ersten Mal einen toten Franzosen: dieselben roten Hosen und derselbe

Landesbibliothek Oldenburg



Adolf Ramien

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

blaue Rock wie 70/71. Dagegen wir schmucken Krieger! Am folgenden Tage marschierten wir durch die Stadt Chatelet. Den Namen vergesse ich nie! Hier machte ich das erste Straßengefecht mit. Es war schrecklich. Die Bevölkerung wurde hordenweise durch Kavallerie hinausgetrieben. Aus Fenstern und Türen, aus Dachluken und Pfannenlöchern wurden wir beschossen. Es wurden Leute an Ecken sichtbar, die schossen und dann wieder verschwanden. Die Kugeln pfiffen, und man wußte nicht, woher. Und gerade das ist das Schrecklichste, was es für uns gibt. Einen offenen Kampf, Gesicht gegen Gesicht fürchten wir Deutsche nicht, aber der Franzose ist falsch und feige. Im Hinterhalt wehrt er sich; wird er aber entdeckt, dann wirft er sein Gewehr fort und bittet mit erhobenen Händen um Pardon. So kam es, daß wir bei Chatelet gegen Militär und seitwärts gegen Zivilisten kämpfen mußten. Mancher hat sein Leben gelassen, Heini Vogelsang, Heini Runge und viele, die Ihr gar nicht kennt, Leutnant Fahrenkamp Schuß durchs Knie, unser Leutnant Schuß durch die Hand usw. Von der 1. Gruppe (8 Mann) der Kompagnie bin ich der einzige Überlebende. Bei dieser Gelegenheit bekam ich, als ich wie so oft im Drahtgitter der Umzäunungen festsaß, einen Schuß durch den Tornister, durch Stiefel und Kochgeschirr. Bis zum 24. August hatten wir täglich Gefechte. Am 24. lag unsere Kompagnie in schwerem feindlichen Artilleriefeuer. Dauernd platzten über uns Schrapnells und Granaten. Bis zum 29. gingen wir weiter vor, um dann auf den Feind zu stoßen. Diese Schlacht dauerte auch mehrere Tage bis zum 31. Es war eine furchtbare Zeit. Es fielen Einjährige Otto Müller, Mannheimer, Fidi Heeren usw. Auch mein Feldwebel ist tot. Wir Überlebenden waren furchtbar mitgenommen. Tagelang haben wir uns durchgefressen, ohne etwas von der Kompagnie zu erhalten. Die Lebensmittelwagen können den vorgehenden Truppen nicht so schnell folgen, weil man mit einem so rapiden Vorgehen der Unserigen nicht gerechnet hat. Besonders die Franzosen bewundern unsere Marschleistungen. Die Folgen blieben aber bei uns nicht aus, an den Straßen liegen tote, kranke und abgearbeitete Pferde und Menschen. Die Füße versagen die Dienste. Seit dem 3. September bin ich marschunfähig, ich fuhr einige Tage bei der Artillerie und befinde mich seitdem in Dormans, einem Ort von der Größe Oldenburgs, hier werde ich behandelt und bin fast wiederhergestellt. In der Stadt sind viele Häuser leer, da die Einwohner geflüchtet sind. Jedenfalls können wir uns freuen, daß wir den Krieg nicht in unserem Lande haben. Ganze Provinzen werden verwüstet, Städte brennen ab, Dörfer werden in Brand geschossen, und viele kommen dabei um, die vollständig unschuldig sind. Die meisten Leute hier wollen den Krieg auch gar nicht, sie wissen gar nicht, warum er geführt wird. Der eigentliche Haß gegen uns steckt in Paris. Paris bedeutet hier mehr als Berlin für uns, es ist hier alles. Paris ist Frankreich, ist Reichtum und Macht. Das Land ist arm. Die Leute sind hager, trocken, ausgemergelt. Die Häuser sind durchweg alt, neue moderne gibt es wenig. Es fehlt hier junges

Landesbibliothek Oldenburg

Leben, es fehlt der Nachwuchs. Zwei Kinder sind hier viel, 3 schon zu viel. Und das ist der Ruin Frankreichs. Der Franzose ist kraftlos, ohne Mark, er ist faul und hat nur Sinn für Tand, für leichtes Leben. Spielzeug und Musik gibts fast in jedem Hause. Das merkt man natürlich auch dem Soldaten an. Er ist schlapp, er kann das Forsche des Deutschen nicht vertragen, er muß vor uns weichen, und zwar jetzt auf dem Schlachtfelde. Es muß nur noch die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Wir hoffen alle, daß wir mit Frankreich recht bald fertig werden.

Montcornet, 18. September 1914.

Liebe Mutter! Bei der 12. Kompagnie Reserve-Infanterie-Regiment 92 kämpfte ich seit Sonntag bei Aguilecourt. Am Mittwoch morgen (die gewaltige Schlacht dauert noch jetzt) gegen 7 Uhr platzte vor mir eine Granate eines schweren englischen Geschützes. Welche Wirkung die hatte, ist nicht zu beschreiben. Mein linker Nebenmann, wir lagen Arm bei Arm, zeigte mir seinen gespaltenen Kopf, mir lief das Blut in den Nacken, und viele sind tot oder verwundet. Wie Kinder schrieen wir Männer, hilflos. Mit einigen, die sich bewegen konnten, lief ich zurück. Sowie ich mich erhob, eröffneten die Franzosen das Feuer auf uns. Wie ich da durchkam, weiß ich nicht. Mit Schaudern sah ich mich um, als von neuem die Granaten da einschlugen, wo die Kameraden noch lagen. Wenige werden zurückkehren. Die Schlacht tobt noch jetzt. Das große Elend muß bald ein Ende haben. Wir Verwundeten gingen Arm in Arm, einige waren infolge des Blutverlustes sehr schwach, durch Korn- und Rübenfelder nach einem 4 km entfernten Dorf, einer Verbandstelle. Unterwegs lagen noch Franzosen, die lebten und am Sonntag schon angeschossen waren. Von hier marschierte ich bis abends 5 Uhr nach Neuchatel, nirgends konnten wir bleiben. In einer Scheune schlief ich, allerdings schlecht, da es zu kalt war und ich nur auf einer Seite liegen kann. Gestern, am anderen Tage, ging ich 28 km hinter einem Krankenwagen her. Es regnete den ganzen Tag, das Wasser lief mir oben aus dem Stiefel. In Montcornet wurden wir in die Kirche gewiesen. Diese war fast voll, die Verwundeten lagen zwischen den engen Kirchenbänken. Wie oft, ging ich auf eigene Faust los. Mit den Leuten verständige ich mich leidlich. Ich ging in irgend ein Haus, bat mich am Herd hinsetzen zu dürfen und freundete mich im Laufe des Abends beim Glase Wein mit der ärmlichen Familie an. Der Sohn steht gegen uns im Felde. Ich bekam einen Platz auf dem Boden auf einem Bündel Stroh, war todmüde und konnte doch nicht schlafen. Ich glaube, mein Schädel hat gelitten. Nach leichtem Schlaf wachte ich heute vormittag um 11 Uhr auf. Ich ging zur Kirche, hier war es fast leer, die anderen waren mit der Bahn bereits weiterbefördert. Heute kommen 500 Verwundete, die am Abend weiterfahren. So liege ich hier denn jetzt noch auf Stroh neben dem Altar. Wir bekamen eben warmes Essen. Ja, Mutter, auch ein Stück aus dem Kriegsleben. Ich will alles versuchen, nach Hause zurückzukommen. Bin total kaputt. Ich kann nachts nicht auf meinen eigenen Knochen

Landesbibliothek Oldenburg

liegen. So gehts aber allen. Zu bedauern sind die vielen Schwerverwundeten, und dann die große Zahl der Toten. Ich freue mich des Glückes, so gut weggekommen zu sein. Einstweilen müssen wir warten. Postsachen an mich zu senden, ist zwecklos. Ich schreibe bei nächster Gelegenheit. Herzlichen Gruß allerseits. Adolf.

Galizien, 1. Mai 1915.

Nach beschwerlichem Marsch schliefen wir bis 8 Uhr auf einem Heuboden, etwa 80 Mann. Es war gestern zu heiß, gegen Morgen zu kalt, um schlafen zu können, die Eigenart des Festlandsklimas. Aus Gründen militärischer Art, die uns unbekannt sind, haben wir heute wieder Ruhetag. Die Sonne brennt, ein lauer Wind weht, und so leben wir im grünen, von Bergen umrahmten Tal, wie im Paradiese, bis es heißt: Fertig machen. Heute mittag gab es ein wie immer einfaches, aber kräftiges Essen, dicke Suppe mit Speckstücken.

2. Mai. Sonntag um $^1/_2$3 Uhr wurden wir geweckt durch den Ruf „Fertig machen". Die Sachen wurden schnell gepackt, und ohne Kaffee und Frühstück ging es im Bataillon fort. Wir marschierten bergauf, bergab, es wurde immer wärmer, die Gegend immer schöner. Wir stießen im Laufe des Vormittags auf den Dunajec, einen etwa 200 m breiten Fluß, der durch ein grünes Tal führte. Sein Wasser war blaugrün, ein wunderbarer Anblick, ganz in der Ferne die zackigen Höhen der Karpathen; soweit man sah, beackerte Berge, wenig Wald, weiße strohgedeckte Häuser. Die Leute könnten reich sein, wenn sie Absatzgebiet hätten für das Getreide und andere Früchte ihrer Tätigkeit. Eisenbahnen habe ich unterwegs nicht gesehen, Schulen sind dünn gesät; viele, viele Kinder werden eine solche niemals sehen. Dabei sind die Leute äußerst religiös. Während wir staub- und schweißgebadet durchs Land zogen, gingen die Leute, besonders die Frauen in ihrem Sonntagszeug zur Kirche. Nach einem Marsch von 30 km wurde Rast gemacht, um 7 Uhr wieder abgerückt. Bis $^1/_2$9 Uhr waren wir wieder durch dichten Staub marschiert und bezogen dann Biwak. Es war ein sehr schwerer Tag, viele hatten schlechte Füße. Der ungeheure Durst wurde oft durch Wasser aus dem Dunajec und anderen Bächen gestillt, trotz des Divisionsverbotes. Die Natur fordert eben ihr Recht.

3. Mai. Um 7 Uhr abgerückt; wir marschierten bis 1 Uhr durch. Je weiter wir kamen, desto deutlicher wurde der Kanonendonner. Etwas Regen wurde dankbar in Kauf genommen. Das Infanterie-Regiment 91 liegt jetzt auf dem Rasen. Gestern griff die XI. Armee an und machte 10000 Gefangene, wir waren Spitze des Gros des X. Armeekorps, des Reservekorps der XI. Armee. Wir marschierten in der Dunkelheit weiter und erreichten um $^1/_2$1 Uhr unser Ziel, einen unbedeutenden Ort.

4. Mai. Um 8 Uhr traten wir wieder an. Hören soeben, daß die Russen auf der ganzen Linie zurückgehen, 17000 Gefangene gemacht und 70 Maschinengewehre erbeutet sind. Die XI. Armee stößt nach, wir als Reserve hinterher. Die Gegend bietet hier wenig, bergig, aber wenig Wald, viel Ackerbau, vereinzelt

Landesbibliothek Oldenburg

kleine Häuser, die Leute ärmlich und schmutzig. Während die deutsche Bagage in tadellosem Zustande ist, führen die Österreicher viel kleine, klapprige Leiterwagen, kleine, aber zähe Pferde, Hornvieh mit meterlangen Hörnern und Einwohner in wüsten Schafspelzen mit sich. In fremden Ländern wird immer links marschiert und links ausgewichen. An diese Sitte konnte sich mancher schwer gewöhnen. Wir blieben den ganzen Tag draußen liegen, jederzeit bereit, der vorrückenden Armee als Reserve zu folgen. Bis in den späten Abend donnerten die Geschütze.

5. Mai. Schon früh beim Erwachen hörte ich Geschützdonner, wir marschieren nordöstlich allmählich ab. Hinter uns wieder die schneebedeckten Karpathen. Merkwürdige, alte, zum Teil verfallene Holzkirchen sieht man hier. Wir marschierten heute nicht weit, unsere Artillerie feuerte vor uns. Abends 1/2 9 Uhr erreichten wir unser Quartier in Szerzyny, einer größeren, zum Teil abgebrannten Ortschaft.

6. Mai. Um 7 Uhr setzten wir den Marsch fort. Gestern hieß es, der Duklapaß solle erstürmt und die 91er dabei angesetzt werden. Sofort war die Stimmung etwas ernster. Der Duklaübergang soll aber bereits erzwungen sein. Wir sind jetzt entwickelt, um die Lücke zwischen der XI. Armee und den Österreichern (links) auszufüllen. Ein etwa beabsichtigter Durchbruch der Russen soll verhütet werden. Die Russen haben hier fast alles verschont, während sonst gegenteilige Gerüchte verbreitet werden. Auch jetzt bedauere ich noch, nicht bei der Artillerie oder Telegraphenbataillon gedient zu haben. Der Artillerist hat etwas mehr Freiheit und Abwechselung, unsereiner trottet oft tagelang, stumpf infolge Übermüdung, hinter seinem Vordermann. Der Tornister ist gewöhnlich schwer, und Proviant kann der einzelne Mann wenig mitführen. Wir Infanteristen bekämpfen den Feind aber tatsächlich. Die Divisionskavallerie ausgenommen, kämpfen die anderen Truppen alle hinter der eigentlichen Schlachtlinie. „Sie tun hinter der Front ihre Pflicht," wie unser Hauptmann einmal richtig bemerkte.

7. Mai. Jetzt, Mittag, liegen wir vor Jaslo und warten auf Einsetzung in ein Gefecht, das sich vor uns abspielt. Wir sehen eigene Geschütze feuernd, Einschläge der feindlichen Geschütze, vorgehende Schützen. Infolge der Hitze bin ich müde, schlapp, aber ich finde mich mit meinem Schicksal verhältnismäßig leicht ab. Ich denke, jeder fällt nicht, und mancher wird leicht verwundet. Gegen Abend etwa 8 Uhr wurden wir vorgezogen. Man hörte viel Gewehrfeuer, besonders das Salvenfeuer der Russen und sah brennende Dörfer, den Himmel weithin beleuchtend. Scheinbar sollten wir eingreifen, allmählich sausten uns die Infanteriegeschosse um die Ohren, während wir uns auf der Straße näherten. Wir lagen hinter einem Hause in Bereitschaft, das Feuer nahm nicht ab, einzelne Geschosse flogen dauernd über uns hinweg.

8. Mai. Gegen 1/2 3 Uhr morgens zogen wir ab. Das Feuer hatte aufgehört. Wir gingen in Stellung, wieder als Reserve, gegen einen 800 m entfernten Feind in einem Waldrand, wir lagen direkt vor Feldartillerie. Leider

Landesbibliothek Oldenburg

krepierte das 2. Geschoß im Lauf infolge Munitionsfehlers und tötete 1 Unteroffizier und verwundete 6 Mann. Auch hier zog sich der Feind bald zurück, ohne daß wir eingreifen mußten. Gestern abend rückten wir durch den Wislokafluß, 100 m breit und $^1/_2$ m tief. Der Feind scheint fast gar keine Artillerie zu besitzen, jedenfalls nicht hier, dagegen ungeheuer viel Maschinengewehre. Auch jetzt stehen vor uns schwere Haubitzen und pfeffern in die russischen Stellungen hinein. Heute nachmittag begegnete uns während des Marsches der Kaiser.

9. Mai. Wir rückten später vor und kamen an die Front, das ganze Bataillon ging vor, ein Dorf einzunehmen. Wir mußten zweimal den Wislok durchwaten, das Wasser ging bis an den Bauch. Bald schwirrten die Geschosse. Im grünen Tal des Wislok sang die Nachtigal. Vereinzelt fielen welche oder wurden verwundet. Gegen Dunkelwerden ging der Feind zurück.

10. Mai. Der Feind zog sich weiter zurück. Gegen Mittag gingen wir vor und griffen gegen 1 Uhr in das Gefecht ein. Wir verjagten die Russen bergauf, bergab. Es war ein anstrengendes Gefecht, aber nicht sehr verlustreich. Die Russen schienen kriegsmüde zu sein. Sobald die Offiziere gefallen, ausgerückt oder gefangen sind, ergeben sich die Leute. Allerdings verteidigen sie sich auch tapfer hinter ihren Verschanzungen. Die Gegend wird fast immer schöner, wir jagten wie hinter Wild durch Wälder und Äcker. Erst gegen 2 Uhr nachts kamen wir an unserem Bestimmungsorte an.

14. Mai. Früh morgens lacht die Sonne durch die Latten unserer Scheune. Als ich hinauskam, um meine Sachen auf den Rasen zu packen, überkam mich ein wunderbares Gefühl: eine herrliche Frische, der kühle Rasen, das abgerissene Singen der Pirole erinnerten an den deutschen Frühling. Die Gegend, Flachland, ist reich. Gestern abend rückten die Russen hier fluchtartig zurück. Die Orte sind fast ausnahmslos unbeschädigt, allerdings war etwas Vieh mit weggeführt. Die Leute beklagten sich über die Unreinlichkeit der Russen: „Sie fressen wie die Schweine," sagte zu mir eine Frau. Infolge der ungeheuren Anstrengungen schrumpft die Kompagnie zusammen. Überall liegen die Leute am Wege, schlapp und heruntergekommen. Die Einwohner stehen vielfach am Wege, die Männer und jungen Mädchen in langen Stiefeln, die Männer tragen sehr oft weiße Hosen und das weiße Hemd unter der Weste über der Hose. In den Städten sind die Leute reinlicher und hübscher als auf dem Lande. Es herrscht viel Sinn für bunte Tücher. Wir kommen in eine schöne Gegend, ähnlich Morriem. Auf den grünen Weiden tummelt sich mancherlei Vieh. Wir bezogen Quartier auf einigen Bauerhöfen. Hinkend erreichten wir unser Ziel.

15. Mai. Ich schlief vorzüglich. Scheinbar ist es hier nachts wärmer als in dem ärmeren Gebirge. Morgens schon scheint die Sonne warm, dazu das Schmettern der Vögel, und wir gehen auf der Landstraße weiter, um den Feind so wenig wie möglich zur Ruhe kommen zu lassen.

Landesbibliothek Oldenburg

Reinhold Reinhardt

Oberlehrer, Sohn des verstorbenen Professors Reinhardt in Oldenburg, geboren am 27. Juli 1884, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt von 1891—1903 und studierte dann alte Sprachen und Geschichte in München, Berlin und Göttingen, wo er im Frühjahr 1908 seine Staatsprüfung bestand. Von 1908 bis 1909 leistete er am Gymnasium in Kiel sein Seminarjahr ab, unterbrochen durch eine Vertretung am Gymnasium zu Wandsbeck. In seinem Probejahr war er in Hadersleben und Kiel tätig. Darauf wirkte er als wissenschaftlicher Hilfslehrer zuerst in Kiel und dann in Husum. Hier wurde er 1912 als Oberlehrer angestellt. Er arbeitete hier als ein tüchtiger, kenntnisreicher und pflichttreuer Lehrer mit Erfolg an der Erziehung der Jugend. Seit Anfang des Krieges wurde er von der Behörde fast zwei Jahre als unabkömmlich zurückgehalten, aber Anfang Mai 1916 wurde er als kriegstauglich eingezogen. Die erste militärische Ausbildung erhielt er in Husum beim Infanterie-Regiment Nr. 84. Von Flensburg aus kam er Mitte Juli ins Feld, erst in das Rekruten-Depot und dann an die Front bei Hulluch und zuletzt bei Combles. Am 3. Oktober war er mit anderen beim Ausheben eines Unterstandes beschäftigt, als ihn ein Volltreffer so unglücklich verletzte, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Auf dem Waldfriedhof bei Equaucourt fand er seine letzte Ruhestätte. Ein Freund schrieb an seine Mutter: „Wie manche Stunde, die wir fröhlich marschierend in den Bergen und Wäldern Münchens und Göttingens verbracht, wie manche Stunde, die wir in anregendem Gespräch über Geschichte, Politik, Musik und Kunst zusammen verlebt haben, ist unvergeßlich in meiner Erinnerung. Immer bewunderte ich die Klarheit und gleichzeitig die Milde des Urteils an dem Dahingeschiedenen, die die Unterhaltung mit ihm so genußreich machte. Ich freute mich im stillen, daß er so friedlich daheim bleiben und den Krieg als historisch geschulter Zuschauer mit erleben konnte. Ihm selbst aber war dies gar nicht recht, und er erwartete sehnlichst den Augenblick, wo auch er zum Schwerte greifen und selber mit Geschichte machen durfte. Trotz vorgerückter Jahre ist er freudig mit hinausgezogen und für das Vaterland an bedrohtester Stelle kämpfend als Held gefallen. So hat er die Ideale, die er als Lehrer der Jugend vom Katheder herab verkündete, im Leben und Sterben wahr gemacht, und sein Beispiel, sein Andenken wird fortleben als das eines wahrhaft deutschen Mannes."

Feldpostbriefe.

Datum des Poststempels, 19. Juli 1916.

Liebe Mutter! Immer noch in demselben Nest. Datum und Wochentag verloren gegangen. Da mein linker Fuß noch Schonung nötig hat, bin ich nicht

Landesbibliothek Oldenburg

mit zum Schanzen weiter vorn, sondern schiebe 24 Stunden Wache. Was da alles vorbei passiert, ist unglaublich. Nachts leuchtet es am Horizont wie bei Gewitter. Die Verpflegung ist noch immer ausreichend. Kaufen kann man kaum was. Alle 2 Tage gibts ein Brot, und trocken Brot ist auch was Gutes, besonders wenn es alt ist. Ein Bett habe nun auch ich lange nicht gesehen, etwas Stroh ist schon viel, es schläft sich aber auch auf der Erde mit untergelegter Zeltbahn. Die Nächte sind kühl, die Tage heiß. Jetzt hat's mal eine Nacht tüchtig geregnet, angenehm wegen des Staubes.

26. Juli 1916.

Abends $^1/_2$10 sitze ich bei einem offenen Feuer und koche Pellkartoffeln. Das ist gar nicht so einfach, festzustellen, daß sie gar sind. Aber die Abwechselung tut einem not. Bald gehts wohl in den Schützengraben. Das Leben hier ist ganz unbeschreiblich. Wir haben wieder ein Zelt gebaut, alles sitzt oder liegt auf der Erde, Dreck spielt gar keine Rolle. Schlimm sind die Gepäckmärsche, es sind 60 bis 70 Pfund, die man mitschleppen muß. Und nun die Arbeit des Grabens in zähem Lehmboden 2 m tief. Ich habe solche Anstrengungen noch nicht gehabt. Gegen 6 waren wir fertig, da kamen noch Gaswolken zu uns herüber, die natürlich dem Graben galten. Die gaben mir den Rest, ich klappte um. Wohl haben wir Gasmasken, aber wir nahmen sie wieder ab, da man damit schlecht arbeiten kann und das Gas in dem dicken Nebel nicht zu erkennen war. Zum Glück faßte mich ein Kamerad am Arm und schleifte mich $^1/_2$ Stunde weit mit zurück. Ich gelangte mit dem Rest meiner Kraft noch bis an ein Schloß, wo ich in einem bombensicheren Keller 4 Stunden schlief, ohne etwas von dem Lärm des Trommelfeuers zu hören. Erst gegen 12 erwachte ich, es herrschte unbeschreibliches Krachen, Verwundete wurden gebracht, auch 40 Gefangene, darunter Schwarze. Als ich gerade abziehen wollte, traf ich in dieser Hölle einen jungen Husumer, der gerade in den Graben wollte. Ganz langsam wanderte ich nun allein, mit $^1/_2$ Brot versehen, das ich in einem Korbe auf der Straße fand, in 4 Stunden nach dem Quartier. Hier gab's eine Überraschung. Ich wurde zur Bedienung eines Fesselballons abkommandiert. Zwar fliegen in unser neues Quartier auch Granaten hinein, und nachts gibts Fliegerbomben, aber im ganzen ist der Posten eine Lebensversicherung. Die anderen sind auch zufrieden mit dem Tausch. Der Dienst geht zwar ohne Unterbrechung von 6 bis 9 Uhr, ist aber interessant und bei dem Prachtwetter eine Erholung.

28. Juli 1916.

Morgens $^1/_2$9 sitze oder liege ich hier auf einem Brett im Hof der Kaserne von St. Quentin, fußkrank. Ich bin vorgestern schon nicht mehr mitgekommen und mit einem Lastauto hierher gelangt, heute Mittag geht es mit der Bahn weiter nach Osten zu, von der Front weg. Allmählich wird mir die Sache über, mit den ewig kaputten Füßen kann ich nichts leisten. Kaum sind sie halb in

Landesbibliothek Oldenburg

Ordnung, muß ich wieder mit Dienst machen, und dann ist in kurzem die alte Wirtschaft wieder da. Der Betrieb hier in der Etappe ist sehr interessant. Gerste und Roggen werden geerntet.

August 1916.

Wir liegen irgendwo in Nordfrankreich nahe der belgischen Grenze, Landschaft und Bevölkerung unterscheidet sich sehr von der im vorigen Quartier. Wir sind eben in Flandern, auf Boden, der Jahrhunderte lang zum Reich gehörte. Die Leute sind sehr sauber an sich und ihrem Besitz, nichts liegt herum, Dreckecken gibts nicht. Man wagt gar nicht, etwas zu zerstören, um etwa eine Bank zu bauen; niemand denkt daran, Bäume umzuhauen oder offenes Feuer anzuzünden. Kurz, das Leben ist hier einigermaßen zivilisiert. Auch die Quartiere sind besser. Dienst ist nur wenig, die Leute sollen sich eben erholen, da sie es an der Front sehr schwer gehabt haben. Den großen Leistungen der Mannschaft angemessen ist das Verhältnis zu den Vorgesetzten. Unteroffiziere grüßt man nur kameradschaftlich. Alles in allem ein großer, angenehmer Unterschied gegen das Rekrutendepot. Als ich mit anderen wieder dahin zurück sollte, wohl weil wir noch nicht lange genug ausgebildet sind, habe ich darum gebeten, beim Regiment bleiben zu dürfen. Natürlich dauert diese Zeit der Ruhe nicht ewig, sondern es wird bald irgendwo wieder an die Front gehen, ob hier bei Arras oder an der Somme oder in Rußland, weiß natürlich niemand. Ich möchte aber nun endlich auch etwas mitmachen, auf die Dauer mag ich nicht hinter der Front sitzen.

Sonntag, 20. August 1916.

Wir hatten gerade angefangen, uns beim Regiment 163 einzugewöhnen, und es gefiel uns täglich mehr. Mein Leutnant war ein früherer Schüler von mir aus Kiel. Dienst hatten wir sehr wenig, da die Truppe Ruhe haben sollte, an der wir ohne Verdienst teil hatten. Da kam gegen 10 Uhr nachts plötzlich für mich und meinen Kollegen aus Hildesheim und noch einen der Befehl, morgens $^1/_2$7 zum Abmarsch bereit zu stehen. Zum Glück hatten einige Leute eine Kerze, bei deren Schein wir die vielen Kleinigkeiten verstauten. Es gab natürlich eine unruhige Nacht. Bei dickem Nebel zogen wir mit dem schweren Gepäck los, allein die 90 Patronen wiegen ihr schön Teil. Nach 10 km hatten wir die Bahn wieder und fuhren im Viehwagen nach Douai. Von hier kamen wir nach einstündigem Marsch in unserem jetzigen Quartier an. Die 16 Mann unseres Hauses stammen aus allen möglichen Gegenden, es wird alles durcheinander gewürfelt. Wir kommen nicht an die Front, also nicht in Gefahr. Dafür sind wir freilich wieder Rekruten und werden auch so behandelt, ich sehe die Veränderung mit gemischten Gefühlen an. Aber es war gar nichts zu machen.

27. August 1916.

Seit 14 Tagen habe ich nun keine Post mehr bekommen, hoffe aber heute endlich den Anschluß zu erreichen. Ich entbehre die Verbindung mit Euch um so

Landesbibliothek Oldenburg



Reinhold Reinhardt

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

mehr, als wir hier schwere Zeit haben. Der Dienst ist sehr streng, der richtige Kasernenton herrscht, und zu sich selbst kommt man wenig. Unter den Umständen freute ich mich sehr, im nächsten Dorf einen Husumer angehenden Kollegen zu finden, der freilich schon Unteroffizier und Offiziersaspirant ist, da er schon über ein Jahr draußen ist. Zum Glück ist das Wetter gut, sonst würde das Reinhalten des Anzugs unendliche Mühe machen. Gestern habe ich zum ersten Male mit Kartoffeln geschält, das heißt ein Vergnügen.

Flers, 28. August 1916.

Das Wetter ist andauernd gut, ich befinde mich ganz wohl, der Dienst ist andauernd stramm, der Ton manchmal ruppig, aber das macht mir nichts. Doch habe ich wie alle hier große Sehnsucht nach Deutschland. Wir malen uns manchmal den Tag aus, wo wir wieder nach der Heimat dampfen. Es fehlt eben als Gegengewicht gegen die großen Anstrengungen das große Erleben. — Nachdem heute Mittag ein vielleicht etwas ungeduldiger Brief in den Kasten wanderte, erhielt ich abends zu meiner größten Freude das Handtuch und gesamte Briefpost, die an die 163er gerichtet war. Da werden die Pakete wohl auch kommen. Was für eine Fülle von Nachrichten nach den 14 postlosen Tagen! Ich bin hier durchaus nicht in Lebensgefahr, Ihr könnt Euch beruhigen. Angenehm ist das Dasein keineswegs und es wird noch ärgerlicher an dem neuen Standort bei Lille, da dann unsere Vorschriften, den Anzug und das Grüßen betreffend, besonders streng genommen werden. Unter den alten steifen Knaben meiner Korporalschaft gelingt es mir einigermaßen, mitzumachen. Ich werde die Griffe, die täglich stundenlang geübt werden, und langsamen Schritt wohl noch lernen. Bin ich erst an der Front, so melde ich mich, längere Kriegsdauer vorausgesetzt, sicher zum Kursus und werde dann bald zum Unteroffizier, nach einem zweiten Kursus zum Vize befördert. Die Einjährigen sind sehr spärlich, und die ganze Stellung als Unteroffizier ist bedeutend angenehmer als meine jetzige. Aber das liegt noch in weitem Felde. Heute waren wir zum Baden, Brausebad einer Kohlenzeche, mein Handtuch war das Taschentuch, das schon seit einiger Zeit dazu befördert war. Nun hat die Not ein Ende. Das alte Handtuch wird mir wohl ein „Kamerad" gestohlen haben. Wir haben leider so ein Subjekt in der Korporalschaft, das stiehlt Brot, Honig, Brotbeutelband oder was er gerade braucht. Dazu lügt er, ist faul und dreckig, wir haben die größten Scherereien. Hoffentlich kommt er bald auf 14 Tage in den Kasten. Nun will oder vielmehr muß ich noch einen Fingerling nähen fürs Griffekloppen. Herzliche Grüße Reinhold.

Thalempin, 9 Uhr abends.

Einige Tage bleiben wir wohl noch hier. Wunderschön sind hier die ersten Tagesstunden durch die wechselnde Beleuchtung. Bei Mondschein oder Sterngefunkel komme ich zuerst hinaus, um Kaffee zu holen oder einen anderen Gang zu machen. Dann kommt im Osten langsam der Sonnenaufgang, der die letzten

Landesbibliothek Oldenburg

Tage ganz wundervoll war. Leider hat man keine Zeit, ihn solo zu genießen und etwa einen Spaziergang durch die Felder und den Wald zu machen.

17. September 1916.

Es geht nun los. Gestern hatten wir noch eine Besichtigung durch den General, die sehr zahm verlief, und heute packen wir unser „Gelumpe", wie der Fachausdruck lautet. Morgen soll's los gehen. Wohin, wissen wir nicht.

Sonntag, abends, 25. September 1916.

Liebe Mutter und Schwestern! Es ist wunderbar ruhig um mich herum. Freund und Feind scheinen des Knallens müde zu sein. Den ganzen Vormittag wurde aber heftig hin- und hergeschossen, so daß wir unser enges Kämmerchen nicht verlassen konnten. Die Zeit ging mit einigen Reklamnovellen hin. Alle halbe Stunde essen wir etwas; denn es gibt reichlich und gut. Das Brot braucht gar nicht eingeteilt zu werden, dazu gab es heute 2 Eier und Butter. Wir hatten schwere Minen, die den ganzen Boden erschüttern und furchtbaren Krach machen, sie fliegen so langsam, daß man sie in der Luft sehen kann und noch Zeit hat, in den Unterstand zu sausen. Gestern der Tote war freilich noch 10 m tief in der Erde von einem Sprengstück getroffen worden, die Mine war aber auch gerade vor dem Eingang geplatzt. Ich habe auch einen „guten" Posten bekommen. Unsere Gruppe muß Essen holen. Wir machen dreimal den Weg, der sehr beschwerlich ist. Wenn ich zurück bin, habe ich kaum noch einen trockenen Faden am Leibe. Aber die anderen haben es nicht besser. Wir Philologen sind doch von den Akademikern am übelsten dran. Die anderen Fakultäten haben gleich Offiziersrang als Feldprediger, Ärzte und Kriegsgerichtsräte. Mir drängt sich immer wieder der Gedanke auf, wie gut ich es noch gehabt habe, daß ich erst diesen Mai eingezogen worden bin. Man muß die bewundern, die nun schon viele Monate dies Leben führen. Wie es hier aussieht, läßt sich nur schwer beschreiben, alles weiß von dem aufgewühlten Kreidegestein, wir sehen außerdem nur den Himmel mit der strahlenden und wärmenden Sonne und den prächtigen Sternenhimmel. Tiere gibt's hier nur Ratten, Mäuse, Fliegen. Dann besucht uns ab und an ein kleiner Terrier, der möglicherweise international ist.

26. September 1916, im Graben.

Allmählich gewöhne ich mich etwas an die harte Arbeit hier und sehe auch ein, daß ich es insofern noch leidlich getroffen habe, als ich nicht mit auf Posten muß, wie die 2. und 3. Kompagnie. Diese liegen noch etwa 100—200 m weiter vorn in tiefen Unterständen, in denen immer Licht nötig ist zum Sehen. Alle 2 Stunden muß einer den Stahlhelm aufsetzen und durch die Schießscharte den Feind beobachten, auch natürlich nachts, so daß es nicht viel Schlaf gibt. Wir sitzen doch im allgemeinen ruhig, wenn wir drei- oder viermal das Essen geholt haben, 28 Mann für die ganze Kompagnie. Oft sitzen wir wie jetzt vor unserem Loch. Denn Tommy ist auch stundenlang mal ruhig. Er schickt freilich auch dann gelegentlich

Landesbibliothek Oldenburg

eine Mine, dann stürzt alles in das Loch hinein. Flieger, meist feindliche, kreisen über uns und werden beschossen, Granaten heulen durch die Luft, diese völlig unberücksichtigt, da sie hoch über uns weggehen; die peitschenschlagähnlichen Flintenschüsse und das Tacken der Maschinengewehre vervollständigen das Konzert. Aber ein, zwei Minuten ist es dazwischen ruhig. Wir leben gut, müssen leider alles sehr sorfältig verwahren wegen der Ratten und Mäuse. Diese gibt es in Menge, nachts pfeifen sie auf allen Wegen. Als ich mal $1^1/_2$ Stunden nachts als Gas- und Alarmposten bei uns in der Grube stand, liefen sie mir frech über die Füße. Nachts habe ich sie unmittelbar neben meinem Kopf und unter mir, unter dem Holzrost, auf dem ich hart genug liege. Das Kopfkissen besteht aus einigen Sandsäcken. Diese sind überhaupt ein Universalmittel. Zunächst braucht man sie, mit Erde gefüllt, zum Schanzen; am Eingang unseres Loches sind wohl an 200 aufgepackt, dann als Bettuch und Kopfkissen, ferner als Proviantbeutel, zum Transportieren der Handgranaten, als Handtuch, wenn wir uns drinnen in Hulluch doch mal waschen können, als Scheuerlappen (denn alle Eßgeräte werden gereinigt, im Dorfe ist eine Pumpe dafür da), als Fenstervorhang im Dorf oder als Türvorhang bei uns; denn es darf kein Lichtschein nach draußen fallen. Schließlich brauchen wir sie, an der Schmalseite aufgeschnitten, als Hosenschoner, indem wir sie überziehen. Unser Anzug leidet so wie so noch genug. Schön und adrett sehen wir natürlich nicht aus. Die Stiefel sind weiß, ausziehen und reinigen kann man sie hier nicht. Der Anzug weist auch viel Weiß auf; denn wenn wir abends um 10 oder morgens um 6 durch die Gräben ziehen, saust man auf dem glitschrigen Boden leicht mal hin. Donnerstag Morgen werden wir hier abgelöst und kommen dann, vielleicht nach ein, zwei Ruhetagen, an einen anderen Teil der Front; wohin, wissen wir nicht. Nun sorgt Euch nicht zu sehr, das Leben hier läßt sich aushalten, aber schwer freilich ist es, doppelt schwer für mich mit meiner geringen Körperkraft. Vor der Gefahr kann man sich ziemlich in acht nehmen.

29. September 1916.

So habe ich noch keinen Brief geschrieben wie den hier. Ich liege auf der Erde unter einem kleinen Zelt, es regnet schon seit gestern Abend, alles trieft von Nässe, und lange werden die Zeltbahnen auch nicht mehr dicht halten. Dabei ist solch Wetter noch erwünscht, da es die Kampftätigkeit sehr herabmindert. Wir liegen neben einem Dorf auf einer Wiese, können dies aber nur auf Minuten erblicken. Wo wir eigentlich sind, wissen wir nicht. Wir fuhren gestern gegen 7 los über Douai und Combrai und sind jetzt ziemlich weit von der Front ab. Wir waren alle ermüdet, schliefen in den Viehwagen in den unmöglichsten Stellungen und tappten nun in völliger Finsternis los bis auf unsere Wiese. Hier packte ich meine Zeltbahn los, wickelte mich in die Wolldecke und knüpfte die Zeltbahn oben wieder um mich zu, so daß ich wie in einem Sack steckte. Der Tornister war das Kopfkissen, ein hartes und kaltes Lager, ich habe aber doch ganz gut geschlafen.

Landesbibliothek Oldenburg

Und heute morgen habe ich dann ein Zelt mit gebaut mit 3 Zeltbahnen als Unterlage. Dann haben wir einige Garben Weizen geholt und liegen nun trocken und nicht so kalt. Daß dieser Brief so dreckig aussieht, wundert Euch nun wohl nicht mehr. Ja, das ist ein Leben.

Pferdestall in einem Dorfe östlich Combles, 2. Oktober 1916.

Heute Nacht waren wir vorn zum Schanzen und kamen bei Regenwetter zurück. Eine, zwei Stunden hielten die Zelte dicht, dann leckte es, so daß wir noch Hals über Kopf in einen Pferdestall umzogen. Es ist hier ein doller Betrieb. Beinahe bleiben einem jetzt schon die Stiefel im Schlamm stecken, und dabei sind die Straßen an sich hier vorzüglich. Herzliche Grüße Reinhold.

Landesbibliothek Oldenburg



Emil Rieſebieter

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Emil Riesebieter

Sohn des Kaufmanns E. H. Riesebieter in Schweewarden, geboren am 19. Oktober 1896, besuchte zuerst die Volksschule in Schweewarden und dann die Oberrealschule in Oldenburg. Nachdem er hier Ostern 1916 in die Oberprima versetzt war, bestand er Anfang Juni die Notreifeprüfung und trat dann beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 ein. Nach kurzer Ausbildung kam er zum Rekrutendepot des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 86 in Guise, wurde hier der 5. Kompagnie zugeteilt und stand zunächst in der Nähe von Loos bei Lens den Engländern gegenüber. Ende September und Anfang Oktober kam sein Truppenteil immer näher an die Somme heran. Hier fiel er am 8. Oktober bei Sailly, als im Brennpunkte der Schlacht dieses Tages die Kompagnie einen feindlichen Sturmangriff abschlug. Er wurde nach dem Kampf mit Kopfschuß im Anschlag stehend, an die Grabenwand gelehnt tot aufgefunden. Sein treuer Fleiß und sein zuverlässiger Charakter eröffnete ihm die Aussicht, seinen Platz im Leben gut auszufüllen. Das Schicksal hat es anders gewollt. Von der Schulbank weg ist er in den Kampf für das geliebte Vaterland gezogen, und bald darauf hat er sein junges Leben opfern müssen.

Feldpostbriefe.

31. März 1916.

Wir liegen hier in Guise in verlassenen Häusern. Die Stadt hat nicht viel unter dem Kriege gelitten, eine Straße ist von den Engländern zerschossen worden. Die Umgebung ist hügelig, die Stadt liegt selbst tief im Tale. Das Essen ist hier ausgezeichnet, es gibt immer reichlich Fleisch. Gestern hörte man ununterbrochen den Kanonendonner, obgleich die Front etwa 50—55 km weit entfernt ist. Die Bevölkerung ist ganz freundlich, der größte Teil, hauptsächlich die vornehmen Familien, sind geflüchtet. Die leer stehenden Häuser werden von unseren Truppen besetzt. Besonders auffallend bei den Französinnen ist, daß viele, sobald sie älter werden, einen starken Backen- und Schnurrbart erhalten; es sieht einfach zum Heulen aus. Sie sind so lebhaft, daß sie einem schon nach 5 Minuten auf die Nerven fallen. Man kann sich das Geplapper gar nicht vorstellen.

4. August 1916.

Du mußt entschuldigen, wenn Du vielleicht einige Fettflecke auf dem Papier findest. Denn mit der einen Hand schreibe ich, und in der anderen befindet sich ein dickes Butterbrot mit Schweewarder Wurst. Das Essen ist hier sehr gut, man muß sich wundern, woher sie immer das viele frische Fleisch bekommen. Gestern Nachmittag gab's außer Marmelade wie jeden Tag noch Zucker und Freibier, außerdem erhielt jeder eine Zigarre, 2 Zigaretten und ¼ Pfund Tabak.

Landesbibliothek Oldenburg

8. August 1916.

Hier ist jetzt alles bei der Weizenernte. Ihr könnt Euch keinen Begriff von der Größe der Erntefelder machen, die von der deutschen Regierung bebaut worden sind.

28. August 1916.

Ich bin nun schon zwei Tage in Stellung mit sehr tiefen Gräben und schönen Unterständen. Die Engländer, die uns hier in Loos gegenüberliegen, verhalten sich sehr ruhig. Wir werden wohl 4—6 Tage im ersten Graben, dann 4 Tage in der Bereitschaftstellung und 4 Tage in Ruhe liegen. Dann geht es wieder von vorne los.

31. März 1916.

Der Feind ist hier ziemlich ruhig, wir hatten nur Maschinengewehrfeuer und Minen. Wir haben in 6 Tagen keinen Schuß mit unseren Flinten abgegeben. Unsere Artillerie pfefferte des Nachts immer heftig in die englischen Stellungen. Unsere Quartiere sind hier sehr schön, man ist nicht mehr verwöhnt, wenn man aus dem Graben kommt. Das Nest, in dem wir hier liegen, nennt sich Annay, es muß in der Nähe von Hulluch und Verdun liegen. Wir befinden uns hier in der Industriegegend Frankreichs. Überall sieht man zerschossene Häuser und Zechen. Teilweise sind die letzteren schon wieder in Betrieb gesetzt.

1. Oktober 1916.

Wir mußten leider unsere gute alte Stellung verlassen. Wir müssen jetzt am rechten Flügel des Sommegebietes liegen. Wann und ob unser Bataillon in Stellung geht, ist noch nicht bestimmt. Jetzt müssen wir jeden Tag 4—5 Stunden schanzen in dem nächsten Dorf, wo Reservestellungen ausgehoben werden.

3. Oktober 1916.

Vor etwa 8 Tagen sind wir aus Carvin mit dem Zuge abgefahren. Es ging über Lille, Cambrai nach Candry. Dort wurden wir wieder ausgeladen und marschierten nach Esneß, wo wir eine Nacht in einer Zuckerfabrik blieben. Nachmittags um 6 Uhr ging es wieder weiter. Um 1 Uhr nachts erreichten wir einen Wald, in dem wir unser Lager in den vollen Ährengarben des Feldes aufschlugen. Tagsüber mußten wir im Walde Fliegerdeckung nehmen. Am Nachmittag ging es über Metz de Conture nach Neuville, wo sich unser Ruhequartier befindet. Während der 4 Tage Ruhe mußten wir 4—5 Stunden täglich zum Schanzen nach Ytres. Gestern war links von uns ununterbrochenes Trommelfeuer. Heute rückt nun unser Bataillon in Stellung. Hoffentlich geht alles gut. Wenn wir nur erst vorne sind, so ist das Schlimmste überstanden. Die hinteren Stellungen werden nämlich andauernd unter Feuer genommen. Unser Zug liegt im zweiten Graben und hat die Aufgabe, den Feind, wenn es ihm gelingt, in den ersten Graben zu dringen, wieder hinauszuwerfen. Glücklicherweise ist jetzt wieder die Post geöffnet, nachdem wir 14 Tage Sperre hatten.

Landesbibliothek Oldenburg



Walther Röwekamp

Landesbibliothek Oldenburg


Landesbibliothek Oldenburg

Walther Röwekamp

Dr. Oberlehrer, Leutnant der Reserve, Sohn des verstorbenen Amtsrentmeisters Röwekamp in Oldenburg, geboren am 27. Dezember 1878, besuchte das Großherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt, bis er das Zeugnis der Reife erlangte. Er studierte in Heidelberg, Berlin und Göttingen Religion, Hebräisch und Deutsch und bestand am 23. Mai 1903 die zur Anstellung berechtigende Prüfung. Vom 1. Oktober 1903—1904 genügte er seiner Militärpflicht beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Am 1. April 1906 erlangte er seine etatsmäßige Anstellung als wissenschaftlicher Lehrer und wurde zum Oberlehrer am Realgymnasium in Apenrade ernannt. Neben seinem eigentlichen Berufe hat er sich besonders als Vorkämpfer für das Deutschtum gegen das Dänentum hervorgetan und eine führende Stellung eingenommen; besonders hat er in dortiger Gegend das Kriegervereins- und Gemeindewesen gefördert; er war Stadtratsmitglied. Seit 19. Dezember 1907 war er Leutnant der Reserve im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Bei Ausbruch des Krieges war er gerade noch zu rechter Zeit aus der Schweiz zurückgekehrt, wo er diesmal die Ferien bei seiner leidenden Gattin und seinen Kindern zubrachte. Am 8. August rückte er mit den 91ern und dem Großherzog im gleichen Zuge als Verpflegungsoffizier ins Feld. Er war mit dieser Stellung nicht zufrieden, da es sein Wunsch war, Frontoffizier zu sein. Daher hat er auch als Führer bei Sturmangriffen mitgewirkt. Im Adjutantendienst hat er schon am 17. September 1914 bei der Erstürmung von Betheny den Heldentod gefunden, nachdem ihm als erstem Reserveoffizier seines Regiments das Eiserne Kreuz verliehen worden war. Von seinem mit großer Hingabe geführten wertvollen Tagebuche, zu dem Hauptmann v. Carlowitz die Zeichnungen entwarf, fehlt bis heute jede Spur. Wenige Tage vor seinem Tode hielt er dem gefallenen Hauptmann v. Gersdorf eine tief ergreifende, kraftvolle Grabrede. Er selbst soll sein Grab in einem kleinen, jetzt abgeholzten Wäldchen vor Betheny gefunden haben.

Feldpostbriefe.

Duisburg, 9. August 1914.

Schöne Fahrt bisher, überall helle Begeisterung. Allerhand gute Nachrichten hier und da, die Ihr aber, soweit sie richtig sind, auf anderem Wege früher und besser erfahrt. In Oberhausen hörten wir von der abscheulichen Behandlung der aus Belgien ausgewiesenen Deutschen.

Landesbibliothek Oldenburg

Montjoie, 10. August 1914.

Montjoie, o meine Freude! An der belgischen Grenze! Nach dem Ausladen gestern eine tolle Arbeit. Drei Wagen, da — ohne Bremsen — für diese Gegend nicht tauglich, entzwei. Zwei neue glücklich noch in der Nacht aufgetrieben, für einen Wagen die Nacht durch Bremsvorrichtung geschmiedet, ein Wagen mit Hemmschuh versehen. Heute Morgen beim Fertigmachen schoß sich der Major im Nebenzimmer durch die Hand, muß einstweilen zurückbleiben. Gleich nach dem Abmarsch saust der Wagen mit Hemmschuh in den Graben, weil die Kette gerissen war. Augenblicklich sitze ich ein paar Stunden hinter meinem Bataillon und lasse auch für diesen Wagen eine Bremsvorrichtung schmieden. Mir gehts gut.

Fays, 12. August.

Mir geht's gut. Heute in einem reizenden Schloß Ruhetag, den wir nach den letzten Tagen gut brauchen können. Wenn Ihr nichts von mir hört, geht mir's gut, da Ihr sofort amtlich benachrichtigt würdet, wenn mir etwas zustieße.

Hermalle, 17. August.

Mir geht's vortrefflich. Die andern beiden Bataillone sind jetzt auch in der Nähe. Lüttichs Forts sind gestern sämtlich gefallen. Was nun weiter für uns, noch unbekannt. Ich habe beständig viel zu tun, habe bisher aber gut Glück mit allem gehabt. Was wißt Ihr vom Stande der Dinge? Wir hier so gut wie nichts.

Les Gerpinnes, 23. August.

Zwei Gefechte, ein kleineres und ein größeres haben wir vorgestern und gestern bestanden, beide natürlich siegreich, aber namentlich das zweite auch recht verlustreich. Mir geht es trotz Granaten, Kartätschen, Kleingewehrfeuer, nächtlichem Bagagerärger usw. immer ausgezeichnet. Grüßt mir meine liebe Frau und Kinder, ich hoffe sehnlich auf die erste Feldpost, die mir Nachricht geben soll, wo und wie sie sich befinden. Bis jetzt haben wir noch nichts erhalten. Unsere Leute sind großartig im Feuer.

Laon, 1. September 1914.

Mir geht es dauernd gut, trotz der zahlreichen Gefechte, die wir bestanden haben mit leider nicht geringen Verlusten, aber stets erfolgreich. Ich habe auch natürlich allerhand Interessantes erlebt, mit am meisten von allen. Steht meistenteils im Tagebuch, das ich regelmäßig führe. 2 Gefangene gemacht, ein Maschinengewehrwagen mit 6 Pferden erbeutet, ein Dorf selbständig genommen, 3 Brücken besetzt usw. Das machen wir alles so nebenbei. Herzlichen Gruß.

Mareuil, 5. September.

Mir geht es gut, nur gar keine Ruhe, immer rastlos vorwärts.

Witry bei Reims, 16. September 1914.

Seit vorgestern haben wir endlich etwas mehr Post bekommen, seit gestern weiß ich endlich, daß Emmi sich glücklich in Hanau befindet. Nun bin ich froh, doppelt froh, weil ich zugleich unter den ersten als bisher einziger Reserve-Offizier

Landesbibliothek Oldenburg

des Regiments, obgleich ich eigentlich nur Verpflegungsoffizier bin, das Eiserne Kreuz bekommen habe. Vielen Dank für die Zeitungen, die ich seit gestern bekomme, auch nochmals für die ausgezeichneten Übersichtskarten. Einzelne Nachrichten von mir scheinen verloren. Kein Wunder: man muß sie meistens irgend einem Chauffeur oder dergleichen geben. Die Feldpost oder große Bagage sehen wir schon lange nicht mehr. Daher auch oft die großen Verzögerungen von oft mehreren Wochen, bis wir die Post bekommen. Herzlichen Gruß.

Leutnant Leweck, Inf.-Regt. 91, über den Heldentod Walther Röwekamps aus Frankreich vom Schlachtfelde an seine Schwester, den 20. Oktober 1914.

Ihr Herr Bruder hat im Kreise der Herren des III. Bataillons, die ihn näher kannten, eine beneidenswerte Stellung eingenommen. In festem Gottvertrauen ging er stets, trotzdem er doch Verpflegungsoffizier war und es nicht nötig hatte, mit ins Gefecht und fürchtete keine Kugel. Seine Tapferkeit war so groß, daß sie fast in Tollkühnheit ausartete. So kam es denn auch, daß er plötzlich getroffen wurde. Wir hatten abends um 7 Uhr den heftigen Angriff auf Betheny gemacht und waren unter sehr großen Verlusten links ums Dorf gegangen bis an den Ausgang. Weiter zu gehen war unmöglich, da wir zu schwach waren; fast nur die Leute des III. Bataillons und als einziger Offizier nur noch ich. Ich ließ deshalb sich alles eingraben, 200 m dem Gegner gegenüber, und so blieben wir die Nacht liegen. Plötzlich wurde ich überrascht, als Herr Leutnant Röwekamp zu mir kam. Ich freute mich so, daß doch noch einer von den 8 Herren des Bataillons übrig war. Er begab sich dann noch in der Nacht zum Regimentsführer, der rechts ums Dorf gegangen war, und wollte sich auch für mich bei diesem über die Absichten für den nächsten Tag erkundigen. Lange blieb er weg, da sah ich ihn plötzlich in Deckung hinter unserer Schützenlinie, von Kugeln verfolgt, angekrochen kommen, zwischen 7 und 8 Uhr vormittags. Ich lag mit in der Schützenlinie durch einen großen Strohhaufen gedeckt. Freudig begrüßten wir uns, als er ankam, und nun richtete er sich auf, um mir die Meldung vom Regimentsführer zu überbringen. Ich ermahnte ihn, sich sofort zu decken, da die Franzosen dauernd nach unserem Strohhaufen schössen. Sie mußten auf die nahe Entfernung erkannt haben, daß dort ein Offizier war. Aber es war schon zu spät. Es fiel ein Schuß, und getroffen wurde zuerst ein Mann in den Arm und Herr Leutnant Röwekamp in den Bauch. Ohne zu klagen, hielt er sich an den Leib und sagte nur zu mir: „Ich glaube, die Kugel ist mir in den Magen gegangen." Er legte sich selbst hin; wir machten ihm neben mir ein Lager in Deckung zurecht, und dann legte er sich selbst, fast ohne unsere Hilfe annehmen zu wollen, darauf. Dann untersuchte ich ihm die Wunde, die fast gar nicht blutete und verband ihn. Er fühlte sich wohl, und wir unterhielten uns den ganzen Tag. Ich wollte ihm

Landesbibliothek Oldenburg

das Sprechen verbieten, aber er fing trotzdem wieder an und sprach die Hoffnung aus, daß er in kurzer Zeit wieder mitmachen könnte. Am Nachmittag um 5 Uhr wurden wir von den Franzosen stark in der Seite angegriffen und hatten dabei arge Verluste. Meine Leute verloren den Kopf bei dem weit überlegenen Gegner von drei Seiten und waren fast am Verzweifeln; da hat mir Herr Röwekamp noch viel genützt, indem er mir half, die Leute zum Standhalten anzutreiben, und den Leuten Mut zusprach. Hartnäckig leisteten wir so Widerstand, fast vergebens, aber es gelang uns doch, den Gegner fernzuhalten. Ich dachte, bei Dunkelheit können wir uns ja heimlich zum Regiment zurückziehen. Dieses gelang mir auch um 7,30 Uhr abends. Um 6 Uhr abends fing er an etwas zu schlafen und dabei zu fiebern. Er wurde bald wieder wach und sprach halb im Schlaf noch unverständliche Worte. Nachher wurde er wieder ruhiger, und wir sprachen noch zusammen. Er sah schlecht aus und ich hatte große Sorge um ihn. Da er noch die Karten des Bataillons hatte, bat ich ihn darum, aber selbst diese wollte er nicht geben, er hoffte ja bestimmt, bald wiederzukommen; und als ich ihn gleich um 7,30 Uhr vom Feldwebel Pelikan und 4 Mann wegbringen ließ, sagte er mir „Adieu auf baldiges Wiedersehen".

Abends ist der Schwerverwundete nach Witry bei Reims ins Lazarett transportiert. Hier ist er bereits ohne Besinnung gewesen und sofort eingeschlafen.

Landesbibliothek Oldenburg



Heinz Schewe

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Heinz Schewe

Referendar, iſt als Leutnant der Reſerve, Führer der dritten Kompagnie des Reſerve-Jäger-Bataillons 14 und Inhaber des Eiſernen Kreuzes, Friedrich Auguſt-Kreuzes und Mecklenburgiſchen Verdienſtkreuzes beim Vorrücken durch feindliches Sperrfeuer zwiſchen Fort Douaumont und Thiaumont vor Verdun am Abend des 4. Auguſt 1916 gefallen.

Geboren am 27. Oktober 1890 zu Vechta, hat er zunächſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann die Prima zu Jever beſucht und hier Herbſt 1910 das Reifezeugnis erlangt. Auf den Univerſitäten zu Berlin, Freiburg, München und Bonn hat er ſich den Rechts- und Staatswiſſenſchaften gewidmet, daneben literariſche Studien betrieben und ſich ſchriftſtelleriſch betätigt. Nach beſtandener erſten juriſtiſchen Prüfung iſt er am 12. Februar 1914 zum Referendar ernannt und dem Amtsgericht Vechta zum Vorbereitungsdienſt zugewieſen worden.

Am 21. Auguſt 1914 hat er als Kriegsfreiwilliger beim Erſatzbataillon des Reſerve-Infanterie-Regiments 35 zu Brandenburg (Havel) Aufnahme gefunden und iſt nach ſeiner Ausbildung ins Reſerve-Jäger-Bataillon verſetzt worden. Von Offenburg (Baden) aus im Oktober ins Feld gerückt, hat er an den Gefechten bei Bapaume, La Boiſelle, Fricourt und Contalmaiſon teilgenommen, iſt dann nach Beendigung eines Lehrkurſus in Elſenborn am 22. März 1915 zum Leutnant der Reſerve befördert worden.

Bei Bildung des Alpenkorps iſt dieſem das Reſerve-Jäger-Bataillon 14 zugeteilt worden. Mit ihm hat Schewe im Sommer 1915 den Dolomitenkrieg, darauf den ganzen Feldzug durch Serbien mitgemacht. Nach Niederzwingung dieſes Landes wiederum nach Frankreich geworfen, hat er im Februar 1916 den letzten Urlaub in der Heimat verbracht.

Mit ihm iſt höchſte Hoffnung zu Grabe getragen.

Mein Lied.

Mein Lied erſchweigt im lauten Lärm der Gaſſen,
Es birgt ſich ſcheu vor grellem Mittagsbrand;
Es redet nicht zu ſinnbetörten Maſſen,
Mein Lied beginnt erſt an des Abends Rand.

Wann Sterne ſteigen in des Tags Verblaſſen,
Auf blauem Fittich Nacht herniederrauſcht,
Dann will mein Lied dir beide Hände faſſen,
Dann bangt mein Herz, ob deine Seele lauſcht.

In meinem Lied ſind viele Abendröten
Und manche Firnenmondnacht, zauberſchwer;
Ein früher Klang wie Nachtigallenflöten,
Ein ſpäter Glanz wie abendliches Meer.

Es glühn in ihm die alten Seligkeiten,
Doch überdunkelt von uraltem Leid;
Es ruft aus ihm die Sehnſucht dieſer Zeiten,
Es flammt in ihm der Stern der Ewigkeit.

Landesbibliothek Oldenburg

Dämmerung.

Fern dämmert nebelglanzgefeuchtet
Des stillen Waldes blasser Rand.
Von traumumwobenen Dächern leuchtet
Noch roter Schimmer warm ins Land.

Ein später Abglanz holder Strahlen,
Die jeder Stein am Tage trank,
Schwebt über Höhen, ruht ob Talen:
Wie Abschiedslächeln voller Dank. —

Erinnerung in der Mondnacht.

Am offnen Fenster hielt ich lange Wacht
Und habe sinnend selig Dein gedacht,
Das Auge still gefeuchtet:

Es webt ein Glanz durch diese Nacht,
Wie Blütenschnee so schleiersacht,
So leuchtend rein wie Firnenpracht,
Und webt so leise, webt so sacht . . .
Und doch — die fernste Ferne leuchtet.

Straßen.

Es führen viel Straßen durchs weite Land,
Leuchtend im Sonnenschein.
Drauf wandern viel Menschen, Hand in Hand,
Oder tiefeinsam allein.

Die eine führt dich durch Felder und Au'n
Am Städtchen vorbei und am Wehr;
Und eine dorthin, wo Firnen blaun,
Und eine ans ewige Meer.

Doch eine Straße, gar hell und fein,
Umhegt von blühender Zier,
Die leuchtet am hellsten ins Herz mir hinein —
Die führt in die Heimat zu Dir. —

Abschied.

Rausche, buntbewimpeltes Schiff,
Rausche den Strom hinab.
Grüß das unendliche, ewige Meer,
Grüß meiner Hoffnungen Grab.

All' meines Lebens Schaffen und Tun
Hab ich Dir zugebracht,
All' meiner Hoffnungen kühner Traum
Ist eine schwere Fracht.

Wirst Du zerschellen, landen dereinst?
Flatternder Wünsche Heer
Folgt Dir wie blitzender Möven Schar
Über das weite Meer.

Wisse, wenn dräuender Sturm Dich umtost,
Kniet einer betend im Sand.
Wisse, wenn tosender Sturm Dich zerschellt,
Wartet Dein Retter am Strand.

Rausche, buntbewimpeltes Schiff,
Rausche den Strom hinab.
Grüß das unendliche, ewige Meer,
Grüß meiner Hoffnungen Grab.

Zwischen den Gräben.

Zwischen den Gräben hat jäh ihr Lauf gestockt
Im Morgenrot.
Zwischen den Gräben liegen sie buntberockt, —
Verwundet und tot.

Zwischen den Gräben wälzen sie sich im Sand
In brennendem Weh,
Heben sie irren, verzweifelnden Flehens die [Hand
Und wimmern: „Pitié".

Zwischen den Gräben den blutig gefärbten Rain
Betritt kein Fuß:
Tödlich tauschen die feindlichen Schützenreih'n
Gruß um Gruß . . . .

Auf die Gräben hernieder im Nebeltau
Senkt sich die Nacht.
Leise erblüht aus dämmerdem Himmelsgrau
Sternenpracht.

Zwischen den Gräben verstummt das stöhnende [Weh,
Und Stille wird . . .
Die fiebernden Stirnen kühlt mit Händen wie [Schnee
Der gute Hirt. —

Landesbibliothek Oldenburg

Siegesfeier.

Ein Glockendröhnen
Ohn' End' und Maßen;
Ein Meer von Tönen
Durchwogt die Straßen.

Und Fahnen fliegen
Im Wind und bauschen.
Von hohen Siegen
Erzählt ihr Rauschen.

Und Becher klingen
In froher Runde;
Es schwillt ein Singen
Von Mund zu Munde ...

Doch — wie von den Türmen
Die Glocken schallen,
Seh ich im Stürmen
Viel Tausende fallen.

Und wie die Fahnen
Im Winde flattern,
Will's mich gemahnen
An rasendes Knattern.

Wie sie die Becher
Zum Munde neigen,
Denk' ich an Zecher,
Die ewig schweigen ....

Dolomitenkrieg.

In meiner Heimat blüht nun die Heide ...
Ist das nicht ein Traum? —
Um Felsenklippen das Schimmergeschmeide
Webt hier des Winters schneeiger Flaum.

Daß Wälder grünen und Felder glänzen
Golden zur Mahd,
Und daß sie dort gehn unter Erntekränzen, —
Kann das denn sein, Kamerad?

Daß Rosen glühen und Mädels lachen, —
Ist einer, der's glaubt?! —
Es fiebert wohl nur von den schönen Sachen,
Wenn nachts durch den Nebel die Schüsse krachen,
Dein brennend Haupt ...

Serbien 1915.

I.

In langen, schweren Schwaden wallen
Herbstnebel durch das Serbenland.
Viel müde, falbe Blätter fallen,
Gepflückt von unsichtbarer Hand ...

Wachsbleiche Weiber ... Kinder trotten;
Schwer stampft im Lehm der Rosse Huf.
Kolonnen ziehn in trägen Rotten —
Aus grauer Luft gellt Häherruf ...

Und wie die Reih'n im Dunst verfliehen,
Der Knabe neben Bärten greis, —
Ob sie nach Mazedonien ziehen,
Ob in das Kreuzzugsland, — wer weiß?

Doch jedem unter grauer Mützen
Schafft dumpfes Träumen Zeitvertreib.
Dem winkt ein Lockenkopf aus Pfützen,
Aus leeren Fenstern dem sein Weib.

Denn eine Sehnsucht brennt in allen:
Der Heimwehdrang nach Wiederkehr ...
Doch muß manch Sehnsuchtskind noch fallen, —
Und war der Abschied noch so schwer ...

Indes seh ich die Blätter fallen,
Gepflückt von unsichtbarer Hand.
In langen, schweren Schwaden wallen
Herbstnebel durch das Serbenland.

Serbien 1915.

II.

Wie könnt' ich schlafen
In diesen mondverzauberten Nächten?

Da durch mein Fenster
Serbiens Berge
Schimmernd mich grüßen,
Schimmernd im Schnee?

Nicht anders grüßten
Im Mantel der Christnacht
Die Berge am Rhein
Den frohen Wandrer —
In Friedenstagen ...

— — — — —

Landesbibliothek Oldenburg

Und schwermutvolles Weh
Schwillt mir ans Herz
Und überflutet es
Mit dunkler Woge:

Ein Gott
Regiert die Welt;

Eine Sonne
Leuchtet der Erde;

Ein Mond
Verzaubert ihre Nächte —

Ein Mensch bewohnt sie
Und dieser Mensch —
Zerfleischt, zerfetzt
Sich selbst. —

Abend im Advent.

Ein Lohen überm Waldesrand,
Wie wenn der Hang tief innen glüht.
Das tiefverschneite weite Land
Glänzt wie von Rosen überblüht.

Es knospet leise Stern um Stern
Auf azurblauer Himmelsau.
Neun Glockenschläge zittern fern,
Ganz fern ...
Sie grüßen Unsre liebe Frau. —

Ein Stübchen ist voll seligem Licht ...
Die junge Mutter träumt und sinnt
Im goldnen Schein, der sie umflicht,
Und faltet still
Die Händlein ihrem blonden Kind.

Die Rosenkranzandacht.

Die hohe Heilige steht im hellen Glanz
Von gelben Lichtern, die beim weichen Fächeln
Des Zugwinds auf- und niederschwanken.
Von wundervollen, starren Blumenranken
Umflochten, läßt sie einen Rosenkranz
Von weißen Perlen durch die Finger gleiten.

Um ihre Lippen blüht ein leises Lächeln,
Das überm Silberhaar des Gottgeweihten
Hinschwebt und über seinem lauten Beten,
Über den dunklen Schatten kniender Frauen:

Wie eine Morgenwolke über durstigen Beeten,
Aus der des Himmels Segen niedertauen. —

Die Tannen.

Ein junger, tausendstämmiger Tannenchor
Reckt sich von grün und braunem Grunde
Mit kühlem Ernst ins bleiche Licht empor. —

Und drüben beugt in süßem Schmeichelbunde
Ein Birkenpaar sich übern Wegrand vor
Und dehnt sich weiß und weich entgegen ihnen ...

Die Tannen aber steigen still empor
Ins bleiche Licht mit ernsten, kühlen Mienen.

Parzivals Abschied.

‚Lang lag verschleiert
Wie Riesensärge —
Der Alpenkranz.
Heut' aber schimmern die Berge,
Die Weite feiert
Im Morgenglanz.

Wie eine rotgoldene Krone
Glühen die Zinnen
Im ersten Strahl.
Nun will ich wandernd gewinnen
Zum herrlichen Lohne
Den heiligen Gral.'

Landesbibliothek Oldenburg

„Wehe, es ſind die Wege
Im weiten Lande
Tief eingeſchneit;
Es hängen die ſchwindelnden Stege
Über dem Rande
Der Ewigkeit."

‚Suche ich denn mein Leben?
Das leicht Verlorene
Gilt nicht viel;
Einzig das früh erkorene
Zu ſtetem Streben
Such' ich, mein Ziel.

Siehe, die Firnen glühen,
Weit in der Runde
Winken ſie mir!' —

„Sieh, meine Lippen blühen
Nach Deinem Munde,
Blühen nur Dir . . ."

‚Ringle die goldenen Flechten,
Die blonden Schlangen
Mir nur ums Haupt:
Ich werde in eiſigen Nächten
Nach ihnen verlangen,
Troſtberaubt. —

Laß mich die holden Tränen
Vom Aug' Dir trinken,
Hör zu, hör zu:
Bis meine Lider einſt ſinken, —
Dem Gral gilt mein Sehnen,
Die Heimat bleibſt Du!'

Die Feldpoſtkarte.

Eine Feldpoſtkarte nur:
Wogentürmende See,
Darüber auf feuchter Spur
Ein Mövenpaar ſchimmernd wie Schnee.

Drauf zierlich ihr Name. Und noch
Ein einzig Wörtlein: „Ade".
Ein einzig Wörtlein — und doch
Wogt mein Herz wie die See. —

Mein Herz iſt wie ein Hafen . . .

Mein Herz iſt wie ein Hafen, der vereiſt . . .
Um den im Todesmond die Stürme brauſen,
Die Takelzeug und Rahen wild zerzauſen . . .
Leer gähnt die Reede, und der Kai verwaiſt.

Wenn fliehend nun vor ſchollenknirſchendem Feind
Der letzte Kiel ſich durch die Brandung windet,
Das weiße Segel fern im Dunſt erblindet,
Dann ſteht des Hafens alter Wärter ſtarr und weint . . .

So brach Novembertrauer in mein Herz:
Die Treu'n, die ich im Lenz an mich gezogen,
Entrauſchten meinem Port auf dunklen Schickſalswogen,
Und ihre Wimpel flattern fernenwärts.

Kein Wort, kein Wimpernzucken nur verriet
Des Abſchieds Qual, in der mein Herz ſich windet —
Doch nun der Letzte der Getreuen ſchied,
Sein weißes Segel fern im Dunſt erblindet, —
Erpreßt das Weh, das mir die Bruſt umzieht,
Ein Rufen, das nicht mehr hinüberfindet,
Und eine Träne, die kein Aug' mehr ſieht . . .

Dumpf rauſcht der dunklen Wogen dunkles Lied.

Der Fluß.

Weht im Abendhauch ein Lied
Zu mir her:
Tief im Walde
Brauſt das Wehr.

Aber lautlos, tief geſtillt
Wallt der Fluß mir hier zu Füßen,
Und aus blauer Tiefe grüßen
Sterne mild.

Landesbibliothek Oldenburg

Georg Schröder

Landwirt, Sohn des Ökonomierats Schröder in Nordermoor, geboren am 31. März 1880, wurde Kaufmann und lernte in Hamburg, Brüssel und Liverpool. Hier besonders gewann er eine heftige Abneigung gegen diesen Beruf, und er kehrte zur heimischen Landwirtschaft zurück. Seine Neigungen gingen zugleich auf volkswirtschaftliche und politische Betätigung. Seiner Militärpflicht genügte er im Ostfriesischen Feldartillerie-Regiment Nr. 62 in Oldenburg. Freudig folgte er dem Rufe des Vaterlandes, als der Weltkrieg ausbrach. Er gehörte als Leutnant der Reserve der 5. Artillerie-Munitionskolonne und später als Kompagnieführer und Oberleutnant dem Füsilier-Regiment Nr. 73 an und wurde mit dem Eisernen Kreuz II. und dem Friedrich August-Kreuz II. u. I. ausgezeichnet. Im Schützengraben erreichte ihn neben seinem Minenwerfer am 29. April 1916 ein Volltreffer. Sein Verlust wurde beklagt von seiner Kompagnie, für die er wie ein Vater gesorgt hatte. Feldprediger Fimmen sprach an seinem Grabe folgende Worte: 2. Timotheus I, 7 „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft." Er war ein Kind unserer niedersächsischen Heimat, in dieser Heimat gewurzelt mit seinem ganzen Sein. Das Land seiner Väter liebte er mit ganzer Seele. Darum wußte er auch, weshalb er hier stand. Vor seinem geistigen Auge lag immerfort der väterliche Hof, die väterliche Scholle, dieser gottgesegnete Fleck Erde, im harten Kampf der Generationen der rauschenden See abgerungen. Dort war seine Welt, dort der Kreis, der ihn umschloß; dem wehrte er die Not, das hat er hier verteidigt durch die Monate bis in seine letzte Stunde hinein. Das war aber auch die Quelle seiner Kraft. Im Heimatboden ruhte seine ganze, so abgeschlossene, so in sich gefestigte Art. Daraus nahm er all die Gediegenheit und stille Treue, diese eigengeprägte Bestimmtheit, dies unermüdliche zähe Ausharren und dies ganze persönliche Sichhingeben an seinen Dienst, dessen er in so hervorragendem Maße fähig war. Ja, weil er so tief gewurzelt war daheim, konnte er uns hier draußen so viel sein. Er war unserer Besten einer. Seinen Leuten war er alles. Ihr von der 3. Kompagnie hattet ihn ganz. Euch hat er hier gelebt, Euch sich gegeben. Sein Gedenken bleibt bei Euch unauslöschlich. Ihr werdet ihn nie vergessen können. Wir wollen Gott dankbar sein, daß er unserem Land in entscheidender Stunde solche Söhne gespendet hat.

Feldpostbriefe.

Fresnes bei Reims, 25. September 1914.

An Abwechselung fehlts uns nicht. In Belgien gabs reichlich Fleisch, in Nordfrankreich reichlich Honig, südlich Reims mehr Wein wie nötig und hier

Landesbibliothek Oldenburg



× Georg Schröder

Landesbibliothek Oldenburg



Feldgottesdienſt



Unter Leitung Georg Schröders wiederhergeſtellter Graben

Landesbibliothek Oldenburg

Hämmel in Fülle. Kartoffeln scheinen hier nicht geachtet zu sein. Unser Koch Staschen weiß sich aber meistens zu helfen. Heute kochen wir so: Feuer in einem Waschkessel, darüber eiserne Stangen und dann unser Kochgeschirr. Stroh ist unser Lager. Seit drei Wochen habe ich zum ersten Mal wieder halb ausgezogen geschlafen, gestern und vorgestern schon ohne Schuhe. Wir werden am Ende noch verwöhnt.

Arause, 29. Oktober 1914.

Gerade eben holt sich eine halbnärrische 77jährige Frau heißes Wasser bei unseren Kanonieren, die mitten auf dem Hofe ihr Kochloch gebaut haben. Leutnant Gidion, der mit uns zufällig zusammenliegt, brät unter Mithilfe unseres Burschen eine Ente. Die Frau des Hauses (Furie wäre auch zutreffend) späht umher, ob nicht irgend wo etwas an ihren langen Fingern hängen bleiben könnte. Es ist tatsächlicher Kriegszustand. In dem anderen Quartier sind die Leute aber schon vernünftiger und schelten schon lange nicht mehr, wenn es auch mal etwas gegen ihre Interessen geht. Aus dem Nachbarhause schaut friedlich ein deutscher Gaul zum zerbrochenen Fenster auf die Straße hinaus, als ob es sich so gehöre. Es fällt schon keinem mehr auf. Es heißt eben immer: c'est la guerre.

Arause, 13. November 1914.

Gern würde ich von Heldentaten erzählen, aber die einzigste, die wir hier tun können, ist nichts weiter als Pflichterfüllung und Warten. Insbesondere das Warten wird zur Heldentat. Man hat das Gefühl, Ihr könntet daheim uns die Schuld zuschieben, daß hier wenig geschieht. Aber hier ist es wirklich die strategische Lage, der Keil, der in Frankreichs Herzen sitzt, der uns zwingt, nichts zu tun. Es wird noch lange dauern, ehe wir vorwärts dürfen. Bis dahin freuen wir uns, daß die anderen so fleißig sind und uns zu jedem Nachmittagskaffee einen Kreuzer oder einige hundert Gefangene auftischen. „Nach Ypern muß erst noch Rouen erledigt werden, zwischendurch Toul und Chalons, und dann erst werden wir das französische Heer einmal wieder an unsere breite Brust drücken lassen." — So'n bißchen Gewäsch muß man doch reden, was soll man sonst berichten? Vielleicht, daß ich in den 2 Tagen bis zum 15. noch meine Leute für 3 Wettkämpfe unter den Kolonnen vorbereiten muß: Tauziehen, Steinstoßen, Stafettenlauf? Wohlgemerkt, wir haben Landwehr Jahrgang 36—39 und etliche Jahrgang 18—20. Gestern habe ich Ställe gebaut und Schlafstellen, heute gemauschelt. So haben wir etwas Abwechselung. Jetzt regnets auf Deutsche, Senegalneger und Indier. Du sollst mal sehen, wie wir den Franzosen hier Reinlichkeit beibringen: Kiesfahren, Abwässern und selbst Düngerfahren. Auch landwirtschaftlich sind wir tätig. An 100 Ztr. Kartoffeln Tag für Tag. Etwas spät, aber sie tun es doch. Andere dreschen, und noch andere bewachen die Feldmark und das Korn oder das Dorf. Ja, ja, Krieg machen heißt nicht nur kampfunfähig machen,

Landesbibliothek Oldenburg

sondern vor allem recht verwalten und haushalten mit den Kräften der Menschen und die Vorräte und Vorteile richtig ausnutzen, z. B. Frankreichs Ernte.

Deuxmonds, 9. Mai 1915.

Ich schrieb nicht, weil ich seit dem 20. wußte, daß ein Sturm bevorstand. Und vor jedem Sturm gibt es alle Hände voll zu tun. Am 24. 12 Uhr mittags setzte der Sturm ein; wir hielten, ohne anzugreifen, den an die Combreshöhen angelehnten rechten Flügel. Neben uns wurde gestürmt. Am 26. stürmte das Regiment 73 zwei Höhen unter Mithilfe in Reserve des 2. Bataillons, und am 27. stürmte und verblutete ein Angriff des 2. Bataillons mit Teilen von Regiment 130, 36, 48, 76. Am Abend des 27. gruben wir uns ein, hielten die gewonnene Stellung am 28. bis abends zur Ablösung. Am 29. und 30. lagen wir in Reserve und wurden von der französischen Artillerie tatsächlich und moralisch zu vernichten versucht. Von morgens 8 bis abends 8 Uhr sauste ein schweres Artilleriefeuer über unsere Köpfe dahin und grub sich in den gegenüberliegenden Steilabgang einer Höhe, so daß am 2. Tage abends keine 3 qm ohne Granatloch war auf 500 m Breite und 300 m Tiefe. Oft lag ein Loch neben dem anderen. Aber unsere Leute schliefen. Bei mir im Unterstand, richtiger Erdloch, lag ein Offizier, der bei jedem Schuß, der in der Nähe einschlug, zuckte, ohne es mehr zu merken. Kurz, wir waren erledigt. Leben kam erst wieder hinein, als es hieß, wir würden abgelöst. Keine Truppe ist so gern die Nacht hindurch marschiert wie wir, insbesondere mein Bataillon. Und ich bin auf dem Rückwege unter schwerem Feuer durchgelaufen, d. h. von links wurde geschossen, und keine 100 m rechts schlugen die Geschosse haufenweise in den Abhang ein. Aber keiner wurde getroffen, wir gingen den Bohnen sehr geschickt aus dem Wege.

Deuxmonds, 9. Mai 1915.

Ich schrieb schon an Vater, daß wir wieder in der Schlacht waren und die Höhe westlich Combres (richtiger St. Remy) gestürmt haben. Jetzt haben wir zur Erholung einen Schützengraben bei Lanzey erhalten, weil das Gefecht unsere besten Kräfte einmal wieder gekostet hat. Es ist etwas so Schreckliches, daß ich ungern, mit Widerwillen davon spreche. Unser halbes Offizierkorps ist wieder tot oder verwundet. Es war ein Waldgefecht, das schlimmste, was es gibt, und zwei Kompagnien meines Bataillons haben sich vor einem französischen Drahthindernis verblutet. Eine Kompagnie zählt jetzt 90 Mann statt 210. Ich habe natürlich reichlich zu tun, und zum Schreiben fehlt oft die Stimmung und die Zeit. So um Dir ein Bild zu geben: habe ich gestern früh morgens im Walde erst einen Biwaksplatz ausgesucht, dann eine Pferdeschätzungskommission in Tätigkeit gesetzt, darauf 2 Stunden zu Gericht als Gerichtsoffizier gesessen, dann die Befehle, Verlustlisten, Grabenskizzen, Stellungsskizzen bearbeitet, und schließlich als letzter nachts 1/4 vor 12 noch 400 Mann Ersatz ins Biwak geschickt. Heute muß ich noch Briefe in Mengen schreiben und das Kriegstagebuch bearbeiten. Was das

Landesbibliothek Oldenburg

heißt, magst Du daran sehen, daß ich vor einigen Tagen auf der Brigade als einzigster 500 m Gelände verteidigt habe. Aktive Offiziere, Generalstabshauptmann, Brigadeadjutanten habe ich überzeugen müssen, daß wir an einer gewissen Stelle im Walde waren und uns eingegraben hatten. Topographen, die zu Hilfe gerufen worden waren, hatten eine Linie eingezeichnet, 500 m zu weit rückwärts, nämlich die Reserveſtellung. Es war überhaupt ein sonderbares Gefecht.

Douchy, 16. Juli 1915.

Wir hatten gestern Besuch von den in Deutschland bevollmächtigten Militärgesandten der neutralen Staaten. Wir haben ihnen im Schnellzugstempo etwas, das sie sehen durften, gezeigt.

Mansy, 21. Juli 1915.

Vater meint, ob ich mich in meiner Kompagnie eingelebt habe. So ziemlich. Ich glaube, meine Leute sind im großen und ganzen mit mir zufrieden. Jetzt kann ich sagen, kein Vorgesetzter tadelt etwas bei mir, und wenn die Wände des Grabens eingefallen sind. Sie wissen, daß ich planmäßig und energisch arbeite. Meine Annäherungswege sind von mir ausgesonnen, durchgesetzt und fertig, so daß ich wohl die beste Verbindung nach hinten habe, trotzdem in meinem Abschnitt bei meiner Übernahme nichts vorhanden war. Mein Stollensystem (vgl. das Bild) ist sogar als Bataillonsbefehl erschienen. Mein Beobachtungsposten erntet allgemeines Lob, und in 4—5 Tagen fange ich an einen Mustergraben zu bauen, der Entwurf ist fertig. So kann ich sagen, in meiner Stellung habe ich mich eingelebt, in meiner Kompagnie eigentlich noch nicht so recht. Denn 250 Leute kennen zu lernen, geht nicht so schnell, und die meisten bekomme ich nur alle 8 Tage zu sehen. Eingesperrt habe ich erst einen, d. h. er hat es noch zugute. Arbeiten tun sie ganz gut.

Douchy, 12. September 1915.

Ich bin zurzeit Unterabschnitts-Kommandeur in Vertretung, d. h. ich habe 3 Kompagnien unter mir. Ich bin es aber nur 2—3 Wochen. Meine Anschrift bleibt natürlich dieselbe. Wir haben hier jetzt Engländer gegenüber. Sie sind noch etwas furchtsam und unruhig. Wir müssen sie erst noch an den Krieg und den Schützengrabenanstand gewöhnen.

Douchy, 10. Oktober 1915.

Unser Offizierkorps ist zurzeit ganz außerordentlich stark. Aber es sind alles junge Leutnants. Auch etwas Mannschaftsersatz haben wir erhalten. Unser Gegner ist ganz still. Seit mehreren Tagen gab er hier keinen Schuß ab. Er spart offenbar für die Durchbruchstellen. Aber es wird ihm nicht gelingen, auch nicht bei Tahure (mein alter Kampfplatz von früher); denn jede zurückliegende Linie ist stärker; und ist eine verloren, wird eine neue ausgebaut. Es kostet ihm Tausende von Menschen, einen Meter zu gewinnen. Er muß sich da verbluten. Die Angriffsluſt muß schwinden. Die fremden Völker sind schon nicht mehr zuverlässig.

Landesbibliothek Oldenburg

Douchy, 1. November 1915.

Gestern, Schwesterlein, mußte ich einer Mutter schreiben, daß ich ihr den Sohn nicht senden darf, aber bald. Heute ist der arme Junge typhuskrank. Dann mußte ich einem Lehrer den Tod eines meiner Soldaten klarlegen, der von einem Kameraden erschossen worden war. Vor einigen Tagen habe ich den Schuldigen vor Gericht frei geredet. Ich hatte den wahren Sachverhalt den Eltern verschwiegen. Nun war aber die Wahrheit gerüchtsweise ins Dorf gekommen. Es ist harte Arbeit, solche Briefe zu schreiben. Hier regnets jeglichen Tag, hier schießts in jeglicher Art, hier buddelts an jeglicher Statt, hier redets aus jeglichem Mund. Aber Frieden wird dennoch nicht. Heute bin ich in Ruhequartier. Meine Kompagnie hat heute Schulschießen. Du weißt, so im Kriege, da verlernen sie leicht das Schießen.

Douchy, 10. Dezember 1915.

Heute hat der Franzmann mal wieder ins Dorf geschossen. Eins meiner Packpferde ist draufgegangen. Dann haben sie einen in die Scheune auf meinem Hof gesetzt, und das heißt die Bande friedlichen Krieg, Schützengrabenbetragen! Wir werden ihnen dafür aber auch Saures nach Beaumetz hineinbesorgen. Hier heißts Vergeltung!

Landesbibliothek Oldenburg



Fritz Schwoon



Heino Schwoon



Paul Schwoon

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Fritz, Heino und Paul Schwoon

Söhne des verstorbenen Kaufmanns Schwoon in Oldenburg; sie zogen von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, begeistert ins Feld. Daß sie durch ihren Heldentod zu Deutschlands Befreiung beigetragen haben, ist vielleicht für die schwer getroffene Mutter ein Trost.

Fritz Schwoon, geboren in Oldenburg am 2. August 1874, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt, begann seine kaufmännische Laufbahn als Lehrling in Varel, war dann bei verschiedenen Firmen tätig und wurde im September 1915 als Landsturmpflichtiger zum Heeresdienst beim Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 77 in Köln-Kalk einberufen. Am 20. Juli 1916 kam er zum Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 37, 7. Kompagnie ins Feld und fand schon am 28. August bei einem Sturmangriff auf Toboly bei Kowel den Heldentod. In Kameradenkreisen war er beliebt und geschätzt. Tapfer und heldenmütig stürmte er beim Anlauf vor.

Heino Schwoon, geboren in Oldenburg am 4. Oktober 1887, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt und wurde dann Lehrling in einem Bremer kaufmännischen Geschäft. Er genügte als Einjährig-Freiwilliger bei der 9. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 seiner Militärpflicht, war darauf zu seiner weiteren Ausbildung in England und Belgien, sowie 3 Jahre in San Franzisko. Nach seiner Rückkehr aus Kalifornien trat er im Jahre 1912 bei der Deutschen Vakuum-Öl-Aktien-Gesellschaft in Hamburg als Beamter ein und wurde im Laufe der Zeit Leiter der Verkaufszentrale dieses Unternehmens. Nach kurzer Tätigkeit beim Ersatz-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 84 in Schleswig kam er am 17. November 1914 als Offizierstellvertreter zu demselben Regiment ins Feld. Am 22. März 1915 wurde er zum Leutnant befördert und erhielt kurz darauf das Eiserne Kreuz 2. Klasse und das Oldenburger Friedrich August-Kreuz. Am 2. August 1916 mit der Führung der 8. Kompagnie beauftragt, wurde er bereits am 4. August bei der Verteidigung seines Grabens gegen erdrückende Übermacht hereindringender Engländer bei Pozières tödlich verwundet. „Ein anerkannt tapferer, schneidiger Offizier, gewann er sich gleich am ersten Tage in vorderster Linie die Herzen aller", schrieb der Adjutant des Regiments an seine Mutter.

Paul Schwoon, geboren am 25. November 1890, besuchte wie seine Brüder die Oberrealschule in Oldenburg und war später Beamter der Oldenburgischen Spar- und Leihbank. Er diente als Einjährig-Freiwilliger bei der 10. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, rückte als Vizefeldwebel der Reserve mit seiner alten Kompagnie am 8. August 1914 ins Feld und wurde

Landesbibliothek Oldenburg

draußen bald Feldwebel-Leutnant. Am 17. September wurde er bei Bethany in der Nähe von Reims schwer verwundet und starb am 19. September im Feldlazarett Witry-les-Reims. Auf dem dortigen Friedhof fand er seine letzte Ruhestätte. Die schöne Gabe des Gesanges gewann ihm überall die Herzen. Mit zwei Kameraden hatte er im Kreise der Familie des Försters Bourguignon zu Hermalle bei Huy in Belgien freundlichste Aufnahme gefunden und fünf schöne Tage verlebt.

Feldpostbriefe.

Fürstenau, 8. August 1914.

Liebste Mutter, Du kannst Dir gar nicht denken, mit welcher Begeisterung wir überall empfangen werden, und wie begeistert wir selbst erst sind. Deutschland, Deutschland über alles! Der Jubel, mit dem wir, besonders im Oldenburger Lande, empfangen wurden, war unbeschreiblich. Reden wurden geschwungen, Musikkapellen spielten, und wir singen immer zu, schön und interessant! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt! Wir fahren, glaube ich nach Belgien. Es geht ziemlich langsam. Die Wagen sind alle mit Grün geschmückt, wir selbst haben in jedem Knopfloch die schönsten Blumen. Herzinnige Grüße Euch Lieben allen von Eurem Paul.

Foy in Belgien, 11. August 1914.

Gestern Abend sind wir um 7^{15} Uhr (wir waren morgens um 5 Uhr fortgegangen) in Belgien einmarschiert unter dreimaligem Hurra. In der Ferne hörte man Kanonendonner, wir sahen brennende Dörfer und feindliche Flieger. Die belgische Landbevölkerung hat fürchterliche Greueltaten an deutschen Zivilisten und Soldaten verübt, seit gestern hört man weniger, da schon riesig viel Militär in Belgien ist. Die Bevölkerung hier in Foy, einem größeren Dorf, zeigte sich überall recht freundlich, sie scheint doch mächtigen Respekt vor uns zu haben. In den nächsten Tagen sammelt sich hier unser Korps, mit zwei anderen werden wir dann wohl bald gegen den Erbfeind vorgehen. In einem Dorf ganz in der Nähe knüpfte man gestern einen Pfarrer auf, weil er Lichtsignale abgegeben hatte. Herzliche Grüße von Eurem Paul.

In einer Scheune, 27. August 1914.

Am 21., 22. und 23. August hat eine große Schlacht stattgefunden: Zwei deutsche Divisionen gegen zwei französische Armeekorps. Habe schon viel Entsetzliches gesehen und erlebt. Etwas Fürchterlicheres als Krieg gibts nicht. Wir marschieren auf der großen Heerstraße, gestern hinter Train (Lebensmittel- und Munitionskolonnen), plötzlich fielen vorne im Dorf Schüsse. Es hieß gleich, Fußtruppen nach vorne kommen! Unsere Kompagnie stürmte die Höhen hinauf, um das Feuer der belgischen Zivilbevölkerung, das aus dem Kirchturm und verschiedenen mit Schießscharten versehenen Häusern kam, aufzunehmen. Dann gings im Marsch,

Landesbibliothek Oldenburg

Marsch in den Ort, wo nach einigen Minuten schon zahlreiche Häuser in Flammen standen. Von den Halunken waren keine zu fassen. Euch allen, besonders Dir, mein teures, liebes Mütterchen, die herzinnigsten Grüße von Eurem Paul.

Guise, 29. August 1914.

Nicht weit von uns ist eine große Schlacht im Gange. Wir kommen entweder heute Abend noch, oder morgen früh ins Gefecht. Sollte ich fallen, so weine nicht. Gott hats dann gewollt. Und Dank Dir, tausend Dank für alle Deine Liebe.

1. September 1914, 15 km vor Laon.

Sonntag haben wir die große Schlacht bei Guise mitgemacht, hoffe bald in Paris zu sein. Vorwärts immer. Wir haben mit unserer Kompagnie von morgens 5 Uhr bis abends 6 Uhr im feindlichen Artilleriefeuer gelegen, zeitweise auch im Infanteriefeuer.

Dicy, 2. September 1914.

Montag war Ruhetag. Gestern wollten wir nach Laon, doch dann hieß es plötzlich: Eilmarsch nach Reims! Da sind wir denn von abends 6 bis 12^{15} Uhr in einem rasenden Tempo marschiert, haben dann bis 4^{30} Uhr unter freiem Himmel bei scheußlicher Kälte ohne Zelte geruht. Heute früh erfuhren wir, daß der Feind von der 3. Armee zurückgeschlagen sei und unser Korps die Verfolgung aufzunehmen habe.

Epernais, 10. September 1914.

Wir kommen gerade aus einer viertägigen Schlacht. Der Krieg scheint doch länger zu dauern. Wir stehen wieder vor einer großen Schlacht. Euer Paul.

---

29. November 1914.

Meine liebe teure Mutter! Ich fühle heute das Bedürfnis in mir, Dir einige Trostworte zu sagen, falls es mir nicht vergönnt sein sollte, in die Heimat zurückzukehren und Dich meine gute, gute Mutter wiederzusehen. Der Gedanke, daß Du auch dieses Opfer noch bringen solltest, nachdem uns bereits unser lieber guter Bruder entrissen wurde, ist für mich furchtbar. Nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchtete, nur sollte Dir dieser Schmerz erspart bleiben. Du hast im Leben schon so viel durchmachen müssen, so viel Herzeleid ertragen, daß es für Dich stets mein größter Wunsch sein wird, daß ich zu Dir zurückkehren möge. Wenn Du diese Zeilen liest, ist mir vielleicht vom lieben Gott der Heldentod bestimmt. Meine Gedanken sind stets bei Dir, Dein guter Geist verläßt mich nie, und noch im letzten Augenblick werde ich Dir im Geiste nahe sein. Darum, solltest Du nichts Näheres über meine letzten Stunden erfahren können, verzweifle nicht und gräme Dich nicht so sehr, Du bist mein einzigster und steter Gedanke. Dir schulde ich alles, mein Leben und meine Erfolge, Du hast mich durch Deine große Liebe und Aufopferung zu dem gemacht, was ich bin. Meine liebe Mutter, laß mich Dir nochmals von ganzem Herzen für alles, alles danken. Mein Herz

Landesbibliothek Oldenburg

ist noch frei und wird nur Dir gehören bis in alle Ewigkeit. Verzage nicht, Du Gute, Gott stehe Dir bei in Deinem großen Schmerz. Er hat es gewollt, und darum dürfen wir nicht verzweifeln. Suche Dich Deinen Kindern und Enkelkindern zu erhalten. Ihr Alle wißt, wie gerne ich gelebt habe, und wieviel ich vom Leben gehabt habe. Eigentlich nur Freude, Glück und Erfolg, ebenso wie der gute Paul sein kurzes Leben genossen hat. Das mag Euch ein Trost sein. Für uns gibt es ja keinen schöneren Tod als den Heldentod für unser großes geliebtes Vaterland. Gott führe uns zum Siege. In Liebe Euer Heino.

Im Schützengraben, 24. Dezember 1914.

Heute Abend werden wir gegen 7 Uhr abgelöst, am heiligen Abend, verleben also die Stunden, während welcher wir früher alle unter dem Weihnachtsbaum feierten, auf dem Marsche. Mancher wird diesen Weg ruhig, ohne zu reden, zurücklegen und an Weib und Kind denken in der Heimat; denn die meisten von uns sind verheiratet, alles ältere vernünftige Leute, die aber trotzdem stolz sind, für das Wohl und zum Schutze des Vaterlandes hier in Feindesland zu stehen. Glaubt es mir, jeder tut seine Pflicht und erträgt die Strapazen gerne; denn es gilt ja auch den Lieben in der Heimat. Wir können nicht stolz genug sein auf unser Militär und die großartige Organisation und Heerführung. Welch ein Segen, daß dieser furchtbare Krieg sich nicht in Deutschland abspielt, denn es gibt auf der ganzen Welt nur eine Nation, die Herz und Gewissen hat; andere Nationen, und vor allem unsere direkten Feinde würden nicht mit einer auch nur annähernd so großen Rücksichtnahme und Achtung vor den Einwohnern und deren Eigentum im fremden Lande herrschen. Das ist für uns alle eine große Freude und Genugtuung, und darum wollen wir gerne noch weiter ausharren und auf dem Posten sein. Ich freue mich stets von neuem über den gesunden Humor und Witz der Mannschaften; und da ich selbst kein Kostverächter bin, so haben wir oft nette Episoden, und die Leute unterhalten sich mit mir, als wenn ich ihr Kamerad wäre. Und ich bin es ja auch; einen Vorgesetzten herauszubeißen, hat mir noch nie gelegen; und ist es der größte Fehler, den man begehen kann. Aber es ist ja nicht jedem gegeben. Selbstverständlich darf die Achtung und das volle Zutrauen nicht verloren gehen.

Avion, 5. November 1915.

Meine liebe Mutter. Von unserer Stellung aus können wir in weiter Ferne die berühmte Lorettohöhe sehen; und wenn man diese blutgetränkte Gegend durchs Glas beschaut, kann man deutlich die vielen Schützengräben, Verbindungswege usw. auf und an der Höhe erkennen. Vor dem Krieg war dieser Berg eine berühmte Wallfahrtsstätte der Franzosen aus der ganzen Umgegend, und eine Kirche stand oben, von der jetzt wohl kein Stein mehr vorhanden ist. Hier in Avion gibt es eine ganz wunderbare Badeanstalt, die zu einem großen Bergwerk gehört. Unten sind etwa 100 Duschenbäder für die Mannschaften, jede Dusche ein kleiner Raum

Landesbibliothek Oldenburg

für sich aus weißen Fliesen, oben ungefähr 20 Wannenbäder für die Offiziere. Eine Wohltat für alle, sich so wunderbar waschen zu können. Man merkt so an allem, daß dies eine kultiviertere Gegend ist, als wo wir bisher waren. Mit herzlichem Gruß Dein Heino.

Noyelles, 6. Februar 1916.

Ich bin so froh und zufrieden, wieder hier bei der Kompagnie bei meinen Leuten zu sein, man hält es doch zu selbstverständlich für seine Pflicht, daß man an der Front ist, daß die Gefahren eigentlich kaum beachtet werden und man nur für das große Ganze lebt und arbeitet. Ich glaube, ein schöneres Pflichtbewußtsein gibt es gar nicht, man geht so ganz darin auf, fühlt sich glücklich dabei und freut sich täglich, daß man seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellen kann. Man empfindet es dann doppelt dankbar, wenn man auf kurze Zeit mal wieder in der Heimat gewesen ist, um sich persönlich wieder davon zu überzeugen, daß man auch daheim gewillt ist, durchzuhalten bis zum siegreichen Frieden. Ich werde noch lange von meinem Urlaub zehren, es war zu schön!

Im Felde, 3. Juni 1916.

Die Natur und das Wetter ist jetzt so herrlich, daß man täglich seine wahre Freude dran hat, alles ist bunt. Auf meinem Tisch steht in einem Ausbläser ein großer Strauß Feldblumen, Mohn, Kornblumen, Margareten und dazwischen einige Korn- und Haferähren. Solch ein Feldbukett ist doch viel hübscher als ein anderes. Ich würde mich sehr freuen, wenn Du mir eins der Bücher, die Prof. Rüthning herausgibt, schicktest, ich kann es Dir ja zurückschicken.

Im Felde, 23. Juli 1916.

Wir können von hier in unserer neuen Stellung den Geschützdonner der Sommefront hören. Im allgemeinen ist die Lage hier nicht so kritisch, wie sie wohl gemacht wird. Die Engländer werden auch bald das Zwecklose ihrer Angriffsversuche einsehen. Vorgekommen sind sie ja an manchen Stellen, aber erreichen können sie nichts damit, und ein Durchbrechen ist ausgeschlossen. Also mache Dir nicht soviel Gedanken meinetwegen. Nun leb wohl für heute, liebe Mutter, und sei herzlichst gegrüßt von Deinem Heino.

Im Felde, 1. August 1916.

Seit gestern bin ich Kompagnieführer der 8. Kompagnie und doppelt froh und stolz, daß ich gleich dazu ernannt und nicht nur Stellvertretender oder dazu kommandiert bin. Na, wir wollen die Sache schon schmeißen. Die Kompagnien sind mächtig zusammengeschrumpft, in der 8. habe ich ungefähr 50 Mann, bekomme aber heute 65 Mann Ersatz dazu, die noch nichts vom Krieg gesehen haben und gleich in diese furchtbare Hölle gehen müssen. Aber es muß ja gehen, und dann heißt es nur auf Gott vertrauen und den Mut nicht verlieren. Ich bin so glücklich und zufrieden, daß ich alles an der Spitze einer Kompagnie mitmachen kann. Es gibt so unendlich viel Kleinigkeiten, durch die man das Leben für die Leute etwas

Landesbibliothek Oldenburg

angenehmer gestalten kann, daß man immer von neuem wieder mit Genugtuung und innerer Zufriedenheit weiter schafft zum Wohl des Ganzen. Man erlebt in diesen Tagen und Stunden der Gefahr und des Ringens mit dem Leben und dem Tod so unendlich viel, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Es ist ein Menschenmorden an dieser Front, wie es selbst vor Verdun schlimmer nicht möglich ist. Der Engländer muß enorme Kräfte gerade an dieser Stelle zusammengezogen haben; immer und immer versucht er von neuem, unsere Linien zu durchbrechen; aber so lange wir drin liegen, hat er nichts erreicht. Der Heeresbericht lautet dann einfach: „Starke Angriffe der Engländer da und da abgewiesen." Was das im einzelnen bedeutet, davon macht sich kein Mensch einen Begriff, der es nicht selbst mit erlebt hat. Die tapfere Schar, die da vorne im Graben liegt, muß viel durchmachen, kaum daß man während der 3 oder 4 Tage Schlaf bekommt. Am Tage donnert es unaufhörlich aus schwersten Geschützen, und nachts ist alles auf der Hut, um den Tommy zu erwarten. Wenn er dann kommt, kennt der Jubel der Leute keine Grenze, sie schießen und schmeißen mit Handgranaten, daß es nur so seine Art hat. Manche sind wie die Tiere so wütend auf die englische Rasselbande. Aber die Gefangenen werden von unseren Kerls gut behandelt, und meistens kriegen sie gleich eine Zigarette von uns. Ich war täglich vorne im Graben, obgleich der Stab weiter zurückliegt, aber ich mußte mal die Leute wiedersehen und mit ihnen sprechen. Es sind viele, viele gefallen oder verwundet. Offiziere sind 12 vom Regiment gefallen, darunter Hauptmann Schlettmann. Er war mit seiner Kompagnie im ersten Graben, als plötzlich die Engländer eindrangen. Einige seiner Leute fielen, die anderen wichen etwas zurück, da stürmte er selbst mit einigen Handgranaten versehen, vor, und es gelang ihm dadurch seine Leute mitzureißen und den Graben zu säubern. Dabei ist er dann gleich selbst gefallen, eine Handgranate hat ihn völlig zerrissen, man hat kaum ein Stück mehr von ihm gefunden. Und so kommen viele um, die Gräben liegen voller Leichen. Wo es geht, werden sie hinter dem Graben schnell eingegraben, manchmal werden sie ganz verschüttet. Tagsüber schießt der Engländer mit schwersten Kalibern, 15—28 cm, auf die Gräben und das dahinter liegende Gelände, es sieht überall toll aus. Von Unterständen kann man kaum reden, alles wird eingeebnet, kleine Löcher in der Grabenwand bieten etwas Schutz gegen Schrapnells, für manchen ist der kleine Unterschlupf das eigene Grab geworden. Was man an Verwundungen sieht, ist furchtbar, aber man ist schon ganz abgestumpft gegen alles. Jeder wünscht sich nur, daß wir hier sobald als möglich herauskommen. Bitte, lieber Schwager, erwähne um Gotteswillen nie etwas Mutter gegenüber, was ich Dir von hier schreibe; sie weiß auch gar nicht genau, wo ich liege, braucht es auch nicht zu wissen, um sich nicht aufzuregen; denn es läßt sich ja doch nicht ändern. Es wird ja schon gut gehen.

Landesbibliothek Oldenburg



Fritz Siedenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Fritz Siedenburg

geboren am 16. Juli 1892, gefallen am 27. Dezember 1915 bei La Baſſée, Sohn des Oberbuchhalters Siedenburg, beſuchte die Oberrealſchule in Oldenburg und beſtand die Reifeprüfung zu Oſtern 1912. Hiernach trat er als Kaufmannslehrling bei der Norddeutſchen Wollkämmerei in Delmenhorſt ein. Bei Ausbruch des Krieges 1914 ſtellte er ſich bei der hieſigen Artillerie als Kriegsfreiwilliger und wurde nach der Ausbildung dem Reſerve-Artillerie-Regiment Nr. 20, 4. Batterie, zugeteilt, in welchem er in Frankreich verſchiedene Schlachten und Gefechte mitmachte. Er war zum Unteroffizier befördert und für das Eiſerne Kreuz vorgeſchlagen. Auf dem Wege zur vorderen Beobachtung wurde er am frühen Morgen des 27. Dezember 1915 von einem Infanteriegeſchoß in den Kopf getroffen, das ſeinem jungen Leben ein jähes, aber ſchmerzloſes Ende machte. Am folgenden Morgen wurde er auf dem Soldatenfriedhof in Hantay beerdigt. Sein Batterieführer ſchrieb an den Vater: „Er war ein ganz hervorragender Soldat, der ſich ſtets durch ſeinen Mut beſonders hervorgetan hat. Er iſt ſchon ſeit der Schlacht bei Loos zum Eiſernen Kreuz eingegeben geweſen. Er verſprach ein guter Offizier zu werden. Sie dürfen auf dieſen Sohn ſtolz ſein. Er gehörte zu den Allerbeſten."

Feldpoſtbriefe an ſeine Eltern.

St. Brimont, 6. November 1914.

Morgens um 6½ Uhr ſteige ich aus meiner Erdhöhle, die mit Stroh ausgefüllt iſt, heraus. Dichter Nebel lagert über der Ebene, ſo daß unſere Batterie etwa 150 m von uns ſchon nicht mehr ſichtbar iſt. Durch ein Zuckerrübenfeld ſteigen wir zu unſerem Geſchütz, bei dem die anderen Kanoniere, die direkt daneben in einem Erdloch hauſen, bereits mit Hacke und Spaten beſchäftigt ſind, einen Unterſtand für die Offiziere herzuſtellen. Gegen 8 Uhr kommen die Kanoniere, die auf einem etwa 300 m entfernten halbzerſtörten Schloſſe den Kaffee kochen, zurück. Die Bedienungsmannſchaften der Geſchütze begeben ſich zu den Lafetten, die mit Zeltdecken überworfen, mit Heu, Gras und Stoppeln unſichtbar für Flieger gemacht worden ſind. Der Kaffee ſchmeckt ſehr gut, zu jedem Becher kommen ein bis zwei große Löffel Zucker. Wir haben das Glück, eine Zuckerfabrik in der Nähe zu haben. Um 10 Uhr kommt die Sonne durch. Das Wetter gleicht einem ſchönen, warmen Sommertag. Altweiberſommer. Die ganze Ebene glänzt von Millionen feiner Spinngewebe. Ich ziehe mit einem Kameraden zum Seine-Marnekanal und waſche mich zum erſten Male ſeit unſerer Abfahrt ordentlich. Als wir zurückkehren, kommt die Mannſchaft, die jeden Morgen nach Brimont,

Landesbibliothek Oldenburg

zirka 7 km entfernt, geschickt wird, um unsere Mittagsmahlzeit zu holen, zurück: Schälgerstensuppe mit Schweinefleisch, sehr gut schmeckend. Die, welche Kochgeschirre haben, essen aus ihnen, die anderen aus dem Topfe. Plötzlich kommt per Telephon das Kommando: „Feuerbereit!" Die Zeltbahnen werden abgedeckt. Schrapnell-Brennzünder! 3400! 1 hoch! Libelle 32! Feuern! Schon sausen unsere Geschosse in die für uns unsichtbaren feindlichen Schützengräben. Wir liegen hinter einem kleinen Gehölz. Gleichzeitig fängt unsere Schwere an zu brummen. Telephon summt: Flieger! Decken! Feuer sofort eingestellt, Geschütze wieder mit Zelten überspannt, und wir kriechen darunter wie die Maulwürfe. Nacheinander erscheinen 4 feindliche Flieger, 2 werden von unseren Ballonabwehrkanonen beschossen, ohne Erfolg. Langsam kommt die Nacht heran, es wird kalt und dunkel. Die ablösenden Infanteriekolonnen marschieren die Landstraße entlang. Aus dem nahen Schlosse haben wir eine Gartenbank und Stühle requiriert und sitzen stumm auf ihnen vor unserer Höhle, den schönen Sternenhimmel betrachtend. Mittels des Nordsterns wird die Nordsüdrichtung ermittelt und festgestellt, daß unsere Batterie nordöstlich von Reims liegt. Beim Dunkelwerden fängt die französische Schwere zu heulen an. Schlag auf Schlag hinüber nach Bourgogne, wo ich vorgestern mein Nachtquartier hatte. Gestern ist dort ein Kriegsfreiwilliger von einem Treffer verletzt und getötet. Um 9 Uhr begeben wir uns in unseren Bau. Nach etwa $1^1/_2$ Stunden werden wir plötzlich geweckt. Batterie feuerbereit machen! Wieder sausen unsere Geschosse durch die Luft. Nach etwa 30 Schuß stellen wir das Feuer ein. Ein Munitionswagen kommt über die Wiese gefahren und bringt neue Munition. Wir begeben uns dann wieder in unsere Höhle und schlafen nach den Verhältnissen ganz gut, nur so ganz warm wird man niemals. Aber es ist zum Aushalten. Dies war mein erster Tag bei meiner Batterie. Gewöhnlich soll tagelang nicht ein Schuß abgegeben werden. Meine Kameraden sind ganz gute Leute, viele sehnen sich nach Hause, sie sind sich aber dessen bewußt, daß sie Ostern wohl noch in Feindesland zuzubringen haben.

Coursy, 11. November 1914.

Die letzten Tage sind gut für mich verlaufen. Am Montag mußte ich in Bourgogne bleiben, um zum zweiten Male gegen Typhus geimpft zu werden. Ich hatte Aufnahme bei den Fahrern von unserem Munitionswagen gefunden, die ein außerordentlich bequemes Leben führen im Vergleich zu dem der Kanoniere in der Feuerstellung. Das Schloß muß von einer adligen, sehr alten Familie bewohnt gewesen sein. Es liegt 2—300 m von unserer Batterie, ist dem Rasteder Schloß von außen ähnlich, nach heftigem Artilleriefeuer von den Unsrigen im Sturm genommen. Es ist ein Trümmerhaufen, aber noch erkennt man an den Gegenständen, die in den Zimmern herumliegen, was für ein Luxus, und welche Eleganz hier geherrscht hat. Ein wunderbar reizendes Kinderzimmer entdeckte ich, das Bett vielleicht 2 m lang, dazu passende Stühle, Sofa, Nachttisch, Waschtisch, es war

Landesbibliothek Oldenburg

rührend. Aber alles, alles Trümmer. Ferner Vogel- und Steinsammlungen, die Bibliothek mit sehr alten Büchern, auch einige englische und lateinische, die französische Übersetzung von „Das Mädel mit den nackten Füßen" von B. Auerbach. Wie das Schloß liegen viele Dörfer in Trümmern. Ein tadelloser Kamin war in das Quartier übernommen. Ich habe ungefähr 12 Stunden davor gesessen und mich so wieder einmal durchgewärmt. Die Stimmung der Leute war rührend, es waren Landwehrleute darunter. „Nach der Heimat, nach der Heimat möcht' ich wieder", wurde gesungen. Es war ein herrlicher Abend. Am Nachmittag war ich mit meinen Kameraden in das vor uns liegende Dorf gegangen, wo noch einzelne Häuser stehen geblieben sind. In einem Hause fanden wir 4 Blindgänger der französischen Schweren, alle durch Umlagerung mit Steinen auffällig gemacht. Überhaupt gehören französische Blindgänger nicht zu den Seltenheiten. Hohlbläser gibt es an einzelnen Stellen 20—30 zu sehen. Uns kann es ja schon recht sein, wenn die französische Munition nichts taugt. Letzte Nacht haben wir unseren linken Zug (2 Geschütze) vorgebracht und am Morgen um $^1/_2$5 französische Drahtverhaue von dort aus beschossen. Von 9 bis $10^1/_2$ Uhr stand ich Wache bei diesen Geschützen. Dunkle tiefschwarze Nacht, schwerer Nordost brauste über das Rübenfeld. Links brannte fern am Horizont R., rechts wiederum eine französische Stadt. Bei jedem heftigeren Windhauch flammte der Himmel blutrot auf, ein schaurig schöner Anblick. Ich habe dann auch an Euch gedacht und mir jene schönen Abendstunden ins Gedächtnis zurückgerufen, die ich im blauen Rock mit Euch verlebt habe. Schön war es bei Euch, aber doch möchte ich hier nicht fehlen. Nach mir hatte zur Loy Wache, um 12 Uhr lagen wir zusammen und schliefen. Unser Schlafraum war folgender: Vom Geschützstand ging ein Einschnitt in den Lehmkreideboden 1 m breit, 2 m lang, $^1/_2$ m tief, mit Bohlen und Erde belegt. Ein Bund Stroh liegt ausgebreitet auf dem Boden, zur Loy kriecht als erster hinein, rechte Seite und liegt auf seiner rechten Seite; dann schiebe ich mich mit den Füßen zuerst hinein. Kopf an Kopf können wir nicht liegen, da der Raum nicht breit genug ist. Bin ich halb drin, so drehe ich mich auf meine rechte Seite, damit ich noch weiter hineinkomme. Mit dem Kopf schaue ich zum Loch hinaus, zur Loy mit den Füßen. Der Mantel wird über die Ohren gezogen und dann geschlafen; ob es kalt oder naß ist, es ist gleich, man schläft. Unsere Kost ist einfach, aber gesund, die Leute strotzen voll Gesundheit. Die Übergangszeit aus dem Kulturleben des 20. Jahrhunderts in das der Höhlenbewohner ist unangenehm und schwer. Ich habe sie Gottlob jetzt überstanden. Die Sachen, die Mutter mir mitgegeben hat, habe ich alle schon gebraucht, oder werde ich gebrauchen können, ich möchte jedenfalls kein Ding missen.

25. November 1914.

Es ist wahr, voll Freude bin ich ins Feld gezogen, und gerne stehe ich hier und kämpfe für mein Vaterland. Die Entscheidung wird in Nordfrankreich fallen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wir können vielleicht bis Friedensschluß in unserer jetzigen Stellung bleiben. Es würde mir kaum recht sein, untätig dem Kampf zuzusehen. Den Winter würden wir ganz gut in unseren Unterständen aushalten.

27. November 1914.

Am 25. November nachts ½12 wurde plötzlich Batterie formiert und uns der neue siegreiche Kampf Hindenburgs gemeldet, drei gewaltige Hurras stiegen zum dunkelen Himmel empor. Am nächsten Morgen hörten wir stundenlang die Hurrarufe der Infanteristen, denen in den Schützengräben die Siegesbotschaft mitgeteilt wurde. Einmal hörten wir aus weiter Ferne das herrlich gewaltige „Deutschland, Deutschland über alles" herüberschallen. Den gestrigen Tag haben wir von morgens früh bis abends spät an unserem Unterstande gearbeitet. Er ist jetzt so tief, daß wir aufrecht darin stehen können. Es war eine schwere Arbeit. Jede Schaufel Erde mußten wir mit der Hacke abschlagen und das in der Kniestellung oder am Anfange auf dem Bauche liegend. Für das Gedicht von meiner lieben Mutter spreche ich noch ganz besonders meinen Dank aus. Es ist vorzüglich gelungen und fand bei meinen Kameraden, denen ich es vorlas, reichen Beifall.

7. Dezember 1914.

Die Nachtwachen mache ich gerne, da ich dann so ganz für mich bin und meine Gedanken sich mit der Heimat befassen können. Das Verhältnis zu den Kameraden ist gut. Zuerst wurden die Kriegsfreiwilligen scheel angesehen und gezwiebelt. Sie glaubten vielleicht, wir bildeten uns irgend etwas ein. Aber nachdem sie uns kennen gelernt haben, vertragen wir uns ausgezeichnet. Ich hätte gerne, wenn Mutter von dem Gelde, das ich schickte, jedem ein kleines Weihnachtsgeschenk kaufen würde, ohne daß sie vorher etwas davon erführen.

8. Dezember 1914.

Wohl und munter nach getaner Tagesarbeit sitze ich am Tische. Folgende sinnreiche Konstruktion ermöglicht es, daß beim Lichte, hergestellt aus flüssigem Schmalz, 4 Mann nach Hause schreiben können: ein großer Spiegel ist an der Decke auf meine Veranlassung angebracht, das Licht durch Bindfäden 30 cm darunter aufgehängt. Ihr glaubt kaum, was für eine Helligkeit dadurch erzielt wird.

24. Dezember 1914. Weihnachtsabend in der Feuerstellung vor Reims.

Liebe Eltern! Der heilige Weihnachtsabend ist da. Ein kleiner grüner Tannenbaum, den ein guter Kamerad von mir und ich gestern geholt haben, strahlt im Glanze der Weihnachtskerzen, Tannenzweige knistern im Ofen, ihr Harzgeruch erfüllt den Raum. Die alten lieben Weihnachtslieder werden gesungen und erfreuen unser Herz. Aus den anderen Geschützständen tönen sie dann und wann zu uns herüber. Weihnachtsstimmung überall. Froh, glücklich und dankbar nehmen wir die Liebesgaben aus der lieben Heimat zur Hand. Es wird stiller und stiller im Raum; ein jeder denkt an die Lieben, welche er in der Heimat zurückgelassen hat. Als die Weihnachtskerzen angezündet wurden und wir das Lied „Stille Nacht,

Landesbibliothek Oldenburg

heilige Nacht" sangen, da wurde mir unsagbar wehmütig ums Herz. Aber es war doch ein schöner heiliger Abend. Stehen wir doch in Feindesland, Euch und unser liebes Vaterland vor den Feinden behütend. Von 3^{30} bis 6 Uhr habe ich dann am 1. Weihnachtstag Außenwache gestanden. Kalte Frostnacht, hell glitzerten die Sterne. Ich habe viel Euer gedacht und mir die lieben Weihnachtsfeste bei Euch in die Erinnerung zurückgerufen. Ein frohes Neujahr! Fritz.

Coursy, 30. Januar 1915.

Das X. Reservekorps ändert seine Stellung. Wohin, weiß keiner. Schade ist es, daß wir unsere Erdhöhlen verlassen müssen, wir sind gerade 3 Tage in unserer umgebauten Klause. Es ist ein kleines Zimmer unter der Erde geworden. Die Wände sind vollständig verschalt, ein Fußboden ist gelegt, ein großes Fenster eingebaut, Bilder aus Zeitschriften schmücken die Wände, der Ofen ist Tag und Nacht in Betrieb. Mit einem Wort, wir hätten es hier jahrelang ausgehalten, so behaglich wohnten wir. Was wird uns jetzt beschieden sein? Ich verzichte auf alles, ich sehne mich nach Kampf und Sieg. Diese Worte kann ein Deutscher nicht mehr trennen. Euer dankbarer Sohn Fritz.

29. Mai 1915.

Gesund und munter liege ich im hellen Sonnenschein in unserer Batteriestellung, die wir vorgestern Nacht uns in einem wilden Haferfelde erbaut haben. Die erste, die einige hundert Meter von der jetzigen liegt, mußten wir wegen zu starken Feuers aufgeben. Leider kostete diese Stellung mehrere Verluste und Materialschaden. Da auch Richtkononiere verwundet wurden, bin ich als solcher zum 5. Geschütz abkommandiert worden. Gestern wurden wir in der neuen Stellung derartig unter Feuer genommen, daß wir auf Befehl hinter einem Hause in Deckung gingen. Mehr als 20 Schuß lagen in der Batterie, aber nur das 4. Geschütz erlitt Schaden an der Rohrwiege. Wenn nun auch alle Batterien unseres Korps hier Verluste erleiden, so fügen wir den Engländern mit unseren Feldgeschützen ungeheure Verluste zu. Natürlich darf ich nicht schreiben, wo ich mich befinde, jedenfalls immer noch in Frankreich, und zwar da, wo es am heißesten zugeht. Die Lorettohöhe ist es nicht, wir können aber den Kanonendonner von links herüber dröhnen hören. Meine liebe Mutter möchte ich bitten, mir nicht zu schreiben, wie schön der Garten jetzt ist, und daß sie mir die schönsten Blumen pflücken will, wenn ich heimkehren sollte. Ich mag so etwas nicht hören, man darf daran nicht denken. Behüt' Euch Gott. Euer Fritz. Wie ist das neue Boot, Länge, Breite, Art und Größe der Segel? Könnte Kurt mir nicht eine Photographie davon machen?

19. Juni 1915.

Das Leben ist hier kolossal aufreibend. Tag und Nacht manchmal schießen wir, nur kurze Feuerpausen, um die glühend gewordenen Lafetten kühlen zu lassen. Vorgestern griffen 3 Regimenter Engländer an, zu gleicher Zeit waren 9 englische

Landesbibliothek Oldenburg

Flieger in der Luft. Trotzdem mußten wir, um die Infanterie zu unterstützen, schießen. Fortgesetztes Schießen in Gruppen, d. h. die ganze Batterie feuert! Blendende Wirkung hatten unsere Granaten. Wiederholt kamen die englischen Sturmkolonnen aus den Gräben heraus. Der entsetzliche Granatenhagel trieb sie jedesmal zurück unter furchtbaren Verlusten. Der Angriff wurde abgeschlagen. Unterdessen beschoß die englische Schwere unsere Batterie. Das Feuer wurde durch die Flieger geleitet, deren Arbeit leicht war, da wir der Angriffe wegen schossen. Ein furchtbarer Eisenhagel ging über die Batterien weg. Das linke Geschütz wurde auf Befehl verlassen, eine Minute darauf traf es ein Volltreffer, alles kurz und klein. Am Tage darauf nahmen Turkos und Engländer beim Sturmangriff einen Teil unseres Grabens: unser Artilleriefeuer in diesen Abschnitt hinein, so daß englische Reserven nicht nachkommen konnten. Der Graben wurde im Sturm wieder genommen, viele Schwarze gefangen, die später auf dem Transport dem Hitzschlag erlagen.

16. Juli 1915.

Die Abendpost am 15. überschüttete mich mit Liebesgaben aus der Heimat, die mir anläßlich meines Geburtstages zugingen. Mit irdischen Gaben und vielen Glück- und Segenswünschen kam ich also in das neue Lebensjahr hinein. Schön wäre es, wenn ich auch noch mal wieder herauskäme. Hoffentlich komme ich nach Friedensschluß in die Heimat zurück, damit ich allen Lieben persönlich aussprechen kann, mit welcher Freude sie mich durch ihre Liebeszeichen erfüllten, und wie sie mir das Leben im Felde erleichterten.

21. Juli 1915.

Gestern hatten wir einen interessanten Tag. Wir hatten in dem uns gegenüberliegenden ländlichen Festubert bei Bethune zwei Beobachtungsstellen entdeckt. Unsere Schwere funkte morgens hinüber, etwa 30 Schuß, davon mehrere Treffer. Am Nachmittag eröffnete die englische Artillerie das Feuer auf unsere Beobachtung. Sechs Schuß trafen unser Haus, vier das danebenstehende, das der 7. Batterie als Beobachtung diente. Wir saßen zur Zeit des Bombardements gemütlich in unserem Keller, den wir durch eine $^1/_2$ m dicke Schicht Beton und 1 m Erde und Steine so halbwegs bombensicher gemacht hatten. Nach der Beschießung krochen wir aus dem Loch wieder hinaus und sahen uns die Bescherung an. Es sah bös aus. Die Beobachtung wurde von neuem besetzt, und nun feuerten wir 80 Schrapnellaufschlag hinüber. Nicht lange dauerte es, bis die feindliche Beobachtung in hellen Flammen stand.

Hantay, 12. September 1915.

Den sonnigsten Sonntag, den ich seit langer Zeit verlebte, will ich nicht hinbringen, ohne Euer in Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Ich sitze in einem alten französischen Bauernstübchen. Das kleine Fenster habe ich geöffnet. Die reine, freie, sonnige Luft strömt herein. Vor mir liegt das Heidesträußchen, von

Landesbibliothek Oldenburg

Gertruds lieber Hand mir mit dem oldenburger Bändchen gebunden. Gerade habe ich mit meinen Kameraden Kaffee getrunken und den köstlichen Kuchen verzehrt. Dem schönen Sonntag zu Ehren habe ich meine Reithose, Gamaschen und Schuhe angelegt. Der kriegsfreiwillige Gefreite, der ich nun wohl die längste Zeit gewesen bin, macht sich. Schade ist es, daß zur Zeit an Urlaub noch nicht zu denken ist.

3. Oktober 1915.

Liebe Eltern! Heil und Sieg! Der Durchbruchsversuch der Engländer bei Loos ist vollständig gescheitert. Tag für Tag gewinnen wir in Sturmangriffen das verloren gegangene Gelände wieder. Am 23. vorigen Monats herrschte dichter Nebel, wir lagen noch in Hantay. Um 10 Uhr kamen dichte Gaswolken über das Dorf, die uns ahnen ließen, daß nach dem furchtbaren Artilleriefeuer der letzten Tage ein Gas- und Sturmangriff der Engländer einsetzte. Wir wurden alarmiert und links von Douvrin eingesetzt. Über 2000 Schuß am ersten Tag immer in stürmende englische Regimenter hinein. Mir geht es gut. In Eile, bald mehr. Herzlichen Gruß Fritz.

Landesbibliothek Oldenburg

Richard Spreen

Kandidat der Mathematik und Naturwissenschaften, Offizierstellvertreter, Sohn des verstorbenen Architekten Johann Spreen, geboren am 22. Juli 1886 in Oldenburg, besuchte die Oberrealschule seiner Vaterstadt und erlangte hier Ostern 1907 das Zeugnis der Reife. Hierauf studierte er zunächst Tiefbau in München und Berlin, wandte sich dann aber in Straßburg der Mathematik und den Naturwissenschaften zu. Der Ausbruch des Krieges verhinderte ihn, seine Prüfungsarbeiten zu beenden. Seiner militärischen Dienstpflicht genügte er von 1908 bis 1909 bei der 6. Kompagnie des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 und wurde als Unteroffizier und Offiziersaspirant entlassen. Seine Übungen leistete er bei demselben Regiment ab. Am 3. Mobilmachungstage trat er bei seiner alten Kompagnie als Offizierstellvertreter ein und wurde mit der Führung des 3. Zuges betraut. Er rückte mit dem Regiment am 12. August ins Feld. Schon am 22. August fand er bei Chatelet an der Spitze seines Zuges als einer der ersten den Heldentod. Zwei Schüsse in der Brust bereiteten ihm ein schmerzloses Ende. Er starb in siegreichem Kampfe heldenmütig für das Vaterland. Sein Hauptmann v. Raumer, der später selbst in Rußland gefallen ist, schrieb an die Mutter: „Ihr Sohn war mir als Zugführer eine wertvolle Stütze; er war mit Begeisterung und treuer Pflichterfüllung stets auf seinem Posten und hatte seinen Zug als erster bei Chatelet in Stellung gebracht, er war dann mit diesem, als der Befehl zum Angriff gegeben wurde, heldenmütig und vorbildlich vorgegangen. Ich habe ihn also in sehr guter Erinnerung, und dies gute Andenken bewahrt ihm die Kompagnie. Der Glaube an unsern Herrn und Heiland, der für uns alle die Bitterkeit des Todes erduldete, um uns ewig zu erlösen und alle Schuld auf sich zu nehmen, der nun lebt und alle Tage bei uns ist und eine ewige Heimat erworben hat für jeden, der sich an ihn hält, wird Sie trösten. Es ist ein schöner Tod, als Opfer für das Vaterland ohne langwährendes Siechtum hinzugehen und durch die Hand des Herrn und Heilands los von der Erde Leid in die himmlische Heimat eingehen zu dürfen. Seine Gedanken sind in seiner Liebe gegründet und wollen uns in seinen Frieden führen. So dürfen wir wohl gewiß sein, daß sein Wille gut für uns ist, so dunkel auch bisweilen der Weg ist."

Feldpostbriefe.

Remonchamps, 14. August 1914.

Liebe Mutter! Wir hatten eine sehr lange Bahnfahrt bis 3 Uhr nachts. Dann sind wir bei sehr heißer Sonne bis Mittag marschiert. Es war für die Leute ziemlich anstrengend. Wir haben in einem schön gelegenen Tale Biwak

Landesbibliothek Oldenburg



Richard Spreen

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

bezogen und hatten soeben Musik von unserer Kapelle. Herzliche Grüße Dein Richard.

17. August 1914.

Wir hatten vorgestern einen Marsch von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr, und dann mußte noch eine Stellung befestigt werden. Gestern hatte ich einen Erkundigungsgang bis etwa 7 km vor unserer Stellung. Es war aber alles in Ordnung.

Cortil bei Namur, 19. August 1914.

Liebe, gute Mutter! Schon über eine Woche stehen wir im Felde, und noch immer haben wir den Feind nicht erwischt. Andauernd rücken die Franzosen und Belgier aus. So auch gestern, wo wir nach einem anstrengenden Marsche ganz nahe heran waren und glaubten, es ginge los. Es war aber wieder nichts; kaum hatte unsere Artillerie einige Granaten hineingefeuert, als es die Franzosen wieder vorzogen, teilweise unter Zurücklassung ihrer Munitions- und Lebensmittelwagen die Flucht zu ergreifen. Abends hatte unser Bataillon Vorposten, und meine Leute mußten noch im Dunkeln einen Graben ausheben. Heute hatten wir es sehr gut. Wir sind nur eine Stunde marschiert und haben dann stundenlang gelegen. Wir kamen dabei in die Nähe des Hauses eines Arztes zu liegen, wo wir sehr freundlich mit allen Dingen bewirtet wurden. Sehr angenehm kam uns dann die Botschaft, daß wir in dem nahe gelegenen Dorfe Quartier beziehen sollten. Ich liege in dem Hause bei zwar armen, aber freundlichen Leuten mit 60 Mann meines Zuges. Der Großherzog ist auch hier, er begrüßt uns täglich. Hoffentlich kommen wir bald einmal an den Feind. Es ist nur dumm, daß ich von Hause so wenig erfahre. Aber Du kannst Dir denken, daß die Post schwer zu bestellen ist, da die Eisenbahnen nicht mehr fahren, sie sind zum Teil zerstört, und außerdem sind wir jeden Tag wo anders. Alles in allem, Du kannst beruhigt sein, ich halte die Anstrengungen gut aus.

Laurisart, 22. August 1914.

Wir waren gestern wieder ganz nahe am Feind, aber wieder ist er ausgerückt. Wir haben im Biwak übernachtet. Es geht uns gut. Herzlichen Gruß Dein Richard.

Landesbibliothek Oldenburg

Jobst v. Stein

Fähnrich, Sohn des verstorbenen Majors Freiherr v. Stein-Lausnitz in Oldenburg, geboren am 5. April 1899 in Brieg in Schlesien, verlor seinen Vater im 7. Lebensjahre, besuchte das Gymnasium in Oldenburg, bis er im November 1914 die Primareife erlangte. Dann trat er als Kriegsfreiwilliger und bald darauf als Fahnenjunker in das Oldenburgische Dragoner-Regiment Nr. 19 ein. In höchster Begeisterung und Vaterlandsliebe lebte nur der eine sehnsüchtige Wunsch in ihm, dem Vaterlande seine junge Kraft zu weihen. „Mein Soldatenblut," sagte er, „läßt mir keine Ruhe." Er war ein sonniger Charakter, der nur das Gute wollte, und hinter seinem Frohsinn, der wie eine Herzstärkung wirkte, verbarg sich ein tiefer Ernst, so jung er auch noch war. Zu Scherzen und Neckereien war er immer aufgelegt, es durfte aber nie jemand dabei geschädigt werden, meinte er. Am 11. September 1915 fand er bei Kybury in Rußland den Heldentod. An der Spitze seiner Gruppe, die er mit gewohntem Schneid und mit Begeisterung führte, traf ihn die tödliche Kugel mitten durch den Kopf, so daß er sofort lautlos niedersank. In der Nähe wurde er an einem Waldrande zur letzten Ruhe gebettet, „unser lieber kleiner Fähnrich Joppel", wie der Rittmeister Gebhard v. der Wense an seine Mutter schrieb, „den alle im Regiment so gern gehabt hatten wegen seiner so ausgezeichneten Eigenschaften als Mensch und Soldat, die zu den allerschönsten Hoffnungen so voll berechtigten. Ich habe ihn oft zurückhalten müssen; denn der Drang, sich auszuzeichnen und einer der Ersten zu sein, beseelte ihn immer. Möchte es Ihnen ein Trost sein, daß er den schönsten Soldatentod gestorben ist als 16jähriger junger Held, allen ein leuchtendes Beispiel in Ausübung der höchsten menschlichen Pflicht."[1])

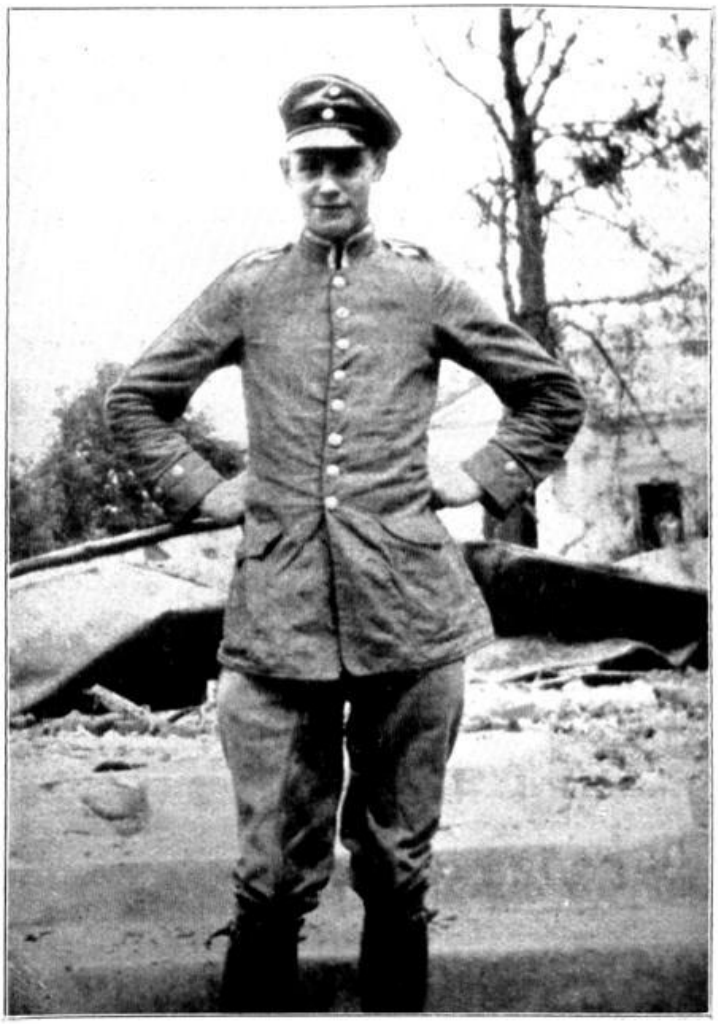
Feldpostbriefe.

Russisch-Polen, 8. Juni 1915.
(2. Eskadron Old. Drag.-Rgts. Nr. 19.)

Liebste Mutti! Vierzehn Tage bin ich jetzt im Schützengraben gewesen, zweimal war ich auf Schleichpatrouille: das erste Mal war meine Aufgabe, mit einem Unteroffizier und zwei Mann ein Schild an die Rawka, so heißt der Fluß, der zwischen unserm und dem russischen Schützengraben hindurchfließt, zu bringen. Auf dem großen, weißen, hölzernen Schild stand: „Przemysl gefallen, 30000 Gefangene!" Der russische und der deutsche Schützengraben liegen etwa 400 m von einander. Dies lief gut ab, in der folgenden Nacht legten wir uns in nahe bei dem Schilde liegende verlassene russische Schützenlöcher und dachten, die Russen würden kommen und das Schild holen, und wollten sie dabei gefangen nehmen. Denn drei Tage

[1]) Vgl. Oldenburger Jahrbuch 1915 S. 42 ff.

Landesbibliothek Oldenburg



Jobſt Frhr. v. Stein-Lausnitz

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

vorher hatten die 3. und 4. Schwadron ein Schild aufgestellt. Beide Schilder waren noch in derselben Nacht von den Russen geklaut worden. Leider kamen sie zu uns aber nicht. Man sah wohl auf dem anderen Ufer der Rawka, die nur 10 m breit ist, die russischen Patrouillen, aber keiner wagte sich rüber. Wenn wir einige gefangen genommen hätten, wäre mir das Eiserne Kreuz sicher gewesen. Du siehst, wie viel Glück dazu gehört. Jetzt werde ich wohl 8—10 Tage hier im Quartier bleiben, wo es wie in der Garnison zugeht. Man merkt hier nichts vom Krieg. Unsere Quartiere sind furchtbar dreckige Dörfer 22 km hinter der Front. Morgens um 6 ist Aufstehen, denn wird Kaffee getrunken; von $^1/_2$7 bis $^1/_2$8 putzen die Leute Pferde, während man selbst so im Stall und auf dem Hofe herumbummelt. Von 8—9 ist Abteilungsreiten, dann putzen die Leute wieder Pferde, während ich wieder im Hause, auf dem Hofe oder im Stall herumtrödele und die Zeit totzuschlagen versuche. Von $^1/_2$11 bis 12 ist Offiziersreitstunde, an der die Junker teilnehmen. Um 1 Uhr essen wir Gekochtes aus der Feldküche. Dann lege ich mich ins Gras und schlafe oder lese bis $^1/_2$3 Uhr. Von 3—4 ist Fußdienst, dann Baden in einem 25 Minuten entfernten Mühlenteich. Abends um $^1/_2$8 ist Abendessen, und dann um 9—10 gehen wir zu Bett, das heißt, man legt sich in Kleidern auf ein Strohlager; ich liege mit 3 Unteroffizieren und etwa 6—7 Leuten in einem Zimmer, so groß wies Eßzimmer, zusammen.

Schützengraben, 10. Juli 1915.

Heute wurden wir durch feindlichen Feuerüberfall belästigt. Sie setzten drei schwere 18 cm Granaten etwa 10 m vor und rechts von mir hin. Ich wurde gänzlich mit Dreck beschmissen, kam aber gut durch. Fünf Mann wurden verwundet. Durch das Gewehrfeuer wurde niemand verwundet. Der Zwischenfall war ganz amüsant und vertrieb einigermaßen die Langweile.

23. Juli 1915.

Habe Dir lange Zeit nicht schreiben können, weiß auch nicht, ob diese Karte ankommt. Wir können keine Post abschicken und empfangen. Die Russen ziehen sich rasend schnell zurück, die Kavallerie war natürlich als erste hinterher. Bis jetzt Tag und Nacht auf Patrouille, nachts oft unter freiem Himmel. Wenig Schlaf, wenig Essen. Schicke, bitte, oft was: Butter, Wurst, Saft, Zucker. Patrouille macht riesig viel Spaß, wenn es auch etwas heiß zugeht. Leute gefangen, verwundet und tot. Die Russen brennen alles hinter sich ab, dies ist besonders nachts ein eigentümlicher Anblick.

Russisch-Polen, 30. Juli 1915.

Augenblicklich liegen wir schon 2 Tage in Ruh'. Morgen gehts an die Weichsel, Gott sei Dank. Es ist doch ein herrliches Gefühl, in Feindesland hinein, womöglich als erster auf Patrouille, wo vorher noch kein deutscher Soldat gewesen ist. Das macht sehr viel Spaß, weil wir uns doch auf Patrouille in unserem Element befinden, und die Begeisterung dafür ist bei den Leuten sehr groß.

Landesbibliothek Oldenburg

Polen, 1. August.

Wir sind wieder auf dem Vormarsch. Morgen gehts über die Weichsel. Dabei gibts wohl noch ein kleines Erlebnis mit den Russen.

3. August. Geht mir tadellos, Pilica überschritten.

10. August. Warschau passiert, Weichsel auf Pontons überschritten.

13. August. 80 km östlich Warschau, Luftlinie. Wir befinden uns in stetigem Vormarsch, haben Warschau passiert und rücken an den Bug. Täglich große Märsche, Tag und Nacht. Viele Gefechte zu Fuß. Das Ganze äußerst anstrengend, kaum Schlaf. Schreibe furchtbar schlecht und kurz, bitte zu entschuldigen, da ich hockend bei meinem Pferde sitze und schreibe, jeden Augenblick des Weitergehens gewärtig. Kleingewehr-, Artillerie- und Maschinengewehrfeuer rechts und links in nächster Nähe hörbar. Gleich gehts wohl wieder ins Gefecht. Gestern und vorgestern haben wir mehrere Dörfer gestürmt. Ich gelangte als erster mit meiner Patrouille hinein und konnte mich dabei auszeichnen. Geht mir tadellos. Eine jede Kugel trifft ja nicht, das merkt man besonders im Felde und Gefecht. Sind nur noch 8 km vom Bug. Die Russen brennen alles hinter sich ab, es ist nachts davon ganz hell. Wir treiben die Russen immer weiter zurück. Mit Essen und Trinken ist es jetzt besser, da ich beim Rittmeister Adjutant bin.

19. August. Wieder Gefechte gehabt.

22. August. Endlich liegen wir mal, ein paar Tage wahrscheinlich, in Ruhe. Wir haben in der letzten Zeit sehr viel geleistet. Tag und Nacht große Märsche. Übernachten bei strömendem Regen im Freien. Das alles unterbrochen von Gefechten. Vor 3 Tagen hatten wir ein sehr starkes Gefecht. Wir stürmten einen russischen Schützengraben. Der linke Flügel, die 13. Kavallerie-Brigade, ging nicht mit vor, und so bekamen wir ein derartiges Flankenfeuer, wie wir es während des ganzen Krieges noch nicht bekommen haben. Die Russen rissen bei unserm Angriff in einen vor dem Schützengraben liegenden Wald aus. Ich führte den rechten Flügelzug unserer Eskadron. Bei Nacht versuchten die Russen den Schützengraben mit weit überlegenen Streitkräften zu nehmen und auch unseren linken Flügel, der unsere Eskadron war und vollkommen in der Luft hing, weil die 13. Kavallerie-Brigade nicht mit vorgegangen war, zu umgehen. Sie wurden aber zurückgeschlagen. Das alles macht mir viel Spaß, besonders die Stürme. Es ist überhaupt herrlich, wie wir vorwärts kommen. Wir, die 9. Kavallerie-Division, sind, ohne Infanterie oder sonst was hinter uns zu haben, vorgegangen, haben die Russen, wo sie sich festsetzten, mit dem Bajonett angegriffen und aus ihren Stellungen herausgejagt. Im ganzen haben uns hier in dieser Gegend 12 russische Armeekorps gegenübergestanden; wie viel uns, der 9. Kavallerie-Division, weiß ich nicht, aber sicher mehrere. Nun mußt Du bedenken, eine Kavallerie-Division kann im ganzen 1000 Schützen stellen, also etwa ein Bataillon Infanterie. Also eine tadellose Leistung. Nun leb wohl, liebste Mutti. Gott behüte Euch alle. Mit

Landesbibliothek Oldenburg

herzlichen Grüßen und Küssen bin ich Dein gehorsamster Sohn Jobst. Grüße die Brüder herzlich.

15. August. Gestern schweres Gefecht. Dorf gestürmt. Die Hälfte von unseren Schützen tot und verwundet. Nathusius leicht verwundet, Beinschuß. Fähnrich Wense hoffnungslos, Lungenschuß, und viele andere. Mir gehts ausgezeichnet. Gestern Abend ein grausig schöner Sturm auf ein brennendes Dorf. Haben alles niedergehauen und geschossen, was sich uns entgegenstellte. Sind jetzt am Bug.

17. August. Geht mir tadellos. Bug überschritten. Wieder harte Kämpfe bestanden.

26. August. Wie herrlich, daß Brest Litowsk gefallen ist. Die Stadt, die wir zuletzt gestürmt haben, hieß Semiatyze; von dem Sturm steht auch in der Zeitung. Wir haben jetzt 3 Tage Schützengrabenkrieg gehabt. Die Russen lagen uns, durch Narewsümpfe getrennt, gegenüber, bis sie heute Morgen in schleuniger Flucht abzogen. Wir haben sehr viel zu tun, alles wieder in Ordnung zu bringen, so viel Pferde wie möglich beschlagen usw. Hier geht das Gerücht, 21 000 Franzosen gefangen, 200 Maschinengewehre usw. Hoffentlich bewahrheitet sich alles.

Okurowo, 2 km von der deutschen Grenze, 31. August 1915.

Wir haben unsern Marsch an die Grenze beendet und werden heute Abend 8 Uhr an einer Grenzstation verladen. Wohin, weiß keiner. Wahrscheinlich oben nach Kurland. Von dem Dorf, wo wir augenblicklich liegen, kann man schon Deutschland sehen. Du glaubst gar nicht, wie sehr Polen verlaust, verfloht, verwanzt, verkommen und verdreckt ist. Man gewöhnt sich ja so allmählich an alles. Aber wie herrlich einem der Gedanke vorkommt, sich mal in ordentlich heißem Wasser zu baden, dann ganz frische reine Wäsche und Sachen anzuziehen, das glaubst Du gar nicht. Insofern freut man sich, daß wir aus Polen herauskommen. Aber vielleicht gehts vom Regen in die Traufe, obwohl es kaum denkbar ist, daß es irgendwo mehr Ungeziefer und Dreck gibt als hier. Auf unserer Fahrt berühren wir Deutschland auf jeden Fall.

Westlich Wilkomir, nordwestlich Wilna, 7. September 1915.

Die paar Stunden Bahnfahrt mit halbstündigem Aufenthalt in Gumbinnen waren ein Genuß. Dieser Kontrast: das liebe saubere deutsche Vaterland und das Mistloch Polen. Wir marschieren augenblicklich noch auf. Wenn unser Aufmarsch beendet, erfolgt Offensive. Unsere Division wird wohl am linken Flügel den Gegner von oben nach unten umfassen. Dort, wo wir hinkommen sollen, liegen unseren Schützengräben Donkasaken und russisches Gardekorps gegenüber, die fortwährend angreifen. Von unserem Regiment ist Rittmeister Graf Oriola als Flieger gefallen. Unser Rittmeister hat das Eiserne I. bekommen, außer ihm hat es der Oberst Graf Galen. Letzterem hat es auch die 2. Eskadron im letzten Winter eingebracht. Gott befohlen. Herzlichste Grüße. Lebt alle wohl.

Landesbibliothek Oldenburg

Eduard Adolf Spitta Tölken

Leutnant der Reserve des Oldenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 19, Sohn des Fabrikanten Julius Tölken in Oldenburg, geboren am 15. Oktober 1887. Seiner Kindheit fehlte nicht der sonnige Glanz eines glücklichen Vaterhauses, er besuchte die Gymnasien in Oldenburg und Birkenfeld, hier erlangte er das Zeugnis der Reife. Die Sommerferien verlebte er meist an der Nordsee. Seine Neigung ging wohl auf das Studium der Naturwissenschaften, aber das sich immer mehr vergrößernde Fabrikgeschäft seines Vaters erheischte seine junge Kraft und einen späteren Erben. Im Frühling 1907 trat er in ein altes Handelshaus in Bremen, der Vaterstadt seiner Eltern, ein und verlebte hier zwei schöne Jahre, im Sommer 1908 machte er mit einem Freunde eine Reise nach Rußland. Im folgenden Jahre ging er nach England zu einem Geistlichen aufs Land, um sich in der Sprache zu vervollkommnen. Mit reichen, schönen Eindrücken kam er im Herbst 1909 nach Oldenburg zurück, um darauf im Jäger-Regiment zu Pferde in Langensalza seiner Militärpflicht zu genügen. Darauf arbeitete er in einer Tabakfabrik zu Witzenhausen. Nachdem er zwei erfolgreiche militärische Übungen gemacht hatte, unternahm er im Oktober 1911 eine Reise nach Amerika, um sich dort weitere Fachkenntnisse anzueignen und Land und Leute kennen zu lernen. Auch seiner naturwissenschaftlichen Neigung konnte er nachgehen, und er fand in Lynchburg in Virginia im Hause einer liebenswürdigen Amerikanerin Gelegenheit im Verkehr mit jungen und alten Vertretern aller Nationen seinen Gesichtskreis zu erweitern. Weihnachten 1911 machte er eine herrliche Reise nach Florida, und seine Briefe sind voll glühender Begeisterung über die wunderbare Welt der Tropen, die sich ihm dort auftat. Im folgenden Jahre ging er mit einer Reisegesellschaft nach Alaska, in die Rocky Mountains, den Yellow Stone Park und besuchte außerdem manche große Städte. Im Oktober 1913 kehrte er in das Elternhaus zurück, und er genoß im Sommer 1914 in Thüringen schöne Jagdtage, als auch ihn der Ausbruch des Weltkrieges unter die Fahnen rief. „Sollte der Krieg ausbrechen, gehöre ich nicht mehr meinen Eltern, Geschwistern, Freunden und Verwandten, sondern nur noch dem Vaterlande; und wenn ich fallen sollte, betet für mich," so schrieb er wenige Tage vor der Kriegserklärung einer ihm nahestehenden Persönlichkeit. Er trat als Vizewachtmeister in das Oldenburgische Dragoner-Regiment Nr. 19 ein, und schon am 2. August abends gegen 6 Uhr rückte er mit ins Feld. So nahm er an dem Aufmarsch unseres Heeres teil und an den schwierigen Aufgaben, die dabei seinem Regiment zufielen. Am 27. September wurde er zum Leutnant befördert. Von den großen Leistungen unserer Dragoner geben seine Feldpostbriefe ein deutliches Bild. Seine letzte Postkarte berichtete von dem furchtbaren Feuer

Landesbibliothek Oldenburg



Eduard Adolf Spitta Tölken

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

des Feindes, dem sie still liegend stand halten mußten, und von dem entsetzlichen Aussehen der Schlachtfelder. Am 13. und 14. Oktober hielten sie eine Stellung bei Pont Richon in der Nähe von Estaires westlich von Lille. Es waren zwei furchtbare Tage, das feindliche Feuer kam von drei Seiten. Am Abend des 14. wurde das Feuer schwächer, die Gräben links und rechts wurden von den Kameraden geräumt. Aber da kein anderer Befehl gekommen war, so blieb die Abteilung in der Stellung. Als es ganz dunkel geworden war, krochen sie aus dem Graben heraus und glaubten in Sicherheit zu sein, aber bei einem erneuten Angriff der Feinde fanden sie den Heldentod. So starb auch Adolf Spitta Tölken für das teure Vaterland. Nie kam eine Kunde wieder von ihm, treu seiner Pflicht hielt er bis zum Letzten aus, voll Opfermut und Opferwilligkeit. Der Rittmeister seiner Schwadron schrieb an seine Mutter: „Wollte Gott, ich könnte Ihren Schmerz durch einige Worte des Trostes lindern, aber was soll man einer Mutter sagen, die ihren einzigen Sohn verlor. Möchten Sie wenigstens als Äquivalent Ihres Schmerzes dem stolzen Gefühl in Ihrem Herzen Raum geben, daß Sie in dieser größten und schwersten Epoche der deutschen Geschichte dem Vaterlande das Beste opferten, was Sie besaßen, und das Liebste, was Sie hatten. Ich brauche es Ihnen wohl nicht zu versichern, gnädige Frau, daß der Verlust dieses treuen Kameraden mich aufs tiefste betroffen hat. Wohl nirgends lernt man einen Menschen besser bewerten, als im Kriege, in den Augenblicken des Kampfes und der Gefahr, und ich habe Ihren Sohn geschätzt als einen Mann von ausgezeichneter Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Umsicht und ihn lieben gelernt als treuen Freund und Kameraden." Der Oberst und Kommandeur des Oldenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 19 widmete ihm folgenden Nachruf: „Mitte Oktober 1914 in heißem Kampf bei Pont Richon verlor das Regiment einen vorbildlich tapferen jungen Offizier, Herrn Adolf Spitta Tölken, Leutnant der Reserve. Für des Vaterlandes und des Regiments Ehre ist er gefallen als hoffnungsvoller Offizier, treu ergeben seiner Pflicht. Seinen lieben Kameraden wird das Offizierkorps nie vergessen."

Feldpostbriefe.

Oldenburg, 30. Juli 1914.

Mein lieber Mr. Elliot.[1]) Ich danke Ihnen für Ihren Brief vom 19. d. M. Ich war während des Sommers sehr beschäftigt und hatte zum Schreiben keine Zeit. Für heute nur einige Zeilen. Wir werden binnen 4 Stunden mobil gemacht, und die Aufregung ist ungeheuer groß. Züge stehen auf den Haltepunkten für die Soldaten bereit, jede Brücke wird bewacht. Die Seebäder sind leer, jeder muß abreisen, Frauen weinen auf den Straßen. Es ist eine schwere Zeit. Aber wir müssen es halten; denn Rußland zwingt uns. Und wir müssen Rußland und Frankreich zerschmettern, koste, was es koste. Ich bin bereit. Ich gehöre zu den

[1]) Ein Freund in Amerika.

Landesbibliothek Oldenburg

hiesigen blauen Dragonern und werde Oldenburg wahrscheinlich augenblicklich verlassen. Ob ich wiederkommen werde? Niemand weiß es. Und ich quäle mich nicht mit solcher Frage. Aber ich hatte doch das Bedürfnis, vor der Entscheidung an Sie zu schreiben, und Sie werden mehr wissen und besser, wenn dieser Brief Sie erreicht.

Im Felde, Sonnabend, 7. August 1914.

Liebe Eltern! Wir befinden uns irgendwo auf dem Globus, und darf nicht darüber geschrieben werden. Heute soll zum ersten Male Post abgehen. Hoffentlich erreicht es Euch. Mich wird jetzt wohl kaum was erreichen. Aber wenn Ihr etwas tun wollt, bestellt uns besseres Wetter. Ich habe nämlich keinen Regenschirm mit.

Belgien, 17. August 1914.

Liebe Eltern! Unsere ganze Post soll in Aachen liegen, um jede Nachricht über unser Vorgehen zu vertuschen. Wir haben schon allerlei durchgemacht. Doch darf man nichts Genaueres berichten. Blaue Bohnen pfiffen besonders gestern. Gott sei Dank schießen die Kerls so schlecht. Mir geht es tadellos. Das unnötige Fett ist runter. Und wenn es nicht regnet, geht alles fein. Ich habe schon mein drittes Pferd. Bekam heute offizielle Belobigung für meine Patrouille von gestern und bin bald Offizier. Heute ist Ruhetag, und kann man sich waschen und was zum Essen kosten. Nachrichten bekommen wir gar nicht. Die Post muß fort.
Viele Grüße Euer Adolf.

19. August 1914.

Gestern kam die erste Feldpost an. Ich habe aber noch nichts bekommen. Es zieht sich jetzt alles zusammen, und sind wir nicht mehr so allein. Hatte vorgestern Nacht eine Feldwache. Die Division rückte in der Nacht ab, ohne es mir zu melden. Wurde dann um 10 am anderen Morgen von Franzosen überfallen, 6 Pferde und 2 Mann tot[1]) von 11. Mein Gaul bekam 3 Schüsse, und mußte ich 5 Stunden zu Fuß laufen. Fuhr dann erst Rad und reise jetzt auf einem feinen Dogcart der 5. Ulanen, Düsseldorf, hinterher. Hoffentlich treffe ich heute die Schwadron. Wurde wahrscheinlich gestern Leutnant. Heute kam die oldenburgische Infanterie und Artillerie durch, und sah verschiedene Bekannte. Gestern hatten wir gute Erfolge. Unser Regiment erbeutete 1 Geschütz und 2 Maschinengewehre. Meine Füße sind etwas wund und malad. Ich spreche übrigens schon fließend französisch. Wenn man die Pistole dazu nimmt, klappt alles.

Frankreich, 3. September 1914.

Wir haben heute einen Ruhetag, damit alle Eisen bei den Pferden mal nachgesehen werden können. Das Wetter ist heiß. Wir liegen jetzt hier im Schutze der Infanterie, und gleicht alles mehr einem Manöver als dem Krieg. Durchgemacht haben wir manches, teils darf man nichts darüber schreiben, teils schreibt

[1]) Doch vergleiche unten.

Landesbibliothek Oldenburg

man nicht gern darüber. Der Krieg ist grauenvoll und ein Schlachtfeld entsetzlich. Gott sei Dank laufen die Franzosen wie die Hasen. Die Engländer schlagen sich tapfer; nur schießen sie, wie verschiedentlich festgestellt, mit Dum-Dumgeschossen. Die Verwundungen sind entsetzlich. Vor einer Woche zeigten sie mal eine weiße Fahne. Aber als unsere Leute herankamen, wurden sie alle abgeschossen. Die Wut ist groß gegen die Engländer, und nur wenige werden mit heiler Haut wieder nach England kommen. Die Autos sausen wieder. Ein schlechtes Zeichen. Dann kommt meistens das Signal zum Abmarsch. Wir und die Pferde können etwas Ruhe gut gebrauchen. Wir haben alle unsere Aufgaben tadellos gelöst und auch starke Verluste gehabt. An das Kugelfeuer gewöhnt man sich, man schläft ruhig weiter. Nur wenn eine Granate so schön singend angezogen kommt, zieht man die Beine etwas ein. Ich habe schon mein viertes Pferd. Mager und dünn wird man, man ißt mit den Fingern und trinkt mit 11 Leuten aus einer Flasche.

6. September 1914.

Es ist mal wieder Sonntag geworden. Das Wetter ist heiß. Durst hat man enorm, das ist viel unangenehmer als die Franzosen. Der Tag war ganz nett und anregend. Am Morgen holten wir einen französischen Flieger herunter, dafür beschossen uns die Kerle nachher mit Granaten, es zischte und krachte erheblich, aber das war alles. Die Munition der Franzosen ist recht erbärmlich, unsere hat immer nur so gemäht. Sonst war der Tag friedlich und gemütlich. Wir leben oft herrlich und in Freuden. In der Kochkunst habe ich schon erhebliche Fortschritte gemacht. Gestern habe ich Sagosuppe gekocht, sie war ausgezeichnet, dann gab es Brot mit Käse und Marmelade, Kaffee, Benediktiner. An Wein gab es erst Burgunder, dann Bordeaux und schließlich viel Sekt. Aber oft gibt es auch nichts. Heute bin ich so dreckig, daß ich mich nicht an die Wand lehnen darf, sonst bleibe ich kleben.

Frankreich, 15. September 1914.

Gerade eben schmiß ein Flieger eine Bombe auf uns, traf ein anderes Regiment, 6 Mann von den Königsulanen. Wir werden gleich weitergehen. Seit Tagen liegen wir schon immer im Kampf, hatten gestern entsetzliches Granat- und Schrapnellfeuer für eine halbe Stunde, aber es wurde kein Mensch verletzt. Wir haben meistens ganz unglaubliches Glück gehabt, sonst hätten wir leicht sehr schwere Verluste haben können. Ich bin nun endlich wirklich zum Leutnant eingereicht, und kommt die Sache in Schwung. Es ist heute wieder schön und warm. Aber wir hatten einige ganz furchtbare Tage. Und wenn man dann Tag und Nacht draußen sitzt, so macht es nicht viel Spaß. Seit gestern ist die ganze Infanterie heran, und wir können uns etwas ausruhen. Wir hatten aber auch zu viel. Wir waren einmal 24 und einmal 36 Stunden ohne Ruhe und meistens im Sattel. Wenn dann einen Augenblick gehalten wird, so legt man sich ganz einfach aufs Pflaster neben das Pferd, und man schläft wunderschön. Die Engländer haben uns recht

Landesbibliothek Oldenburg

viel zu tun gemacht in den letzten Tagen. Wir haben am 5. August in Lincey 28 Franktireurs erschießen müssen, abgesehen von denen, die im Kampfe fielen, 2 Geistliche waren auch dabei. Es begann 12 Uhr nachts und war mittags um 2 Uhr zu Ende. Da brannte alles. Es war eine dolle Nacht. Und in der Nacht vorher lagen wir schon vor Lüttich, das wir durch einen Handstreich nehmen sollten. Es war scheußlich kalt und ungemütlich. Seitdem wir in Frankreich sind, ist die Verpflegung viel schwieriger. Die Leute sind fast alle geflohen, und an Brot ist oft Mangel. Wein hatten wir bisher immer, aber gestern tranken wir die letzte Flasche. Mit 2—3 Stunden Schlaf hat man meistens vollkommen genug. Nur die Pferde sind mager, daß man sämtliche Knochen zählen kann. Die Tage fliegen dahin. Die Stunden augenblicklich sind von großer Bedeutung, augenscheinlich. Aber selbst wir hören nur wenig. Gestern brummte die Artillerie ganz enorm, wir hatten schwere Haubitzen hier, es krachte gewaltig. Heute ist es stiller, aber Verwundete kommen immer vorbei.

Bourgignon, 16. September 1914.

Die Schlacht ist weiter im Gange und soll ausgezeichnet stehen. Kanonendonner klang stark herüber, jetzt ist er fast ganz verstummt, also ein Zeichen, daß wir wieder vorgehen. Unsere Leute sind famos. Alle haben eine gewaltige Wut auf die Engländer. Wir geben keinen Pardon mehr. Immer schießen sie mit Dum-Dumgeschossen, und die Verletzungen sollen ganz furchtbar sein. Vorgestern haben sie wieder die weiße Flagge gezeigt und nachher alle Unseren, die herankamen, niedergeschossen. Das ist doch ganz unglaublich. Als gestern etwa 50 gefangene Engländer herangeführt wurden, konnten sie kaum vor der Wut der Soldaten geschützt werden. Wir haben tadellos gegessen. Ich bin überhaupt schon ein famoser Koch. Nur bekommt man ganz dolle Hände vom Kartoffelschälen. Nur schade, daß man oft nur so wenig Zeit hat und auch oft gerade, wenn alles angerichtet ist, wieder fort muß. Wir mußten oft das schönste Essen im Stiche lassen. Nach solchen Tagen der Fülle kommen dann aber fast regelmäßig die mageren Jahre, wo es nichts zu essen gibt und man dankbar eine trockene, verschimmelte Brotrinde begrüßt. Wir operieren ganz selbständig und gehören zu keinem Armeekorps. Wir sind oft über 100 km vor der Infanterie gewesen und oft böse gejagt worden. An Paris waren wir schon sehr nahe dran, so nahe, daß wir nicht weiter konnten. Wir können doch keine Attacke gegen die Forts reiten. Jetzt mußten wir erst wieder in diese Gegend. Wo man uns nötig hat, wird man hingeschmissen. Sind wir auf dem rechten Flügel, so kommt plötzlich um 7 Uhr abends Befehl, schleunigst auf den linken Flügel zu gehen. Dann marschiert man die ganze Nacht durch und ist vielleicht um Mittag auf dem Platze, wo man hin soll, und da gibt es dann gleich was zu tun. Oft schläft man da im Stehen ein. Augenblicklich bin ich auch todmüde und würde gern schlafen. Aber ich muß auf den Schneiderfritzen warten. Mein rechter Ärmel ist fast ganz ausgerissen und

Landesbibliothek Oldenburg

hängt nur noch an einem Faden. Schickt mir bitte regelmäßig immer Rauchtabak für kurze Pfeife und Zigarren. Wir können nie was zu rauchen bekommen, und es hilft einem über manches hinweg. Verwundete litten so oft, aber man hat ja niemals etwas. In den großen Schlachten verlieren wir selten Leute. Wir sind nur da, um den Feind erst festzustellen und später zu verfolgen. Aber an der richtigen Schlacht nehmen wir selten teil. Wir waren etwa die letzten 10 Tage ständig im Feuer. Jetzt muß die Infanterie und Artillerie es machen, und wir liegen hinter der Front und bekommen etwas Ruhe. Unsere Schwadron ist ganz kümmerlich anzusehen. Nur die Hälfte von dem, was Ihr in Oldenburg beim Ausrücken sahet. Viele Gäule sind hin, und auch manche braven Leute gefallen. Ich habe auf meinen Patrouillen noch keinen Mann verloren. Einmal glaubte ich, 2 hätten dran glauben müssen. Aber einer schlug sich zu Fuß durch, und der andere fand Aufnahme in einem deutschen Feldlazarett, er hatte eine Fleischwunde am Oberschenkel. Ganz vor kurzem verlor ich mein 4. Pferd. Es hatte einen Schuß durch den Bauch, und ich bin sicher noch 500—1000 m damit galoppiert. Etwas höher, und es hätte mich gehascht. Schade, es war ein solch guter Gaul. Aber das Schlimmste war vor kurzem der Granat- und Schrapnellhagel, den die Engländer herüber schickten. Es dauerte nur eine halbe Stunde, aber es schien eine Ewigkeit zu sein. Im Umkreise von 20 m schlug ein Ding nach dem andern ein, immer um uns herum, und man fragte sich immer, wo geht die nächste hin. Man konnte nichts tun, als sich flach an den Boden zu drücken und zu warten. So still liegen zu müssen, ist entsetzlich, wenn man nur mit dem Karabiner schießen kann. Wir liegen jetzt dicht vor Laon. Tausend Dank und tausend Grüße an Euch alle. Die Post muß sofort weg. Die Sache steht hier augenscheinlich brillant.

27. September 1914.

Zunächst ist heute zu melden, daß Ihr wahrscheinlich meinen Namen unter den Leichtverwundeten finden werdet. Wir hatten hier gestern ein Gefecht, unsere Soldaten gingen vor, um einen Wald zu besetzen, was allerdings ganz unnötig war. Die Franzosen rochen den Braten und streuten die ganze Geschichte sorgsam mit Schrapnells ab. Ein Sprengstück traf mich vorne rechts an der Brust und schmiß mich nach hinten über. Es kniff ziemlich und ich aus. So dicht am Boden wie möglich schoben wir uns in den Wald. Da ich kein Loch im Rock hatte, so konnte es ja kein Schuß sein, und erst 3 Stunden später im Quartier besah ich mir den Schaden, eine etwas blutunterlaufene Stelle so groß wie eine Kinderhand. Einen Verband habe ich nicht und mache auch alles mit. Beim Trabreiten schmerzt es etwas, aber das wird sich schon geben.

3. Oktober 1914.

Liebe Eltern! Ganz schnell einige Zeilen, es geht gleich direkte Post nach Deutschland. Bekam eben eine Karte von Mutter vom 30. August. Besten Dank. Mir geht es gut. Meine Brustwunde ziemlich wieder in Ordnung. Hatten gestern

Landesbibliothek Oldenburg

glänzenden Tag, schmissen die Franzosen bei uns gut zurück und fand in einem Chateau 3 Flaschen Moêt et Chaudon. Alles scheint famos zu stehen. Bei uns stehen die Bayern. Sie gehen drauf wie das Gewitter und schlagen alles tot. Die Franzosen haben eine Heidenangst. Gestern nahmen 3 Jäger von uns 30 Franzosen und 2 Offiziere gefangen. Das Wetter ist kühl, aber trocken. Hier haben alle guten Mut, nur die Gäule sind furchtbar schlapp. Wir hören ja nur wenig und können nur einen ganz kleinen Teil der Schlachtlinie beurteilen. Aber es steht hier augenblicklich famos. Post soll für uns an einigen Orten haufenweise liegen. Aber wir sind zu schnell und sausen bald hier, bald dorthin. Auch haben wir nicht genug Autos, um alles hinterher zu holen. Vor uns knallt es schon wieder tüchtig, und ist unsere Infanterie im Vorgehen begriffen. Im Schloß fanden wir gestern auch die herrlichsten Weintrauben. Es war überhaupt ganz famos. Unsere Pferde mußten wir in einer Schule unterbringen. Da es nicht anders ging, so schmiß ich die kleinen Schulbänke einfach zum Fenster hinaus. Frankreich leidet überhaupt enormen Schaden, und es ist gut, daß die Franzosen nicht in Deutschland sind. Die Post geht weg. Allen herzliche Grüße. Euer Sohn Adolf.

Frankreich (Liévin), 7. Oktober 1914.

Vor einigen Tagen erhielt ich 2 Briefe mit 2 amerikanischen als Einlage. Ebenso erhielt ich den Rasierapparat und den Tabak. Besten Dank für alles. Ich hatte schon geschrieben, wenn wir nicht jeden Tag im Gefecht gelegen hätten. Gerade eben machen wir wieder Gefecht zu Fuß. Unsere Schützen liegen hinter dem Hause in Deckung, und ich mit den Offizieren sitze im Hause. Gestern war ein heißer Tag, doch kamen wir ohne jede Verluste weg. Wir mußten mal wieder eine Sache halten, wo es etwas brenzelig war. Jetzt soll der Gegner langsam zurückgehen. Wir machen heute unser zirka 38. bis 40. Gefecht. Also fast jeden zweiten Tag eins. Wir sind jetzt aber auch so müde und abgespannt, daß man lange nicht mehr das leisten kann, was am Anfang möglich war, Leute wie Pferde. Gestern kamen wir erst um 12 Uhr zurück. Ich fand im Hause, wo ich mich einquartiert hatte, im Laden noch schöne Haricots verts, die ich sofort von den Damen des Hauses mit Champignons kochen ließ und mit den anderen aß. Dann gab es noch eine Pulle Champus. An Getränken muß man jetzt Kognak mitnehmen: es wird jetzt sehr kalt, heute morgen war alles bereift. Bitte schickt mir daher Pulswärmer, eine Leibbinde, ein Taschenmesser und einen Kopfüberzug. Sieht aus wie eine Fliegerkappe, schließt ganz dicht an und läßt nur das Gesicht frei. Zeitungen kamen in letzter Zeit nur alte. Wir sausen ja zu viel herum, und die Post kann nicht herankommen. Draußen knallt es und sausen die Kugeln. Ich bin am 27. September Leutnant geworden, wie mir gestern mitgeteilt wurde; also fortab nicht mehr Vizewachtmeister. Wir sitzen wieder genau auf dem rechten Flügel und haben die Bayern neben uns, sie gehen vor wie der Deubel, hatten aber auch schreckliche Verluste. Die Franzosen bekommen immer zu schnell Meldung, wo

Landesbibliothek Oldenburg

wir stehen, und dann fängt ihre Artillerie an zu schießen und schießt meistens gut. Im übrigen liegt man viel herum, da wir ja immer zur Bedeckung unserer Artillerie da sind. Nur wenn es regnet, kann man schlecht im Freien schlafen. Zuweilen geht es ja auch im strömenden Regen oder nachts auf der Landstraße. Man schläft überhaupt in jeder Lage, und man muß jeden Augenblick ausnutzen. Denn nachts hat man oft nicht mehr als 2 Stunden. Es wird hier wohl bald wieder weitergehen. Draußen knattert ein französisches Maschinengewehr, aber ihre Artillerie scheint fort zu sein. Wir sind in den letzten Tagen leider nicht so stark vorwärts gekommen wie an dem Tage, als ich zum letzten Male schrieb. Laßt mich bald wieder was hören. Es freut einen doch sehr, wenn man mal einen Brief bekommt. Grüßt bitte alle Freunde und Bekannte. Herzlichen Gruß

Euer Sohn Adolf.

Fromelles, 10. Oktober 1914.

Liebe Eltern! Vor einigen Tagen schrieb ich einen Brief, der gleich mit einem Auto nach Düsseldorf abging, und den Ihr wohl schon erhalten habt. In den letzten Tagen hatte ich keine Zeit. Es waren Tage, die ich nie vergessen werde. Wir wurden nach Liévin geschickt, um da am 7. und 8. Oktober unsere Flanke zu sichern, da uns die Franzosen zu umfassen versuchten. Wir haben es gehalten, 36 Stunden lang, und waren dabei unausgesetzt im schwersten Schrapnell- und Granatfeuer. Mit der Zeit gewöhnt man sich an die Schrapnells. Aber gegen die Granaten kann man sich ja kaum decken. Wir saßen in einem kleinen Bahnwärterhäuschen. Von diesem blieb kaum was übrig. Eine Granate schlug gerade ein, als wir mit unserem Sanitätsunteroffizier sprachen. Das Haus ging in Trümmer, und der Mann fiel tot um. Der ganze Kopf war ihm zerschmettert. Wir lagen nicht in Schützenlinien, sondern nur in Reserve und mußten untätig zusehen, wie man uns mit Granaten eindeckte. Außerdem wurden noch 3 verletzt, und alle direkt neben mir. Wir haben ein seltenes Glück gehabt, daß die Verluste nicht größer waren. Ich war ganz kaputt, und den anderen ging es nicht besser. Aber Zeit zum Ausruhen gab es nicht. Wir mußten gleich weiter und wollen zunächst die feindliche Kavallerie hier aus dem Felde schlagen. Sie werden wohl wie immer ausreißen. Heute hatten wir Spahis hier, aber sie sind schon fort. Dafür fingen wir gestern und heute 2 Züge mit eingezogenen Leuten. Sie reisen nun nach Berlin schneller und eher als sie dachten. Herzlichste Grüße

Euer Sohn Adolf.

Landesbibliothek Oldenburg

Otto Vollers

Bankbeamter, Leutnant der Reserve, Sohn des verstorbenen Geometers Karl Vollers, wurde am 26. Juni 1888 zu Oldenburg geboren. Er besuchte dort die Oberrealschule und erlangte Ostern 1908 das Zeugnis der Reife. Er widmete sich alsdann dem Bankfach. Nach Beendigung seiner Lehrzeit bei der Oldenburgischen Landesbank diente er April 1911/12 als Einjährig-Freiwilliger beim 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) in Jena. Im darauf folgenden Jahre studierte er an der dortigen Universität Nationalökonomie. Dann trat er wieder bei der Landesbank ein, die ihn als Vorsteher bei ihrer Nebenstelle in Quakenbrück beschäftigte. Im Verbande des 2. Lothringischen Infanterie-Regiments Nr. 131 zog Otto Vollers in den Krieg. Im Westen — am Sternwäldchen von Vermandovillers — hatte er zunächst alle Freuden und Leiden des Stellungskrieges mit durchzukosten. Dann ging er Anfang des Jahres 1915 mit dem Regiment nach Rußland. Hier erreichte ihn nach schweren Strapazen und Kämpfen am 19. Februar bei Gruszki im Walde von Augustow das feindliche Geschoß, in dem Augenblicke, als er an der Spitze seiner Kompagnie, selbst die Gefahr nicht achtend, andere warnen wollte. Trotz der schweren Verwundung, Schuß durch Brust und Lunge, wußte er es mit starker Willenskraft durchzusetzen, daß er in die Heimat befördert wurde, wo er unter der gewissenhaften Behandlung des Arztes und treuer Pflege scheinbar bald genas. Nach Verleihung des Eisernen Kreuzes und des Friedrich-August-Kreuzes 2. Klasse wurde er am 22. März 1915 zum Leutnant befördert. Mutig blickte er in die Zukunft, glücklich als junger Bräutigam, glücklich auch darüber, dem Vaterlande seine Kraft wieder zur Verfügung stellen zu können. Da ereilte ihn sein Schicksal. Mit der Führung eines Truppentransportes nach dem Osten betraut, befiel ihn unterwegs eine tückische Krankheit, der sein Körper noch nicht ausreichenden Widerstand entgegensetzen konnte. Er starb am 11. September 1915 im Lazarett zu Insterburg. Die Untersuchung ergab, daß die eigentliche Todesursache in den Folgen des seiner Zeit erhaltenen Lungenschusses zu suchen war. Durch seinen frühen Tod ist er vielleicht einem früher oder später eintretenden Siechtum entgangen. Otto Vollers war ein guter Mensch, tapfer als Soldat und tüchtig in seinem Beruf. Sein stilles und bescheidenes Wesen sichert ihm ein treues Gedenken seiner Freunde.

Bericht über seine Teilnahme am russischen Feldzug.

Wir liegen in Licourt (etwa in der Mitte zwischen Amiens und St. Quentin) in Ruhe. Es ist am 19. Januar, abends, als plötzlich der Befehl kommt, die

Landesbibliothek Oldenburg



Otto Vollers

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Kompagnien machen von morgen ab Übungsmärsche, und zwar mit vollem Gepäck. Gleichzeitig verbreitet sich das Gerücht, das XXI. Armeekorps wird aus der Stellung gezogen, um an anderer Stelle eingesetzt zu werden. Wo geht es hin? Man spricht von Arras, Soissons, von Elsaß-Lothringen, ja selbst von Rußland. Etwas Bestimmtes wird man nirgends gewahr, selbst der Bataillonskommandeur weiß es nicht, er weiß nur, daß das Korps fortkommt. An den nächsten Tagen werden also tüchtige Märsche gemacht; am 23. Januar, mittags, wir sind gerade vom Übungsmarsch zurück, ist der Befehl da, heute abend, 6.15 Uhr, steht das Bataillon am Ostausgang zum Abmarsch bereit. Es wird nur des Nachts oder bei dichtem Nebel marschiert, um das Ablösen des Korps feindlichen Fliegern zu verbergen. Verladen werden sollen wir erst in einigen Tagen; die Märsche sind nötig, um die dicht hinter der Front liegenden Orte langsam für die ablösenden Truppen zu räumen, und um die im Schützengraben befindlichen Mannschaften nicht plötzlich der Reserven zu entblößen. So gelangen wir über Ugny, Montescourt (dort ein Tag Ruhe), nach Brissay, wo wir mehrere Tage bleiben. 27. Januar, Kaisers Geburtstag. Das Bataillon ist zum Parademarsch versammelt und erfährt hier aus der Ansprache des Majors, daß das siegreiche XXI. Korps auf Befehl Seiner Majestät aus seiner Stellung herausgezogen wird, um an anderer Stelle zum vernichtenden Schlage mit eingesetzt zu werden. Ein dreifaches, donnerndes Hurra ist die Antwort. Aber wo dieser Schlag geführt werden soll, bleibt immer noch unbekannt. Am 29. Januar ist Bataillonsübung, ein markierter Angriff auf das „Fort de Mayot" von La Fère. Am 30. Januar ein Übungsmarsch nach Itancourt, wo ein Vortrag über die Schlacht bei St. Quentin und die anschließenden Verfolgungskämpfe gehalten wird. Am 31. Januar, früh 4 Uhr, ist Abmarsch nach La Fère, wo wir verladen werden, und von wo wir gegen 8 Uhr endlich abfahren. Alles hat sich auf 4 Tage mit Brot versorgt, also bleibt nur die Möglichkeit, daß wir nach dem Osten, nach Rußland kommen. Aber da wieder die Frage, wohin? Nach den Karpathen, nach Warschau oder nach Ostpreußen? Noch weiß es keiner, aber jeder denkt und hofft, nach Ostpreußen zu kommen, um bei der Befreiung des eigenen Vaterlandes von den Russen dabei gewesen zu sein.

In schöner Fahrt ging es nun über Laon, über von unseren Pionieren und Eisenbahntruppen wiederhergestellte Brücken und Viadukte, vorbei an zerschossenen Ortschaften, weiter über Montcornet, Liart, Charleville—Mézières, vorbei an den Schlachtfeldern unserer Väter, vorbei an dem berühmten Donchery, nach Sedan, weiter über das ebenso berühmte Bazeilles, Montmédy, Lougnyon, nach Diedenhofen. Inzwischen war es schon Nacht geworden, und wir wurden erst wieder munter, als wir bei Tagesgrauen in Trier zum Kaffeetrinken etwas unsanft geweckt wurden. Wir waren wieder auf deutschem Boden und stellten hier, wie nachher noch oft, gleich den großen Unterschied fest zwischen französischer und deutscher Sauberkeit, und zwar zugunsten der letzteren. Bei herrlichem Wetter

Landesbibliothek Oldenburg

ging die Fahrt dann weiter durch das wunderschöne Moseltal, wo wir uns manchen guten Tropfen erstanden haben, umjubelt, wie fast auf der ganzen Fahrt durch Deutschland, von Männlein und Weiblein, die aus den Häusern und von den Straßen uns zuwinkten; denn schon viele unter uns waren mit dem Eisernen Kreuz geziert. Weiter ging so die Fahrt über Koblenz, Gießen, Marburg, Kassel, über Eichenberg, durch den Harz (Nordhausen, Sangerhausen), über Calbe nach Berlin-Moabit. Hatten wir bisher noch vorhältnismäßig gutes Wetter gehabt, so setzten im Harz Schneetreiben und Kälte (— 17° R.) ein, daß wir mit Schaudern an Rußland dachten. In Berlin war Empfang warmer Unterkleidung, es fand ein Austausch statt von Hosen, Röcken und Stiefeln, viel Zeit gab es aber nicht dazu, die Sachen wurden verpaßt und mußten im Zuge angezogen werden. Die alten Hosen usw. wurden einfach auf der nächsten Station zum Fenster hinausgeworfen. So gelangten wir nach Stettin und wußten erst jetzt endgültig, daß wir nach Ostpreußen kommen sollten. Weiter ging es über Stargard, Neu-Stettin, Konitz, Pr.-Stargard, Danzig, Dirschau, über Marienburg, Elbing, über Braunsberg und Königsberg nach Gr.-Skaisgirren, wo wir am 4. Februar bei Tagesanbruch ankamen, und von wo wir nach dem Ausladen einige Kilometer weiter nach Schillehlen marschierten, um Quartier zu beziehen, d. h. um unsere Knochen mal wieder ordentlich auszuruhen und auszustrecken.

Am folgenden Tage wurde um 2.30 Uhr, nachmittags, nach Schlekeiten weitermarschiert, das wir um 5 Uhr erreichen sollten. Da aber äußerst heftiges Schneetreiben und der Wind uns entgegen war, der Schnee schon über $^1/_2$ m hoch lag, kamen wir ermüdet und schwitzend — bei etwa 10° Kälte — gut zwei Stunden später an. Am 6. Februar war Ruhetag. Am folgenden Tage ging es schon früh weiter, nachdem ein Teil der Munition und der eisernen Portionen von den Kompagniewagen auf einen Schlitten, den wir nebst 2 Pferden im Dorfe für gutes Geld gekauft hatten, umgeladen war; denn man dachte, der Schlitten würde besser mitkommen als die Wagen, da schon die Feldküche im Graben gelegen hatte und erst spät am 6. wieder zur Kompagnie gelangt war. Es sollte aber doch anders kommen. Wieder gelangten wir nur langsam vorwärts, wieder war Schneetreiben mit dem Wind entgegen bzw. seitwärts. Dazu war die Straße vollgepfropft von Artillerie, Munitions- und Verpflegungskolonnen, von Kavallerie und Infanterie. Hier war ein Geschütz, dort ein Packwagen oder eine Feldküche in den Straßengraben gerutscht, dann wieder sperrten Schneeverwehungen von 1 m bis zu 2 m Höhe auf längere oder kürzere Strecken die Straßen, wo man sich nur langsam hindurcharbeiten konnte. Wagen und Autos — letzteren war verschiedentlich das Kühlwasser eingefroren — saßen fest; es gab kaum ein Ausweichen. Spät des abends langten wir endlich im Quartier in Pellehnen an; nur der Patronenwagen war zur Stelle, der Schlitten in ein falsches Dorf gefahren, die Feldküche lag wieder irgendwo im Graben, und erst gegen Mitternacht

Landesbibliothek Oldenburg

langte der hintere Teil (der Kessel) an. Die Protze fehlte und sollte in der Nacht auch noch herangeholt werden, war aber am Morgen beim Abrücken noch nicht zur Stelle, und es blieb daher vom 8. Februar ab die Feldküche ganz zurück, ebenso wie der Schlitten, der auch nicht zum Abrücken da war. Am 8. ging es auch nur langsam voran, und kamen wir wieder erst spät abends ins Quartier, zu müde um noch die Konserven zu kochen, kalt bzw. gefroren wurde die Fleischportion gegessen. Brot war auch schon seit einigen Tagen nicht mehr empfangen und daher überall ein gesuchter Artikel. Es kam noch der Befehl: „Von morgen ab wird angegriffen", dann legte man sich schlafen, vielleicht zum letzten Mal, nachdem man zuvor Stiefel und Strümpfe ausgezogen hatte, um sie wieder zu trocknen. Das Schneewasser, das sich immer auf den Stiefeln bildete, wenn man auch nur einen Augenblick stand, ging überall durch. Die Stiefel selbst froren dann beim Weitermarsch, wenn der eisige Wind darüberweg wehte, steif und drückten überall. Wer sie des Nachts anbehielt, konnte vielleicht am andern Tag erleben, daß ihm die Zehen oder Füße erfroren waren. Da half nur, des Nachts die bloßen Füße mit in die Wolldecke wickeln, und Schuhe und Strümpfe für den andern Tag wenigstens einigermaßen trocknen.

Am 9. wurde noch in der Dunkelheit abmarschiert, aber schon nach einem Marsch von etwa 10 Minuten hörten wir fernen Geschützdonner und sahen den blutigroten Schein brennender Häuser und Ortschaften. Sollten wir noch am selben Tage ins Gefecht kommen? Unentwegt ging es weiter; erst gegen Mittag gab es eine längere Rast. Als das Bataillon weitermarschierte, blieb unsere Kompagnie als Artilleriebedeckung zurück, da die Russen die Brücke über einen Nebenfluß der Memel zerstört hatten und unsere Schwesterwaffe daher einen größeren Umweg machen mußte, wobei sie nicht ohne Infanterieschutz bleiben durfte. Von nun an ging es nur sehr langsam vorwärts, da überall Stauungen eintraten, auch manchmal ein Geschütz in den Graben rutschte oder umschlug. So gelangten wir des Abends in den Schorellener Forst, wo auch wieder eine Stauung entstand, die, da die Dunkelheit hereinbrach, nicht behoben wurde. Wir mußten daher den Morgen abwarten und die Nacht draußen bleiben, ein Teil der Artilleristen spannte die Pferde aus und ritt zurück ins nächste Dorf ins Quartier. Wir aber entzündeten im Walde sechs große Feuer, hockten, in unsere Decken gehüllt, um dieselben herum, teilten an Genießbarem, was vorhanden war, untereinander, und stillten, in Ermangelung von Wasser, unsern Durst an geschmolzenem Schnee. War man auf der dem Feuer zugewandten Seite fast geröstet, so erfror einem die abgekehrte Seite. Es sollen auch in jener Nacht, wie wir am Tage hörten, annähernd 20° Kälte geherrscht haben. Wir waren daher froh, als es wieder Tag wurde und wir weitermarschieren konnten. Aber nur langsam ging es weiter; denn wir blieben noch den ganzen Tag über Artilleriebedeckung. Erst am Abend löste uns eine andere Kompagnie ab. Wir bezogen dann sofort in den nächsten

Landesbibliothek Oldenburg

leeren Häusern Quartier, suchten aus Kellern Kartoffeln zusammen, um uns trotzdem noch mit knurrendem Magen zum Schlaf hinzulegen; denn nur die wenigsten hatten etwas genossen. Am 10. ging es dann auch wieder früh, aber flott weiter; bis wir gegen Mittag nach Schirwindt—Neustadt kamen, wo eine größere Rast gemacht wurde und jeder versuchte, sich etwas Essen zu verschaffen. Als nach einigen Stunden weitermarschiert werden sollte, trafen gerade die Lebensmittelwagen unseres Bataillons dort ein und wurde daher die Ruhepause für einige Stunden ausgedehnt. Jetzt wurden erst mal die eisernen Portionen aufgefrischt und außerdem noch für zwei Tage Lebensmittel empfangen, wovon gleich die eine Hälfte in unsere ausgehungerten Magen wanderte. Als Ziel war uns Wilkowischki genannt, es war noch ein guter Marsch. Auf halbem Wege kamen wir aber an einem großen, verlassenen Gutshof vorbei und unser Kompagnieführer entschloß sich, dort zu übernachten, da man nicht wissen konnte, ob in Wilkowischki bei Nacht noch Unterkunft zu erhalten war. Da auf dem Gute reichlich Stroh, auch Heizmaterial vorhanden und jeder gesättigt war, so trat noch für einige Stunden eine gehobene Stimmung ein. Auf zwei vorhandenen Klavieren wurde musiziert und kräftig dazu gesungen. Neu belebt, ging es am andern Morgen weiter, durch Wilkowitschki durch, um den am Tage vorher noch größer gewordenen Vorsprung des Bataillons wieder zu verringern, womöglich noch Kalwarija zu erreichen. Ganz sollte es uns aber nicht gelingen, und wieder quartierten wir uns bei Dunkelwerden auf einem größeren Hofe ein. Waren uns schon am Tage größere Abteilungen gefangener Russen begegnet, so wurden für die Nacht in der einen Scheune auch noch etwa 100 Russen untergebracht, deren Bedeckungsmannschaften (fünf Mann !!) es auch für richtiger hielten, den Tag abzuwarten, als bei Nacht nach Wilkowischki zu marschieren. Proviant empfingen wir noch wieder von unsern Lebensmittelwagen, die an dem Gute vorbeifuhren (sie hatten in Wilkowischki gelegen) und die noch nach Kalwarija mußten, wo an dem Abend das Bataillon sein sollte. Unser Kompagnieführer wollte deshalb am andern Tage sehr früh abmarschieren, um Anschluß zu bekommen. Als wir aber am andern Morgen dort eintrafen, war das Bataillon schon weiter.

Wir beschlossen daher, in Kalwarija zu bleiben, um uns gehörig auszuruhen. Am 14. brachen wir dann sehr früh auf; es wurde den ganzen Tag marschiert. Zum Umfallen müde, wollten wir uns des abends, schon im Dunkeln, gerade wieder in einem Dorfe einquartieren, als ein Offizier auf unsere Kompagnie zugesprengt kam und nach unserer Regiments- und Kompagnienummer fragte. Als wir sagten 9/131, teilte uns unser Regimentsadjutant, dies war nämlich der betr. Offizier, mit, daß unser Regiment in demselben Dorfe läge, daß es aber soeben den Befehl erhalten hätte, noch weiter nach vorn aufzuschließen, und daß es in einer halben Stunde abmarschieren sollte. Wir setzten deshalb neben der Straße die Gewehre zusammen, legten das Gepäck dazu, und der größte Teil der

Landesbibliothek Oldenburg

Leute lag fast gleichzeitig für kurze Zeit schlafend dabei. Ärgerten wir uns eines Teils darüber, noch nicht zur Ruhe zu kommen, so freuten wir uns andern Teils doch darüber, daß wir wieder beim Regiment waren. Wir legten dann nachher noch etwa 12 km zurück, bis wir in Seyny waren, wo das Regiment für den Rest der Nacht bleiben sollte. Als sich dann herausstellte, daß dort nur noch Unterkunft für zwei Bataillone war, mußte das 3. Bataillon, somit auch unsere Kompagnie, nochmals um 3 Kilometer vorrücken bis Prseyny. Gegen 1 Uhr kamen wir dort an, nachdem wir an diesem Tage in etwa 20 Stunden, Marschpausen eingerechnet, rund 60 km zurückgelegt hatten. Lange sollten wir aber keinen Schlaf haben; schon um 3 Uhr mußten wir weiter. Wir waren mit den vordersten Teilen der Division mit den Russen in Berührung. Als wir gegen Mittag in die Nähe von Marcharce kamen, hörten wir, noch im Walde, äußerst heftiges Infanteriefeuer, untermischt von einzelnen Kanonenschlägen. Sofort wurden unsere Maschinengewehre und Geschütze vorgezogen, und alsbald war der Spektakel noch schlimmer. Wir rückten auch weiter vor und kamen hinter Macharce in einen Hohlweg zu liegen, während die Russen, die in der Richtung auf Augustowo zurückgingen, den gegenüberliegenden Waldrand bei Serskilas zähe verteidigten. Von dort hatten sie auf den Hohlweg, der etwas weiterhin eine Biegung machte, und durch den unsere Geschütze und Maschinengewehre wegen der Schneeverwehungen hindurch mußten, zwei Geschütze eingerichtet, auch hatten sie dort mehrere Maschinengewehre gut versteckt in Stellung. Hier war auf deutscher Seite besonders das Regiment 17 im Gefecht, es hat ziemlich Verluste erlitten, aber bei großer Tapferkeit und ungestümem Angriff schöne Beute gemacht und viel Ruhm geerntet. Beide Geschütze, 3 oder 4 Maschinengewehre und viele Bagagewagen wurden von den 17ern, genommen. Gerade als es hieß, die 9. Kompagnie J.-Regt. 131 greift den Ausgang von Serskilas aus nordöstlicher Richtung an, als eben unsere erste Schützenlinie vorging, gelang es den 17ern, die Russen aus ihrer gutgewählten Stellung zu vertreiben. Sofort ging es an die Verfolgung. Unsere Kompagnie sammelte sich hinter Serskilas und hatte dort einen Augenblick Marschpause. Mancher hatte sich von der russischen Bagage ein Paar neue Stiefel geholt, so auch ich, außerdem hatte ich noch ein Paar dicke, wollene Socken erwischt. Die Pause benutzte ich dazu, meine eigenen Stiefeln und den Rest meiner Strümpfe (es waren fast nur noch Löcher), auszuziehen, die Füße trocken zu reiben und die neuen Sachen wieder anzuziehen. Nachher habe ich nie mehr nasse Füße gehabt, trotzdem ich noch öfter bis fast an die Knie ins Wasser gekommen bin. Meine Stiefel fanden auch noch wieder einen neuen Herrn, denn es waren einige in der Kompagnie, die bislang immer vorgezogen hatten, in Schnürschuhen und Gamaschen zu gehen. Nach Augustowo sollten wir aber nicht mehr kommen. Hinter Studzieniczna setzten sich die Russen, von frischen Truppen aus Augustowo unterstützt, an einer Wegenge, beide Flügel an Seen angelegt, äußerst heftig zur Wehr. Galt es doch für sie,

Landesbibliothek Oldenburg

den Bahnhof von Auguſtowo, von wo noch mehrere Züge Truppen und Geſchütze in möglichſt großer Zahl nach Grodno retten ſollten, bis zuletzt frei zu halten. Da es ſchon anfing zu dunkeln, die Stärke der Ruſſen im Walde auch nicht feſtzuſtellen war, und unſere Artillerie keine geeignete Stellung fand, ſo wurde befohlen, daß Patrouillen am Feinde blieben, während alles andere in Studzieniczna und Wojcieck in Alarmquartiere ging. Wir waren noch keine Stunde unter Dach, als ſchon wieder der Befehl zum Antreten kam, die Brigade ſollte die Ruſſen mit der blanken Waffe aus der Stellung vertreiben, Torniſter, alles was hinderlich ſein konnte, blieb im Quartier, ſogar die Patronen, jeder Mann hatte nur einen Rahmen in der Hoſentaſche, mitzuführen. Alle Gewehre wurden nachgeſehen, damit nicht doch noch etwa aus Unvorſichtigkeit, Nachläſſigkeit ein Schuß losging und den Plan verriet. Nur auf ausdrücklichen Befehl eines Offiziers ſollte geſchoſſen werden dürfen. In Linie zu zwei Gliedern, mit einem halben Schritt Abſtand, wurde links und rechts der Straße angetreten, und ſollte beim Vorgehen nach dort Anſchluß gehalten werden. Weit ſind wir nicht vorwärts gekommen; denn ſchon bald war infolge der völligen Dunkelheit überall der Anſchluß verloren gegangen, und es dauerte lange, bis es weiter gehen konnte. Nachdem dies einige Male paſſiert war, war ſchließlich wieder alles auseinander; und indem wir verſuchten, unter Führung eines Leutnants wieder Anſchluß zu finden, verliefen wir uns immer mehr.

Unſer Bataillonskommandeur ließ darauf den ſich bei ihm befindlichen Trupp halten, um mit den Kompagnieführern zu beraten, und um ſich über die Richtung zu orientieren. Als ich ihm dann meldete, daß wir nach meiner Anſicht zu ſehr nach vorn links weggelaufen wären, gab es allgemeinen Widerſpruch. Zuletzt wurde ich aber doch mit 4 Mann fortgeſchickt, um zu verſuchen, in der von mir für richtig gehaltenen Richtung die anderen Abteilungen zu finden. Nachdem ich nach meiner Schätzung ca. 500 bis 600 m zurückgelegt hatte, fand ich dieſelben auch glücklich. Als ich gerade mit dem Regimentskommandeur über die Wiederherſtellung der Verbindung ſprach, kam von der Brigade der Befehl, daß der Tag abgewartet werden und alles wieder in die Quartiere gehen ſolle. Ich überbrachte dieſen Befehl meinem Major und führte dann den Reſt des Bataillons im Gänſemarſch zum übrigen Regiment; worauf wir, nachdem alles zuſammen war, nach Studzeniczna zurückmarſchierten.

Am 16. nach Hellwerden gingen wir im Walde wieder vor und ſtießen bald auf den Gegner. Da unſer Bataillon am Schluß marſchierte, blieben wir zunächſt in Reſerve. Aber ſchon bald kam der Befehl, 10. und 9. Kompagnie im Anſchluß an J.-R. 17 rechts verlängern; 2. Zug (Zug Vollers) 9. Kompagnie zur Verſtärkung bei J.-R. 17 einſchwärmen. Ich ging darauf in dünner Schützenlinie mit meinem Zuge vor und traf in einer kleinen Mulde auf zwei mir gut bekannte Leutnants von den 17ern. Leutnant der Reſerve Meyer klärte mich ſofort über die Lage auf

Landesbibliothek Oldenburg

und fügte hinzu: „Es ist schrecklich, ein Mann nach dem andern wird mir weggeschossen.“ Ich ließ darauf meine Leute in die Linie der 17er einschwärmen, nachdem ich ihnen vorher noch geraten hatte, sofort nach dem Stellungnehmen mit dem Eingraben zu beginnen. Ich selbst richtete mich hinter einem Baum einen Augenblick auf, um zu beobachten, da uns die Russen 10—15 m vor der Nase liegen sollten. Ich sah wenig, nur in dieser kurzen Entfernung sehr dichtes Unterholz; darin mußten also die Russen liegen. Einer meiner Unteroffiziere, der einen Meter von mir entfernt sich hinter einem andern Baum für einen Augenblick aufrichtete, sank gleich darauf, mitten in die Stirn getroffen, leblos nieder. So ist es vielen dort ergangen; wir sahen keinen Feind, hatten aber ständig Verluste, so wie nur jemand, den Gegner zu sehen, sich etwas aufrichtete. Nachher wurden bei uns noch Maschinengewehre in Stellung gebracht, die wohl ab und zu das Unterholz abstreuten, aber doch wenig erreichten. Die Bedienungsmannschaften, die sich anfangs hinter ihren Schutzschilden sicher gefühlt hatten, gruben sich auch bald ein; denn auf die kurze Entfernung wurden die Stahlplatten glatt durchgeschlagen, und mancher Maschinengewehrschütze noch getötet oder verwundet. Des abends glichen die Schutzschilde Sieben. Da unsere Artillerie nicht eingreifen, wir allein auch nicht vorwärts kommen konnten, so wurde, als es dunkel war, befohlen, für die Nacht wieder in dieselben Quartiere zu gehen, unter Zurücklassung von Posten und Patrouillen, und vor Tagesgrauen die Stellung wieder zu besetzen. Im Quartier trafen wir wieder mit den andern beiden Zügen zusammen. Diesen war es noch schlimmer ergangen, sie hatten beim Vorgehen, ohne wie ich von den 17ern gewarnt zu sein, plötzlich ebenfalls aus ganz dichtem Unterholz heraus und auch auf nur zehn Meter Entfernung Infanterie- und Maschinengewehrfeuer erhalten; unser Kompagnieführer war gleich zuerst gefallen, der eine Zugführer schwer verwundet worden, der andere leicht, außerdem noch 5 Unteroffiziere und etwa 25 Mann schwer oder leicht. Da zwei ältere Offizierstellvertreter schon vorher erkrankt zurückgeblieben waren, mußte ich die Kompagnie übernehmen.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Wellmann

Kriegsfreiwilliger, Sohn des verstorbenen Gastwirts Wellmann in Wardenburg, geboren am 3. April 1894, besuchte bis zum 10. Lebensjahre die Volksschule seines Heimatdorfes und kam dann zur Oberrealschule in Oldenburg. Nachdem er hier das Zeugnis der Reife erlangt hatte, widmete er sich dem Bankfach und trat als Lehrling bei der Zweiganstalt der Oldenburger Landesbank in Eutin ein. Als der Krieg ausbrach, kam er am ersten Mobilmachungstage nach Hause und meldete sich sofort als Freiwilliger beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91. Da er aber nicht gleich eingestellt werden konnte, so arbeitete er vorläufig bei der Hauptbank in Oldenburg weiter. Inzwischen hatte er sich auch bei der Artillerie gemeldet, wurde aber am 11. September zum Ersatz-Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 91 eingezogen. Nach erfolgter Ausbildung wurde er der 2. Ersatz-Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 229 überwiesen und rückte am 29. Dezember 1914 ins Feld nach der Ostfront. Am 5. Juni 1915 fand er als „einer der besten", wie es in der Kompagnie hieß, bei Samnice durch eine Russenkugel den Heldentod. Seinen Eltern wurde folgender Abschiedsbrief, den er am Tage seiner Einberufung geschrieben hatte, zugestellt: „Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, hat es dem allgewaltigen Lenker der Schlachten gefallen, mich den Heldentod für das deutsche Vaterland sterben zu lassen. Ich sende Euch allen daher noch einen letzten Herzensgruß und bitte zu Gott, Euch in Eurem Schmerz zu stärken, daß Ihr mannhaft, wie es eines Deutschen würdig ist, das Schwere ertragt. Ich selbst bin freudig in den Krieg gezogen mit der festen Absicht, mein Möglichstes zu tun und nach Kräften dazu beizutragen, daß unser deutsches Vaterland frei bleibe von slawischer Knechtschaft und Unkultur oder gallischer und englischer Schurkerei und Hinterlist, daß es diesen arglistigen Feinden einen Frieden diktieren könne, der für die fernere Zukunft jeden Krieg aus Europa verbanne. In der Hoffnung, daß dies unserm deutschen Heere gelinge, mit dem Wunsche, daß Ihr alle dann noch recht lange die Früchte dieses europäischen Friedens genießen möget und endlich mit einem letzten Dank für alles, was ich an Wohltaten von Euch empfangen habe, grüße ich Euch alle, Ihr meine Lieben, von ganzem Herzen. Euer treuer Heini."

Feldpostbriefe.

8. Januar 1915.

Gestern Abend sind wir hier in Miedinewice bei Skierniewice angekommen und heute eingeteilt worden. Augenblicklich liegen wir hier in Quartier und kommen morgen oder übermorgen in den Schützengraben. Gestern Abend wurde hier sehr

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Wellmann

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

schön bombardiert. Die Russen sollen eine sehr gute Stellung haben, aber mit Gottes Hilfe wird es uns schon gelingen, unsere Stellung zu behaupten und eventuell Boden zu gewinnen.

Schützengraben bei Ruda, Sonntagmorgen, 10. Januar 1915.

Über mir pfeifen bereits zum zweiten Male die Morgengrüße unserer Artillerie zu den Russen hinüber. Seit gestern sind wir hier im Graben. Am Tage läßt es sich hier schon aushalten, aber bei Nacht! Der rechte Flügel dieses Abschnittes unseres Grabens stößt an einen Bach, an diesem entlang ist etwa 100 m ein Horchposten hinausgeschoben. Da stehen 3 Mann hinter einer halbhohen Brustwehr. Nun wurde ich gleich als erster, nachdem wir abgelöst hatten, mit vorgeschickt. Etwa eine Stunde hatten wir da gelegen, als um 7 Uhr von Seiten der Russen ein Schuß auf unsere Schützenlinie abgegeben wurde. Darauf hin wurde von unserer Seite wieder geschossen, und schon fing das Konzert an, erst die kleinen und bald auch die größeren. Dabei waren wir auf unserem Posten gefährdet. In unmittelbarer Nähe platzte eine Granate nach der anderen. Wir lagen platt am Boden. Eine schlug in den Bach ein, und nach mehreren Sekunden rieselte es uns wie feiner Regen auf den Kopf. Wir waren schon einmal zum Schützengraben zurückgekrochen, mußten dann aber wieder vor und haben dann auch so lange gewartet, bis wir abgelöst wurden. Das war also meine Feuertaufe. Die ganze Sache dauerte vielleicht eine Stunde. Wenn man hier in und hinter der Front ist und denkt daran, wie ein schönes Glas Bier oder ein gutes Mittagessen schmecken würde, wenn man den letzten Tropfen aus der Feldflasche getrunken hat und nur ein kleines Stück Kommisbrot hat und die Feldküche erst in ein paar Stunden kommt, dann begreift man erst, wie schön es im lieben Vaterlande und zu Hause ist. Aber anderseits ist das Gefühl, eben für diese Häuslichkeit unserer Lieben kämpfen und mithelfen zu können an unserer großen Sache, sehr erhebend und wiegt manches auf.

17. Januar 1915.

Gestern war auch der Marketender hier. Da wird man aber Geld los! Für einige notwendige Sachen habe ich etwa 9 Mark bezahlt.

Skierniewice, 19. Februar 1915.

Das letzte Mal im Schützengraben war es recht interessant. Es war am zweiten Abend. Ich lag zwischen 11 und 1 Uhr im Unterstand zu schlafen, als es plötzlich hieß: „Alles an die Gewehre, alles raus!" Als ich halb verschlafen raus kam, hieß es: „Die Russen machen einen Sturmangriff!" Man hatte vor der halbrechts vor uns liegenden Kompagnie mehrmaliges Hurra-Schreien — wie von Kindern geschrieen, so schreien es die Russen, das ist deutlich zu unterscheiden — gehört, und dann wurde dort allgemein geschossen. Nach kurzer Zeit kamen dann schon 3 Mann querfeldein von vorne gelaufen. Ich glaubte, es seien Russen, und wollte schon schießen, aber auf meinen Ruf: Halt! Wer da? hörte ich, daß

Landesbibliothek Oldenburg

es Deutsche von eben der betreffenden Kompagnie waren. „Paßt auf, paßt auf! Die Russen sind schon in unserem Schützengraben! Allmählich legte sich die Schießerei, und alles war wieder still. Kurz nachher wurde festgestellt, daß es 10 bis 15 Russen gelungen war, durch die Drahtverhaue hindurchzukommen und die Wachtposten am linken Flügel der Kompagnie zu überrumpeln. Nun war es in diesen Nächten so dunkel, daß man kaum 2—3 m sehen konnte. Die Posten bemerkten die Russen erst, wie sie in den Graben sprangen. Sie konnten nicht mehr aufpflanzen und haben so drauf losgeschossen. Dann sind ein paar Gruppen vom rechten Flügel zu Hilfe gekommen, von hinten in den Graben hineingesprungen und haben die Russen vertrieben. Was das Bedauerlichste und Schlimmste ist: einer von uns ist freiwillig mit den Russen hinübergegangen. Ein paar Tage vorher war er als Posträuber festgestellt worden und sollte vor das Kriegsgericht. Da hat er die Gelegenheit wahrgenommen und ist mitgegangen.

Pamientna, 1. März 1915.

Hier an der Front sieht man keine Leute, nur Land, und das scheint sehr gut zu sein. Alles Ackerland, nur nicht bestellt. Alles scheint im Besitze einiger reicherer Herren zu sein. Es gibt nämlich durchweg bei jedem Dorf auch einen Gutshof. Die Häuser der ärmeren sind sehr einfach: im Hause ein oder höchstens zwei Räume und ein Stall. Da scheint Kammer, Stube, Küche usw. alles in einem Zimmer zu sein. Ebenso sieht es in Skierniewice aus, dies ist ein ziemlich schmutziges Nest. Es wird allerdings mit Hilfe von 10—12 Gefangenen jetzt sehr viel getan, um es in einen andern Zustand zu bringen. Die Bevölkerung der Stadt ist vorwiegend jüdisch: lange Stiefel, langer Mantel, schwarze Schirmmütze, der Bart, wie man polnische Juden abgebildet sieht. Kaum 6 Jahre alt, schachern die Kinder mit Zigaretten, Streichhölzern, Spiegeln, Ansichtspostkarten usw. auf der Straße herum. Fast vor jeder Haustür steht ein kleiner Tisch mit Brot, Kuchen, Butter usw., und drinnen ist ein kleiner, schmieriger Laden. Und jedesmal wird man angehalten: „Was kaufen der Herr?" Auch etliche bessere Herrschaften sind noch in der Stadt anwesend. Eine freiwillige Feuerwehr stellt die Bevölkerung, gekennzeichnet durch gelbe Pickelhauben und eine weiß-rote Armbinde. Auch eine Kapelle haben sie.

Skierniewice, 30. März 1915.

Wie Ihr Euch vielleicht erinnert, stand vor einigen Tagen mal eine Bitte von 10 Oldenburger Jungens aus Rußland um eine Haarschneidemaschine in den „Nachrichten für Stadt und Land", und am Tage nachher, daß bereits 4 gestiftet seien. Heute Abend haben wir 3 von den 4 erhalten. Denn mit den Oldenburger Jungens waren wir Oldenburger aus unserem schönen Unterstande „Villa Oldenburg" gemeint. Wir hatten uns nämlich mit unserem Barbier verkracht und können uns jetzt die Haare alleine schneiden. Allenthalben auf dem Felde sieht man die Artillerie den Acker pflügen und bestellen. Alles, die Bestellung des Ackers, die

Landesbibliothek Oldenburg

Einrichtung der Quartiere, die Verbeſſerungen in allen Ecken und Enden, deutet darauf hin, daß dieſe Gegend nicht mehr in die Hände der Ruſſen kommen ſoll. Wir wollen es ſehr hoffen, jedenfalls wird es für dieſes Land auch das Beſte ſein, wenn deutſche Ordnung hier herrſcht.

Schützengraben, 30. Mai 1915.

Leider iſt uns bis jetzt, ſo ſehr wir auch darauf warten, noch nicht die Möglichkeit gegeben worden, den Ruſſen einmal ordentlich an den Kragen zu gehen. Aber nicht allzufern wird die Zeit ſein, wo der Ruſſe unſere Hiebe ſpüren wird. Alsdann werden wir bald Ruhe haben hier im Oſten. Aber wir werden nicht eher heimkehren, als bis auch unſere Freunde im Süden und im Weſten zu Kreuze kriechen. In der Hoffnung auf ein glückliches Wiederſehen Euer Heinrich.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich Willms

Oberzollpraktikant, Sohn des Landwirts Anton Willms, geboren am 5. Juni 1888 in Horumersiel, besuchte die Oberrealschule in Oldenburg und erlangte Ostern 1908 das Zeugnis der Reife. Dann trat er in den Zolldienst ein. Vom 1. Oktober 1908 bis Ende September 1909 genügte er beim Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 seiner Militärpflicht. Nach dem Ausbruch des Krieges rückte er am 7. September als Unteroffizier der Reserve mit einem Ersatztransport nach Frankreich ins Feld. Als Leichtverwundeter kam er Ende September ins Kriegslazarett Sissonne. Wegen nervöser Herztätigkeit wurde er hier garnisondienstfähig geschrieben und als Kammerunteroffizier beschäftigt. Bis Mai 1915 blieb er in Sissonne, wurde dann aber auf seinen Wunsch zu seinem Regiment zurückversetzt, das in Galizien stand. Bei einem Gefecht am 13. Juni 1915 fand er an der Lubaczowka den Heldentod. Mit seinem ernsten Streben, seinem braven Charakter und seinem freundlichen, stillen Wesen gewann er sich als tapferer Soldat die Zuneigung seiner Kameraden und Vorgesetzten.

Feldpostbriefe.

Bourgogne, 24. September 1914, abends.

Ich sitze hier in einer primitiven Bude. Wir haben jeder ein Bett hier in unserer Wohnstube, d. h. nur die Bettstelle mit der Matratze. Aber solche Betten und ein Dach über'm Kopf gehören zu den Seltenheiten. Gestern und vorgestern Nacht haben wir in Verteidigungsstellung hinter einem Kanaldamm gelegen, den Tag über natürlich auch. Wir fanden aber nette Deckungen, Höhlungen im Wall, mehr oder weniger mit Stroh ausgefüllt und mit Brettern verdeckt, vor. Jetzt haben wir erst wieder 2 Tage Ruhe, und dann gehts wieder in Verteidigungsstellung, bis wir in den nächsten Tagen gegen Reims vorbrechen. Der Krieg ist gräßlich. Jetzt erst spürt man, welch' schönen Dienst man beim Zoll hat, und vor allen Dingen, wie gut man's zu Hause hat. Mir gehts aber sehr gut, ich habe gute Freunde gefunden. Die Leute tragen alle Vollbärte, meiner wächst vorzüglich. Die Ortschaften machen hier alle einen tristen Eindruck; schlechte, graue Häuser, größtenteils klägliche Wohnungen, aber Wein gibt es hier in Fülle.

Sissonne, 14. November 1914.

Meine Hand ist vollständig geheilt, der Ein- und Ausschuß ist kaum noch zu sehen, auch ist keinerlei Steifheit zurückgeblieben. Ich bin aber wegen unregelmäßiger nervöser Herztätigkeit vorläufig garnisondienstfähig geschrieben, hoffe aber demnächst wieder an die Front zu meiner Kompagnie ziehen zu können, da das Leben hier im Kriegslazarett Sissonne sehr langweilig ist. Das Lager, ein

Landesbibliothek Oldenburg



Heinrich Willms

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

französischer Truppenübungsplatz ähnlich unserem Munsterlager, liegt 10 Minuten von der Stadt Sissonne entfernt und besteht aus 14 zweistöckigen Steinbaracken und mehreren kleinen Gebäuden, den Offiziersbaracken, Vorratsschuppen, Küchen usw. Das Lager ist vollständig neu und praktisch eingerichtet. Jetzt hausen nur Kranke und Verwundete hier, bei unserer Ankunft nahezu 2000. Dauernd dienstuntauglich Geschossene werden in die Heimat geschickt, leichter Verwundete hier geheilt, um wieder an die Front zu kommen. Es sind fast nur Infanteristen, Jäger, Schützen und Pioniere aus allen Regimentern. Als Leichtverwundete und Leichterkrankte werden sie zunächst garnisondienstfähig geschrieben und zu leichten Arbeiten im Lager benutzt, bis sie wieder felddienstfähig werden. Ein Teil der Garnison- und Felddienstfähigen zieht auf Lagerwache. Stärke der Wache ein Unteroffizier, 25 Mann. Der Wachehabende hat des Nachts die Wache 4 bis 5 Mal zu revidieren. Die 91er hatten am Tage, bevor wir in den Schützengraben einrückten, Betheny stürmen wollen, der Sturm auf das mit Franzosen voll gepfropfte Dorf war aber nicht gelungen. Auch der schneidige Hauptmann Haß war dabei gefallen. Da ich außer Sonntag schon mehrere Bekannte bei der 6. Kompagnie hatte, Dr. Nutzhorn und Studiosus Onken, so meldete ich mich mit Arnold auch zur 6. Als sich der Kompagnieführer Rechtsanwalt Fimmen wegen eines Darmleidens krank gemeldet hatte, erhielt Sonntag die Führung als Stellvertretender. Arnold erhielt den 1. Zug, Nutzhorn den 2. und ich den 3., wir hielten natürlich mächtig zusammen, Nutzhorn hatte von Anfang an mitgemacht. Außer Fimmen, der das Eiserne Kreuz im Fort de Fresne erhielt, hatte es in der 6. Kompagnie damals noch keiner, obgleich es in anderen Kompagnien schon mehrfach zu finden war. Das lag an dem ständigen Wechsel in der Kompagnieführung. Auf Hauptmann v. Raumer, der schwer verwundet wurde, folgte Koopmann, der fiel, dann Fimmen und endlich Sonntag. Unser lieber Koopmann muß sich ausgezeichnet gemacht haben, man hörte es von allen Seiten, die Leute haben ihn sehr gerne gemocht, er soll zeitweise zu wild draufgegangen sein. Als er gefallen war, sollen sie zu ihm gegangen sein, um sich von ihm zu verabschieden. Wie schade, daß wir diesen tüchtigen Menschen, den ich während meiner Tätigkeit auf der Zolldirektion so sehr schätzen lernte, verloren haben. Nachdem wir uns im Fort de Fresnes gestärkt und uns die Hundemarken, so nennt man hier Erkennungsmarken allgemein, umgehängt hatten, rückten wir in die Schützengräben, wo wir vom 21. abends bis zum 23. nachts blieben. Wir lagen hinter dem Aisne—Marne-Kanal und bezogen die Deckungen, die sich unsere Vorgänger in einem 4—5 m starken Wall den ganzen Kanal entlang eingebaut hatten. Die Franzosen beschossen uns heftig mit Schrapnells und Granaten, konnten uns aber nichts anhaben. Die Deckung war vorzüglich. Am 23. abends bezogen wir Quartier in Bourgogne, wo wir bis zum 25. abends blieben. Dr. Nutzhorn, Sonntag, Arnold und ich wohnten zusammen in einem Zimmer. Wir schliefen

Landesbibliothek Oldenburg

auf dreckigen Matratzen, eine Wohltat, und hatten als Zimmerausstattung einen Tisch und 4 Stühle. Einige Stunden am Tage wurde sogar exerziert, und einmal schossen wir zugweise auf einen Flieger. Am 25. abends marschierten wir nach Fort Brimont, jetzt kamen wir hierher und das 1. Bataillon in den Schützengraben. Wir sollten aber nicht viel Ruhe haben. Um Mitternacht marschierten wir wieder ab und gingen darauf um 3 Uhr morgens mit dem 1. Bataillon über den Kanal vor. Wir vier drückten uns vor dem Angriff die Hand und versprachen uns, falls etwas vorfiele, die Verwandten zu benachrichtigen. Da die Nacht sehr neblig war, so kamen unsere ersten Linien ziemlich nahe an den französischen Schützengraben heran. Dann aber begann ein heftiges Feuer, ein eigentümliches Gefühl beschlich einen. Nun gingen wir natürlich sprungweise vor. Wir hatten uns bei dem letzten Sprunge noch nicht hingeworfen, als mein Spielmann, Gefreiter von Seggern aus Oldenburg, der außer zwei Entfernungsschätzern neben mir lief, von einer Kugel getroffen lautlos zu Boden sank. Jetzt wurde natürlich heftig mit Spaten gearbeitet, jeder suchte sich so schnell wie möglich eine Deckung zu schaffen; wir lagen hinter einem Zuckerrübenfeld, eine Kugel durchschlug meinen Tornister, eine zweite riß den linken Mantelriemen am Tornister weg, eine dritte durchdrang eben meine Deckung und ruschte dann ab, ich habe sie zum Andenken beigesteckt. Die Kugeln haben wohl dem Toten gegolten, der 2—3 m hinter mir lag, oder die Franzosen haben mich buddeln gesehen. Als der Tag anbrach, begrüßte uns die feindliche Artillerie. Zuerst bestrich sie die Schützengräben der 73er, die rechts neben uns lagen, dann kamen sie zu uns, gewöhnlich 4 Schuß kurz hinter einander. Gräßlich! Man kann sich nicht wehren, und die Deckung bietet keinen Schutz. Die Franzosen schossen Gott sei Dank etwas zu kurz. Krachend schlugen die Granaten einige Meter hinter uns ein. Man sehnt die schützende Nacht herbei. Unendlich langsam verfließen einem die Stunden, aber man hat, wenn man kurze Zeit im Feuer gewesen ist, eine eigenartige Ruhe. Schließlich wurde es doch Abend, und man konnte sich wieder einmal ausstrecken und etwas aufrichten. Das Feuern hörte aber auch während der Nacht nicht vollständig auf. Um 3 Uhr nachts hieß es dann: „Fertig machen zum Sturmangriff!" Und nun ging der Rummel los. Man nahm gewissermaßen Abschied von der Welt und dann drauf! In unsere Kompagnie waren inzwischen Leute anderer Kompagnien und sogar einige von einem anderen Regiment eingeschwärmt, und so kam es denn, daß die Leute es teilweise vorzogen, in ihren Löchern zu bleiben, so daß sie vorwärts getrieben werden mußten. Wir kamen dann bis auf ungefähr 70 m an den französischen Graben, es gelang uns aber nicht, ihn zn nehmen, wir hatten unheimliche Verluste. Schrecklich, dies Stöhnen der Verwundeten. Einer, der mit dem Ersatz gekommen war, hatte einen Arm- und Brustschuß. Ein anderer bei mir schrie: „Ich muß sterben, ich muß sterben, ich verblute!" Der linke Arm hing lose herab, vollständig mit Blut bedeckt. Außerdem hatte ihm ein Granatsplitter ein

Landesbibliothek Oldenburg

Stück aus der Wade gerissen. Mein linker Stiefel und mein Gewehr waren von seinem Blut gefärbt. Ich war gut abgekommen, eine Kugel zerriß meinen Mantel. Als nun unser Angriff vergebens gewesen war, begann unsere schwere Artillerie den Graben zu beschießen, der Dreck flog, eine Granate nach der anderen sauste in die französische Stellung, hin und her flogen die Geschosse. Ein Blindgänger unserer Artillerie schlug kurz hinter mir ein, der Erdboden erdröhnte. Schließlich zog sich der Rest der Franzosen aus dem Schützengraben zurück. Das Artilleriefeuer dauerte bis spät abends, war aber bedeutend schwächer geworden. Wir hatten uns im Laufe des Tages ansehnliche Löcher gegraben. Als ich am Nachmittage meine Gruppenführer besuchte, zeigte mir ein Unteroffizier einen modernen Browning, den ein Offizierstellvertreter zurückgelassen hatte. Ich hatte noch keinen modernen Browning gesehen und setzte mich zu dem Unteroffizier in das Schützenloch, ich sah die Waffe genau an, nahm das Patronenmagazin heraus, steckte es wieder hinein. Plötzlich geht der Schuß los, die Kugel trifft noch eben den äußersten Rand meiner linken Hand, Knochen und Sehnen blieben unverletzt. Ich muß den Sicherungsflügel irrtümlich falsch gestellt haben. Bald darauf ging ich zum nächsten Verbandsplatz und wurde von dort als Führer von 50—60 anderen Verwundeten nach Sissonne geschickt. Mein Dienst ist bequemer geworden, aber trotzdem treibt es mich wieder hinaus in den Schützengraben zu meinen Bekannten aus Oldenburg. Man redet immer von den „gemütlichen" Sachsen; das Lager ist fast ganz sächsisch. Es war aber bedeutend gemütlicher hier, als es zu Anfang vom 7. Korps verwaltet wurde. Jetzt (14. Dezember 1914) herrscht besonders straffe Zucht und Ordnung.

Bei Jaroslau, 26. Mai 1915.

Liebe Eltern und Geschwister! Wir sind immer noch in Reserve, haben hier das herrlichste Wetter. In der Ferne Kanonendonner, vereinzelt Maschinengewehrfeuer. Die Russen ziehen sich andauernd zurück. Vergangene Nacht habe ich unter freiem Himmel übernachtet. Mir geht es vorzüglich. Herzliche Grüße

Euer Heinrich.

Nachtrag.

Paul Meyer.[1]

Am 10. September 1917 erhielten die Eltern von einem ausgetauschten, in der Schweiz internierten Kameraden, Leutnant der Reserve Paul Krüger, Füsilier-Regiment 2./38, folgenden an Eidesstatt abgelegten Bericht:

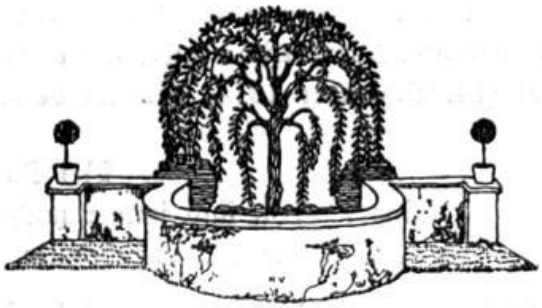
Am 20. Juli 1916 wurde ich bei Soyécourt gefangengenommen. Ich war der 2./38 zugeteilt (Führung: Leutnant Meyer), die an dem Tage in zweiter

[1]) Vgl. Seite 156.

Landesbibliothek Oldenburg

Linie lag. Nach meiner Gefangennahme und Entwaffnung führte mich ein französischer Soldat in Richtung auf die französische Stellung. Nachdem ich ungefähr 100 m durch unsern schon von Franzosen besetzten Verbindungsgraben zur ersten Linie geführt worden war, forderte mich der französische Soldat mit einer Handbewegung auf, auf die Brüstung des Grabens zu steigen. Ich tat dies und sah mich dort einem Franzosen, anscheinend Offizier, auf 3 m gegenübergestellt. Vor ihm auf dem Boden lag niedergeschossen, wehr- und waffenlos Leutnant Meyer, der mir die Worte zurief: „Ich bin tot; er hat auf mich geschossen." In diesem Augenblick legte der Franzose seinen Revolver auf mich an und rief mir in drohendem Ton einige Worte auf Franösisch zu, die ich nicht verstand. Ich nahm an, daß er auch mich erschießen wollte, stürzte davon und und wurde an einer andern Stelle wieder gefangen.

Ich hatte den Eindruck, daß Leutnant Meyer durch einen Brustschuß schwer verwundet war und nur noch kurze Zeit zu leben hatte.



Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 1.

Fräulein Maria von Jever. 1515—75.

(Nach einem Elbildnis.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Über die Renaissance-Kunstdenkmäler unter Maria von Jever und ihre Entstehung.

Von Dr.-Ing. Carl Ahmels, Königl. Regierungsbauführer in Hannover.

A. Einleitung.

Das im Norden Oldenburgs gelegene Jeverland erfreute sich im 16. Jahrhundert der Regierung eines Edelfräuleins, das treu das Erbe seiner Väter als Letzte seines Stammes hütete.

Edo Wiemken der Ältere war einer der Ahnen dieses Geschlechtes der Papinga, der von einem der Küstenstämme — den Rüstringern — aus freien Stücken zum Häuptling erwählt war und sich in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Jever festsetzte. Unter seinen Nachkommen trug besonders Edo Wiemken[1]) der Jüngere (1468—1511) dazu bei, den Herrschersitz seines Hauses in Jever zu festigen. Durch Schicksalsfügung kam von seinen Kindern allmählich Maria, bekannt als „Fräulein Maria" (1511—75), zur Alleinherrschaft, jene „clara dominans", deren heute der Jeveraner mit demselben Stolz gedenkt, wie etwa ein großes Volk seines glorreichsten Herrschers.

Kann sich nun der frühere Jeversche Kleinstaat seiner althergebrachten Sonderstellung rühmen, so mag es diesem Vorzug entsprechen, daß das Ländchen auch in kunstgeschichtlicher Beziehung während der Mitte des 16. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat.

Unter der Regierung Fräulein Marias nämlich entstanden bedeutende Renaissance-Kunstdenkmäler der Plastik, deren Beschreibung und Untersuchung auf ihre Entstehung hin unsere Aufgabe sei.

Unter dem gewählten Titel wollen wir eine bestimmte, in sich geschlossene Gruppe verstehen:

a) die Skulpturen an dem Chorportal der Stadtkirche und an dem Portal der früheren Rentei,
b) die aus Eichenholz geschnitzte Decke im Audienzsaal des Schlosses und
c) das Edo Wiemken-Grabmal.

Für die Abfassung dieser Arbeit nun sind zwei Gesichtspunkte bestimmend gewesen. Manche Umstände haben dazu beigetragen, daß die Jeverschen Kunstdenkmäler eine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung bisher nicht gefunden haben, die weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit den Werken hätte vermitteln

[1]) Sprachlich beglaubigt ist zuerst „Wimeco". (Ostfr. U.B. II, n. 1689).

Landesbibliothek Oldenburg

können. Dieser von manchen Kunstfreunden empfundene Mangel erheischt zunächst eine in sich abgeschlossene Darstellung der Werke. In erhöhtem Maße nun wird unser Interesse dadurch gefesselt, daß die Frage nach der Entstehungszeit und dem Meister eine anerkannte Lösung bisher nicht gefunden hat. Nach den letzten archivalischen und historischen Ergebnissen scheint mir nunmehr die Möglichkeit vorzuliegen, dieser Frage ihren Abschluß zu geben.

Äußere Umstände gebieten es freilich, dieses an sich umfangreiche Thema in bescheidenem Rahmen zu halten, obwohl es bei seinen unverkennbaren Schwierigkeiten einen geborenen Jeveraner zu einer Veröffentlichung nach großem Plane reizen müßte.

B. Die Beschreibung der Kunstdenkmäler.

1. Die Portale des Chors der Stadtkirche und der früheren Rentei.

Der äußere Aufbau der beiden Portale hat in ästhetischer Hinsicht keinen Wert. Nach dieser Richtung kommen nur die Skulpturen in Frage. Wir müssen sie jedoch einer genaueren Betrachtung unterziehen, da sie bei der Frage nach der Entstehung der Jeverschen Kunstwerke eine Rolle spielen.

Das Chorportal bildet den seitlichen Eingang zum Chor der Kirche. Stark verwittert, hat es zu beiden Seiten auf ornamentierten Sockeln reich verzierte Säulen, die in ihrer Gliederung Anklänge an die Kalksteinsäulen des Edo Wiemken-Grabmals zeigen. Über dem stark gekröpften Gebälk erhebt sich ein attikaartiger Aufbau, von freistehenden Hermen flankiert, die das analog wie unten gekröpfte Gebälk aufnehmen. Die Füllung der Attika besteht aus härterem Sandstein und ist aus mehreren Stücken zusammengesetzt, und zwar stehen die Teile, Wappenstücke und eine Pilasterfüllung, in keinem ursächlichen Zusammenhang zum Portal. Das Wappen links ist das Anhaltische, die vier Wappen rechts viermal das Jeversche. Das Mittelstück, das unser besonderes Interesse erweckt, ist durch Abschlagen des oberen Teiles der Attika eingepaßt. Die Skulpturen stellen zwischen Bretterwerk Figuren dar; auf einer Kartusche ist die Zahl 1556 ausgemeißelt[2]).

Das Renteiportal ist jetzt in der westlichen Gartenmauer der 1902 neu erbauten Hofapotheke eingelassen, während es früher den südlichen Eingang zur Hofapotheke im alten Renteigebäude gebildet hat. Es besteht aus je zwei etwas gegeneinander versetzten Pfeilern, hat einen geraden Türsturz und ein glatt durchgehendes Gebälk, auf dessen Fries der Hexameter steht: „Haec domus exstrukta

[2]) Rechts neben dem Portal sitzt schon in der Mauer der Kirche ein alter Grabstein aus dem Jahre 1582 und darunter eine Grabplatte von Remmer von Seedick. Diese Werke fallen nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbi.d. 2.

Das Chorportal an der Stadtkirche.

Photogr. Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)



Abbild. 3.

Das ehemalige Renteiportal.

Neuere Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

est clara dominante Maria". Das Portal krönt das von aufgerichteten Löwen gehaltene Jeversche Wappen.

Die Skulpturen der Pilasterfüllungen, durch den Zahn der Zeit, durch häufiges Umsetzen und dicke Ölfarbenanstriche hart mitgenommen, lassen jetzt kaum noch die genaueren Formen erkennen. Als Motive dienen dem Meister Masken, Hermen und Vollfiguren, in Bretterwerk zwischen Blättern und Blüten, Fruchtgehängen und Fruchtkörben verschränkt. Die Stilistik ist der des Datumsteins im Chorportal völlig gleich. Die Formen sind dem Material angepaßt, zeigen jedoch nicht jene Beherrschung des Stils, wie wir sie bei den folgenden Werken finden werden. Der Meister hat bei richtigem Verständnis der Grundidee und bei erstaunlicher Technik kein volles Formenverständnis besessen. Ein hoher Kunstwert dieser Skulpturen läßt sich nicht leugnen, wird jedoch durch den strahlenden Glanz der beiden großen Werke stark in den Schatten gestellt.

2. Die geschnitzte Decke im Schlosse.

Im ersten Obergeschoß des Schlosses[3]) befindet sich der jetzige Audienzsaal, der einen köstlichen Schatz deutscher Renaissancekunst birgt, eine aus Eichenholz geschnitzte Decke.

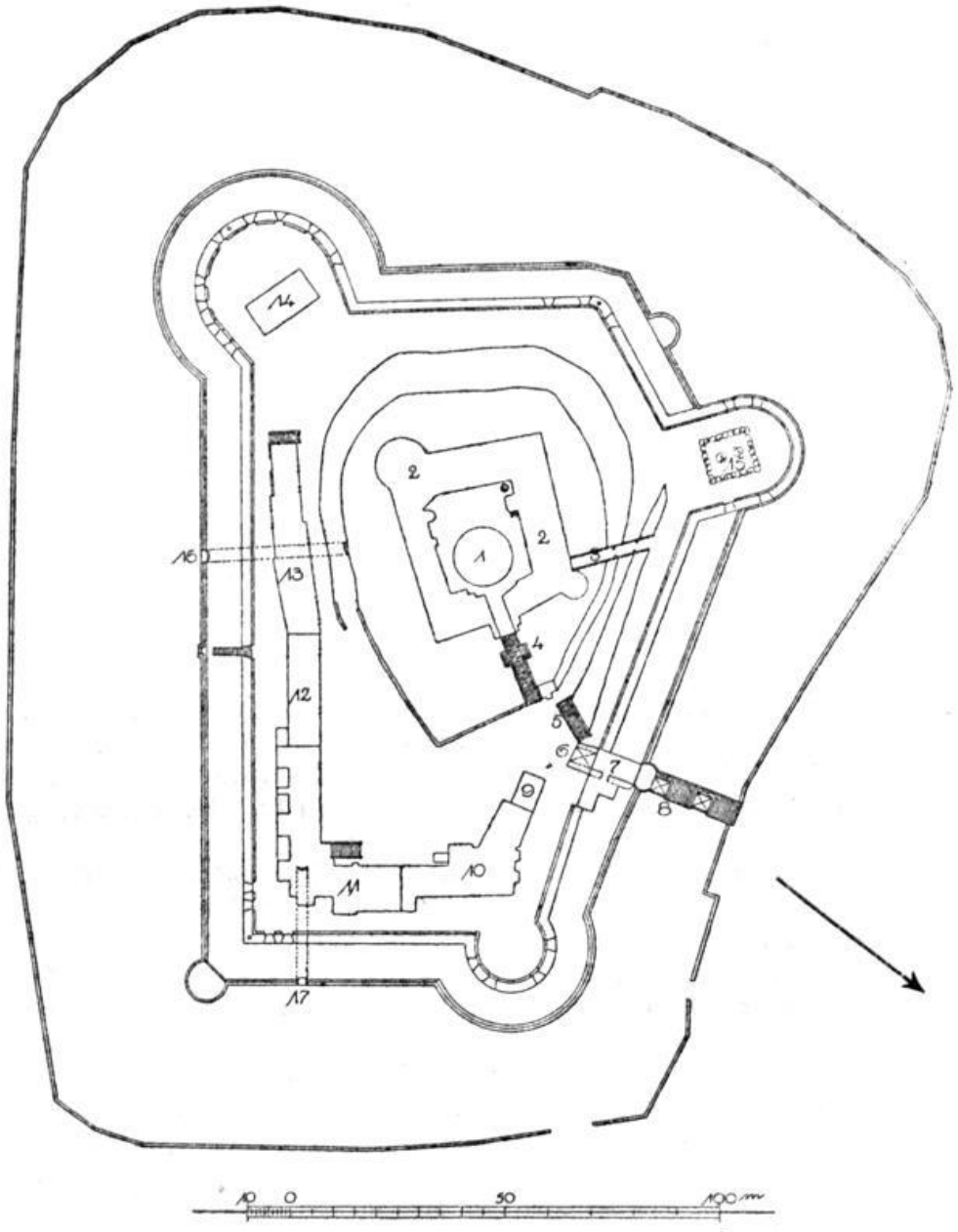
---

[3]) Das Schloß zu Jever. Kurzer Abriß mit Abbildungen 4—6. Zu Abb. 4: 1. Bergfried. 2. Die Oberburg. 3. Brücke nach dem Wall („Wanderung"). 4. Die blaue Brücke. 5. Steintreppe zum Wall. 6. Das Tor. 7. Kapitäns-Wohnung. 8. Die Zugbrücke vom Schloß. 9. Das Spritzenhaus. 10. Das „Comendanten"haus. 11. Des Drosten Wohnung. 12. Der Stall. 13. Requisitenhaus. 14. Das Blockhaus. 15. Die Lindenlaube. 16. Verbindungskanal der Gräben. 17. Gemauerter Gang.

Edo Wiemken d. Ä. errichtete 1383 auf dem im 12. Jahrhundert zum Kloster Rastede gehörigen, dann in den Besitz der Bremer Erzbischöfe gelangten Hof eine Burg, die den Grundstein zu dem heutigen Schlosse bilden sollte. Die tom Broks setzten sich vorübergehend in ihren Besitz, 1420 hatte sie jedoch Edo Wiemkens Enkel Sibet inne, der sie in diesem Jahre an Ocko Kemsna verlor. Nach Schleifung der Burg infolge der Schlacht bei Detern (1426) und der Unterwerfung der Ockoschen Partei (1427) kam Jever wieder in Sibets Besitz, wo 1428 Hajo Harles den Umbau der Burg begann. Dieser verlegte den Schwerpunkt seiner Macht ganz nach Jever, nachdem 1435 der damalige Häuptlingssitz, die Sibetsburg, geschleift war. Edo Wiemken d. J. erweiterte diesen Stützpunkt einer einfachen Burg durch Umbau zum Schlosse: unter dem damaligen Zinnenkranz sehen wir noch jetzt am Turm sein Wappen mit der Zahl MCCCCCV. Weder aus der baulichen Beschaffenheit noch durch Überlieferung können wir mit Gewißheit feststellen, in welcher Reihenfolge die einzelnen Teile des Schlosses entstanden sind. Die ältesten Teile sind der runde „Berchvrit" und die daneben gelegene „Kemenate". Diese enthielt unten das „alte Herrengemach", darüber lag der „alte Saal" — der jetzige Audienzsaal mit der geschnitzten Decke, — darüber ein ausgebautes Dachgeschoß. Neben der Kemenate lag das Pforthaus, die „blaue Pforte". Dann entstand wohl zunächst als Befestigungsanlage im Süden der „große oder alte Zwinger", Ende des 16. Jahrhunderts zu Wohnzwecken umgebaut. Im Anschluß daran erbaute man wohl nach Nordwesten zu den Palas, der den „neuen Saal" enthielt, nach Nordosten zu mit dem „kleinen Zwinger", 1592 aus-

Landesbibliothek Oldenburg

Der schön geformte Saal hat bei 6,765 m × 11,58 m = 78,34 qm Grundfläche eine Höhe von 5,13 m. Über die Längswände des Raumes sind 8 Balken



Abbild. 4.

Die Burganlage zu Jever zu Marias Zeiten.

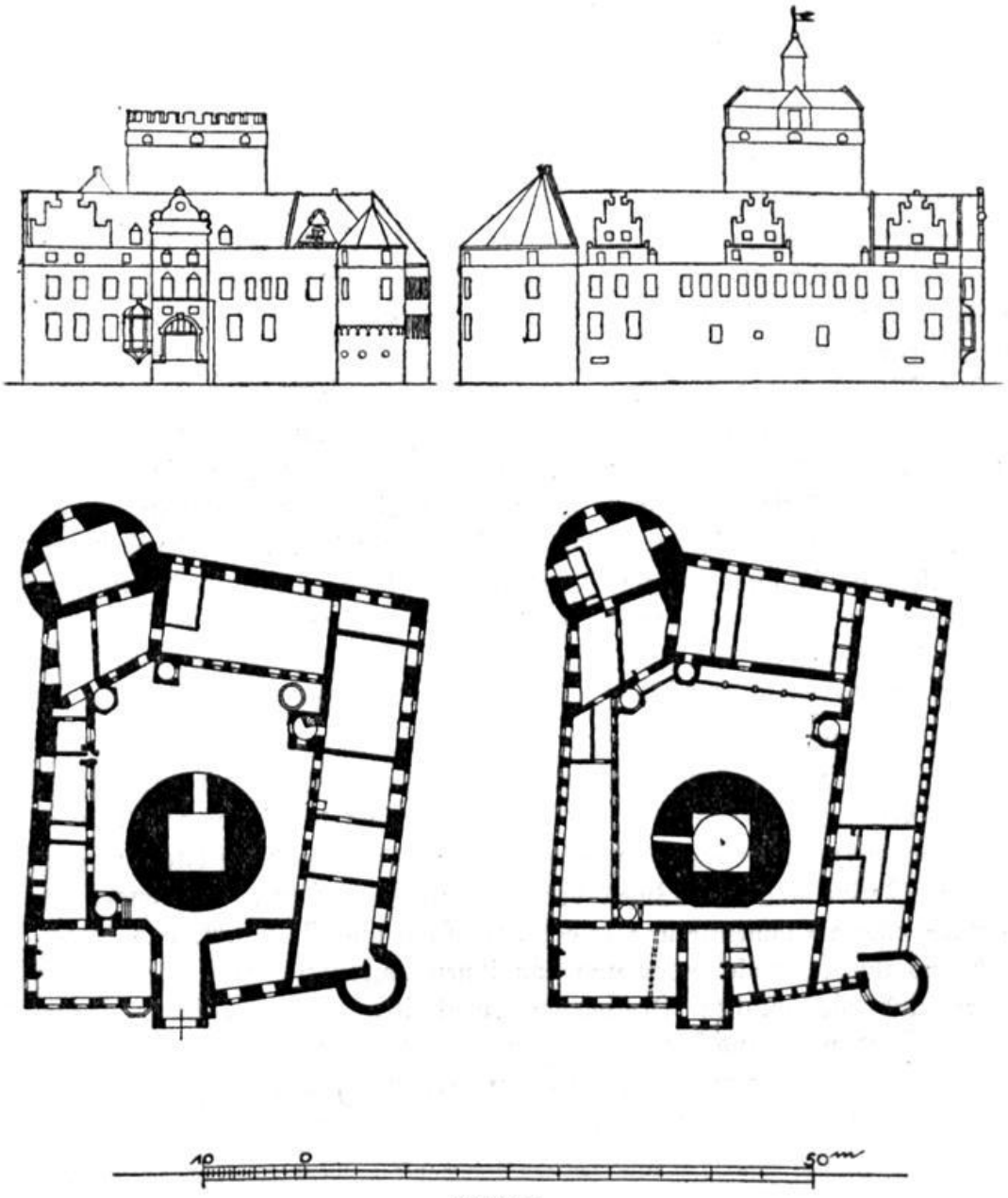
1 : 2000.

(Eigene Rekonstruktion.)

gebaut. Zum Schluß entstand nun der südöstliche Teil, indem die bestehenden Bauteile einfach mit zwei nicht parallel laufenden Mauern verbunden wurden, und damit war der Hof der „Oberburg" geschlossen. Es ist hier nicht der Ort, nähere Gründe unserer Annahme anzuführen.

Landesbibliothek Oldenburg

gespannt, von denen die beiden äußeren hart an den Schmalwänden liegen. In diese Träger sind nach der Längsrichtung des Saales 5 Reihen Wechselbalken,



Abbild. 5.

Das Schloß in Jever zu Marias Zeiten.

Die Frontansicht zeigt den Turm mit Zinnenkranz, die Seitenansicht den späteren Turmaufbau.
1 : 800.
(Eigene Rekonstruktion.)

Auf der „Unterburg" wurde 1546 das „große Rondel" und die Streichwehr erbaut, 1568 das „große steinerne Rondel" (Fräulein Mariens Eiskeller) mit der Burglinde begonnen und 1579 vollendet. Der massige Turm war 1667 noch wehrhaft, mit 6 Doppelhaken armiert, später mit

Landesbibliothek Oldenburg

2 Reihen ebenfalls an den Wänden anliegend, eingelassen, und zwar so, daß den Abmessungen des Saales entsprechend quadratische Felder entstehen. An diesen Tragbalken sind die Schnitzstücke aus Eichenholz angebracht, die den ganzen Deckenraum verkleiden. Trotzdem die Felder 1,605 m von Mitte zu Mitte messen, verengen sich die Felder durch die Profilierung der Balken mittels aufgesetzter Glieder derartig, daß die eigentliche Kassettenplatte nur noch 57 cm im Quadrat groß ist, aus deren Mitte ein kräftiger, kelchartiger Zapfen über die Unterfläche des Balkens hinwegragt. Die Balkenkreuzungen sind mit je einem größeren und vier kleineren rosettenartigen Zapfen in quadratischem Felde geziert, während an den Balkenenden 22 Konsolen angebracht sind. Dieses Schema ist nun gleichsam übergossen mit einer Fülle der verschiedenartigsten Kunstformen, die aus den einzelnen Eichenholzbrettern herausgeschnitzt sind[4]).

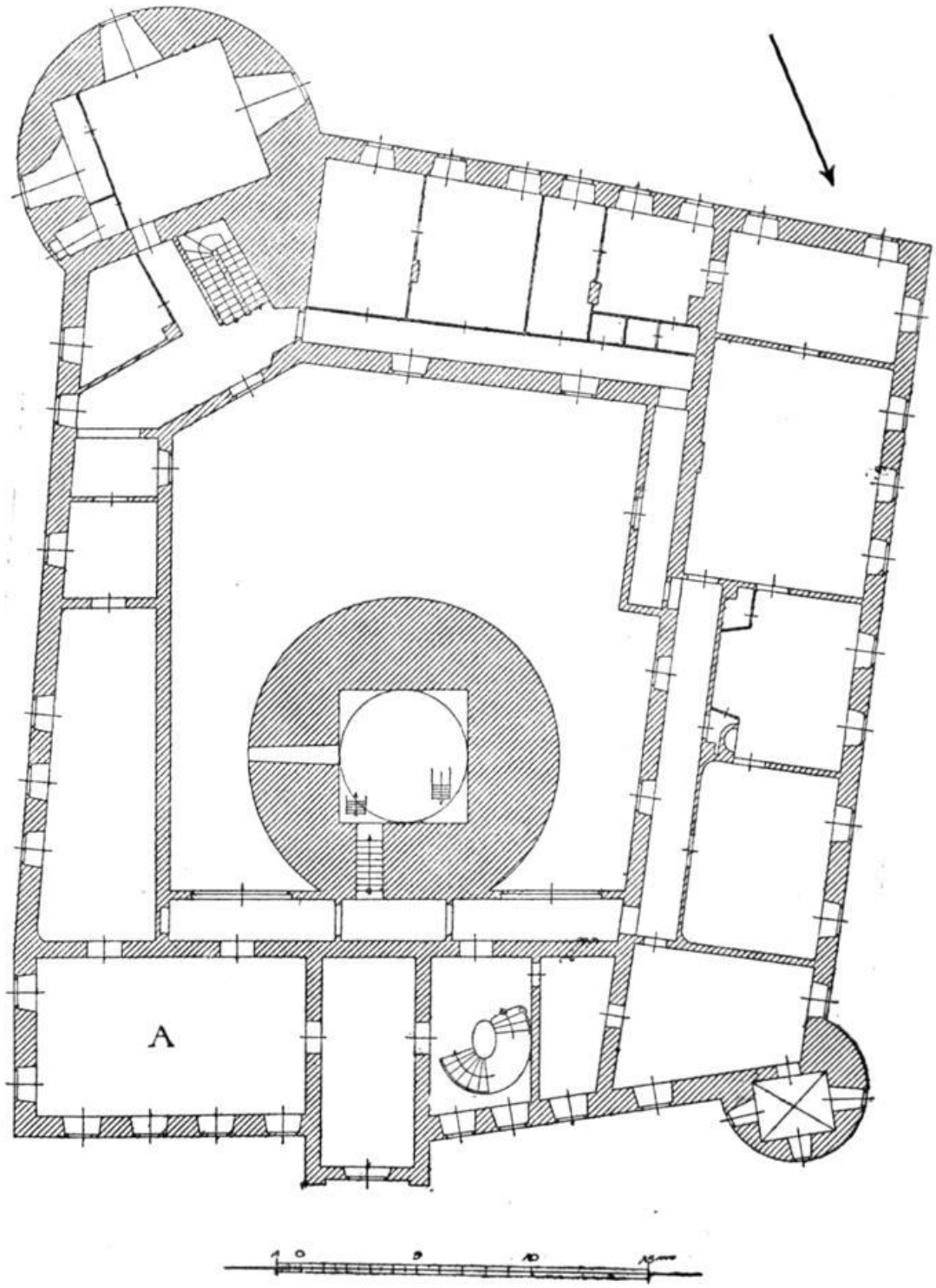
Im Mittelpunkt des Feldes sitzt ein kelchartiger Zapfen, der in Pflanzenformen, besonders in frei behandeltem Akanthus reich ausgebildet ist und sich aus dem ihn umgebenden Flächenornament entwickelt. Durch einen in allen Feldern wiederkehrenden kräftigen jonischen Eierstab sind die Kassettenplatten energisch abgegrenzt. Auf eine horizontale Platte folgen zwei feinere, ebenfalls in allen Feldern gleichmäßig ausgebildete Kymata, das obere jonisch, das untere lesbisch, die den Übergang zur horizontalen Balkenplatte vermitteln. Letztere ist in 3 Längsfelder geteilt, die auch an den Kreuzungen der Balken durchgehen, übereck 5 Quadrate bildend, in deren Mittelpunkten die 5 rosettenartigen Zapfen sitzen. Kein Zapfen gleicht dem andern, jede Fläche, jedes Band, ja selbst die kleinste Leiste, nicht nur in den verschiedenen Feldern, sondern auch innerhalb desselben Feldes ist in der Regel verschieden gestaltet. Alle Teile sind dabei von tadelloser Schärfe in der Modellierung, wodurch ein unendlicher Zauber über die Decke verbreitet wird.

Die Motive sind dem Zweck des Raumes als Bankettsaal angepaßt. Die Grundlage aller Ornamentierung bildet das Roll- und Stabwerk, das jedoch gegen die sich aus ihnen entwickelnden und von ihnen umrahmten stofflichen, pflanzlichen, tierischen und menschlichen Ornamente zurücktritt. In dem immer neue überraschende Wendungen und Verknüpfungen zeigenden Bretterwerk finden wir Fruchtaufsätze, Vasen, Wappen und Jagdmesser, ferner Blatt-, Blumen- und Fruchtgehänge in Verbindung mit Sphinxen, Schlangen und allerlei Getier, ferner

einer Kuppel eingedeckt, die 1730 dem jetzigen Turmaufsatz weichen mußte. 1805 wurde die Hauptfront umgebaut, die hölzerne Galerie der Kemenate 1818 massiv errichtet und endlich der Wall geebnet, nachdem 1822—27 die Gebäude der Unterburg abgebrochen und 1830 das steinerne Rondel abgetragen waren. In den dreißiger Jahren erhielt das Schloß im wesentlichen seine jetzige Gestalt.

[4]) Die beiden Mittelfelder an der Südseite und zehn Konsolen an den Schmalseiten sind im Jahre 1836 gelegentlich einer großen Ausbesserung vom Bildschnitzer Elsner ergänzt worden: eine treffliche Arbeit, die allerdings hinter der feinen Technik der übrigen Felder zurückbleibt.

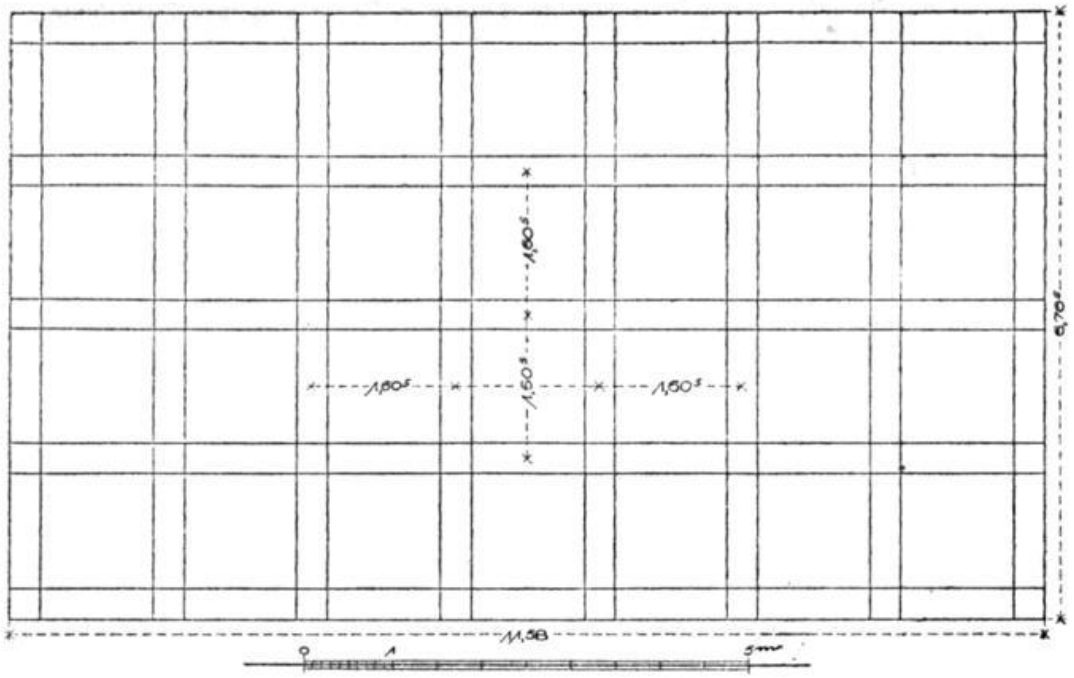
Landesbibliothek Oldenburg

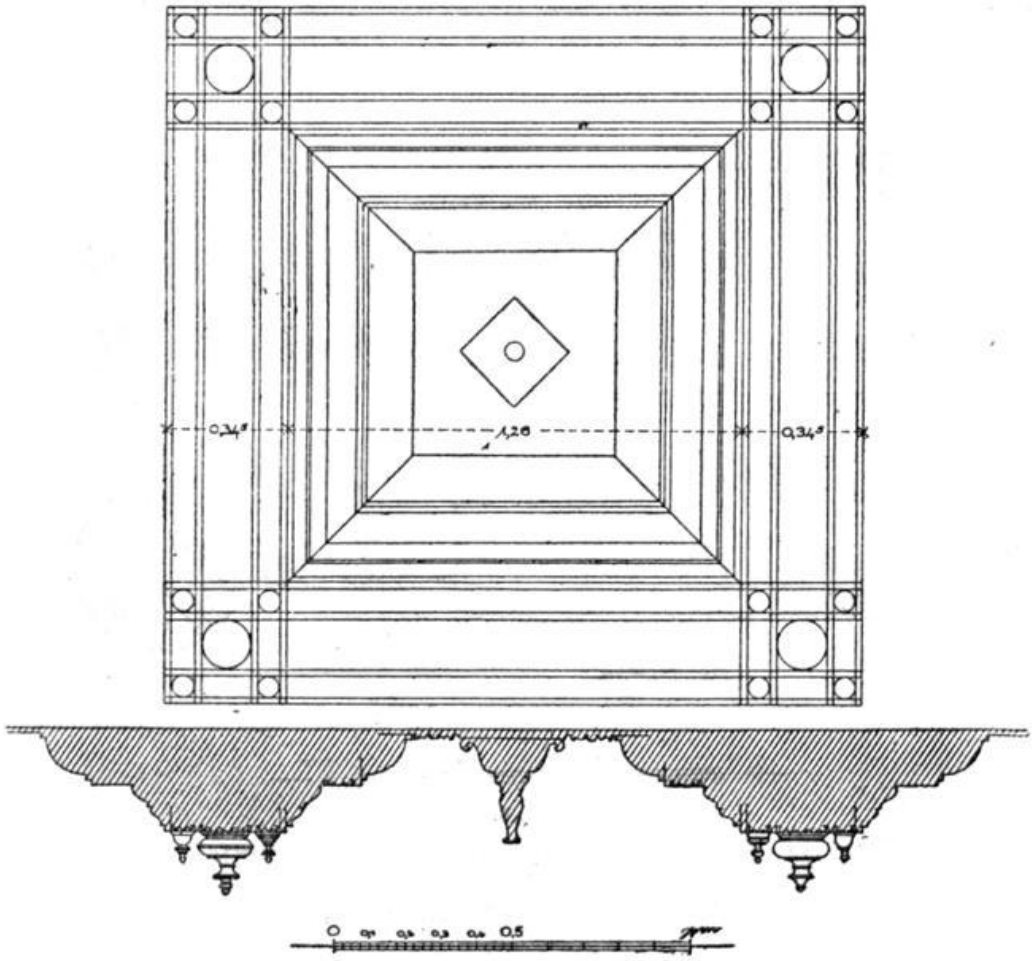


Abbild. 6.

Jetziger Grundriß des II. Geschosses vom Schloß.
1 : 350.
Raum A ist der Bankettsaal.
(Eigene Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

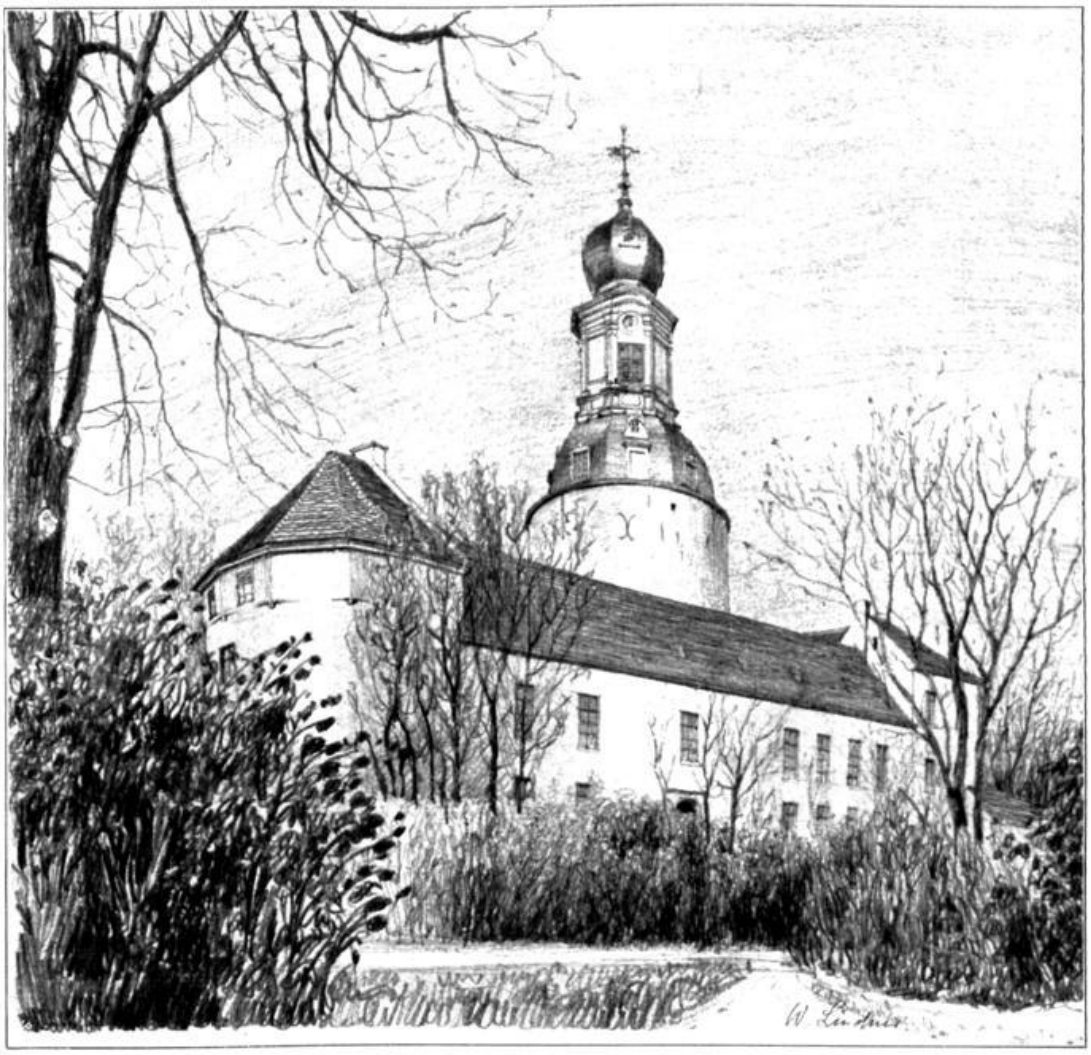




Abbild. 7. **Schema der Decke im Schlosse.** (Eigene Aufnahme.)

Oben: Einteilung 1 : 100. Unten: Eine Kassette mit Schnitt 1 : 25.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 8.

Schloß in Jever. Ansicht von Süden.

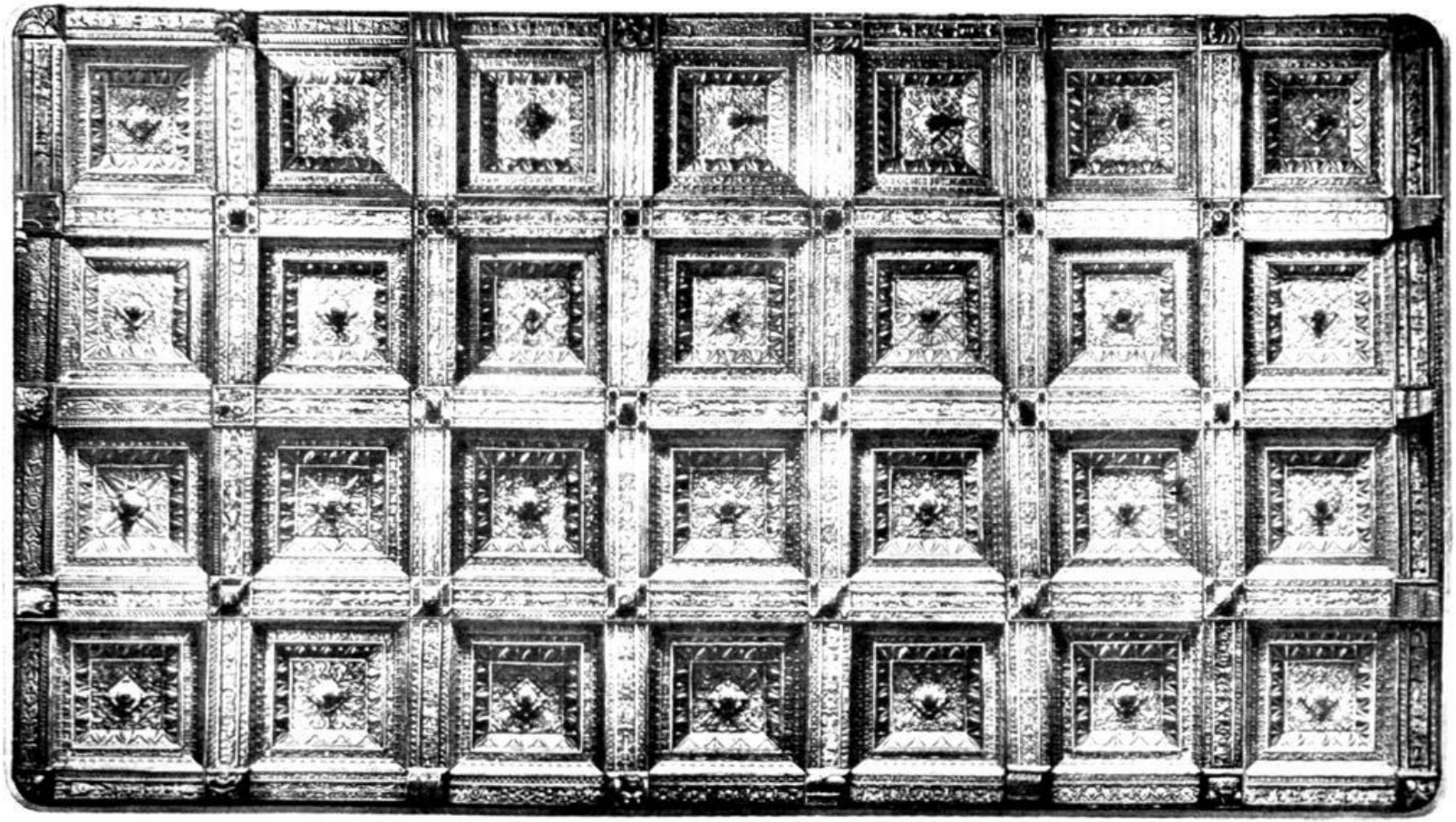
Zeichnung von Regierungsbauführer Lindner.

(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

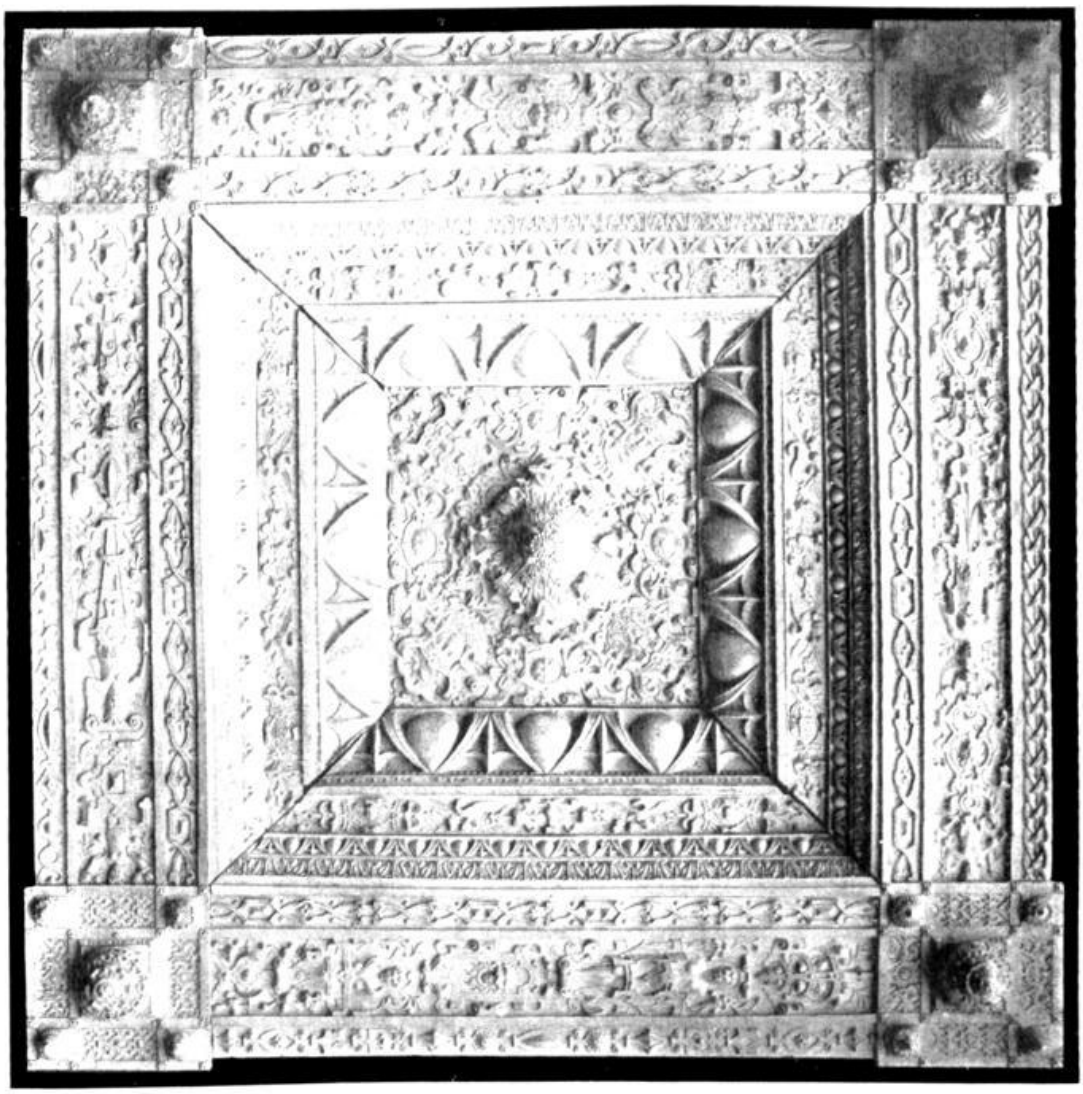


Abbild. 9.

Die Decke im Schlosse.

Nach der Natur photographiert.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg



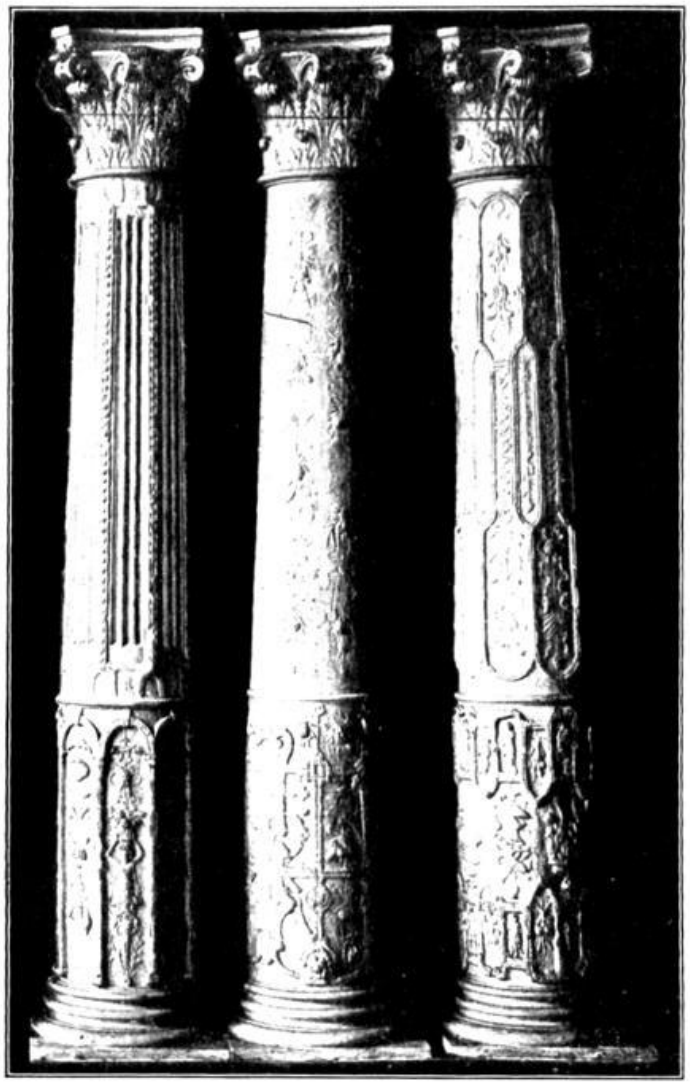
Abbild. 10.

Eine Kassette der Decke.

Photogr. Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 11.

Säulen vom Edo Wiemken-Grabmal.

Photogr. Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)



Abbild 12.

Eine Konsole der Decke.

Photogr. Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg. Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

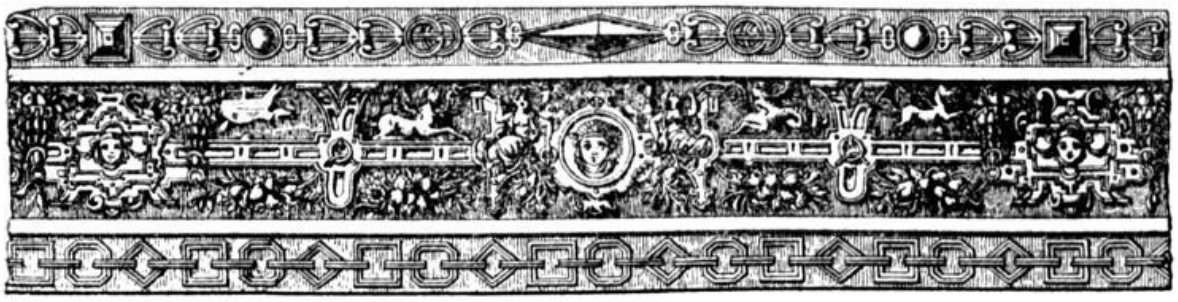
Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 13. **Innenansicht des Saales mit der Decke.**

Photogr. Aufnahme.
(Aus Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg., Heft V.)

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 14.

Ein Fries von der Schloßdecke.

(Aus: Bau- u. Kunstdenkm. Oldbg. V. Heft.)

Masken, Fratzen, Kindergestalten und phantastische Ganz- und Halbfiguren. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir den Darstellungen mystische oder allegorische Ideen zu Grunde legen, ja, ein Fries wendet sich sogar der erzählenden Fabel zu. In dem mittleren Medaillon des Frieses sehen wir einen mit einer Binde umwundenen weiblichen Kopf. Zu beiden Seiten sitzen, sich an Ringen haltende Frauenfiguren, mit den Sinnbildern des aufsteigenden Adlers und der Pandorabüchse: laut blasen sie in die Tuba. Ihnen zugewandt aber sind Sphinxe, von denen aus weit ausgreifend der Pegasus über die Erdkugel fliegt, die Gedanken der Weisheit und Klugheit in alle Welt tragend[5]). Einige Friese sind so einladend, aus manchen Füllungen lächelt uns so viel heitere Anmut aus den sich leicht umgaukelnden Knabenfiguren entgegen, daß es eine wahre Lust ist, dem sprudelnden Gedankenreichtum des Künstlers zu folgen. Alle Darstellungen, besonders die menschlichen, sind kühn entworfen, vom derb naturalistischen Typus bis zur verwegensten Phantasie gesteigert. Hunderte verschiedener fortlaufender Bänder zeugen von dem unendlichen Ideenreichtum des Künstlers: es ist kein Anfang und kein Ende zu finden.

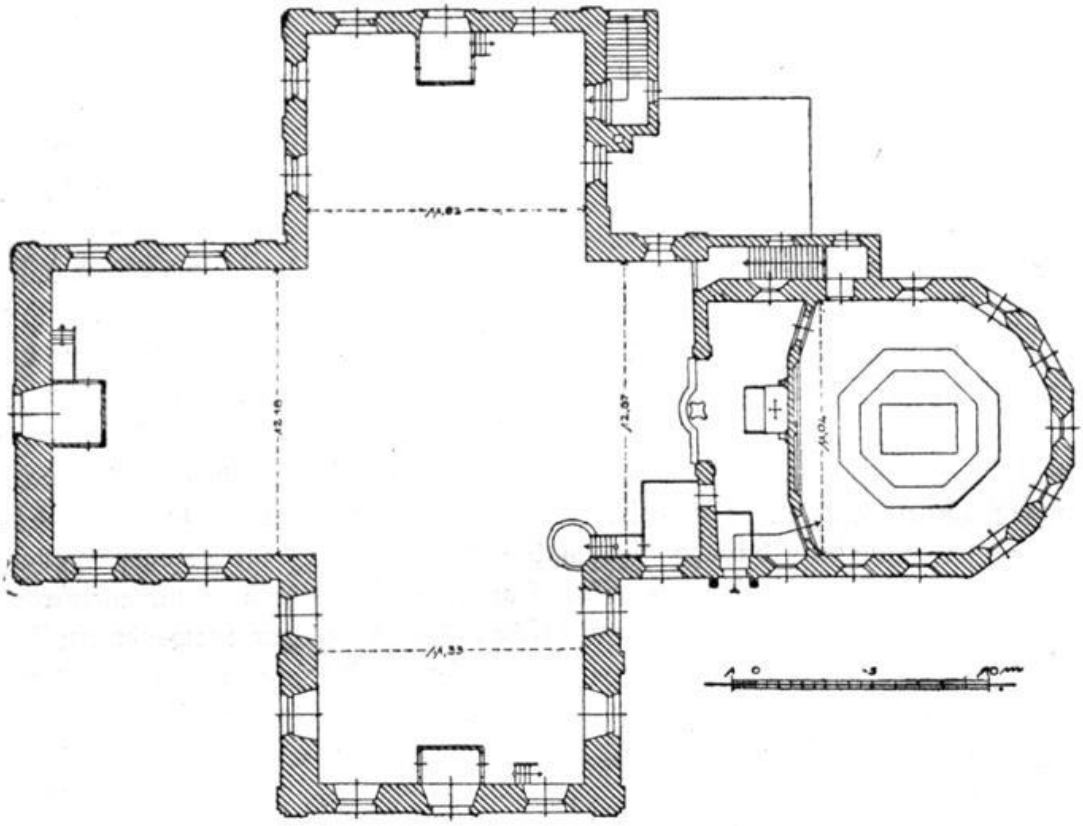
Die wahrhaft künstlerische Stilgestaltung der Motive nun macht die Decke zu einem Kunstwerk von unvergänglichem Wert. Gar gewaltig herrscht das Malerische in der Decke vor: manches scheint nur hingehaucht, alles in ewigem Wechsel kunstvoll gruppiert: ein typisches Geistesprodukt deutscher Hochrenaissance. Bei der echt deutschen Grundidee des Ganzen macht sich in manchen Motiven, z. B. in südländischen Früchten und in der oft überraschend feinen Linienführung, die unwillkürlich an italienische Meisterwerke erinnert, deutlich italienischer Einfluß bemerkbar. Auch verleugnet die Stilgestaltung nicht ihren heimatlichen Ursprung: die Neigung zur derben Naturalistik und das Streben nach ewigem Wechsel verrät niederländischen Einfluß. Wunderbar hat der Meister seine vorgefaßte Idee stets durchgeführt. Alles tritt in Beziehung zu einander, alles hat je nach

[5]) Vgl. „Die Renaissance-Decke im Schloß zu Jever". Von Boschen und von Alten. Leipzig 1883. Blatt 18. Siehe oben Abbild. 13.

Landesbibliothek Oldenburg

Bestimmung seinen festen Halt, bei dem stetigen Formenwechsel bleibt doch der Charakter der Einheit und Ruhe durch die fein abgewogene Einschaltung der Kymata vorherrschend. Genial ist die kühne Einschaltung des großen Kymations: im einzelnen Felde zu groß, gibt sie in der Gesamtwirkung der Decke eine vornehme Ruhe.

Bei dieser feinsinnigen Anwendung der Kunstmittel und bei dem gewaltigen Formenschatz verdient die Decke ein eifriges Studium und einen gebührenden Platz unter den Denkmälern deutscher Renaissancekunst.



Abbild. 15.

Grundriß der Stadtkirche in Jever.

1 : 350.

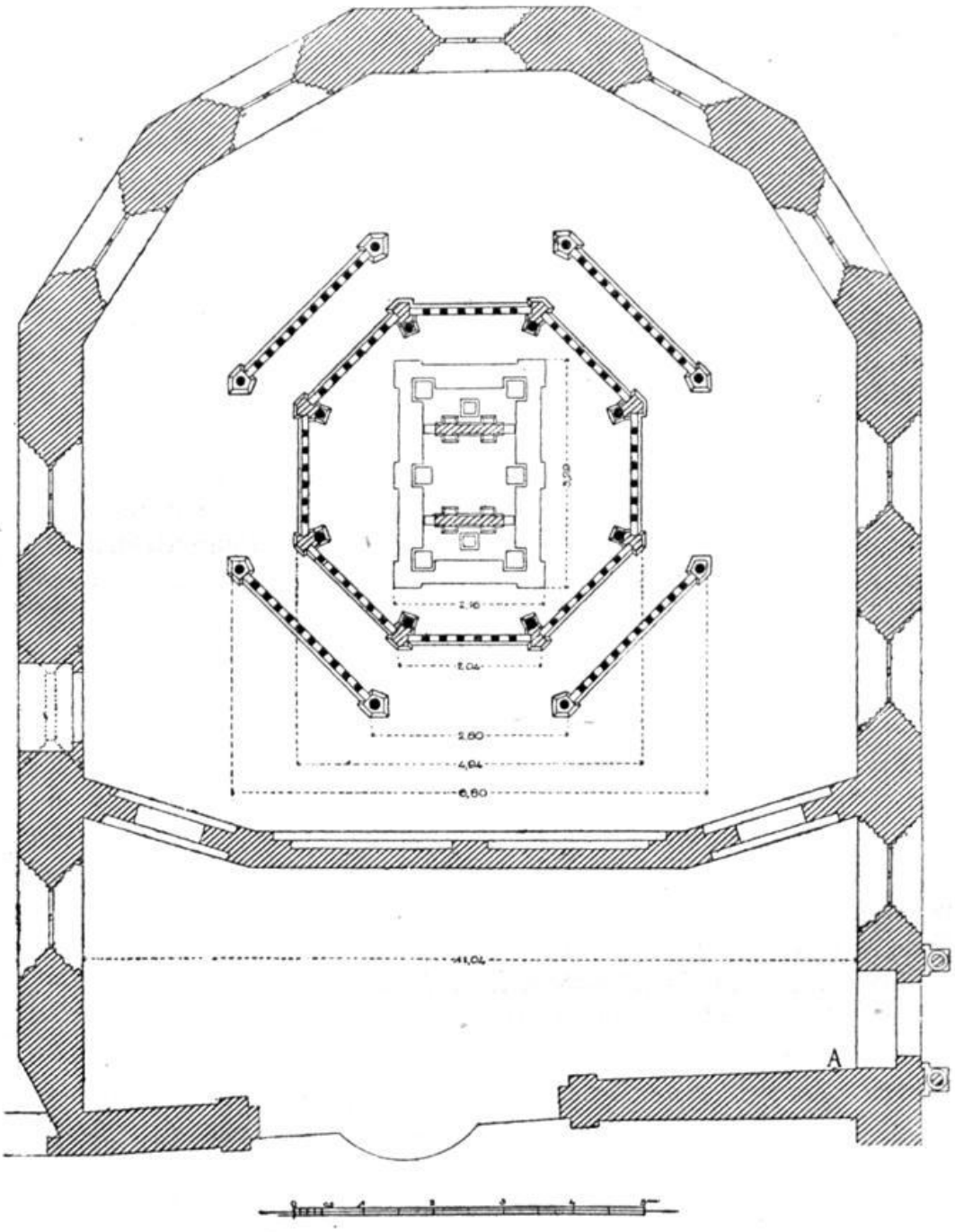
(Eigene Aufnahme.)

3. Das Edo Wiemken-Grabmal.

In der Stadtkirche steht im Mittelpunkte des chorartigen Anbaus das Edo Wiemken Grabmal, welches früher für die Kirchenbesucher sichtbar, jetzt durch eine massive Schutzwand von dem Kirchenraum getrennt ist.

Die Abmessungen der Anlage sind folgende: Der kapellenartige Raum hat bei einer Breite von 11,04 m eine Scheitelhöhe des Gewölbes von 9,12 m. Die größte Ausdehnung des Grabmals in der Breite, d. i. der Durchmesser des dem

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 16.

Grundriß des Edo Wiemken-Denkmals mit Chor.

1 : 120.

(Eigene Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Achteck umschriebenen Kreises (mit Gesimsen) beträgt 7,52 m, so daß eine größte Frontbreite von 6,94 m entsteht bei einer größten Höhe der Front von 7,66 m. Der Sarkophag-Aufbau hat bei 2,16 m : 3,19 m Grundfläche eine größte Höhe von 2,98 m[6]).

Das Material ist sehr mannigfaltig. Kalkstein in weißer und gelblicher Färbung; weißer, schwarzer und rotbunter mit starken gelblich-weißen Einschüssen versehener Marmor; verschiedenartiger Sandstein und schließlich Eichenholz, in künstlerischer Absicht miteinander verbunden.

Das Innere des Chors ist mit einem kastenartig weit ausladenden Gesims aus Eichenholz umzogen, welches an der Unterfläche reich gezierte Täfelungen in Eichenholz zeigt, darunter zwei mit dem Jeverschen und dem Oldenburger Wappen. Über diesem Gesims erhebt sich ein aus Holz konstruiertes Gewölbe, das mit eigenartigem Netzwerk besetzt ist.

Das Grabmal selbst besteht aus zwei deutlich getrennten Teilen: aus dem eigentlichen Sarkophag und aus dem diesen Kern ganz umgebenden luftigen Kuppelbau.

Zentral unter der Anlage befindet sich eine kleine tonnengewölbte Gruft von 2,32 m Länge, 1,30 m Breite und 1,65 m Höhe, durch einen nach außen sich erweiternden Eingang vor der Front durch Treppenstufen erreichbar, dessen Zugang jedoch vermauert ist.

a) Der Sarkophagaufbau.

Auf einem zweistufigen Unterbau sind an den beiden Schmalseiten Sandsteinplatten aufgestellt, auf denen sich ein sargartiges Gebilde erhebt, das von Figuren gestützt und von einer weit auskragenden Platte überdeckt ist. Lose auf dieser Platte nun steht ein zweiter Sarg, auf dem die Gestalt Edo Wiemkens in mehr als Lebensgröße ruht, und zu dessen Kopf- und Fußende eine weibliche Figur steht. Dieser Aufbau ist in der sinnigsten Weise geschmückt.

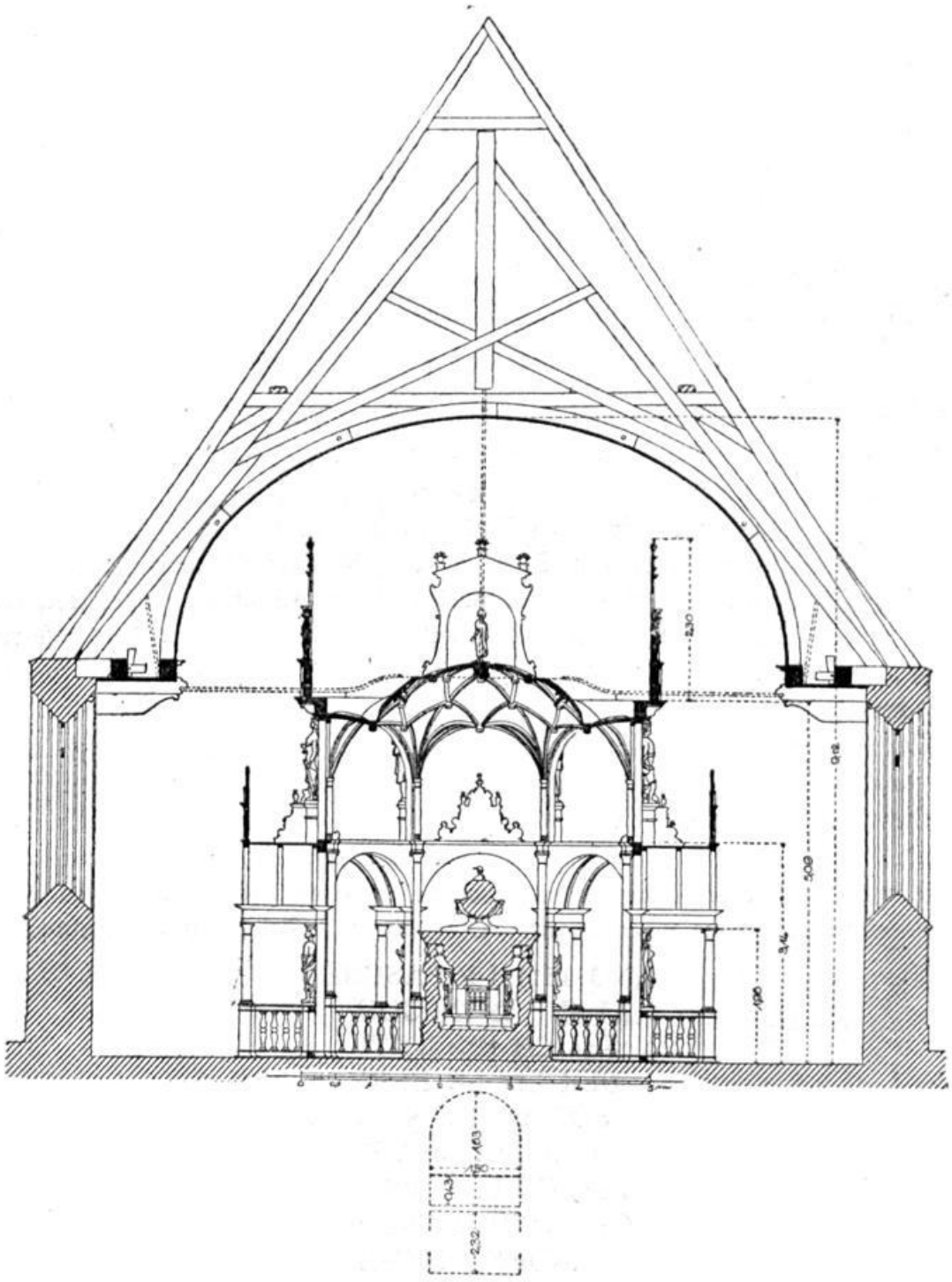
Auf der unteren, in schwarzem Marmor ausgeführten Grundplatte ruhen auf 6 in grünlichem Sandstein eingesetzten Risaliten 6 kleine Löwen aus rötlichem Sandstein in verschiedenen Stellungen. Dementsprechend erheben sich auf der zweiten, in buntem Marmor ausgeführten Grundplatte 6 freistehende Karyatiden. Diese sind mit reichlichen Attributen versehen und verkörpern Gerechtigkeit und Weisheit, Hoffnung und Liebe, Frieden und Krieg[7]). Die stützenden Platten sind innen mit

---

[6]) Da sich der Fußboden auf der rechten Seite um 10 cm gesenkt hat, komplizierte dieser Umstand die Messungen. Neben anderen Ursachen mag dies ein Grund sein, daß die Holzkonstruktionen am Denkmal oft starke Risse zeigen. Auch mögen die beiden Streckbalken, die unmittelbar auf dem Gesims des Kuppelbaues gelegen haben und jetzt durch eiserne Zuganker ersetzt sind, das Grabmal stark gedrückt haben.

[7]) Neben anderen kleineren Ergänzungen fällt besonders die Erneuerung dieser 4 Eckfiguren durch moderne, der Stilistik des Grabmals nicht entsprechende Statuen auf.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 17.

Querschnitt des Edo Wiemken-Denkmals mit Chor.
1 : 120
(Eigene Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Reliefbildern von Tempelbauten in Umrahmungen von Kartuschen und Blumenleisten, außen mit dem Jeverschen und Oldenburger Wappen geschmückt. In der Längsachse dieser Platten stehen 4 trauernde Knaben mit umgekehrter Fackel als Sinnbild des Todes, während vor der Breitseite 2 kleinere Knaben stützend stehen. Die 4 konsolartigen Auskragungen des sargartigen Gebildes über den 4 größeren Knaben tragen 4 Löwenköpfe, die sich in ähnlicher Form an dem oberen Sarg wiederholen. Der sargartige Teil, dessen Kern aus buntem Marmor und dessen Platte aus schwarzem Marmor besteht, nimmt durch die beiden umlaufenden Friese unser besonderes Interesse in Anspruch. Der obere Fries zeigt Szenen aus dem neuen Testamente, besonders aus dem Leben Christi: ein Ährenfeld mit Schnittern, die Verkündigung und Anbetung der Hirten, Jesus im Tempel predigend, ferner die Taufe Christi und Jesus am See Genezareth. Diese Reliefs, die teilweise noch die feine Arbeit erkennen lassen, sind stark verwittert und verstümmelt. Der untere Fries zeigt Szenen aus dem alten Testamente, ist jedoch zerstört, so daß wir uns kein Bild mehr von der früheren Schönheit machen können. Wiederholt sind Lücken mit Darstellungen derselben Szene in Abgüssen gefüllt worden, zur Hälfte besteht der Fries jetzt nur noch aus arabeskenartigen Füllungen. Die weit auskragende Platte, die außen auf den 6 freistehenden Karyatiden aufliegt, ist reich gegliedert: besonders reizvoll wirken die zwischen Konsolen eingesetzten Reliefplatten aus weißem Marmor.

Der lose auf der schwarzen Platte aufstehende Sarg ruht auf Löwentatzen auf zierlichem Unterbau und trägt bei reicher Ornamentierung die überlebensgroße Gestalt Edo Wiemkens, der in voller Rüstung daliegt, die Hände zum Gebet erhoben. Dem Kopfende des Sarges ist lose vorgesetzt eine Frauenfigur, welche die eine Hand erhoben hat und mit der anderen das Jeversche Wappen hält. Am Fußende steht lose eine andere unschöne Frauenfigur. Sie hält eine Tafel mit der Inschrift:

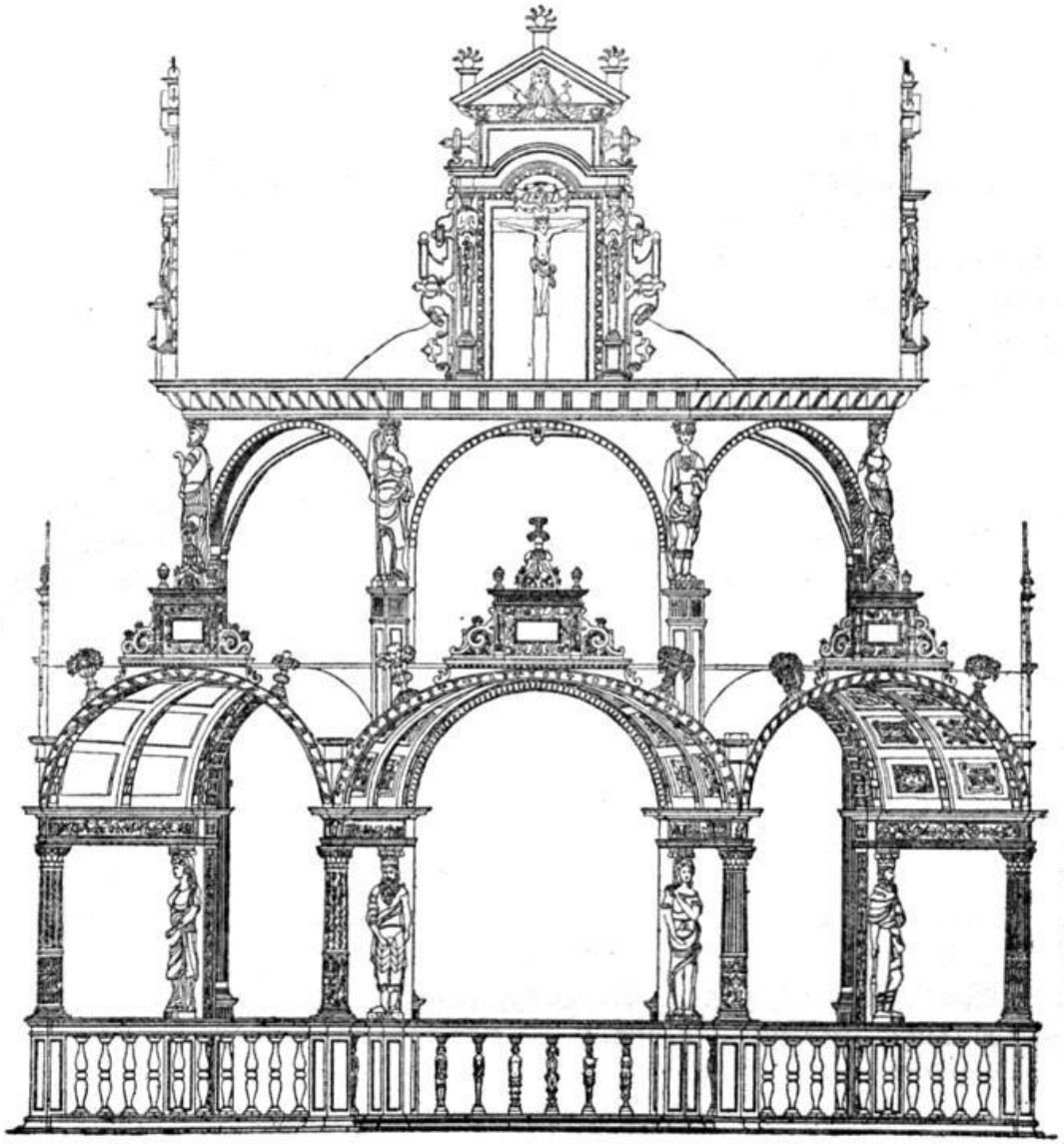
ANO 1511 UP PASCHE
AVENT IS IN GODT
SELICH ENTSLAPE
DER EDLER HERR
EDE WIMKEN ⸗
HERR THO JEVER
RVSTRINGEN OESTRIN
GEN UND WANGER
LANDEN. DEME
GODT GNADE.

b) Der Kuppelbau.

In hohem Maße nun fesselt der Kuppelbau unser Interesse. Dieser läßt deutlich eine Gliederung in zwei Etagen erkennen: unten ein kuppelartig gedeckter

Landesbibliothek Oldenburg

Umgang, oben ein Baldachin, auf dessen kräftigem Gesims vier tabernakelartige Bekrönungen den Abschluß bilden. Die stützenden Teile erheben sich aus den Ecken



Abbild. 18.

Vorderansicht des Kuppelbaus.

1 : 60.

(Eigene Aufnahme.)

von zwei konzentrischen Achtecken: die inneren sind durch eine Balustrade miteinander verbunden und sperren so den Zugang zum Sarkophag, während die äußeren Pfosten abwechselnd durch Balustraden verbunden und geöffnet sind, um Zugang zum Um-

Landesbibliothek Oldenburg

gang zu gewähren. Die äußeren Baluſtraden ſind mit 4×10 zierlichen Docken beſetzt, während die inneren mit 8×6 grotesken Hermen geſchmückt ſind. Dieſe Hermen ſind zum Teil erneuert, einige in Gips nachgefügt.

In den Ecken des inneren Achtecks ſtehen ſtarke Pfeiler und Säulen, die zugleich den Baldachin tragen. Nach außen ſind vor dieſe Pfeiler auf den Pfoſten der inneren Baluſtrade Figuren aufgeſtellt, welche gleichzeitig mit den auf den Pfoſten der äußeren Baluſtrade ſtehenden Säulen zentral gerichtete Architrave ſtützen. Dieſe nehmen Tonnengewölbe auf, derartig konſtruiert, daß die beiden Gurtbögen, die innen von Pfeiler zu Pfeiler, außen von Säule zu Säule geſpannt ſind, miteinander verbunden ſind. Da nun die äußeren Gurtbögen eine größere Spannweite beſitzen, haben ſie zur Ausgleichung des durch die innere Halbkreisform bedingten Höhenunterſchiedes die gedrückte Form eines Korbbogens erhalten. Die ſich in dieſer Weiſe nach außen öffnenden Tonnengewölbe geben den Blick auf das Innere der Anlage nach allen Seiten frei.

Die Säulen mit korinthiſchem Kapitäl ſind gegürtet und zeigen im unteren Teil zierliches Stabwerk mit Ranken, Blumen, Früchten, Waffen, Muſikinſtrumenten, Menſchen- und Tiergeſtalten, in dem oberen Teil teils Cannelierungen, teils fächerartige Einteilungen mit ähnlichem Schmuck wie unten. Die abwechſelnd weiblichen und männlichen Figuren tragen folgende Bezeichnungen: 1. Rhetorica. 2. K. David. 3. Dialectica (Engelskopf auf der Bruſt). 4. Salomoen (aufgeſchlagenes Buch in der Hand). 5. Muſica (Guitarre tragend). 6. Sias (Szepter tragend). 7. Moria. 8. Saul. Dieſe Figuren und Säulen ſind aus Kalkſtein, ebenſo die Frieſe, die in den Architrav eingeſetzt ſind. Dieſe 16 Frieſe laden gleichſam zum Beſchauen ein. Sie zeigen zum Teil ganze Szenen: Kämpfe griechiſcher und römiſcher Krieger, phantaſtiſche Aufzüge, mit Flügelroſſen und Elephanten beſpannte Prunkwagen, zwei Frieſe, dem Eingang zur Gruft zugekehrt, tragen ein in erzählender Weiſe dargeſtelltes Leichenbegängnis, ſichtlich die Beſtattung Edo Wiemkens, worauf die Wappen am Sarg und der unter dem Sarg hergehende Hund hindeuten. Andere Frieſe ſind mit Waffenſtücken, Kanonen, Muſikinſtrumenten und arabeskenartiger Ornamentik geſchmückt. Die Tonnengewölbe ſind in je 16 Kaſſetten eingeteilt, zwei Gewölbe ſind mit reichem kartuſchenähnlichen Schnitzwerk geziert, während die übrigen ſechs nur die konſtruktive Kaſſettierung zeigen. Die äußeren Gurtbögen ſind durch verſchieden ornamentierte Aufſätze in der Mitte und ſeitlich angebrachte Frucht- und Blumenkörbe beſonders betont, während in den Ecken über den Säulen Pfoſten ſitzen, auf denen früher Figuren aus Kalkſtein geſtanden haben. Die Gurtbögen ſind mit ſtets wechſelnden geometriſchen Ornamenten beſetzt, während die Pilaſterfüllungen in überſchwenglicher Mannigfaltigkeit reiche ſtoffliche, pflanzliche und menſchliche Motive zeigen.

Aus den Ecken des inneren Achtecks wachſen die Pfeiler hervor, die das ganze Obergeſchoß tragen. Außen vor den Pfeilern ſtehen analog wie unten

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 19.

Vorderansicht des Sarkophags.

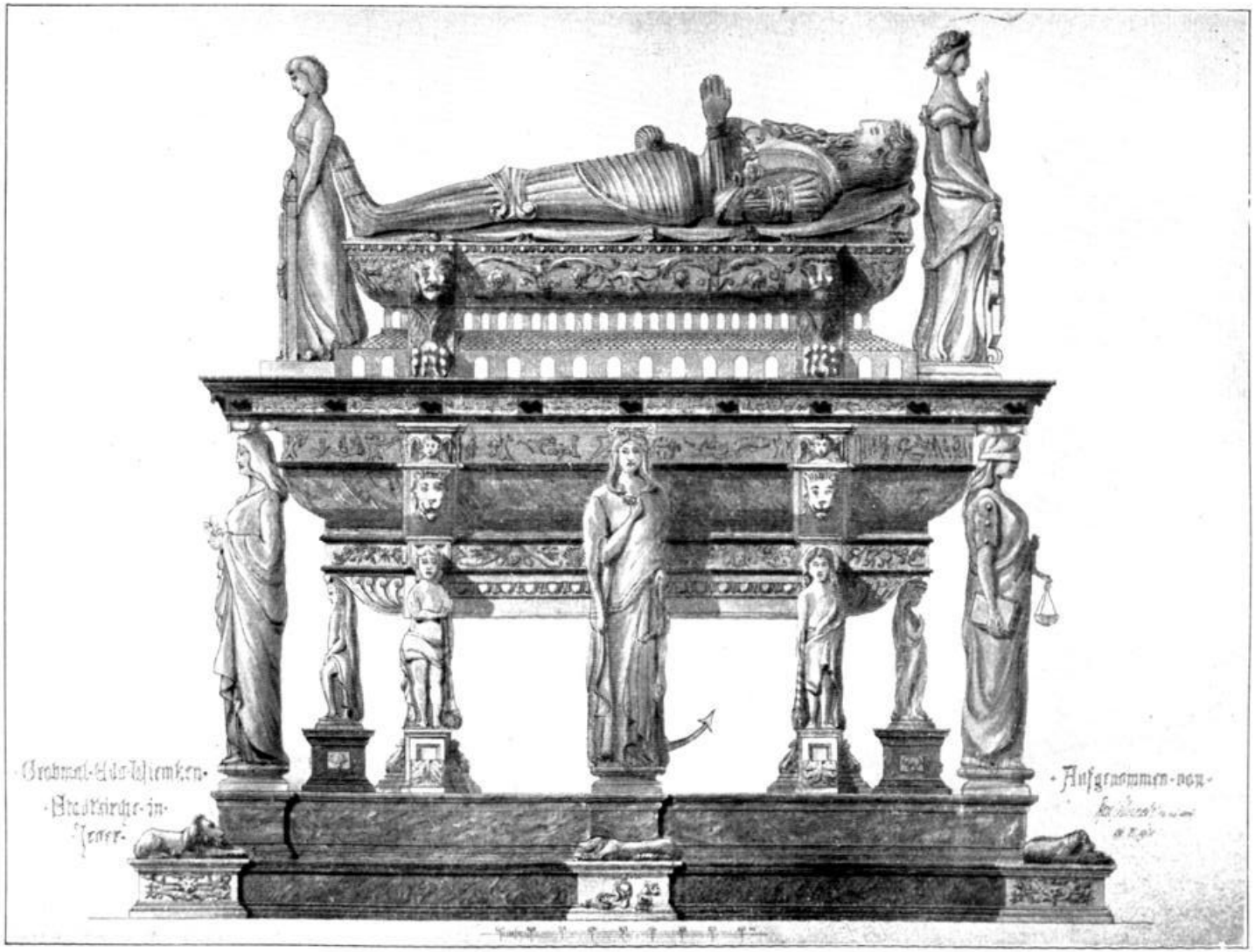
1 : 25

(Eigene Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 20.

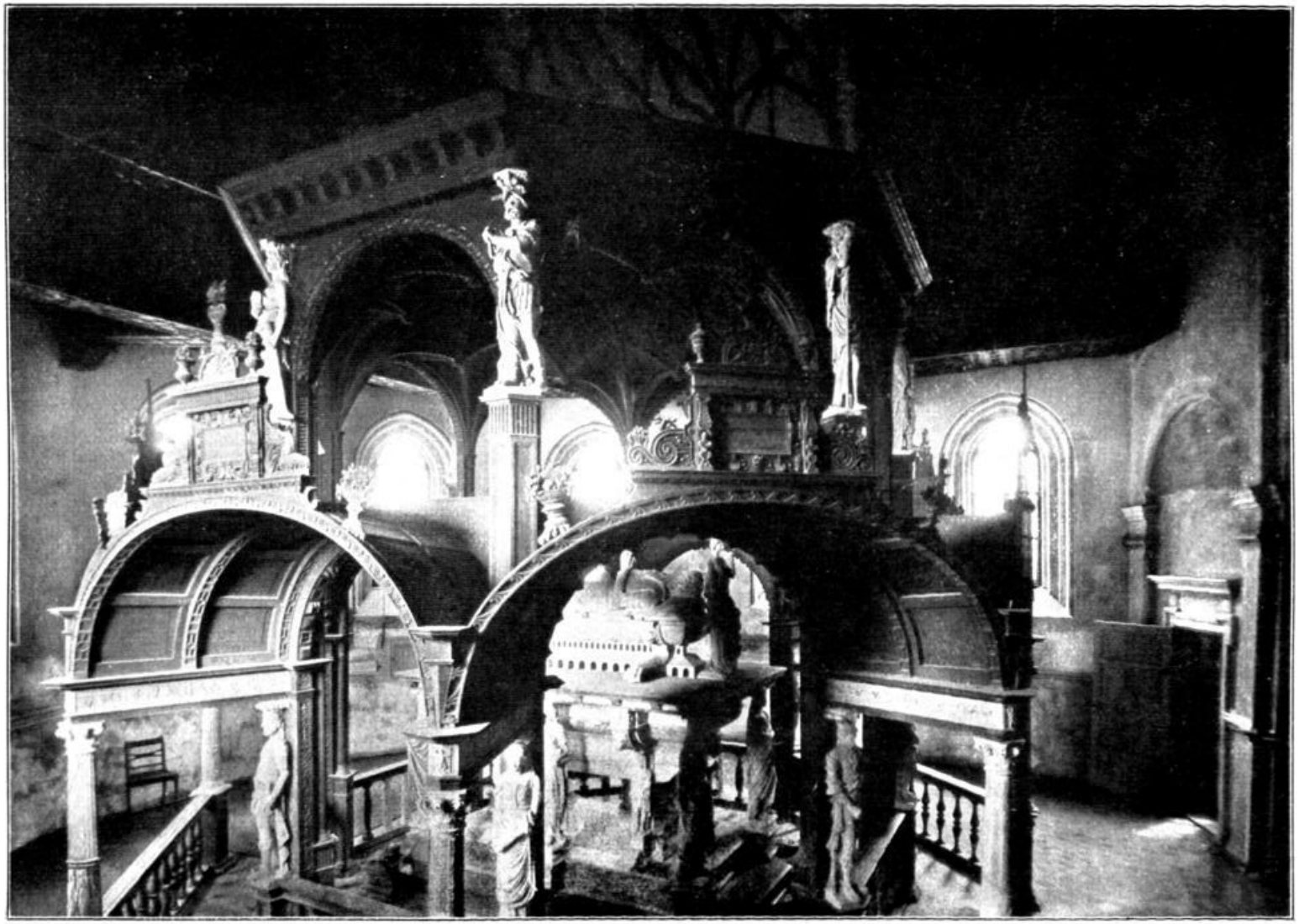
Seitenansicht des Sarkophags.

1 : 25.

Eigene Aufnahme.

Landesbibliothek Oldenburg

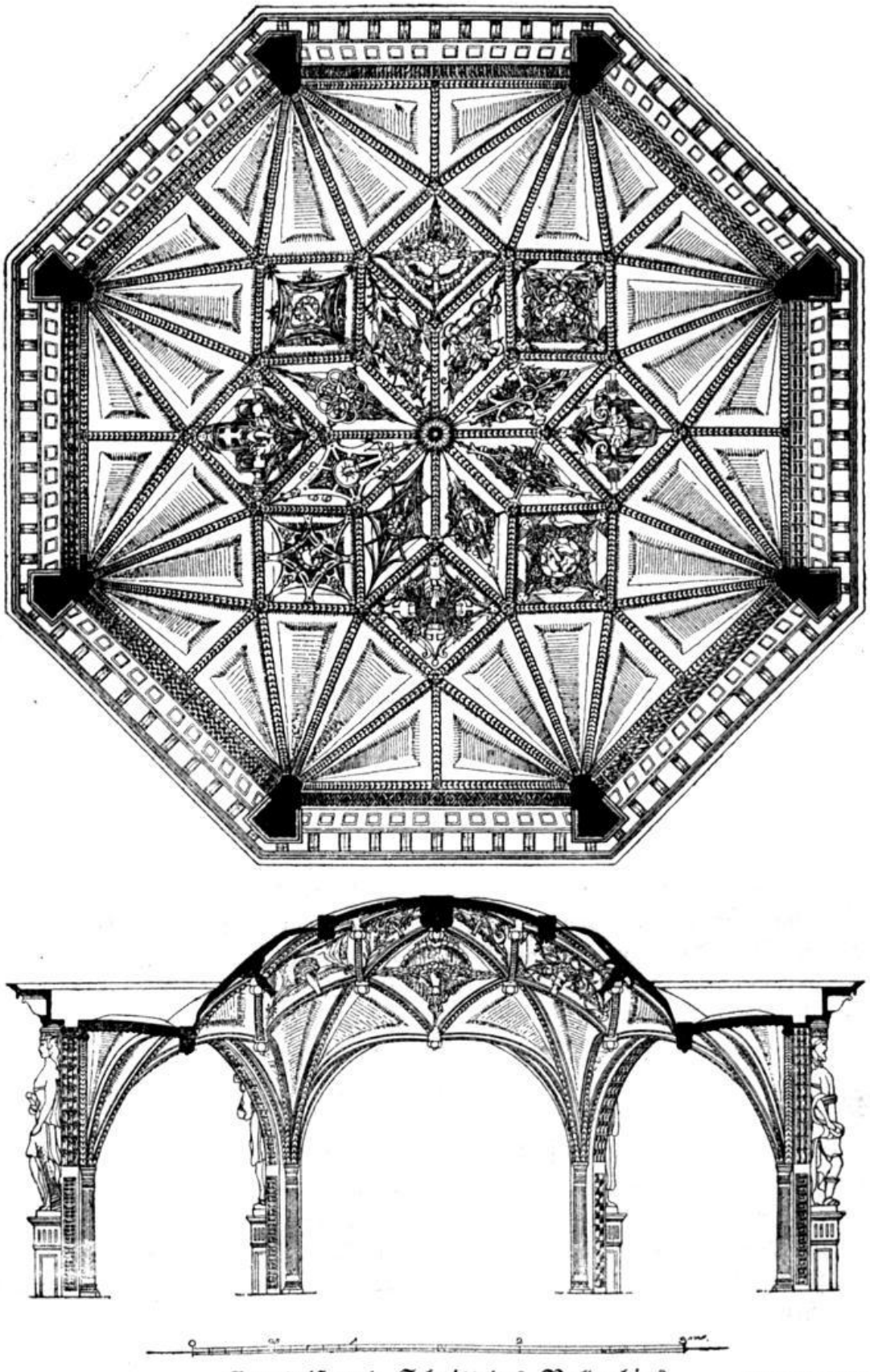
Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 21. Teilansicht des Edo Wiemken-Grabmals.

(Photogr. Aufnahme von Wolffram-Bremen.)

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 22. **Grundriß und Schnitt des Baldachins.** (Eigene Aufnahme.)
1 : 45.

Landesbibliothek Oldenburg

8 Figuren, die das kräftige Gesims tragen. Sie sind der Reihe nach folgendermaßen bezeichnet: 1. Mercurius (Beutel, Stab und Flügelhut), 2. Veenus (Amor), 3. Jupiter (Beutel und Donnerkeil), 4. Ol (verstümmelt), 5. Saturnus (Knaben fortschleudernd), 6. Fortitudo (Säulenschaft und Ambos), 7. Mars (zu Füßen ein kleiner Widder), 8. Luna (Mondsichel und Stab). Diese Figuren bestehen ebenfalls aus Kalkstein, während die übrigen Teile des Kuppelbaues aus Eichenholz gefertigt sind.

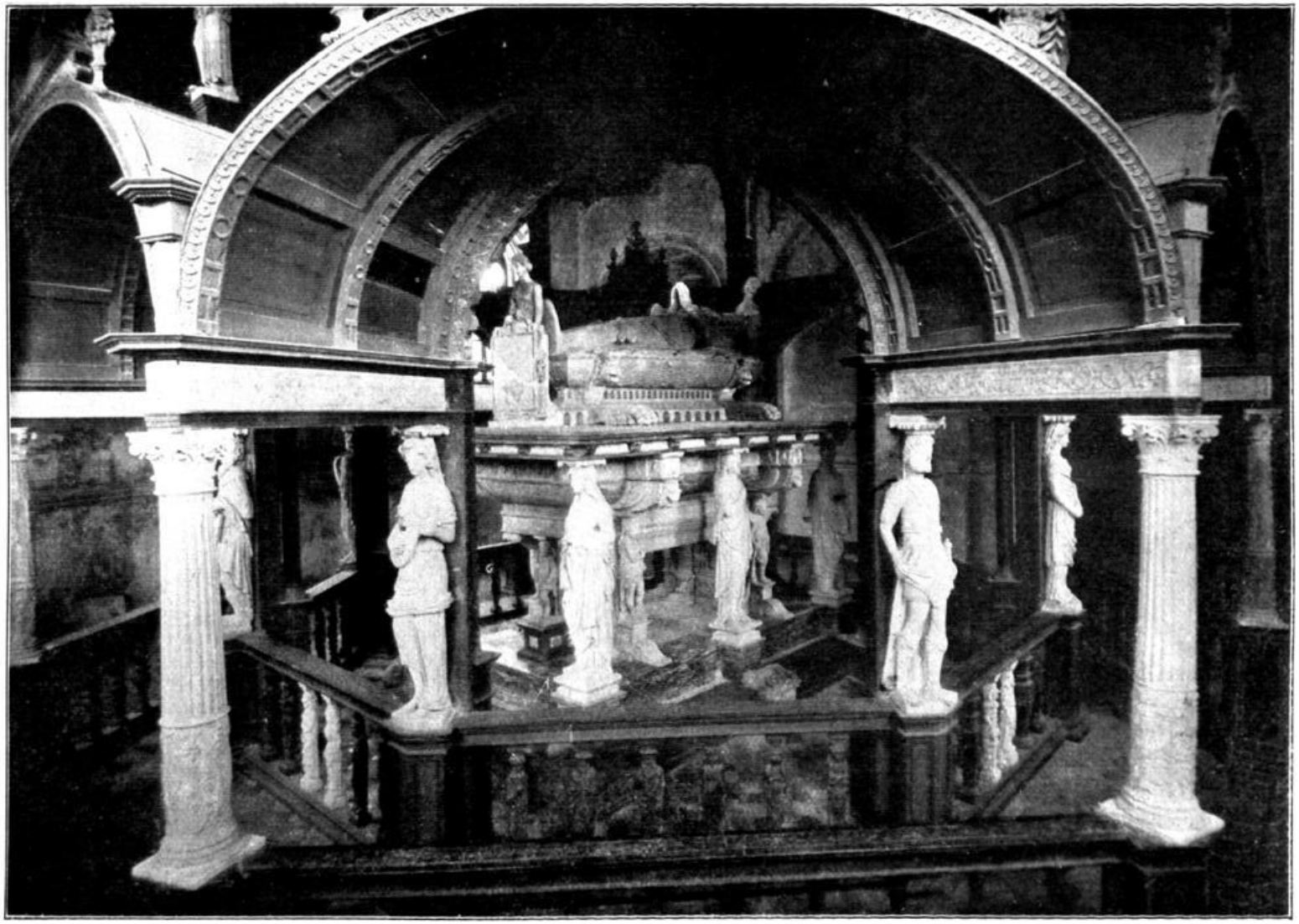
Auf 8 kleinen Säulen erhebt sich das Sterngewölbe, mit 8 Stichkappen versehen, den in der Mitte stehenden Sarkophag überdeckend. Das Gewölbe mag im geometrischen Schnitt einen ungünstigen Eindruck machen, in der Perspektive wirkt es jedoch gut. Es ist in 48 Felder eingeteilt, und zwar derartig, daß sich die Rippen gegen Zapfen stützen und sich durch die auftretenden Ringspannungen frei tragen. In diese Rippen sind die Felder eingesetzt, von denen die äußeren 32 eine gebuste Form haben, während die inneren 16 mit stark hervortretendem Schnitzwerk gefüllt sind. Die Rippen sind mit Plättchen, auf einer Schnur aufgereiht, verziert, und die ausgeschnitzten Felder weisen besonders pflanzliche Ornamente auf, in die Tiergebilde und Engelsköpfe gruppiert sind, ja, in einem Felde findet sich sogar Jesus mit seinen Jüngern. In der Mitte jedes Feldes ragt ein langer Kelch aus Fruchtschalen, Rosetten oder Fratzen hervor.

Der ganze Aufbau wird an den 4 Hauptseiten durch tabernakelartige Aufsätze bekrönt. Der Aufbau an der Front, die drei anderen an Größe übertreffend, zeigt die Figur Christi am Kreuze, darüber eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes und im Tympanon Gott Vater. Die übrigen Aufsätze sind durchbrochen: in der Mitte stehen frei auf Sockeln Figuren, in denen einige Moses, Petrus und Paulus erkennen wollen.

Bei dieser Eigenart des Aufbaues ist es begreiflich, daß der Eindruck, den das Grabmal auf den Beschauer macht, ein ungemein stimmungsvoller, ja überwältigender ist. Der ganze Entwurf ist kühn, gewaltig, die künstlerische Durchbildung in einzelnen Teilen hervorragend. Die Stilistik ist derjenigen der Decke ähnlich: die Grundidee ist deutsch mit starken italienischen Einflüssen in der Ornamentik bei niederländischem Ursprung. Die technische Durchbildung der Motive steht auf Grund verschiedener Höhe. Einzelne Teile, z. B. die Gestalten am Fries von Christi Geburt sind, trotzdem sie nur die Größe eines Fingers haben, so lebenswahr, als könnten sie jeden Augenblick aus dem Relief heraustreten. Andere Gestalten, besonders die großen Vollfiguren des Kuppelbaues, sinken fast zu Stümperarbeit herab, während die Holzschnitzarbeit etwas gleichmäßiger ist. Damit berühren wir jedoch schon die Umstände, die uns zu der Frage hinübergeleiten, in welchen Jahren all diese herrlichen Kunstwerke entstanden sind, und welch genialer Meister sie geschaffen hat.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 23.

Teilansicht des Edo Wiemken-Grabmals.

(Photogr. Aufnahme von Wolffram-Bremen.)

Landesbibliothek Oldenburg

C. Die Entstehung der Kunstdenkmäler.

1. Überblick über die Entwicklung zum heutigen Stande der Frage.

Es ist eine leidige Fügung des Schicksals, daß trotz allen Überflusses an handschriftlichen Angaben aus jener Zeit die Urkunden keinen direkten Aufschluß über die Meister und über die Entstehungszeit der Portale, der Decke und des Grabmals geben. Zugleich muß es uns in Anbetracht des hohen Kunstwertes der Denkmäler sehr sonderbar anmuten, daß sich Jahrhunderte hindurch nur spärlich ältere Berichte über die Werke finden. Dies mag neben äußeren Umständen in der Abgelegenheit des Ländchens und in der Eigenart der Bewohner seine Begründung finden. Wie unvollkommen und dürftig die uns erhalten gebliebenen Angaben über die beiden Hauptwerke sind, ersehen wir aus folgender Zusammenstellung.

Beginnen wir mit der Schloßdecke, so erfahren wir von ihrem Vorhandensein erst verhältnismäßig sehr spät. Schon früh scheint sie schadhaft geworden zu sein: wir können die Notiz im Bauinventar von 1667: „auf dem obersten Boden etlich alt Paneel-Werk" mit der Decke in Verbindung bringen, wenn wir die Bemerkung des Baurapports von 1698 daneben halten, daß das „Paneel-Werk oben am Boden" in der Fürstin Gemach „etwas ausgefallen" sei, daß aber die Stücke „wol verwahrt aufgehoben" würden. Im Jahre 1671 erwähnt J. J. Winkelmann (Oldbg. Chronik, S. 10) die Decke als „Schreinerwerk", mit welchem eins der Gemächer des Schlosses „kunstartig ausbegleidet" sei. 1797 bedient sich Magister Braunsdorf (Gesammelte Nachrichten, herausgegeben von Riemann, S. 40) derselben Worte. Im Jahre 1804 finden wir im Jeverschen Historienkalender in einem Aufsatze des Rektors Hollmann (wiederabgedruckt im Hist. Kal. von 1842) die interessante Bemerkung, daß die noch vorhandenen getäfelten Decken in dem sogenannten Herrengemach und in dem jetzigen Audienzsaal sichtbar genug das Werk der damaligen Zeit (unter Fräulein Maria) und mit dem Tafelwerke des Kirchenchors in einem Geiste und Geschmack gearbeitet seien. 1836 wurde eine große Ausbesserung vorgenommen: sämtliche Schnitzstücke wurden abgenommen, da die Tragbalken ausgewechselt werden mußten. Im Jahre 1842 gibt das Schloßinventar an, daß von den 22 Konsolen die 10 an den beiden Schmalseiten, von den 28 Kassetten die 2 über dem Kamin und 2 Friese an dieser Stelle neu sind. Diese Stücke sind von dem Bildschnitzer Elsner-Jever angefertigt worden. 1863 weist K. G. Böse in seinem Werk: „Das Grßh. Oldenburg. Topographische statistische Beschreibung desselben" auf S. 263 kurz auf den Kunstwert der Decke hin.

Etwas bestimmter, besonders den Zeitpunkt der Entstehung betreffend, lauten die Nachrichten über das Edo Wiemken-Grabmal.

In den handschriftlichen „Quaestiones de reformatione ditionis Jeverensis sect. 1. quaest 22" heißt es: Anno 1561, 1562, 1563, 1564 werden das Tor zu

Landesbibliothek Oldenburg

Jever an der Kirche gemacht und der Fräulein Maria Gnaden ihr Begräbnis gehauen." Der Chroniſt Hamelmann (geſtorben 1595) ſpricht in der Oldbg. Chronik auf Seite 421 von „einem ſtatlichen Begrebnuſz (welches ſie ſelbſt hat bauen laſſen)" und weiter auf Seite 462 von „einem herrlichen Begrebnuſz, darüber ſie vor ihrem tödtlichem abgang gantzer vier Jahr hat arbeiten laſſen". Im Jahre 1604 läßt Graf Anton Günther von Oldenburg das Denkmal durch Maler Edo von Jever für 66 ℳ „verniſſen und ſtavieren" (ſ. Renteirechnungen), zugleich fertigte der Glaſemacher Johann Fiſcher 9 gräfliche Wappenfenſter für den Chor. 1671 leſen wir bei Winkelmann (Oldbg. Chr. S. 9): „In der Stadt-Kirchen iſt der alten Häuptlingen und ſonderlich Fräulein Marien köſtlich gemachtes Begräbnis zu ſehen." 1734 iſt nach einem Berichte (Aa Jever. Abt. A. Tit. XV. n. 19) das Grabmal „ſehr zerfallen" und hatte „insbeſondere bei dem jüngſten Kirchenbrande (1728) hin und wieder weſentlichen Schaden gelitten." 1825 iſt das Grabmal in höchſt barbariſcher Weiſe von O. Laſius „reſtauriert" worden, der uns in einer Abhandlung (ſ. Anmerkung 8, Lit. XI) Auskunft über den Zuſtand des Grabmals und über Veranlaſſung und Ausführung der Ausbeſſerung gibt. Spuren dieſer Tätigkeit ſind noch in der Ortweinſchen Aufnahme (ſ. Anm. 8, Lit. XII) zu ſehen. Aus dieſen Berichten erſehen wir, wie ſehr das Verſtändnis für den Kunſtwert der Werke fehlte, und wie wenig Sorgfalt ihrer Erhaltung zugewandt wurde. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch in jüngerer Zeit beſonders das Grabmal üble „Reſtaurierungen" über ſich hat ergehen laſſen müſſen, wovon noch jetzt die manchen Steinteilen übergoſſene Tünche und die Erneuerung der 4 joniſchen Eckkaryatiden am Sarkophag zeugen. Und wie bei ſo vielen Werken, ſind auch in Jever in argem Vandalismus manche Teile verſtümmelt worden, ſo daß der Forſchung jetzt manches Rätſel aufgegeben iſt[8]).

[8]) An dieſer Stelle ſei eine Zuſammenſtellung der dieſen Teil betreffenden Literatur gegeben:

I. Geſchichte der Renaiſſance in Deutſchland. W. Lübke. Stuttgart 1872. S. 771: Beſchreibung des Edo Wiemken-Grabmals mit Abb.; kurze Erwähnung der Schloßdecke. — 2. Auflage 1882. II. Abt. Seite 294 u. 507: Das Edo Wiemken-Grabmal; Seite 296 u. 507: Die Schloßdecke.

II. Das Grabmal des letzten Häuptlings von Jever, Edo Wiemken d. J., in der Stadtkirche zu Jever. Von O. L(aſius). Druck von C. L. Mettcker & Söhne, Jever. Ohne Jahresangabe, jedoch vor 1883. 4 Seiten. Mit Abbild. des Grabmals. Referat aus I mit unweſentlichen Zuſätzen.

III. Die Renaiſſance-Decke im Schloß zu Jever. 25 Tafeln in Lichtdruck, herausgegeben von H. Boſchen, Bildhauer in Oldenburg. Mit Text von Friedrich von Alten. Leipzig 1883. Die Publikation gibt von den 26 alten Kaſſettenfüllungen 11, von den 67 großen Frieſen 30. Die Konſole mit der Jahreszahl iſt nicht dargeſtellt, zuſammengehörige Teile ſind auf den Tafeln vielfach getrennt.

IV. Geſchnitzte Holzdecke aus dem Großh. Schloſſe in Jever. Conradin Walter. Nürnberg. Ohne Jahresangabe (1883). Mit Einleitung von Bergau. Lithographien

Landesbibliothek Oldenburg

Die ersten Untersuchungen fallen in das Jahr 1883, in dem sich Boschen und von Alten beherzt der Decke annehmen: durch Herstellung von Gypsabgüssen und die Veröffentlichung des größeren Teils der Decke im Lichtdruck (Anm. 8, Lit. III) wird weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit dem Kunstwerk vermittelt.

---

in halber Größe der Originale. Von der auf 10 Hefte berechneten Publikation ist nur das erste (10 Blatt) erschienen. Die auf Blatt 1 in kleinerem Maßstabe abgebildete vollständige Kassette ist aus nicht zusammengehörigen Teilen zusammengesetzt.

V. Bericht über die Veröffentlichung von Boschen und v. Alten. Von W. Lübke. Zeitschrift für bild. Kunst, XIX. 1884. Seite 162 u. 163.

VI. Die Holzschnitzwerke in dem Audienzsaal des Schlosses zu Jever. v. A(lten). Mit Abbildung des Monogramms E. S., des Renteiportals, des Datumsteins und des Frieses vom Chorportal der Stadtkirche. Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler. Leipzig. I. 1884. Nr. 13.

VII. Die Renaissancedecke im Schlosse zu Jever. Staatsarchivar Dr. Herquet-Aurich. Emden 1885. Seite 45: Unbrauchbare Photographie der gefälschten Jahreszahl. Seite 46: Abbild. der angeblichen Jahreszahl 1616 und Seite 50 des angeblichen Monogramms A. G.

VIII. Bericht über das vorhergehende Buch von O. Tenge. Oldenburger Zeitung 1885, Nr. 197 u. 198.

IX. Bericht über die Tätigkeit des Oldenb. Landesvereins für Altertumskunde. V. Heft: Die Altertümer und Kunstdenkmäler des Jeverlandes. Nach dem im September 1884 geh. Vortrag von O. Tenge. Seite 17—22: Die Schloßdecke (m. Abb. Taf. II: 4, 5, 6, 7, 8) und das Edo Wiemken-Denkmal (Taf. II: 10, 11, 12, 13 u. 14). Abbild. des Renteiportals Taf. II: 15; des Datumsteins am Chorportal Taf. II: 20. Im Anhang: Seite 25—31: Zur Frage der Datierung der Renaissancedecke im Schlosse zu Jever.

X. Die Renaissancedecke im Schloß zu Jever. Von Oberlehrer Dr. Kohlmann-Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. VI. Bd., 2. Heft. Emden 1885. Seite 165—176.

XI. Ostfriesische Denkmäler aus Kunststein. Von O. Lasius. Deutsche Bauzeitung, 1886. Seite 206—208. Gibt allein Auskunft über Veranlassung und Ausführung der Restauration des Edo Wiemken-Denkmals 1825.

XII. Deutsche Renaissance, herausgegeb. von A. Ortwein und A. Scheffers. (7) 12. u. 13. Bd. Leipzig 1884—87. 7. Abt.: Die Renaissance in Ostfriesland, Emden, Norden und Jever, herausgegeb. von K. Henrici, Leipzig 1886. Taf. 43—50: Abbildungen von Teilen der Decke und des Grabmals.

XIII. Studien zur Geschichte von Östringen und Rüstringen. Archivrat Dr. Sello-Oldenburg. Varel 1898.

XIV. Die Renaissance-Denkmäler in Jever. Von H. Ehrenberg-Königsberg (Münster). Repertorium für Kunstwissenschaft, 1899, XXII. Seite 195—208.

XV. Das Portal zur Hofapotheke im Verhältnis zur Renaissancedecke. Von F. W. Riemann-Jever. Jeversches Wochenblatt 1899, Nr. 204, 207, 209 u. 213.

XVI. Cornelius Floris in Friesland. Von G. Sello. Weserzeitung vom 6. XI. 1901.

XVII. Über die Entstehung der Renaissance-Denkmäler in Jever. Vortrag von D. Hohnholz. 1902. Gedruckt bei C. L. Mettcker & Söhne, Jever. 8 Seiten.

XVIII. Die Renaissance-Denkmäler in Jever. Von Dr. G. Rüthning, Professor in Oldenburg. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1906, 54. Jahrg. Spalte 297—302.

Landesbibliothek Oldenburg

Damit ist der Anlaß zu den ersten Forschungen gegeben. In dem Vorwort zu seiner „Renaissance-Decke" sagt von Alten, es sei bei der Abnahme der Decke geglückt, das Monogramm ES und die Jahreszahl 1836 zu entdecken. Er vermutet in diesem Meister ES den Verfertiger der Decke und in der gefälschten Jahreszahl — die zweite Stelle ist gefälscht — das Entstehungsjahr 1536. Später legt von Alten diese Ansicht noch ausführlicher dar im Zusammenhang mit den anderen plastischen Denkmälern Jevers (Anm. 8, Lit. VI). Von Interesse mag der Hinweis sein, daß er den Künstler Cornelius Floris aus Antwerpen bereits in seine Studien hineingezogen hat, wie aus seinen nachgelassenen Akten hervorgeht.

Hatte nun Lübke zunächst ebenfalls die Werke einer frühen Renaissance-Periode zugesprochen (Anm. 8, Lit. I), so wendet er sich jetzt entschieden gegen die Ausführungen von Altens (Anm. 8, Lit. V). Indem er seine ersten Erklärungen nicht aufrecht erhält, kommt er auf Grund des Stilcharakters der Decke zu dem Urteil, die Jahreszahl sei eher 1636 zu deuten, das Werk gehöre besonders wegen der häufigen Anwendung des Kartuschenwerks der Spätrenaissance an.

In geschickter Darlegung will nun Herquet (Anm. 8, Lit. VII) die Decke ebenfalls der Regierungszeit des Grafen Anton Günther von Oldenburg (1603—67) zuteilen. Er sucht aus der Geschichte Fräulein Marias zu erklären, daß ihre Regierungszeit für die Entstehung der Decke nicht in Betracht komme. Ihr ganzer Bildungsgang lasse eine solche Kunstschöpfung nicht vermuten, und die Decke selbst lasse sich nur aus einer glänzenden Hofhaltung erklären. Außerdem sei wohl kaum von einer Jungfrau die Decke mit den zum Teil hochsinnlichen Darstellungen in Auftrag gegeben worden, zumal Maria dadurch den bösen Gerüchten, die über ihr Sittenleben im Umgang waren (s. Lit. VII, a. a. O. S. 32), nur eine gewisse Basis gegeben hätte. Ferner bestreitet Herquet den Einfluß der „kunstsinnigen" Gelehrten Seedichius, Morellius und a. m. und der Reisen nach den Niederlanden auf Maria. Die Decke weise vielmehr auf den Grafen Anton Günther hin, dessen Charakter und weite Studienreisen diese Annahme rechtfertigten. Unter Bezugnahme auf Lübke (Deutsche Ren.) und Hauser (Stillehre) weist er die Denkmäler der Spätrenaissance, dem Anfang des 17. Jahrhunderts, zu. Er gibt nun seinen Aus-

XIX. Geschichte des Jeverlandes. Von F. W. Riemann. II. Band. Erschienen im Jeverschen Wochenblatt 1905, Nr. 239 bis 1906 Nr. 192. Jahrg. 1906: Kapitel 116 bis 120: die Decke, 121: Kamin und Portale, 122—125: das Edo Wiemken-Grabmal.

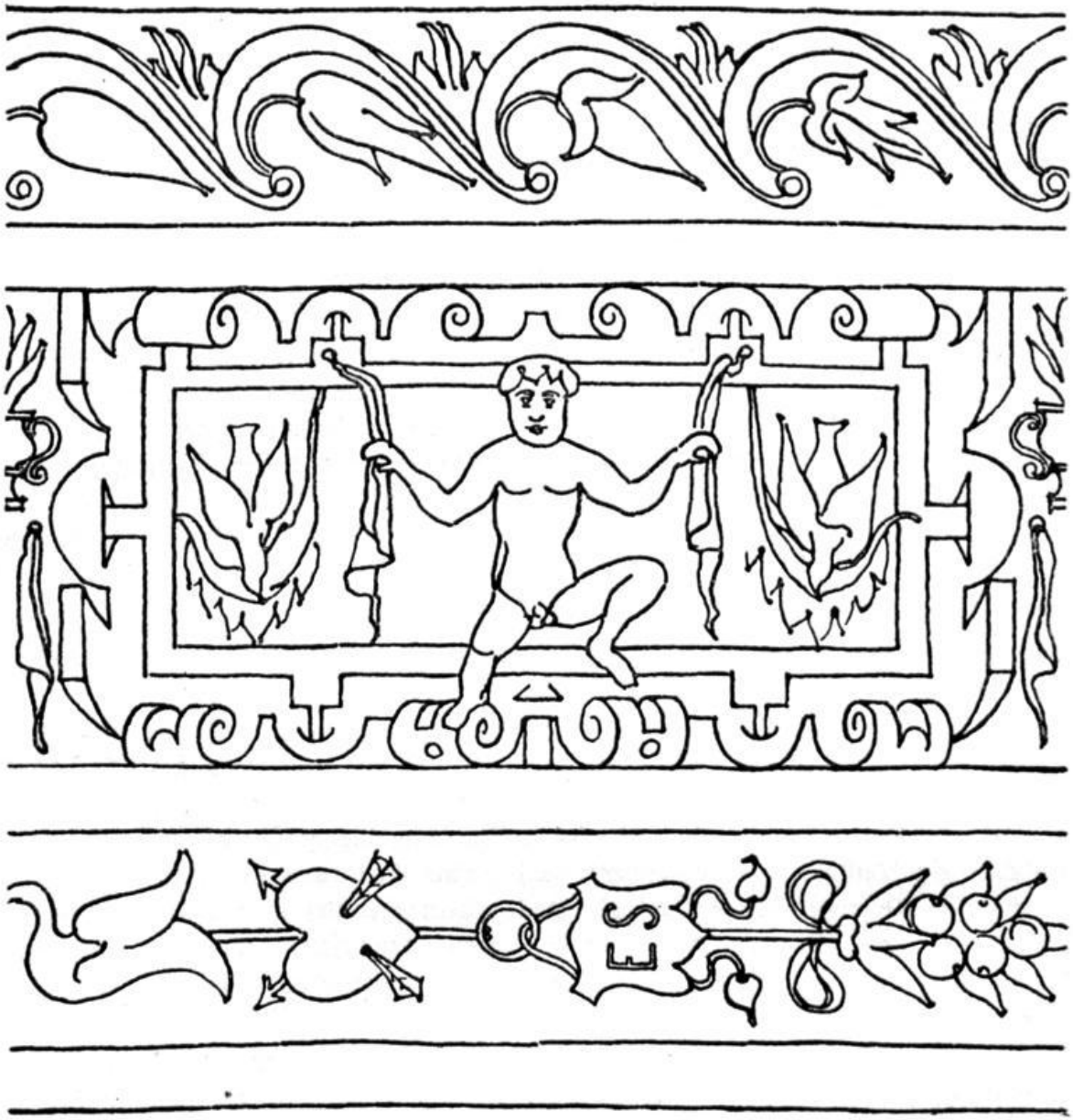
XX. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. V. Heft. Oldenburg 1909. Seite 160—204. Abbild. 145: Chorportal. Abbild. 148—154: Edo Wiemken-Denkmal. Abbild. 164—169: Decke. Abbild. 184: Renteiportal.

XXI. Oldenburgische Geschichte. Von Prof. Rüthning. G. A. von Halem. Bremen 1911. 2. Bd. Seite 355—356.

XXII. Cornelius Floris und die Florisdekoration. Von Robert Hedicke. Berlin, Verlag von Julius Bard, 1913. Erster Band: Text Seite 140—148. Zweiter Band: Tafeln: Taf. XLVII (2 u. 3, Taf. XLVIII (1—13).

Landesbibliothek Oldenburg

führungen einige Stützen: die Jahreszahl 1836 heiße ursprünglich 1736 und sei bei der damaligen Ausbesserung entstanden, als Entstehungsjahr käme das Jahr



Abbild. 24.

Detail der Decke mit dem Zeichen E S.

1 : 25.

(Eigene Aufnahme.)

1616 in Betracht, dessen Zahlen plastisch angebracht seien. Auch die Wappen oder Wappenfiguren in der Decke ständen dieser Zeit nicht entgegen, und schließlich

Landesbibliothek Oldenburg

sei der Namenszug Anton Günthers A G in Ornamentform angebracht. In dem Monogramm E S sieht Herquet den Meister der Decke und findet aus Taufbüchern einen „Mester Euerdt Statius, Timmermā". Die Beziehung zum Edo Wiemken-Denkmal stellt Herquet so her, daß er die Holzteile von den Steinteilen der Anlage trennt und als Verfertiger des später entstandenen Kuppelbaues ebenfalls Statius annimmt. Als Entstehungszeit für den Kuppelbau käme dann 1604—10 in Betracht, worüber die verstümmelte Inschrift in dem Buche des Königs Salomoen sicherlich Auskunft gegeben hätte:

Ao I 56
HAEC SEPV
EST EXTR

Die Zahl habe früher anders geheißen, und zwar in römischen Zahlen.

Gegen diese eigenartige Beleuchtung der Frage wendet sich jedoch Tenge (Anm. 8, Lit. VIII). Er macht Herquet den Vorwurf, den klar zu Tage liegenden Verhältnissen Zwang angetan zu haben, und weist den angeblichen Meister Statius als einen ehrsamen Mühlenzimmermann nach. Tenge kommt zu der Ansicht, daß 1536 etwa der Beginn des Werkes anzusetzen sei, für dessen Vollendung ein Dezennium kaum zu gering bemessen sei (Anm. 8, Lit. IX).

Kohlmann (Anm. 8, Lit. X) hält es sowohl aus kunsthistorischen als auch historischen Gründen für unmöglich, daß die Decke vor 1540 entstanden ist, glaubt jedoch, daß das Werk der Regierungszeit Fräulein Marias nicht abzusprechen sei. Nachdem er zuvor auf die Entwürfe von Floris aus Antwerpen als stilverwandt hingewiesen hat, wendet er sich zum Schluß nach Friesland, wo er Beziehungen zu ähnlichen Bauten findet, besonders aber eine gewisse Ähnlichkeit des Grabmalbaldachins mit den Chorschranken in der Dorfkirche zu Oosterend bei Bolsward feststellt[9]).

Wir erkennen also, daß diese ersten Versuche die verschiedensten Resultate brachten, ein Umstand, der besonders darin seine Erklärung findet, daß die Betrachtung zunächst zu einseitig auf die Decke allein gerichtet war, und in weiterem Sinne die ganze Materie den Forschern nicht genugsam bekannt sein konnte. Jedenfalls ruhen nach diesen mehr oder weniger mißglückten Versuchen mit dem Jahre 1886 zunächst die Untersuchungen.

Erst das Jahr 1898 bringt die Streitfrage wieder ins Rollen, indem Sello (Anm. 8, Lit. XIII) auf Grund eingehender Studien zu dem Ergebnis kommt, daß die Werke dem Antwerpener Meister Cornelius Floris zuzuschreiben seien, und daß die Decke im Anschluß an die Errichtung des Edo Wiemken-Grabmals ent-

[9]) In der einen Renaissancefassade an der Stützplatte des Edo Wiemken-Grabmals, die früher durch vorgemauerte Platten (Restaurierung von 1825) verdeckt war und das Zeichen HH trägt, glaubt Sello das erste Modell zu den in „Friesische Oudheden" Leeuwarden. 1875. Taf. 19 dargestellten Chorschranken von Oosterend zu erkennen.

Landesbibliothek Oldenburg

standen sei. Sello spricht zunächst die Vermutung aus, daß die jetzige Anlage des Epitaphs aus zwei verschiedenen Grabmälern entstanden ist, nämlich durch die Auftürmung von Edo Wiemkens Sarkophag auf die ungeschmückt gebliebene Deckplatte des ursprünglich von Maria für sich selbst erbauten Denkmals. Sodann weist er auf die überraschende Ähnlichkeit des Edo Wiemken-Grabmals mit dem Epitaph König Friedrich I. von Dänemark (1552 in Antwerpen gefertigt) im Dom zu Schleswig hin, beide, so führt Sello weiter aus, glichen so sehr den Entwürfen des Cornelius Floris von 1557, daß das Jeversche Grabmal ebenfalls dem Floris zuzuschreiben sei, und zwar einschließlich des Kuppelbaues. Ein weiterer Beweis für die Entstehung der ganzen Anlage aus einem Guß sei der Umstand, daß sich die Monogramme HH und PH am Sarkophag, am Kuppelbau und an der Täfelung des Chorgewölbes fänden. Auch die Decke sei dem Floris zuzuschreiben, wenn sie auch Spuren der Entartung zeige, und die entnommenen Motive vergröbert und vernüchtert seien. Zeitlich lägen die Werke nahe zusammen, da das Monogramm PH an einer Kassettenfüllung und an einem Fries der Decke vorkomme. Auf Grund des Fehlens der Rechnungen aus dieser Zeit setzt Sello die Decke von 1564—67 an, und zwar sucht er diesen Zeitpunkt besonders dadurch zu stützen, daß er in der Jahreszahl 1836 mit Sicherheit 1566 erkennen zu müssen glaubt. Schließlich weise auch der Umstand, daß Marienhausen mit geschnitzten Decken ausgestattet gewesen sei, auf Maria als Bauherrin hin. In einer späteren Abhandlung (Anm. 8, Lit. XVI) spinnt Sello diesen Faden weiter aus, indem er den Ausführungen eines gleichzeitigen Forschers außerordentlich nahe kommt.

Fast gleichzeitig und unabhängig von Sello kommt nämlich Ehrenberg zu einem ähnlichen Urteil (Anm. 8, Lit. XIV). Allerdings dürfen wir dabei nicht übersehen, daß er sich hauptsächlich durch Sellos Ausführungen über die Deutung der Jahreszahl 1836 und die Auffindung des Monogramms PH an der Decke dazu bestimmen läßt, auch die Decke dem Floris zuzuschreiben. In seiner einleitenden Charakteristik von Floris sagt Ehrenberg, daß insbesondere beim Epitaph in den Niederlanden, in Norddeutschland, Dänemark usw. mehrere Jahrzehnte hindurch fast ausschließlich die Formen zur Anwendung gekommen seien, welche Floris erfunden habe. Von Wichtigkeit zur Beurteilung seien die beiden Ornamentstichfolgen von 1556 und 1557, die Floris als „inventor" bezeichnen. Floris erweise sich in der langen Reihe seiner Werke als ein Meister von solcher Geschlossenheit, daß wir völlig sichere Grundlagen für Zuweisung weiterer Werke an ihm besäßen. Nunmehr stellt Ehrenberg fest, daß nahe Beziehungen im Aufbau zwischen einem Entwurf von Floris in den „Niewen Inventien", Blatt 6, dem Grabmal König Friedrich I. im Schleswiger Dome und dem Edo Wiemken-Grabmal bestehen[10]). Ferner weist er auf die Verwandtschaft in der Behandlung der Motive und die

[10]) Ehrenberg ist hier ein Irrtum unterlaufen: auch in Jever sind die Attribute der 6 Karyatiden, z. B. die Knaben an der „Liebe" vorhanden.

Landesbibliothek Oldenburg

Wahl des Materials hin. Die zum Teil stümperhafte Arbeit am Edo Wiemken-Denkmal sucht Ehrenberg damit zu erklären, daß der vielbeschäftigte Floris die Ausführung Gehilfen überlassen mußte. Als Bestätigung diene das Monogramm HH, in dem ein Gehilfe Heinrich Hagart, der Floris Werkstatt 1563 urkundlich verließ, zu erkennen sei. Ferner weist Ehrenberg auf den innigen Zusammenhang der hermenartigen Säulchen des inneren Geländers mit denen des Blattes 3 der „Niewen Inventien" und auch der Verzierungen der Säulenstühle mit denen, die in den Blättern D und L der „Veelderley Veranderinghe" und den Blättern 11 und 14 der „Niewen Inventien" dargestellt sind. In der Beurteilung der Decke folgt Ehrenberg den Ergebnissen Sellos, indem er nicht verschweigt, daß er nicht ohne weiteres Floris als den geistigen Urheber der Decke ansehen würde, wenn nicht das Monogramm PH und die Jahreszahl 1566 den einheitlichen Ursprung der beiden Anlagen sicherstellten. Denn um 1566 hätte bei der Eingebürgertheit des Florisstils auch wohl ein anderer Künstler den Entwurf liefern können. Für die Beziehungen von Maria zu Floris führt Ehrenberg als Bindeglied das Renaissance-Mausoleum von Enno II, Grafen von Ostfriesland, in Emden an, welches dem Floris sicher zuzuschreiben sei.

Einen anderen Weg schlägt Riemann (Anm. 8, Lit. XV) ein, um einen Zeitpunkt für die Entstehung der Decke zu finden, indem er enge Beziehungen zwischen den Portalen und der Decke herzustellen sucht. Nach Riemanns Ansicht deuten die bauliche Beschaffenheit der Rentei und Apotheke, die beiden Inschriften und die auffallende Beschaffenheit des Portals darauf hin, daß das Renteiportal erst Anfang des 18. Jahrhunderts zusammengesetzt sei, und zwar aus Stücken, die früher einem anderen Zweck gedient hätten. Bei den Aufräumungsarbeiten des Fürsten von Anhalt-Zerbst im Schlosse sei der Kamin, der gleichzeitig mit der geschnitzten Decke im Bankettsaal erbaut sei, überflüssig geworden, aus dessen Pfeilern sich der Apotheker Tölicken etwa 1711—1718 ein Portal habe errichten lassen. Die eigentümlichen Verhältnisse des Portals sprächen besonders für eine solche Zusammensetzung. Zöge man noch den Umstand in Betracht, daß Teile der Attika des Chorportals offenbar ebenfalls von diesem Kamin stammten, besonders das Stück mit der Jahreszahl 1556, so sei mit dieser Zahl die Entstehungszeit von dem Portal der Rentei und auch der Decke gefunden.

Neuerdings führt nun Rüthning (Anm. 8, Lit. XVIII) neue Gesichtspunkte ins Feld, indem er auf Grund von Urkunden zunächst die Decke von einem Bildschnitzer Adrian entstehen läßt und im Anschluß daran das Grabmal von einem Meister Johann de Schulte aus Breda, deshalb die Künstlerwerkstatt von Cornelius Floris bestreitet und die mehr oder weniger bestimmten Angaben über Floris Urheberschaft entsprechend geändert wissen will. Auf Grund des Fundes von einem Bruchteil des Ausgabe-Verzeichnisses, welches Landrichter Bruninck geführt hat (Aa Jever, Abt. A Tit. XII, Ba Nr. 3a), kommt Rüthning zu diesem Ergebnis.

Landesbibliothek Oldenburg

Diese wichtige Notiz erstreckt sich auf die Zeit vom 8. Oktober 1559 bis zum 17. Juli 1560. Im Zusammenhang mit einer Lieferung von 500 Stück Wagenschott (Eichenholz für Schnitzzwecke) wird hier ein Meister Adrian genannt, dem für nicht näher beschriebene Arbeiten terminsweise 140 Gulden $3^1/_2$ Schap als Lohn bezahlt werden. Die letzte Notiz nennt einen „Mester Johann de Schulte" aus Breda, der seinen Diener des „sepultursteins halven" nach Jever schickt. Unzweifelhaft können sich diese Notizen nach Rüthnings Ansicht nur auf die Schloßdecke und das Grabmal beziehen: die Namen der beiden Meister seien jedoch vorläufig in Dunkel gehüllt. Als Meister Adrian komme vielleicht ein Künstler mit dem Beinamen „Karffycz" in Betracht, der am Artushofe in Danzig tätig war, wo auch ein Meister Heinrich Holzapfel wirkte (Mon. HH!). Dagegen habe sich über Meister Johann de Schulte noch nichts ermitteln lassen. Jedenfalls lasse sich nach diesen Angaben die Zuweisung der beiden Werke an Floris Werkstatt nicht mehr aufrecht erhalten.

Nach Abschluß meiner Arbeit ersehe ich aus dem 1913 erschienenen Werke Hedickes über Floris (Lit. XXII), daß dieser wiederum zu einem neuen Ergebnis kommt. Während Hedicke den Hagart und P. H. als ausführende Meister anerkennt, glaubt er aus stilistischen Gründen die Jeverschen Werke, insbesondere die Decke, der Schule des Jacob Colyn in Utrecht zuweisen zu müssen, sofern nicht Colyn an der Entstehung der letzteren einen hervorragenden Anteil habe.

Das ist kurz die Entwicklung zum heutigen Stande der Forschungen.

2. Einleitende Klarstellungen allgemeiner Natur.

Bevor wir die Frage nach einem bestimmten Zeitpunkt und Meister anschneiden, sind zunächst einige Unstimmigkeiten allgemeiner Natur zur Klarstellung der Sachlage zu untersuchen. Es sind Zweifel erhoben worden an einer einheitlichen Entstehung der Grabmalsanlage, und Andeutungen gemacht worden, daß die Decke in ihrer ursprünglichen Form und Ausdehnung nicht mehr bestehe[11]). Einzelne Ansichten, z. B. der Kuppelbau, sei ein halbes Jahrhundert später entstanden als die übrigen Teile des Grabmals, können wir als überwunden betrachten und stillschweigend übergehen. Vielmehr wollen wir an dieser Stelle feststellen, daß beide Anlagen von vornherein so geplant waren, wie wir sie noch heute sehen. Es dürfte nicht schwer fallen, den Beweis zu erbringen, daß das Edo Wiemken-Grabmal gleichsam aus einem Guß entstanden ist.

In erster Linie ersehen wir dies aus dem Zusammenhang der Konstruktion des Chors mit dem Grabmal. Neben der Grundrißanlage deutet besonders der Querschnitt (Abb. 16) auf eine gemeinsame Entstehung aller Teile hin: das steile Kehlbalkendach ist mit Stichbalken verankert, unabhängig von den vier Hängewerken,

[11]) Siehe Herquet a. a. O. Seite 63; Sello a. a. O. Seite 30 und Riemann a. a. O. 1906: Kap. 117; 1899: Nr. 213.

Landesbibliothek Oldenburg

die lediglich das kastenartige Gesims und die gewölbte Decke tragen. Die Streckbalken der beiden Hängewerke über dem Denkmal liegen genau in Gesimshöhe des Baldachins und leiten, mit Schnitzstücken geschmückt, zu der äußeren kassettierten Bedachung über[12]). Diese eigenartige Dachkonstruktion läßt sich nur dadurch erklären, daß sie dem Grabmal angepaßt werden mußte.

Daß weiterhin die Stilistik, die wir später ausführlich behandeln werden, auf einen gemeinsamen Ursprung aller Teile hindeutet, bedarf an dieser Stelle nur eines kurzen Hinweises. Schließlich beweisen die an allen drei Teilen des Denkmals angebrachten Monogramme HH und PH die einheitliche Entstehung der Anlage. Denn sogar am Chorgesims finden wir an einer Füllung, von der eine Tafel bei dem Kirchenbrand von 1728 erhalten geblieben ist[13]), das Zeichen PH. Auch muß ich mich gegen die Ansicht wenden, daß der Sarkophagaufbau vielleicht aus zwei Denkmälern — einem Fräulein Marien- und einem Edo Wiemken-Grabmal — zusammengesetzt ist. Gewiß mutet die Auftürmung eines zweiten Sarges merkwürdig an und läßt den Gedanken aufkommen, daß das Grabmal ursprünglich für eine andere Person, also Maria, bestimmt gewesen sei, und nachträglich statt der Figur Marias der Sarg Edo Wiemkens auf die Platte gesetzt sei, zumal uns überliefert ist, daß „ihr (Marias) Begräbnis gehauen", und das Denkmal bis ins 18. Jahrhundert hinein „Fräulein Marien Begräbnis" genannt wurde. Kurz muß ich hier meine Ansicht einer einheitlichen Entstehung des Sarkophags zusammenfassen, zu der mich künstlerische und konstruktive Gesichtspunkte zwingen. Mit Berechnung hat der Künstler auf die weit auskragende Platte einen derartigen Aufbau gesetzt, da er die Konturen des Kernes denen des Kuppelbaues anpassen wollte (vgl. den Querschnitt Abb. 17). Beschattet von dem eng über ihn gespannten Baldachin, beschützt von den himmelwärts strebenden Frauenfiguren, ruht Edo Wiemken auf dem reichgeschmückten Sarge, der als Mittelpunkt so malerisch und erhebend wirkt, in dem der Künstler den Beschauer in angemessener Entfernung durch die innere Balustrade hält. Ferner spricht in konstruktiver Hinsicht für unsere Ansicht der Punkt sehr klar, daß die konsolartigen Kragstücke mit den Löwenköpfen achsial übereinander liegen, eine Tatsache, die durch den ursächlichen Zusammenhang der Teile bedingt ist. Im Widerspruch hiermit steht nur der Umstand, daß das Denkmal lange Zeit als „Marienbegräbnis" bezeichnet wurde. An sich ist es nichts Verwunderliches, wenn Fürsten zu ihren Lebzeiten ihre Grabmäler errichten lassen.

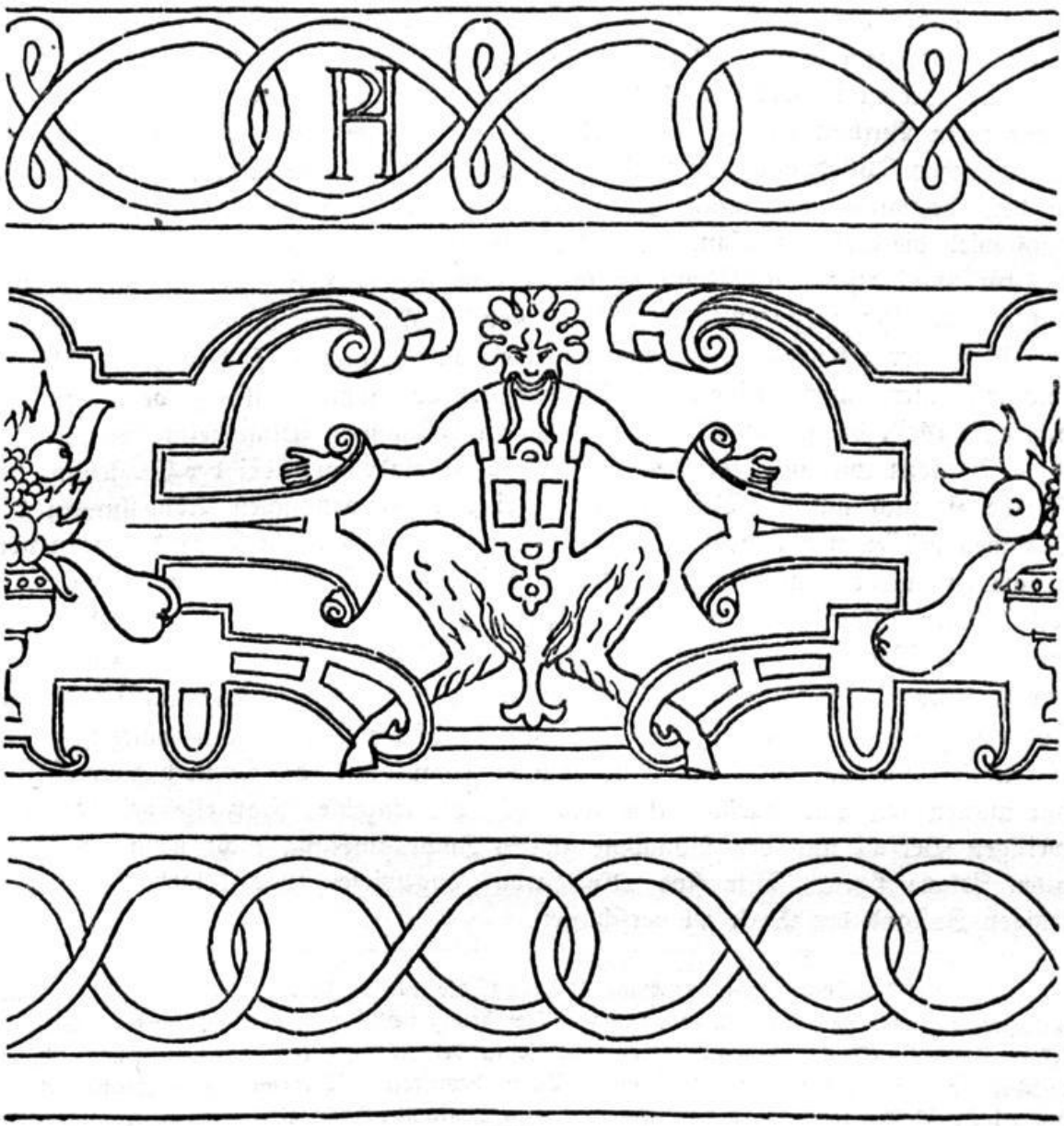
---

[12]) Diese beiden Streckbalken sind ausgewechselt worden und durch eiserne Zuganker ersetzt (vgl. Anm. 6).

[13]) Ein im Altertumsmuseum Jever aufbewahrtes Reststück, wahrscheinlich vom Kirchenbrande stammend, ist eine Füllung von dem kastenartigen Gesims des vorderen Chorteils, da sie in ihrer Größe (28 : 78,5 cm) genau den anderen Füllungen entspricht und einen Teil des Jeverschen Wappens mit Akanthus trägt. Auf diesem Stück sehen wir ebenfalls in großen Buchstaben das Monogramm PH.

Landesbibliothek Oldenburg

Hier aber zwingt uns die ganze Sachlage die Überzeugung auf, daß eine dankbare Tochter — die Letzte ihres Geschlechts — ihrem ruhmreichen Vater und damit



Abbild. 25.

Detail der Decke mit dem Monogramm PH.

1 : 2,5.

(Eigene Aufnahme.)

ihrem Geschlecht einen Denkstein setzen wollte. Was Wunder nun, wenn der Volksmund in dankbarer Verehrung das Grabmal nach der Erbauerin bezeichnet!

Landesbibliothek Oldenburg

Deuten nicht die an den beiden Friesen des Kuppelbaues über dem Eingang zur Gruft dargestellten Leichenzüge, die offenbar die Bestattung Edo Wiemkens verherrlichen, nur zu sehr auf letzteren hin? Denn das Leichenbegängnis ist fraglos das eines Mannes, da auf beiden Darstellungen rechts und links das Leibpferd mit der aufgeschnallten Rüstung des Toten geführt wird. Die Untersuchungen der Anlage nach dem Sarge Fräulein Marias haben unsere Annahme nur bestätigen können. Maria ist weder in der eigentlichen Gruft noch in den Hohlräumen des sargartigen Aufbaues beigesetzt worden[14]). Es könnte nun bei einer allgemeinen künstlerischen Würdigung der Anlage der Einwand erhoben werden, das Denkmal in dem beengten Chor mache einen etwas gedrückten Eindruck. Meiner Ansicht nach wird die Gesamtwirkung durch die gewählten Größenverhältnisse nur gehoben: das Grabmal erfüllt den Raum vollkommen mit seinem Geiste, der uns bannt, ohne daß wir uns ihm entziehen können. Auch von der Kirche aus bietet sich ein günstiger Überblick über die zentrale Anlage, wie die vom Punkte A (s. Grundriß Abb. 16) und konstruierte Perspektive (Abb. 26) zeigt[15]). Wir kommen also zu dem Resultat, daß ein Geist die ganze Anlage nach einem bestimmten Plan geschaffen hat.

Wenden wir uns jetzt dem Schlosse zu, so finden wir bei der Entstehung der Decke ziemlich unklare Verhältnisse. Bei den proportionalen Abmessungen des Raumes müssen wir annehmen, daß für den Einbau bauliche Veränderungen vorgenommen werden mußten, zumal dieser Teil als ältester des Schlosses von mehr willkürlicher Bauart eine Art Anhängsel des starken Turmes darstellt[16]). Aber weder aus Berichten noch aus der baulichen Beschaffenheit des Schlosses können wir uns über diesen Umbau Gewißheit holen. Wir können nun unbeschadet der Wertschätzung der Decke und des Ergebnisses unserer Forschungen annehmen, daß die Decke auch früher dieselbe Ausdehnung gehabt hat, die sie noch heute besitzt, nur müssen wir uns darüber klar sein, daß die einzelnen Holzteile bei dem zeitweiligen Verfall und der Abnahme zwecks Imprägnierung nicht mehr an ihrem alten Platze sitzen. Wir sind also darauf angewiesen, uns Klarheit aus dem jetzigen Zustand der Decke zu verschaffen.

---

[14]) Der Volksmund hat das Ende Marias, die am 20. Februar 1575 im Schlosse eines natürlichen Todes gestorben ist, in dankbarer Verehrung verklärt. Ihr Grab wird in Jever an keiner Stelle markiert. Augenscheinlich ruht sie in der Kirche unter einem eigenen Grabstein, welcher nach einem Kirchengrundriß von 1724 in dem erst 1642 errichteten nördlichen Anbau des Kirchenschiffes lag. In der Gruft unter dem Denkmal ruht sie nicht, was die laut amtlichen Protokolls vom 15. Juli 1885 an diesem Tage erfolgte Öffnung der Gruft bestätigt. Von den 5 in dem engen Gewölbe stehenden schlichten Eichensärgen tragen die vier kleineren die Jahreszahl 1562, während der größte die Reste eines Mannes, nach Knochenbau und Haupthaar zu schließen, — offenbar Edo Wiemkens — enthält.

[15]) Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die im Jahre 1891 errichtete Schutzwand als nicht vorhanden gedacht ist.

[16]) Siehe: das Schloß zu Jever. Kurzer Abriß mit Abb. Anm. 3.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 26. **Ansicht des Edo Wiemken-Grabmals.**

(Nach eigener Pastellzeichnung als Ersatz für verloren gegangene, auf der Standpunkt A ca. 60 cm links von dem auf Abbild. 16 dargestellten Punkt A liegt, wodurch Bild nicht so glücklich.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

3. Untersuchungen den Zeitpunkt betreffend.

Zunächst gelingt es uns, den Zeitpunkt für die Entstehung des Edo Wiemken-Grabmals festzustellen. Die eigentliche Ausführung fällt in die Zeit von 1561 bis 1564, wofür wir verschiedene Belege haben. Zunächst finden wir in den Chroniken und älteren Berichten verschiedentlich Notizen, wonach Fräulein Maria 1561—64 an dem Denkmal hat arbeiten lassen. Ferner finden wir an dem Denkmal selbst die Jahreszahl MDLXIIII auf einem flatternden Bande an einem schönen Fries des Kuppelbaues, die zweifellos echt ist. Wenn wir nun bedenken, daß der Chorneubau 1556 begonnen hat, und weiterhin aus Landrichter Brunincks Aufzeichnungen ersehen, daß 1560 der Diener eines Meisters des „sepultursteins halven" nach Jever kam, so besteht wohl kein Zweifel mehr an der Richtigkeit des Zeitpunktes, eine Zeitspanne, die durchaus angemessen für die Errichtung des Prachtbaues erscheint.

Einige Schwierigkeiten bietet nun die Zeitbestimmung für die Entstehung der Decke. Zunächst bietet der jetzige Zustand derselben einige beachtenswerte Momente. Wir müssen uns darüber klar sein, daß zeitweise einzelne Holzteile ganz abgenommen und bunt durcheinander lange Zeit auf dem Dachboden gelegen haben. Daß hernach die einzelnen Felder nicht wieder in der alten Folge eingesetzt wurden und sogar Stücke verloren gegangen sind, ist einleuchtend. Ein bedeutsames Reststück ist dem Kunstgewerbemuseum in Oldenburg neuerdings zugegangen, nämlich das Mittelfeld einer Kassette, gerade das charakteristische Stück eines Feldes. Bei der ganzen Sachlage ist ohne weiteres anzunehmen, daß bei der letzten Aufbringung der Decke alle Felder bis auf zwei vollständig eingesetzt werden konnten, und von den Resten nur das Mittelstück eines Feldes — wahrscheinlich jedoch noch mehr — erhalten geblieben ist. Es ergibt sich also, daß die beiden ergänzten Felder ursprünglich ebenfalls mit Schnitzwerk gefüllt waren. Und das lag auch im Sinne des Schöpfers der Decke, der ein erhabenes, in seiner Wirkung durch nichts gestörtes Kunstwerk schaffen wollte. Unmöglich hat ein Kamin in der Ausdehnung zweier Felder zur Decke hinaufgeragt, ein Kamin, von dessen Umfang und Schicksal nichts bekannt ist[17]). Nun hat die an der Konsole befindliche Jahreszahl 1836 viel Verwirrung angerichtet. Wenn Herquet dieser Jahreszahl so großes Mißtrauen entgegenbringt, so teile ich dieses völlig. Es ist eine haltlose Idee, daß die Konsole auf einem Herzblättchen in lahmen, undekorativen Zügen das Datum der Entstehung tragen soll. Es ist ohne Zweifel eine neuere Zutat eines Ausbesserers, ja vielleicht eine auf ganz harmlose Weise entstandene Jahreszahl, die nur 1636 oder 1736 gelautet haben kann und später in 1836 umgewandelt worden ist. Gleichzeitig muß ich nach eingehender Untersuchung feststellen, daß die dritte Stelle der Zahl 1836 nie geändert ist, und die ganze Zahl nach Sello nicht 1566 gedeutet werden kann. Das Original der Konsole ist in Abb. 27 abgebildet, während eine Zeichnung Sellos,

[17]) Vgl. im Gegensatz dazu: Riemann, Anm. 8, Lit. XV.

Landesbibliothek Oldenburg

die statt des Haarwulstes Voluten zeigt, eine Umformung des Bildhauers Boschen wiedergibt, der 1883 zusammen mit v. Alten die fragliche Zahl entdeckte und meine Angaben bestätigen kann. Die geänderte Jahreszahl ist also für unsere Zwecke unbrauchbar und wertlos. Den richtigen Weg zur Lösung der Frage zeigt uns zunächst die Stilistik. Diese gleicht vollständig der des Grabmals. Wenn auch die Darstellung der beiden Kunstwerke einen verschiedenen Zweck erfüllen sollen, — hier Freud, dort Leid —, so herrscht doch eine unverkennbare Ähnlichkeit, die unbedingt auf dieselbe Entstehungszeit schließen läßt. Zur Gewißheit wird unsere Annahme durch die Tatsache, daß der am Grabmal oft vorkommende Künstlername PH sich zweimal an der Decke, an einem Fries und einem Mittelfeld, wiederfindet. Weiterhin sind die Jeverschen Schloßrechnungen aus dieser Zeit für uns von Interesse. Da diese stets Notizen baulicher Art bringen, also die Decke keinenfalls unerwähnt gelassen hätten, aber gerade für die Zeit vom 17. Dezember 1551 bis zum 29. April 1567 eine große Lücke aufweisen, so muß die Errichtung der Decke in diese Zeit fallen. Wenn wir nun die Notiz des Landrichters Bruninck, nach der im Jahre 1559 eine große Lieferung Eichenholz zu Schnitzwerk angebracht wird, auf die Täfelung unseres Saales beziehen, so käme also die Zeit von 1559—67 in Betracht. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß schon einige Jahre früher an der Decke gearbeitet wurde, da schon vor 1559 eine andere Ladung „Wagenschott" geliefert sein kann. Um jedoch auch für die Decke eine genaue Zeitbestimmung zu finden, müssen wir uns der Frage zuwenden, wer denn der Meister dieser Kunstwerke war.

4. Untersuchungen den Meister betreffend.

a) Ergebnis der Stilvergleichungen mit Kunstwerken der Nachbarländer.

Es ist der gegebene Weg, eine Prüfung verwandter Denkmäler an Ort und Stelle vorzunehmen, um Beziehungen zu bekannten Künstlern feststellen zu können. Unsere Forschung wird sich erstrecken müssen über die Küstengebiete von Belgien über Holland nach Dänemark und Norddeutschland bis hinauf nach Königsberg. Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist es, zunächst das benachbarte Ostfriesland bei seinem Reichtum an Grabmälern einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Zeigt schon das Grabmal Ripperdas in Hinte bei Emden beachtenswerte Spuren verwandter Kunst[18]), so können wir in Emden selbst am Grabmal des Grafen Enno II. bereits direkte Beziehungen feststellen. Wir stoßen aber schon hier auf Schwierigkeiten, die zu Weiterungen führen würden — z. B. stehen Entstehungszeit und Meister dieses Denkmals ebenfalls urkundlich nicht fest —, so daß

[18]) Grabmal des 15 Jahre alt gestorbenen Omko Ripperda, errichtet vom Häuptling Mamminga zu Lützburg im Jahre 1567. (Erkennbare Inschrift; Leichenzug von Frauen in ostfriesischen Trauergewändern als Relief-Fries; sorgfältige Steinmetzarbeit.) Siehe: „Jahrbuch der bild. Kunst u. vaterländische Altertümer in Emden". Emden, 14. Bd., I. u. II. Heft, 1902.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 27.

Die Konsole mit der gefälschten Jahreszahl.

(Eigene photogr. Aufnahme.)

(Die Jahreszahl steht auf dem mittleren Herzblättchen im Haupthaar über der Stirn.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

wir es vorziehen müssen, zunächst weitere verwandte Denkmäler auszuschalten, und nur den Orten unser Interesse zuwenden, auf die wir durch besondere Momente hingewiesen werden. Die Betrachtung von Kunstdenkmälern in Breda (Nordbrabant), Oosterend, einem Dorf bei Sneek (Friesland), Schleswig und Danzig wird uns auf den richtigen Weg führen. Ein wichtiges Moment in unserer Frage bildet jener Aktenfund, nach dem zwei Künstler direkt zu den Werken in Jever in Beziehung zu stehen scheinen. Rüthning hat ein Bruchstück von dem Register über Einnahmen an Heuer und davon bestrittenen Ausgaben entdeckt, das von Landrichter Bruninck als Vertreter des Rentmeisters Sidonius Popken geführt ist (Aa Jever, Abt. A Tit. XII, Ba Nr. 3a). Die Angaben lauten:

I. Den 8. Oktobris (1559) Adrian dem Schnitker up sine rekenschop 10 koniges daler, facit $11^1/_2$ daler $2^1/_2$ schap.

Den 15. Dezembris (1559) Adrian dem Schnitker up rekenschop geven $17^1/_2$ daler. Schipper Eve Cornelias van Embden hefft under Wangeroch itlich Wagenschott[19]) verlaren, dat de luide dar geborgen, 500 stucke, jedoch sint dersulven 70 stucke uthe dem schepe gehalt, do idt flot, und sint nicht geborgen, de schall me dem schipper sunderlich betalen, und heft sich Sidonius mit diesem schipper umb dut wagenschott vorlikent, also dat he ohme vor sinen dell, de ihme dar von thokumpt 90 fl to 10 schapen, darup heft he thovoren entpfangen 24 daler, is 36 fl, und nuhden 19. Dezembris anno 59 hebbe ich ohme togeven 54 fl und darmit gantz betalt, Sma 54 fl to 10 sch.

Den 9. Martii 1560 Gert Schnitker geven vor 2 kisten to maken up sine eigene kost up dem richtehuse ..... 1 fl.

Den 16. Martii anno 60 hebbe ich Adrian Schnitker gantz affbetalt und geven, wes ohme und sinen gesellen thokumpt bes up den 2 doch Martii vorgangen nha Sidonius eigen berechnunge[20]) Sa ohme geven ..... 40 daler und 6 schap.

Den 21. Mai Adrian dem Schnitker geven up sine rechenschap 14 daler.

Den 6. August Adrian Schnitker up sine besoldunge geven ..... 10 daler.

II. Den 17. Julii (1560) Mester Johan des Schulten diener tho Breda, den he des sepulturs steins halven hir geschicket hadde, geven ..... 7 fl 2 schap (Randbemerkung: Truda gelent).

Wir ziehen zunächst aus dieser Quelle die für uns wichtigen Tatsachen, daß 1) Ende 1559 eine große Ladung Eichenholz zu Schnitzzwecken nach Jever kam,

[19]) Nach Schiller-Lübben englisch wainscot, ausgesuchtes, feines, astfreies, zu Brettern von verschiedener Länge zersägtes Eichenholz, welches zu feineren Arbeiten, besonders zu Vertäfelungen, gebraucht wird.

[20]) Auf einem beiliegenden Zettel folgende Aufrechnung: Anno 60 den 2. Martii mit Adrian Sniddecker gerekent, so kumpt Adrian noch to 61 fl und 1 schap. Hirup hebbe ich Adrian geven den 5. Martii anno 60 .... 14 daler. Noch hebbe ich Adrian geven den 16. Martii 26 daler 6 schap, und ohme also dusse ganze summe betalt.

Landesbibliothek Oldenburg

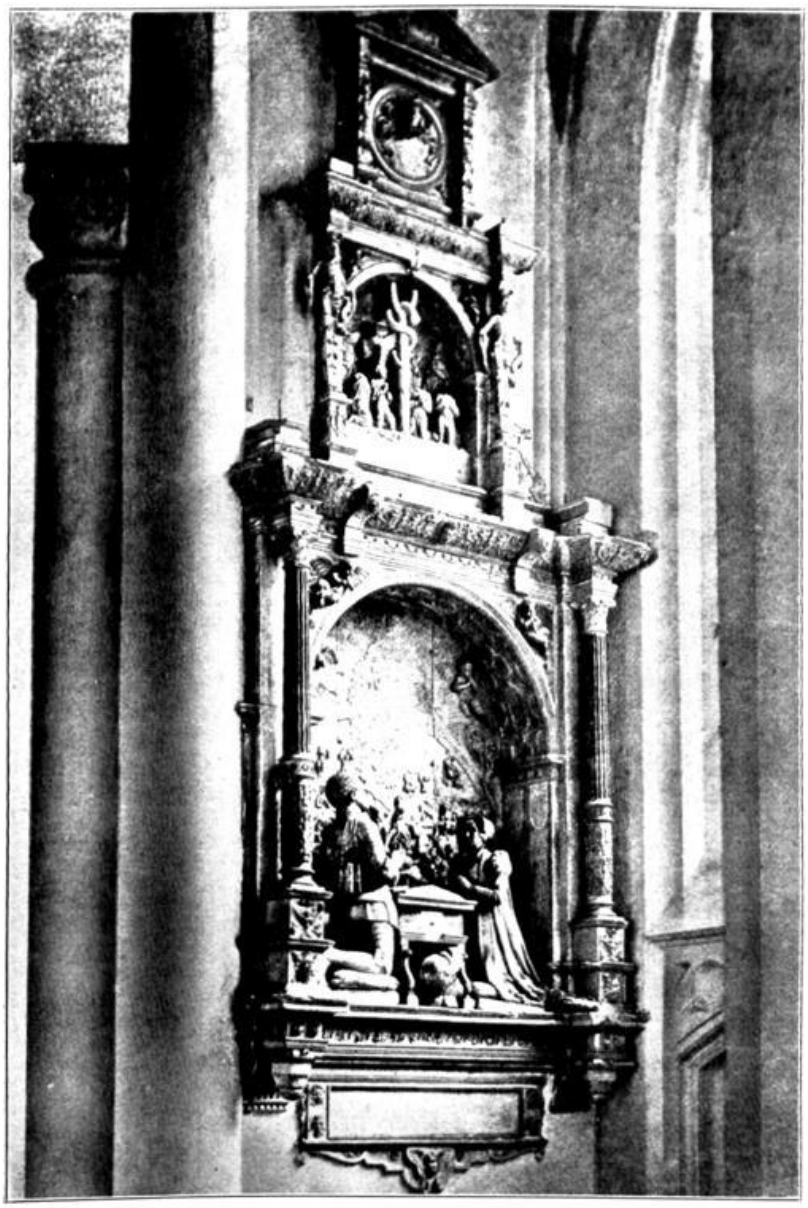
2) ein Holzschnitzer Adrian für etwa 12 Monate 140 Gulden Besoldung erhielt und 3) im Juli 1560 ein Diener von Meister Johann dem Schulten aus Breda des „spulturssteins halven" nach Jever kam und etwa 7 Gulden Lohn erhielt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Eichenholz, in jener Menge und zu jenem Zeitpunkt für den Jeverschen Hof geliefert, nur für die Errichtung der Decke bzw. des Grabmals in Betracht kommt. Von Wichtigkeit ist nun die Frage, ob die zur Decke verwandten Holzteile (ev. einschließlich der des Grabmals) in ihrer Masse der hier erwähnten Eichenholzlieferung entsprechen. Das läßt sich leider nicht zahlenmäßig feststellen: wenn es uns auch gelingt, die Kubikmaße der verwandten Hölzer an der Decke, am Baldachin und Chorgesims zu ermitteln, so stoßen wir doch bei der Festsetzung des Kubikmaßes der gelieferten „Stücke" Wagenschott auf Schwierigkeiten. Bei einem allgemeinen Überschlag jedoch scheinen sich die Massen tatsächlich zu decken. Es ist daher auch nicht anzunehmen, daß eine andere Ladung Holz vor dieser Zeit angekommen ist, ein Moment, das für die Entstehungszeit der Decke wichtig ist. Auf alle Fälle erscheint es mir ausgeschlossen, daß das „Wagenschott" einem andern Zweck gedient hat, vielleicht zu Vertäfelungen im Schlosse oder im später erbauten Richthause, wie ich mich vergeblich festzustellen bemüht habe. Das Lustschlößchen in Marienhausen bei Sande, in dem Maria ebenfalls mit künstlerischem Schnitzwerk gezierte Decken anbringen ließ, können wir ausschalten, da die Erbauung dieses „Grashauses" fast ein Jahrzehnt später fällt. Sollte es ein Zufall sein, daß der Landrichter Bruninck im Anschluß an die Aufzeichnungen, die die Decke betreffen, das andere Denkmal erwähnt, dessen Bau damals vorbereitet wurde? Es bedarf wahrlich wohl keines Beweises, daß mit dem „sepulturstein" der Zeit und Sachlage nach nur das Edo Wiemken-Grabmal gemeint sein kann. Fräulein Maria hätte wohl kaum irgend einer Grabplatte wegen einen ausländischen Meister, der zunächst einen Diener schicken muß, nach Jever kommen lassen.

Es ist nunmehr von größter Wichtigkeit, daß wir uns Klarheit über die beiden Künstler Adrian und Johann de Schulte verschaffen.

Was den Meister Johann de Schulte anbelangt, so hat sich trotz aller Ermittelungen, die in jahrelangen Abständen erfolgten, ein Meister dieses Namens aus Breda nicht ausfindig machen lassen. Eine Durchsicht der Taufbücher von Breda in der Zeit von 1500—1570 verlief ergebnislos, ebenso war der Name in den Poorterbüchern, die die Einwohner mit Bürgerrecht enthalten[21]) für diesen Zeitabschnitt nicht zu finden, und schließlich erwähnen die Rechnungen der Stadt von 1492—1570 keinen Meister Johann de Schulte, der für die Stadt gearbeitet hätte. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die in Breda in großer Zahl

[21]) Eine Durchsicht der Poorterbücher ergibt, daß im Oktober 1539 nicht weniger als 24 Steinhauer, von denen nur einer noch als Bildschnitzer bezeichnet wird, das Bürgerrecht in Breda erhielten.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 28.

Grabmal der Assendelfts in Breda.

Photogr. Aufnahme.
(Nach Hendyck 3. Serie M 1.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

befindlichen Denkmäler einer Kritik zu unterziehen, um auf diese Weise eine Aufklärung der Aktennotiz zu erhalten. Von den vielen, zum Teil recht interessanten Werken kommen für unsere Frage fünf in der „Groote Kerk" aufgestellte Epitaphien in Betracht, die um 1550 von unbekannten Meistern gefertigt sind, und zwar in durchschnittlichen Abmessungen von 1,5 : 2,5 m. Es sind dies: ein Grabtabernakel für einen „Unbekannten", je ein Wandepitaph für Jan van Hulten, Jan van Dendermonde, Nicolaas Vierling und das sinnreiche Monument des Geschlechts der Assendelfts[22]). Die Betrachtung dieser Werke führt uns ebenfalls zu einem negativen Resultat. Zwar finden wir ähnliche Motive, die Gliederungen zeigen gewisse Anklänge an Jever, aber dies liegt in der Stilistik damaliger Zeit. Vielmehr zeigt uns die Ornamentik deutlich, daß hier eine andere Hand tätig gewesen ist. In Breda sehen wir mehr italienische Formengliederungen, vor allem vermissen wir das Charakteristikum der Jeverschen Ornamentik, das Rollwerk mit seinen Durchschiebungen und Schnörkeln, die Wiederholung geometrischer Motive, vollständig. Es läßt sich also durchaus kein Zusammenhang zwischen Jever und Breda konstruieren. Da nun auch sonst kein Meister ähnlichen Namens (Johannes Schulte) zu den Jeverschen Werken in Beziehung zu bringen ist, müssen wir abwarten, späterhin vielleicht eine Erklärung für die rätselhafte Aktennotiz zu finden[23]).

Auch ist die Ermittelung des Meisters Adrian vorläufig nicht gelungen. Zwar findet sich der Name Adrian als Künstlername, aber nirgends haben wir Grund zu der Annahme, daß dieser oder jener in Jever hätte tätig sein können. Es ist in einem Schnitzer Adrian mit dem Beinamen „Karffycz", der um 1536 im Artushofe zu Danzig tätig war, in Verbindung mit dem ebenfalls dort arbeitenden Heinrich Holzapfel (HH!) der Adrian des Jeverschen Aktenstückes vermutet worden. Eine Betrachtung der Kapitäle und Bogenfriese im Artushofe bietet jedoch den klaren Beweis, daß dieser Adrian nicht in Jever tätig war. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Stilistik, die noch rein gotisch ist, in ihrer üppigen und schwulstigen Linienführung eine andere Hand verrät[24]). Auch sonst habe ich in Danzig bei seinem Reichtum deutscher Renaissancewerke keine Spuren finden können, die auf Jever direkt hinweisen. Wenn wir die Rolle des Schnitzers Adrian richtig einschätzen wollen, so ist es von Wichtigkeit, festzustellen, ob sein Lohn in

[22]) Eine ausführliche Beschreibung dieser Werke mit Abbildungen findet sich in: „De Nederlandsche Monumenten van Geschiedenis en Kunst." Van J. Kalff. Deel I: De Provincie Noordbrabant. Erste Stück: De voormalige Baronie van Breda. Utrecht, MDCDXII. Ferner: Galland, Georg: Geschichte der Holländischen Baukunst und Bildnerei. 1890. Seite 84 u. 86.

[23]) An dieser Stelle seien die vielen Bemühungen des Konrektors und Archivars Dr. J. F. Corstens dankbar erwähnt, um so mehr, als bei meinem Aufenthalt in Breda von Seiten der kirchlichen Behörden ich bei meiner Arbeit wenig Verständnis fand.

[24]) Nähere Beschreibung: Simson, Paul; Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, die Banken. 1900. Seite 156, 163, 165 u. 166.

Landesbibliothek Oldenburg

richtigem Verhältnis steht zu einer künstlerischen Leistung, die eine Anteilnahme an den Arbeiten der Jeverschen Werke zuläßt. Die ganze Summe von 93 daler $9^1/_2$ schap verteilt sich etwa auf ein Jahr, da wir annehmen müssen, daß der erste Betrag von $11^1/_2$ daler $2^1/_2$ schap sich auf etwa 2 Monate Arbeitszeit erstreckt. Ferner ist wahrscheinlich, daß Adrian beim Hofe in Kost war, da bei der Ablöhnung des Schnitkers Gert ausdrücklich „up sine eigene Kost" betont wird. Die Bewertung der bar erhaltenen Summe ergibt sich aus derselben Akte, wo wir nach Aufzeichnungen verschiedenartiger Beträge zu dem Resultat kommen, daß Adrian nach dem heutigen Geldwert unter teilweiser Mitbesoldung von Gesellen etwa 2000 Mark erhalten hat[25]). Aus den einzelnen Beträgen ist nicht zu erkennen, inwieweit ein System in der Auszahlung lag, und somit nicht zu ermitteln, inwieweit Gesellen Anteil an der Besoldung haben, da der durchschnittlich tägliche Lohn während der vier Termine sich wie 0,26 : 0,44 (Gesellen erwähnt) : 0,40 : 0,13 verhält. Aus dieser Steigerung in der Mitte können wir schließen, daß Adrian zu diesen Terminen mehr Arbeit leistete, ja sogar Gesellen zu Hilfe nehmen mußte.

---

[25]) Aus der Akte läßt sich berechnen, daß die Gesamtsumme 93 daler $8^1/_2$ schap = 140 Gulden $3^1/_2$ schap ist. Diese Gulden sind also keine Goldgulden, sondern $^2/_3$-Talerstücke. Zur Bewertung der Summe finden wir in derselben Akte folgende Notizen:

a) Den 5. Okt. 1559 den Studenten tho Wittenberg geschickt:

Magister Eden Hilderici	12	daler
Ederdo Rover	10	„
Isibrando Middoch	10	„
Albert her Poppen	10	„
Theophilo	22	„
Georgio Remmeri	20	„

Hierbei ist zu bemerken, daß Theophil und Georg die Söhne Remmers von Seedick waren, der Fräulein Maria so nahe stand. Am 6. Dez. erhalten sie abermals 10 Taler Stipendien.

b) Die Lantzknecht Hans van Horn ist verlovet und hebbe ohme geven ein half Jar besolding. Sa 4 Gulden 5 Okt. 1559.

c) 15. Okt. 1559. Mester Michel dem Medico up sine besoldunge geven 5 daler.

d) 7. Nov. 1559. Mester Johan dem Torneman geven ein half Jar besoldinge, Sa 7 Gulden.

e) 1559 Dez. 23. Doktor Adam Werner von Themar und Amando Wolff, mines gn. freuchen Advocaten und procuratoren am Kay. Kammergericht ein Jar besoldinge 50 daler.

f) 17. April 1560. 10 par ossen — 210 Daler. Ein Paar Ochsen kostet also 21 Taler, jetzt wird nach dem Bericht der Oldenburg. Landwirtschaftskammer von 1913 ein Rind durchschnittlich mit 200 Mark (gering veranschlagt) bezahlt, damals 30 Mark. Die 140 Gulden, zu 280 Mark umgerechnet, müssen wir um das 7—8fache gestiegen annehmen: somit dürfte der ganze Betrag nach dem heutigen Wert mit 2000 Mak einzuschätzen sein.

Dagegen mag hier erwähnt sein, daß der große Meister dieser Stilperiode, Cornelius Floris, für das Tabernakel von Léau 600 Gulden und für den Lettner von Tournay im Jahre 1573 7200 Livres erhielt, während wir die Kosten des Denkmals des Dänenkönigs Christian III. in Roeskilde auf 5500 Taler zu veranschlagen haben. (S. Beckett, Renaissancen og Kunstens historie Danmark. Kjobenhoven 1897. Seite 171.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 29.

Ansicht des Chors der Stadtkirche.

(Eigene photogr. Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Das ist aber gerade jene Zeit, wo das Material für die Decke geliefert wurde. Wenn wir nun wissen, daß Adrian, bei Hofe mit Beköstigung angestellt, seinen regelmäßigen Lohn erhält, während Gert nur zu gelegentlichen Arbeiten herangezogen wurde, so müssen wir annehmen, daß Adrian eben bei den Vorbereitungen für den Einbau der Decke, mit dem Zurichten und Aufteilen der Hölzer, auch vielleicht mit gröberen mechanischen Schnitzarbeiten betraut gewesen ist. Dabei dürfen wir annehmen, daß Adrian keinen geistigen Anteil an der Entstehung der Decke genommen hat und unmöglich die ganze Anlage in ihrer künstlerischen Eigenart ersonnen hat. Wir haben die Bezeichnung „Schnitker" in unserer Akte auf einen Meister anzuwenden, der bessere Schreinerarbeit lieferte, dabei in gewissem Sinne auch kunstfertig war, z. B. im Schnitzen von Truhen. Als einheimischer Meister, bei Hof angestellt, war eben Adrian der gegebene Mann dazu, die ersten Vorarbeiten zu treffen, deren Erledigung den auswärtigen Künstlern nur willkommen sein konnte. Nicht unerwähnt soll es an dieser Stelle bleiben, daß wir gerade im Jahre 1560 einem Steinmetz Adrian in Königsberg begegnen, der 1561 mit festem Gehalt am Hofe Albrechts von Preußen angestellt wurde. Demnach kommt auch dieser Adrian für die Ausführung der Jeverschen Werke nicht in Betracht.

Nachdem wir nunmehr an Hand unseres Aktenstückes wertvolle Feststellungen betreffs Entstehungszeit unserer Werke haben machen können, ist es an der Zeit, daß wir uns der Betrachtung verwandter Denkmäler wieder zuwenden, und zwar ohne Umwege gleich dorthin, wo wir Aufklärung über den unbekannten Meister finden werden.

Es ist dies Oosterend, ein Dorf in Friesland unweit Sneek, wo wir in dem Lettner der stattlichen Kirche ein Werk sehen, dem ein hervorragender Anteil an der Lösung unserer Frage zukommt[26]). Der zweigeschossige Galerieaufbau, der vollständig aus Eichenholz besteht, entspricht nicht dem Wesen eines Lettners, da er sich bereits nahe dem Eingang befindet und den Chor und die Sitzplätze von dem so entstehenden Vorraum trennt. Die obere Galerie, durch eine Treppe zugänglich gemacht, dient als Empore, und dürfte daher die Anlage eher als Empore denn als Lettner anzusprechen sein. Der mittlere der drei unteren Bogen dient als Eingangstor zu den Sitzplätzen, während die beiden anderen durch Bankwerk abgeschlossen werden. Die untere Decke ist mit drei reichen Netzgewölben geziert, während das Netzgewölbe der oberen Decke etwas einfacher gehalten ist. Beide

[26]) Eine ziemlich verzeichnete, in den Verhältnissen jedoch richtige Aufnahme von beiden Fronten befindet sich im: „Friesische Oudheden". Afbeeldingen van merkwardige Voorwerpen van Wetenschap en Kunst, gewonden in de archiven, Kerken, kasteelen, Terpen Euz van Friesland. Afgebeeld in 32 Platen. Te Leeuwarden 1875. Text auf Seite 27—30: „De Galery of Kraak in de Kerk van Oosterend, Abb. Platen 18 en 19."

Ferner ist der Lettner durch Vermittelung des Vereins „Friesische Bouwkring" photographiert worden. Kopien dieser Aufnahmen (Vorderseite im Format 24 : 30, Detail 18 : 24) sind erhältlich im Verlag Meyer en Schaafsma zu Leeuwarden.

Landesbibliothek Oldenburg

Frontseiten, die sich in je 6 Bogen nach der Kirche zu öffnen, sind in ähnlicher Weise ausgebildet. Die obere Galerie trägt unten an dem kräftigen Hauptgesims, das von 4 Karyatiden getragen wird, die Inschrift:

VLIET DIE BEGHEERTEN DER JONCHEIT ENDE STAET NA DIE RECHTVAERDICHEIT, DAT GELOVE, DIE LIEFDE ENDE VREDE.

und entsprechend auf der anderen Chorseite:

IN ALLE DINGEN SO BEWIST V SELVEN EEN EXEMPEL DER GOEDE WERCKEN, ENDE HOUT (V) IN DER LEERING ONSCADELICK.

Die vier Frauenfiguren an der einen Seite tragen am Sockel die Inschriften:

FIGUR — DER — CARIA — FIDES,

während an der anderen Seite die vier entsprechenden männlichen Figuren mit:

FIGUR — DER — PER — SEN

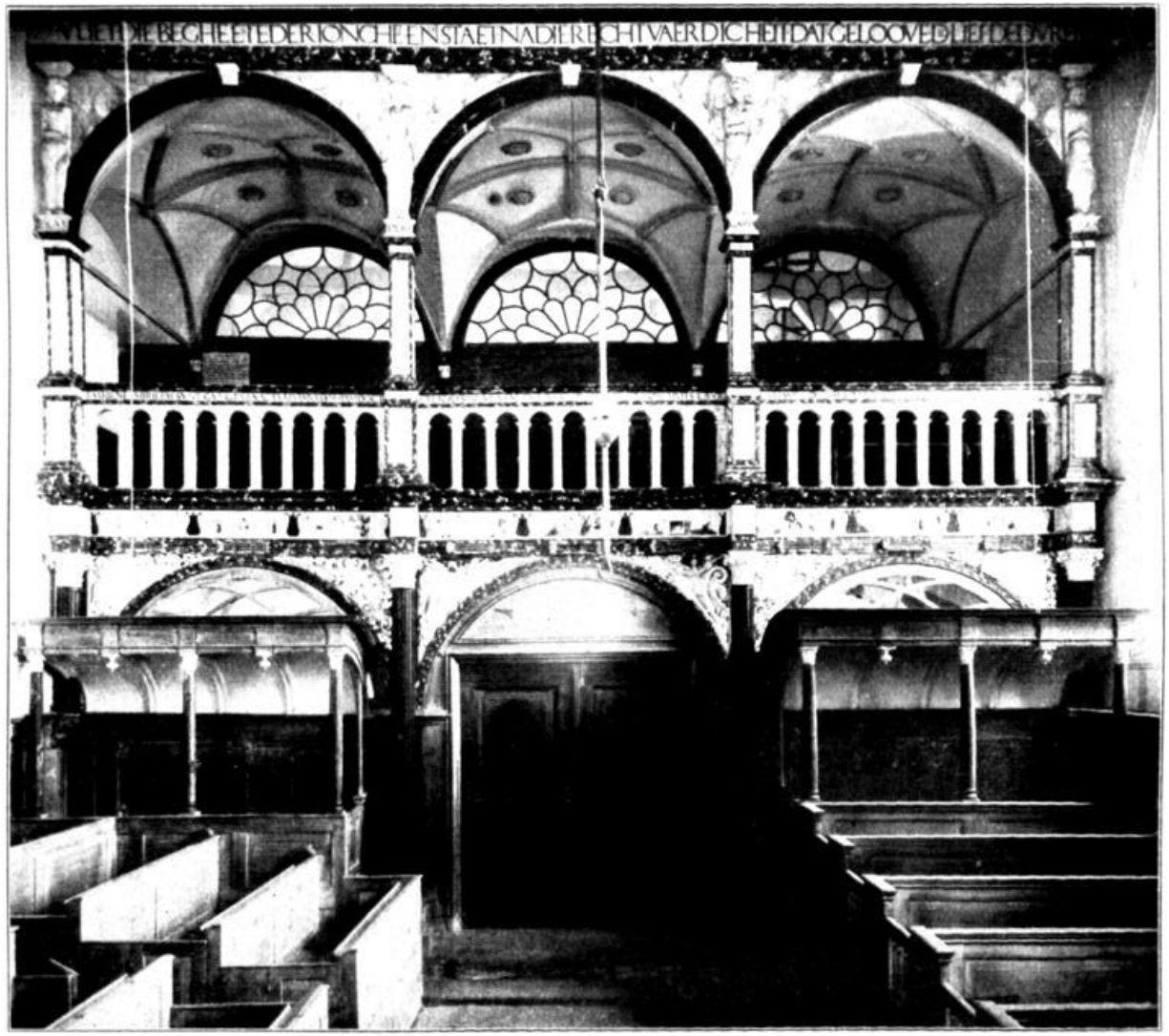
gezeichnet sind. Die Gestalten tragen Rüstungen und Gewänder ohne weitere Abzeichen. An dem Hauptgesims der reichgegliederten Emporenbalustrade finden wir als fortlaufende Inschrift das prahlerische Distichon:

TAM : BENE : FABRILEM : SVNT : CVNCTA : EXACTA : AD : AMVSSYM ·:·
TAM : DOCTA — ET : FACILI : SINGVLA : FACTA : MANV ⌒ PHICIACÆ :
VT : NON : ARTIS : EBVR : — CARIS·VE ○ COLOSSUS ⌒ PLVS ·:·
TVLERIT ·:· LAVDIS ·:· QVAM ·:· FERAT ·:· ISTVD ·:· OPVS ·:· —
QVÆ VETERVM PIETAS : FIDEI RELIGIO QVONDAM ⌒ — ILLA
FVIT : QVÆ DIVIꟻIIAS DESPEXIT ET AVRVM ⁘ — ⁝ID STRVCTVRA
DOCET TANTÆ SIMVL AC OPVS ARTIS ⌒ HEIN ⁝ 54.

Dieser Heinrich H. ist zweifelsohne der Verfertiger der 1554 erbauten Chorschranken, der sein Werk, zur Verherrlichung erhabener Tugenden kunstvoll geschaffen, den Schöpfungen eines Phidias und den 7 Weltwundern des Altertums ebenbürtig zur Seite stellt. Wir wollen nun den rechtschaffenen Künstler nicht kränken, wenn wir sein „opus" in der Weise einschätzen, daß wir die Beherrschung des Stils und die Technik der Ausführung voll anerkennen, eine Kunstfertigkeit, die in ihrer Art ungemein mit der Ausführung der Jeverschen Denkmäler harmoniert. Schon im Entwurf an sich weht uns dieselbe Kühnheit entgegen, die dem luftigen Kuppelbau des Jeverschen Grabmals eigen ist. Man glaubt in den Chorschranken unwillkürlich ein Gegenstück zum Kuppelbau vor sich zu haben, das Zentralsystem ist in eine oblonge Anlage umgesetzt, die abgesehen von der reicheren Ausstattung dem Kuppelbau in jeder Beziehung entspricht. Die charakteristischen Konstruktionen der Gewölbe und die Schnitzereien in den Füllungen zeigen Eigenarten, die beiden Werken gemein sind. Die Stilistik ist genau dieselbe, von Schritt zu Schritt treffen wir gleiche Motive, besonders sei die gleiche Aufteilung von Füllungen in geometrische Motive mit schräglaufendem Muster erwähnt. Überall läßt die Orna-

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 30.

Die Galerie von Oosterend.

Photographische Aufnahme. (Meyer u. Schaafsma, Leeuwarden.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

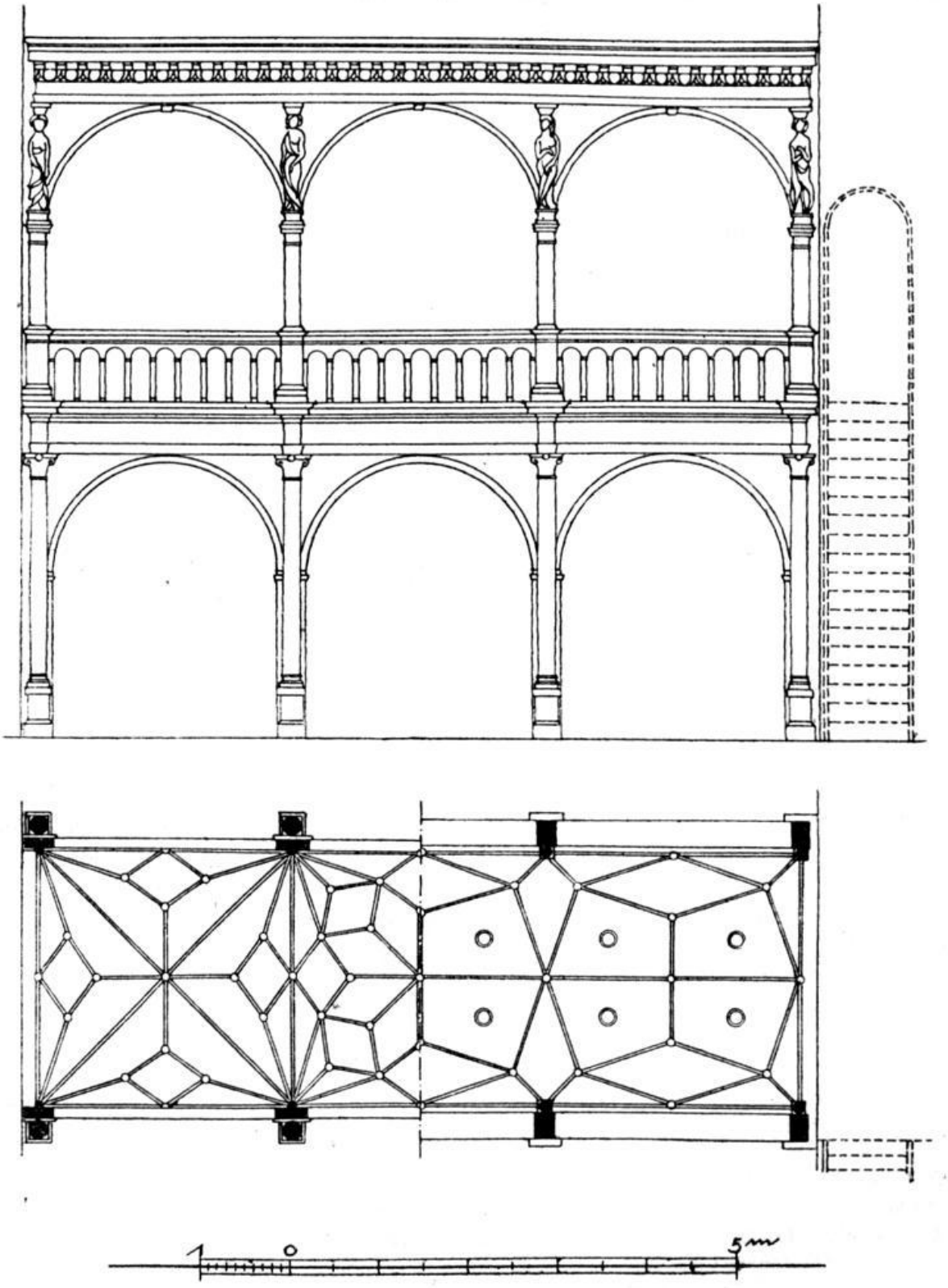


Abbild. 31.

Detail der Galerie von Dofterend.

Photographische Aufnahme. (Meyer u. Schaafsma, Leeuwarden.)

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 32. **Schema der Galerie in Dosterend.** (Eigene Aufnahme.)

Links: Grundriß des unteren Gewölbes. Rechts: Grundriß des oberen Gewölbes.

1 : 90.

Landesbibliothek Oldenburg

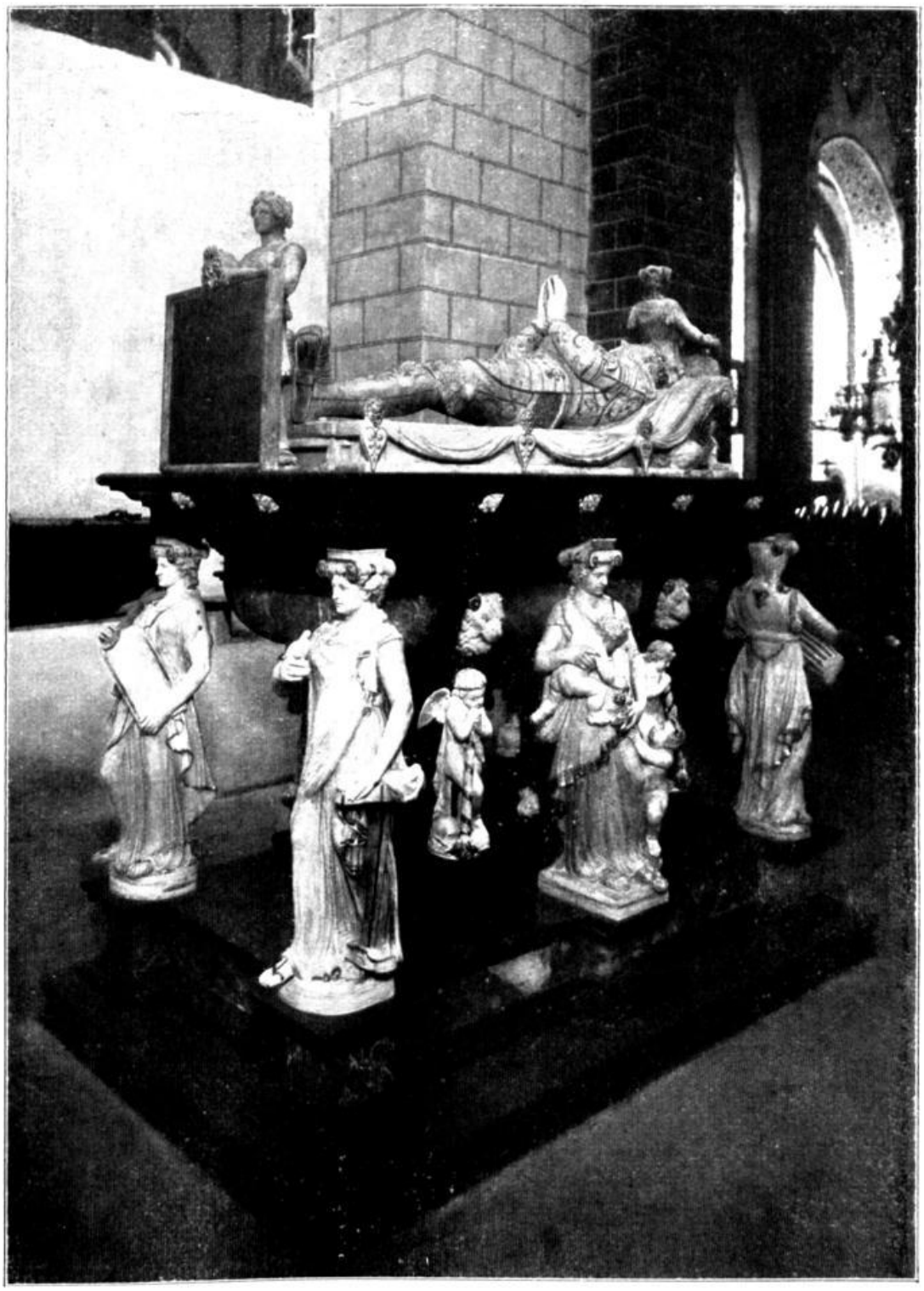
mentik die große Phantasie des Künstlers erkennen. Typisch ist die Einschaltung desselben im Verhältnis zu großen Eierstabes im Hauptgesims der Chorschranken wie in der Schloßdecke. Überhaupt sind die Profilierungen der Gesimse an dem Lettner und am Edo Wiemken-Grabmal durchaus übereinstimmend. In gleicher Weise deuten auch die Darstellungen auf einen gemeinsamen Meister hin: neben der Aufstellung symbolischer Karyatiden mit eigentümlichen Bezeichnungen sehen wir in Oosterend unter der Emporenbalustrade Szenen aus dem Leben Christi in ähnlicher Weise wie am Grabmal in Jever. Schließlich stellen noch äußere Umstände den gemeinsamen Meister der Werke sicher. Das ist zunächst die Wiederholung der Schemas der Chorschranken Oosterends als Füllung an einer Innenfläche der Stützplatten am Sarkophagaufbau, eine Tatsache, die bereits Kohlmann-Emden angedeutet hat[27]). Da das Schema der beiden Renaissance-Fassaden am Grabmal ziemlich allgemein ist, so würde ich nicht ohne weiteres in dem einen die Chorschranken Oosterends erkennen, jedoch die Einschaltung des großen Eierstabes im Hauptgesims, die Aufstellung der Karyatiden und die reliefartig dargestellte perspektivische Innenansicht mit den Gewölberippen stellen die Identität sicher. Zum Überfluß — und damit können wir von weiteren Beweispunkten absehen — finden wir an der Jeverschen Reliefplatte oben das Monogramm HH, das wir unter den gegebenen Umständen als Hein. H. lesen müssen. Die Deutung des Namens Hein. H. sei für später vorbehalten, vorläufig mag die Feststellung genügen, daß der Meister der Chorschranken Oosterends mit dem Jeverschen Künstler HH identisch ist. Würde nun diese Tatsache schon ausreichen, um den Meister unserer Denkmäler festzustellen, so ist zur richtigen Beleuchtung der Frage zuvor notwendig, weitere verwandte Kunstwerke zum Vergleich heranzuziehen, insbesondere zunächst das Denkmal des Königs Friedrich I. von Dänemark im Dom zu Schleswig[28]).

Hier bietet sich ebenfalls ein hervorragendes Bindeglied mit den Jeverschen Werken. Wenn wir das Grabmal König Friedrich I. mit dem Sarkophagaufbau Edo Wiemkens vergleichen, so sind wir erstaunt über die große Ähnlichkeit. In der ganzen Gliederung des Aufbaues, in den Darstellungen und in der eigenartigen Materialzusammenstellung herrscht eine derartige Übereinstimmung, daß wir geneigt sind, nur die Verschiedenheiten hervorzuheben. Der König lagert nur auf einem

[27]) Siehe Anm. 8 Lit. X. Kohlmann gebührt das Verdienst, zuerst auf die Beziehungen zu der Galerie in Oosterend aufmerksam gemacht zu haben.

[28]) Siehe: Urkundliches über König Friedrich I. Denkmal im Dome zu Schleswig. Von Prov. Conserv. R. Haupt. Veröffentlicht in den „Schleswiger Nachrichten" vom 28. November 1887. Ferner: Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Von H. Ehrenberg. Leipzig und Berlin. 1899. Seite 50—51; 57 und 63. Zeichnerische Aufnahmen bei Rob. Schmidt: Das Denkmal König Friedrich I. Leipzig. M. Heßling. O. Jahresangabe, ferner abgebildet bei Haupt: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein. II. S. 307 und in der IV. Auflage von A. Springers Handbuch der Kunstgeschichte. Leipzig 1896. IV. S. 216.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 33. Das Grabmal Königs Friedrich I. zu Schleswig.

(Photogr. Aufnahme von Sparr-Schleswig.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

niedrigen Ruhebett, während Edo Wiemken auf einem zweiten Sarg liegt. Die trauernden Engel mit den umgekehrten Fackeln haben in Schleswig zu Füßen Totenköpfe, die sechs Karyatiden zum Teil andere Embleme:

1. Spiegel und Schlange (den Spiegel finden wir an der „Weisheit" in Jever), 2. Abgebrochener Säulenschaft (in derselben Art wie an der „Fortitudo" am Baldachin), 3. Zwei Knaben (ebenfalls an der „Liebe"), 4. Anker und Vogel (die „Hoffnung" trägt einen Anker), 5. Kreuz und Gesetztafel, 6. Schwert und Wage („Krieg" und „Gerechtigkeit" tragen dieselben Abzeichen wie am Edo Wiemken-Grabmal). Bei diesen geringfügigen Unterschieden ist es klar, daß hier nach demselben Entwurf gearbeitet ist, oder das eine nach dem anderen gefertigt ist.

Bei der Stilvergleichung der beiden Werke müssen wir nun einen klaren Unterschied feststellen: am Schleswiger Denkmal sehen wir eine üppige, flüssige Linienführung, das Werk neigt in seinen Verhältnissen mehr zur italienischen Renaissance, während das Jeversche dagegen überwiegend niederländischen Geist atmet, und die Gliederungen mehr Formen und Verhältnisse deutscher Renaissance tragen. Da eine Ornamentik in Schleswig fast ganz fehlt, müssen wir die großen Vollfiguren zum weiteren Vergleich heranziehen. Das ist aber ein unbilliges Unterfangen, da die Jeverschen Figuren, die zum Teil in modernem Sinne ergänzt, zum Teil nur Modelle darstellen, denen in Schleswig nicht standhalten. Wir erkennen in Schleswig bei genauer Betrachtung der Profile, bei Abwägung der Verhältnisse in den Gliederungen und der Behandlung des Figürlichen zum mindesten einen anderen ausführenden Meister. Leider steht nun auch der Verfertiger des König-Friedrich-Denkmals nicht urkundlich fest, so daß wir gezwungen sind, uns mit der Entstehung dieses Werkes zu beschäftigen.

Es nimmt nicht besonders Wunder, wenn man zunächst angenommen hat, die Heimat des Künstlers sei in Italien zu suchen, und das Werk einem Caprara aus Mailand zugeschrieben hat. Bei den starken italienischen Einflüssen fällt aber das Werk in seinem edlen echt deutschen Geist nicht so sehr aus dem Rahmen der Grabmäler der Nachbarländer heraus, daß man geneigt sein müßte, den Meister in Italien zu suchen. Vielmehr drängt sich dem Kenner damaliger Grabmalskunst die Überzeugung auf, daß das Denkmal seinen Ursprung in den Niederlanden gefunden hat. Und wirklich besitzen wir dafür sichere Belege, mit denen wir uns später ausführlich zu beschäftigen haben. Wir sehen, daß wir unsere Schritte nach jenem Kunstzentrum lenken müssen, von dem eine bestimmende Richtung in der damaligen Verzierungskunst ausging: nach Antwerpen. Hier finden wir für unsere beiden, in ihrem Wesen sich durchaus gleichende Kunstwerke eine Art Vorbild in jener Sammlung von ornamentalen Entwürfen des Cornelius Floris, die 1556 und 1557 in Folio-Format bei einer Blattgröße von 36,7 : 25,5 cm herausgegeben sind unter dem Titel: „Veelderley veranderinghe van grotissen ende Compertimenten, ghemaeckt tot dienste van alle die Conste

Landesbibliothek Oldenburg

beminnen ende ghebruiken. ghedruckt by my Jeronimus Cock 1556 C Floris invent. Libro primo." und ferner: „Veelderley niewe inventien van antycksche sepultueren die men non zeere ghebruykende is met noch zeer fraeye grotissen en Compertimenten zeer beqwame voer beeltsniders anticksniders schilders en alle Constenaers. ghedruckt by my Jeronymus Cock 1557. C. Floris invent. Libro secundo."

Da wir hiermit auf einen Meister jener Zeit stoßen, dessen Einfluß wir auch an unseren Denkmälern in Jever deutlich spüren, ist es notwendig, uns ein Bild von dem Leben und Wirken dieses Künstlers zu machen, und die Beziehungen seiner Entwürfe und Werke zu unseren Denkmälern festzustellen, eine Betrachtung, die uns gleichzeitig als kunstgeschichtliche Einleitung für die Entstehung der Renaissance-Kunstdenkmäler Jevers gelten kann.

b) Verhältnis von Cornelius Floris und seiner Werkstatt zu Jever.

Cornelius Floris, der 1514 oder 1518 in Antwerpen geboren und 1575 ebendort gestorben ist — ich gebe zum Teil die Ausführungen Ehrenbergs wieder —[29]), bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der niederländischen Bildnerei und Verzierungskunst. Zu einem Teil gehört er noch der rein italienisierenden Renaissance an, welche in den Niederlanden besonders während des zweiten Viertels des 16. Jahrhunderts herrschte, zum anderen Teil ist er der vielleicht fruchtbringendste und erfolgreichste Förderer der nordischen Gegenbewegung, welche unter naturalistischer Umbildung und Benutzung der Groteske in den vierziger Jahren gegen die soeben bezeichnete Richtung einsetzte und während der fünfziger Jahre die allgemeine Herrschaft errang. In ersterer Beziehung steht er auf den Schultern des Andrea Sansovino, in letzterer wandelt er hauptsächlich die Bahnen, welche Peter Coek van Aalst und Colyn van Cameryck (Cambray) zu gleicher Zeit beschritten. In welcher Weise sich die Erstlingswerke des Floris zu den Arbeiten dieser beiden Meister verhalten, ob Floris ihnen folgte oder selbständig die neuen Formen ausgeprägt hat, bedarf noch der genaueren Feststellung: immerhin ist es sehr merkwürdig, daß der vornehme und feingebildete, aus eigener sicherer Kenntnis urteilende florentinische Geschichtschreiber Guicciardini ausdrücklich sagt, daß dem Cornelius Floris, dem großen, sehr fleißigen und diensteifrigen Architekten das Verdienst zuerteilt werde, daß er, als der erste, von Italien nach den Niederlanden die Kunst eingeführt habe, die Grotesken im Anschluß an die Natur zu entwerfen (contrafare le grottesche al naturale). Und das ist wohl unter allen Umständen als sicher anzunehmen, daß er als einer der ersten die Groteske ins Nordische umgemodelt und das Rollwerk mit seinen Verkrümmungen und Durchschiebungen unter gleichzeitiger Verwendung von nordischen Frucht- und Blumenbüscheln in

[29]) Siehe Ehrenberg, a. a. O. Seite 196, 197 und 198, Lit. X.

Landesbibliothek Oldenburg

derjenigen Weise ausgebildet und ausgestaltet hat, welche uns am meisten geläufig ist und sich den Siegeszug durch die gesamten nördlichen Lande gebahnt hat. Insbesondere sind beim Epitaph in den Niederlanden, Norddeutschland (zum Teil auch Süddeutschland), Dänemark usw. mehrere Jahrzehnte hindurch fast ausschließlich die Formen zur Anwendung gelangt, welche von Floris erfunden sind.

Von Wichtigkeit sind hierbei die beiden oben erwähnten Ornamentstich-Folgen von 1556 und 1557, als deren Erfinder Cornelius Floris ausdrücklich bezeichnet wird, während die mangelhafte Übertragung auf die Kupferstichplatte dem Hieronymus Cock zur Last fällt. Die erste Reihe umfaßt einschließlich des Titelblattes 12 Blätter, welche mit den Buchstaben des großen lateinischen Alphabets bezeichnet sind, die zweite Reihe 16 Blatt[39]). Außerordentlich reiche, abwechslungsvolle, phantastische Entwürfe, die ihre Quelle in Italien haben. Im architektonischen Aufbau der Gerüste, in der Verwendung antiker Bauglieder und Vasen, in der freien Behandlung der Groteske, in der Anordnung szenischer, reliefartig gedachter Darstellungen, in der Kostümierung einzelner Personen, in der Kenntnis antik-mythologischer Motive u. a. verrät sich überall ein tiefgehender Einfluß der italienischen Renaissancekunst. Das nordische Rollwerk macht sich fast überall geltend und beeinflußt sogar die Zeichnung der Vasen. In den verkrümmten und durcheinandergesteckten Eichenstangen tummeln sich Figuren, deren Heimat kaum in Italien zu suchen ist. Auch die Blumen und Früchte sind nicht auf südländischen Boden erwachsen, sondern sind Kinder des Nordens. Mitunter begegnen wir auch der spukhaften Phantastik, welche allein dem nebelgewohnten Nordgermanen eigentümlich ist. Die Mehrzahl der Blätter sind lediglich als dekorative Entwürfe und Vorlagen ohne bestimmten Gebrauchszweck zu denken, nur Blatt 11—15, zweite Folge, geben uns Denkmalsanlagen wieder, und sind für uns von besonderer Wichtigkeit, da sie uns bestimmte Aufschlüsse und Anhaltspunkte für die Tätigkeit des Cornelius Floris als Bildhauer und Baumeister gewähren. Diese Grabmonumente zeigen dieselben charakteristischen Motive wie das Edo Wiemken-Denkmal in Jever. Wir sehen hier ähnliche Aufbauten mit denselben Gliederungen und derselben Ornamentik, wir finden hier die trauernden Engel mit Fackeln, zu Füßen Totenköpfe, und konsolartige Gurte, mit Löwenköpfen verziert, umspannen die Sarkophage. Insbesondere zeigt das Blatt 14 der „Niewen Inventien" einen Entwurf, der uns fast als ein Vorentwurf für das Edo Wiemken-Grabmal erscheinen möchte, der dann später reicher ausgearbeitet ist. Wir sehen hier die typisch weit auskragende Platte über einem sargartigen Aufbau, gestützt von 6 Karyatiden, mit ähnlichen Symbolen wie die Figuren am Wiemken-Grabmal, auf der Platte einen Ritter in voller Rüstung, die Hände zum Gebet erhoben. Dieser Entwurf gleicht somit wiederum dem Friedrich-

[39]) Die Numerierung erfolgt hier an Hand der Exemplare der Kgl. Bibliothek, Berlin.

Landesbibliothek Oldenburg

Denkmal in Schleswig, so daß die denkbar innigsten Beziehungen zwischen diesen drei Arbeiten bestehen. Es drängt sich uns die Vermutung auf, daß Floris in seinen Stichen als Erinnerung an das vor einigen Jahren vollendete Werk in Schleswig diese Grabmalsanlage in den „Inventien" gebracht hat, um damit gleichzeitig durch die Veröffentlichung weiteren Kreisen eine ausgeführte Denkmalsanlage zugänglich zu machen. Dieses Vorbild ist dann bald verarbeitet worden in Gestalt des Edo Wiemken-Grabmals in Jever.

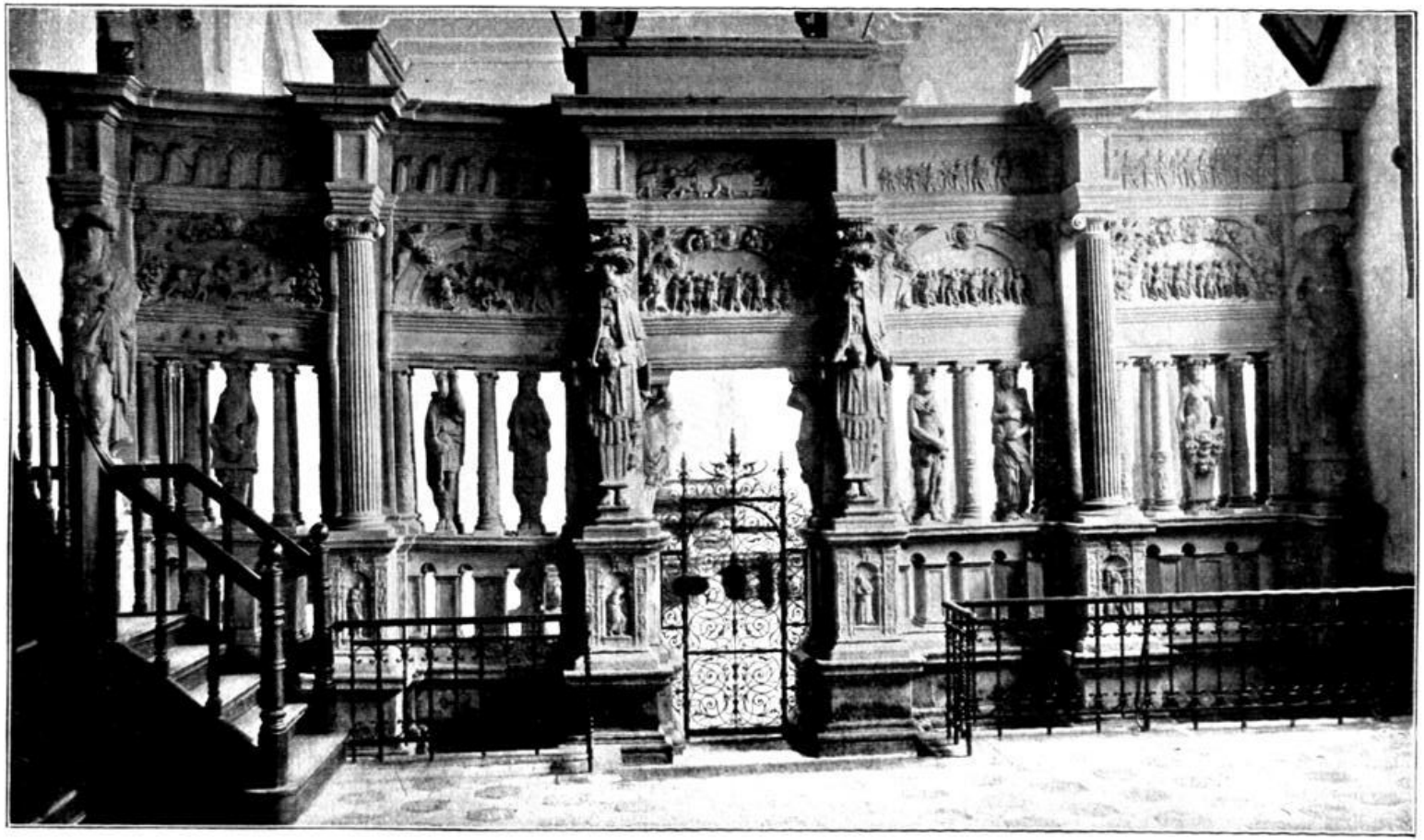
Dieser Umstand geleitet uns in die Werkstatt des Cornelius Floris in Antwerpen. Um die Beziehungen dieses vielbeschäftigten Meisters zu unseren Kunstwerken klarzustellen, ist es von großer Wichtigkeit, die Arbeitsweise in seiner Werkstatt und deren Schöpfungen kennen zu lernen[31]). Ohne Frage müssen wir dem Floris eine ganze Reihe von Denkmälern unserer nordischen Küstengebiete zuschreiben. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf diese Frage einzugehen: wir können uns damit begnügen, zunächst die urkundlich nachweisbar von Floris geschaffenen Werke einer Betrachtung zu unterziehen. Es sind das Tabernakel zu Léan (1550—52), das Antwerpener Rathaus (1561—64), der Lettner zu Tournai (1572—73) und das Grabmal König Christians III. von Dänemark im Dom zu Roeskilde. Eine nähere Beschreibung können wir uns ersparen, es sei an dieser Stelle auf die trefflichen Abbildungen Ysendycks und Hedickes hingewiesen[32]). Wir sehen hier eine enge Stilverwandtschaft mit Jever. Schritt auf Schritt begegnen wir denselben Motiven und Gliederungen, so daß wir ohne Zweifel dieselbe Schule annehmen müssen. Jedoch darf uns ein Unterschied bei genauer Betrachtung nicht entgehen insofern, als die Werke des Floris im Verhältnis zu den Jeverschen Denkmälern mehr italienischen Charakter tragen: es herrscht harmlose Anmut und Weichheit vor. Das Derbe liegt dem Meister fern. Offenbart sich dieser Unterschied schon in der Ornamentik, so finden wir dies in erhöhtem Maße bei Profilen und Verhältnissen in der Gliederung. Besonders erkennen wir diesen Umstand beim Lettner in Oosterend und beim Kuppelbau des Wiemken-Grabmals, wenn wir auch die durch das Material bedingte Formengebung berücksichtigen. Wir gewinnen die Überzeugung, daß ein Gehilfe des Floris die Jeverschen Werke ausgeführt hat, da dieser Unterschied in der Formengebung mit Gewißheit auf eine

[31]) Eine umfassende Darstellung der Kunsttätigkeit dieser Schule und ihrer Anteilnahme an der Entstehung der Kunstwerke in den nordischen Küstenlanden bringt Ehrenberg in seinem Werk: „Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen", eine Abhandlung, die in manchen Teilen unser Thema wertvoll ergänzt (S. 43—67).

[32]) Vortreffliche Abb. der in diesen Rahmen fallenden Werke finden wir bei Ysendyck, documents classés de l'art dans les Pays-Bas. Antwerpen. 1888/89. Tabernakel-Léan: Ysendyck, tabernacles 1, ferner Ewerbeck, Heft 13/14, Blatt 5—7. Antwerpener Rathaus: Ysendyck, A 14 und D 7. Lettner-Tournai: Ysendyck, Jubés 2. Denkmal in Roeskilde, nicht veröffentlicht, Beschreibung bei Beckett, Seite 171 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 34.

Das Grabmal des Grafen Enno II. zu Emden.

Der Wandaufbau.

(Photogr. Aufnahme v. Schwalbe-Emden.)

Landesbibliothek Oldenburg

andere ausführende Hand als die des Floris schließen läßt. In diesem Eindruck werden wir bestärkt, wenn wir eine andere Gruppe von Denkmälern betrachten, die den oben erwähnten Werken des Floris sehr nahe stehen. Es sind dies drei Grabmäler im Königsberger Dom: die Epitaphien der Herzogin Dorothea, der Herzogin Anna Marie und des Herzogs Albrecht von Preußen und schließlich das bereits besprochene Grabmal in Schleswig für König Friedrich. Bei der erstaunlich nahen Verwandtschaft müssen wir nach Lage der Dinge annehmen, daß diese 4 bedeutenden Werke Norddeutschlands ebenfalls aus der Werkstatt des Floris stammen. Erwähnt sei hier auch, daß die Zusammensetzung verschiedenfarbiger Gesteine, die wir in Jever und Schleswig finden, ebenfalls in Königsberg wiederkehrt. An dieser Stelle ist der gegebene Moment, einmal auf das Denkmal zurückzukommen, das uns am Anfang unserer Betrachtung begegnete, nämlich auf das Grabmal Enno II. in Emden[33]). Urkundliche Nachrichten über die Entstehung dieses Werkes, das aus einem freistehenden Epitaph und doppeltem, reich gegliederten Wandaufbau besteht, besitzen wir nicht, wir können jedoch das jetzt angenommene Jahr 1548 als ungefähre Zeitangabe festhalten, wenn wir wissen, daß der berühmte Humanist Grappheus in einem Lobgedicht auf Emden im Jahre 1553 bereits das Denkmal besingt. Wenn wir dieses Epitaph einer der beiden Gruppen zuteilen wollen, so gehört es unbedingt zu der letzteren. Ich möchte nur auf die Behandlung der Karyatiden, der Löwenköpfe und der Schleifen an den Frauenköpfen, auf die Architektur der Bogen und die Gliederung der Säulen aufmerksam machen: wir erkennen hier einen klaren Unterschied zu Jever. Um so näher steht das Emdener Werk den drei Denkmälern in Königsberg und dem in Schleswig. Gewissermaßen eine Bestätigung dieser Beobachtungen bilden die Ausführungen Ehrenbergs über das Enno-Grabmal. Er sagt: „In dem Emdener Werk erkennen wir den echten Floris, seine eigene Hand, nicht die von untergeordneten Schülern. Es atmet eine viel größere Ursprünglichkeit (im Verhältnis zu Jever) und ist viel sorgfältiger durchgearbeitet. Ich möchte nur auf die Karyatiden aufmerksam machen, die durchaus dem allgemeinen Floris-System entsprechen, sowie auf die kleinen Meduſenhäupter, von denen sich eins auf das genaueste am Königsberger Dorotheen-Epitaph von 1549 wiederfindet. . . . . Jedenfalls besteht ein inniger Zusammenhang zwischen den hier behandelten Kunstdenkmälern. Sie bilden eine wichtige, in sich geschlossene Gruppe in der Geschichte und Entwickelung der deutschen Renaissance und gewähren uns vereint ein wertvolles Bild von der reichen und vielseitigen Kunstübung in den nordischen Landen während der Mitte

[33]) Abgeb. bei Ortwein und Scheffers, Deutsche Renaissance, VII. Vgl. auch Aufsatz von Starke im Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst zu Emden. Bd. IV, Heft 2 (1881) Seite 97 und Ehrenberg, Ren.-Denkmäler in Jever und Repert. f. Kunstwissenschaft, 1899, XXII, ferner G. Pauli, Die Renaissancebauten Bremens, 1890, S. 34.

Landesbibliothek Oldenburg

des 16. Jahrhunderts[34])." Die Frage nun, inwieweit Floris selbst Anteil an der Ausführung der ihm zuzuschreibenden Werke genommen hat, würde uns in ihrer Erörterung vom Thema zu sehr abweichen lassen. Ehrenberg läßt sich hierüber in seinem Buch: „Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen" in umfassender Weise aus (Seite 59—63). Uns kommt es hier auf die Feststellung an, daß die erste Gruppe der Florisschen Werke den zuletzt besprochenen vier Werken in Königsberg und Schleswig außerordentlich nahe steht, und daß beide Gruppen somit einen Gegensatz bilden zu den Denkmälern in Oosterend und Jever. Bei der letzten Gruppe fällt uns dieser Unterschied insbesondere auf beim Vergleich des Friedrich-Denkmals in Schleswig mit der Tumba des Edo Wiemken-Grabmals. Die Tumba in Jever ist eben ein Typ für sich, ebenso wie der Kuppelbau und der Lettner in Oosterend, während das Grabmal in Schleswig mehr italienischen Charakter trägt. Ein Punkt, den wir bereits oben bei der Beschreibung des Friedrich-Denkmals festgestellt haben. Nichtsdestoweniger besteht aber für uns die zwingende Notwendigkeit, die Jeverschen Kunstwerke der Antwerpener Schule des Floris einzureihen. Die Zeit der Entstehung im 7. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, die Übereinstimmung des Schleswiger Denkmals mit der Tumba in Jever, die Verwandtschaft der eigenartigen Stilistik, die dauernde Wiederholung der typischen Motive lassen jeden Zweifel ausgeschlossen. Es bleibt uns noch die große Frage, inwieweit Floris an dem Entwurf und an der Ausführung teilgenommen hat.

Um hierüber ein Urteil zu gewinnen, müssen wir uns zunächst einmal den Hergang von der „Bestellung" bis zur „Ablieferung" eines solchen Werkes in damaliger Zeit klarmachen. Es nimmt uns nicht Wunder, wenn die Grabmalskunst allmählich auf Werkstättenfabrikation hinauslief. Schon in den 50er Jahren erkennen wir aus den erhaltenen Verhandlungen, wie ausgeprägt schon damals die geschäftliche Form der Verdingung war. Mit den kleineren, in großer Anzahl erhaltenen Grabplatten und Relieftafeln religiösen Charakters, die in den Niederlanden fabrikmäßig hergestellt wurden, trieb man einen förmlichen Handel. Gewiß konnte die alte Schwäche des Deutschen, das Fremde aus den Niederlanden und Italien für vornehmer als das Einheimische zu halten, nur dazu beitragen, der deutschen Bildhauerkunst allmählich den Boden abzugraben. So können wir es verstehen, daß bei umfangreichen Kunstwerken sich die Fürsten an einen kunstverständigen Einheimischen wandten, der dann einen Auftrag für die Lieferung aus dem Ausland bekam und gewissermaßen als Vermittler tätig war. Zahlreiche Nachrichten tun uns kund, wie umständlich die Ausführung eines solchen Auftrages sich oft gestaltete, und welche Not die auftraggebenden Fürsten oft zu überstehen hatten, um ihrem Hofe ein Kunstwerk zu ihrem und ihrer Nachkommen

[34]) Siehe Ehrenberg: Die Renaissance-Denkmäler in Jever a.a.O., Seite 195 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Ruhm zu sichern. Fesselnd sind gerade für uns die urkundlichen Nachrichten über die Entstehung des Friedrich-Denkmals in Schleswig[35]).

Bei der Verfertigung dieses Grabmals spielt Jacob Binck eine gewisse Rolle, der als Meister der Kleinkunst in seinem Zeitalter eine beachtenswerte Stellung einnimmt[36]).

Bald bei König Christian im Dienst, bald am Hofe von dessen Schwager, des Herzogs Albrecht von Preußen, wurde es den Fürsten bei der gewohnten Unzuverlässigkeit und Unpünktlichkeit Bincks nicht leicht, die Gunst des Künstlers ihrem Hofe zu sichern. Der Meister, auf den Christian ein gewisses Anrecht hatte, hielt sich in den Niederlanden zur Erledigung eines Auftrages des Preußenherzogs über die Gebühr lange auf. Infolgedessen ließ sich Binck zu einer Art Entschuldigung bei dem Dänenkönig herbei, indem er von Antorf aus am 15. Juni 1549 schrieb: „Nachdem sich mein Außenbleiben lenger verzogen, als mir E. K. M. Verlaup geben, gebe ich E. K. M. yn Underdenichkeit zu erkennen, daß ich vil Zeit habe verseumen meussen durch Wiederwertichkeit und Ungelück, das sich gegen mir hat zugedragen, dardurch ich bin verletzt worden, als ich E. K. M., wil Got, wil müntlich berichten. Und nachdem ich auch geseen, daß das Werk, so ich zu bestellen alhe vorgehapt, (das Denkmal der Markgräfin von Preußen), von dem Meister nachlesich und verseumlich vortgangen mit Abrechnung der Kunst und Artlichkeit, de es zu haben gebeurt, vermerkt, hat mich gut geduchgt, che zu verzien, das helfen anzugeben, auf daß das Werk desser kunstlicher und artlicher ins Werk gestellt und volbracht wurde..... Diß Werk aber wirt gevertiget und vollent sein ungeverlich in 4 Wochgen, alsdann will ich das vermachen, in Kisten verslagen und zu Schiff verschaffen, mych aber aen lenger Verzuch zu Land an E. K. M. verfögen". (Nye Danske Mag. I. S. 330). Da ein Jahr nach seiner Rückkehr Binck ganz in die Dienste des Herzogs trat, mußte Christian ihn förmlich losbitten, indem er sich am 28. Juli 1551 mit folgendem Schreiben an Albrecht wandte: „Und als E. L. vorrugter Zeit unsers Contrafehrs Jacob Bincken halber geschrieben, daß wir denselben erlauben wolten, hetten wir sollichs vorlengst gerne gethan; er hat aber etzlich Arbeit gehapt, darüber er bis daher verzogen, und werden E. L. und des Vorzugs

[35]) Die Nachrichten sind enthalten in dem von Hagen seinem „Dom von Königsberg" beigegebenen Leben Jacob Bincks; sie sind in den Meuselschen Miscellaneis entnommen und entstammen einem im Neuen Dänischen Magazin enthaltenen Aufsatze über Jacob Bincks Tätigkeit am dänischen Hofe. Herr Provinzialkonservator Haupt in Preetz hat unter Bezugnahme auf diese Nachrichten einen Artikel „Urkundliches über König Friedrich I. Denkmal im Dom zu Schleswig" am 23. November 1887 in den „Schleswiger Nachrichten" veröffentlicht.

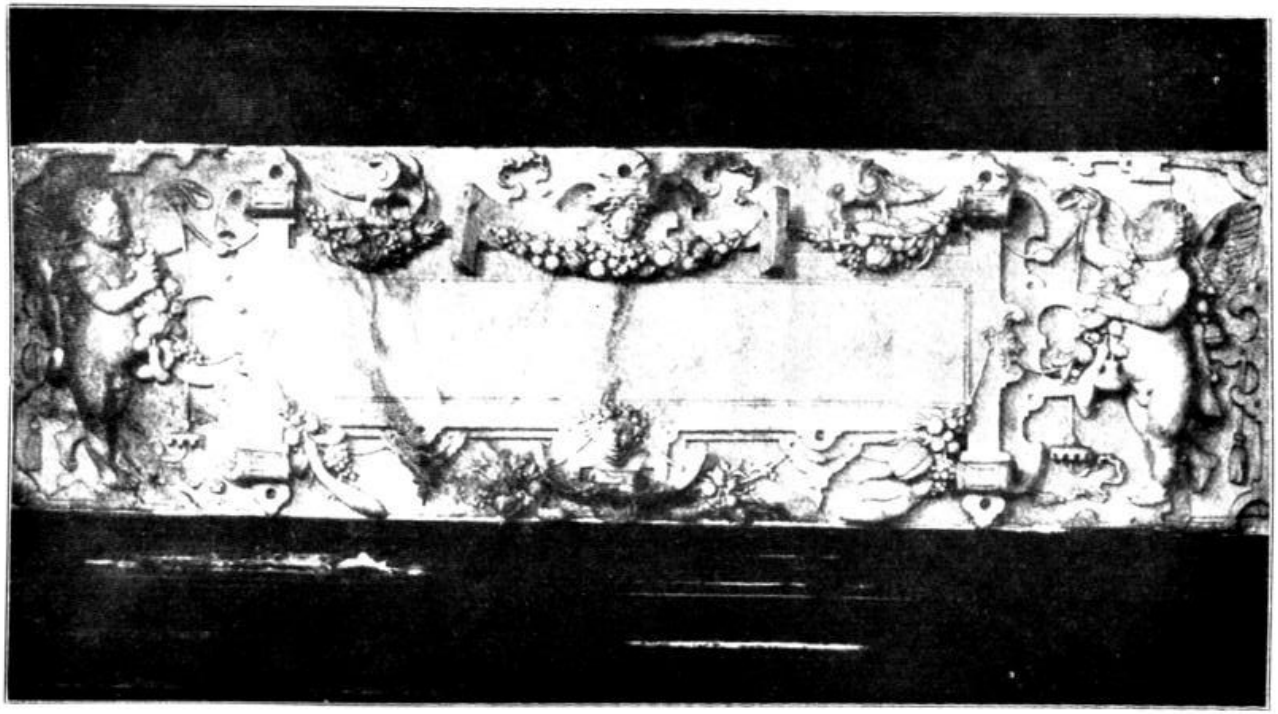
[36]) Jacob Binck, zu Cöln 1490 oder 1504 geboren, ist hauptsächlich als Kupferstecher, als Verfertiger von Medaillen und Reliefs in Holzschnitzerei und als Stecher von Namen bekannt. Die Schöpfung großer monumentaler Werke ist ihm zu Unrecht zugeschrieben worden.

Landesbibliothek Oldenburg

freuntlich entschuldigt halten. Wir mugen auch E. L. freuntlich nicht bergen, daß wir unsers gelipten Hern Vattern Koning Friderichen ..... Begrebnuß (Epitaph) in Niderlande auch vorfertigen lassen. Nun haben wir mit Vincken verabscheidet, daß er uns dasselbe aus dem Niderlande holen und auffetzen soll; bitten demnach freuntlich, E. L. wolle erlauben, sich nach dem Niderlande zu begeben, solche Begrebnuß zu holen und aufzusetzen" (N. Danske Mag. I. S. 335). Ein Jahr später läßt er sich abermals über den ungetreuen Binck wie folgt an den Herzog vernehmen: „Jacob Vincken belangen, mugen wir E. L. freuntlich nicht unangezeigt lassen, daß der nunmehr lenger denn ein Jahr von uns genzlich erlaubt worden, hat sich auch alsbald von hinnen begeben, und hetten nicht anders gemeint, wie wir ihnen auch erinnern lassen, er wurd lengst bey E. L. angelangt sein und die Begrebnuß aufgesetzt haben; und ist uns solches nicht weniger, als E. L. von ihme zu Mißfallen; wann er noch unser Diener were, solt an ernster Undersage nicht erwinden. Wir sind aber bericht, daß er die Zeit über zu Schleßwig und Lübeck gelegen; was ine da ufgehalten, mag er wissen. ....." (N. D. Mag. I. S. 356). Am 30. Auguft 1552 erhielt Albrecht endlich das Markgräfindenkmal, das Binck inzwischen aus Lübeck abgesandt hatte. Dem Dänenkönig gibt nun Binck das Friedrich-Denkmal betreffend folgende Nachricht: „Demnach als E. K. M. in meinem Abscheiden der Begrepnis und Sepultur halben E. M. Herrn Vaters ..... mit Bevel gedaen, deselbige zu fordern, zu holen und aufzurichten, den nach zu kommen, so hab ich durch mein Schreiben, so oft Botschaft daselbst hin vorgevallen, den Meister des Werks gedreiben und ummer umb das Werk anzuhalten gefordert, das es diesen Sommer hat meugen gesetzt werden, damit ich meiner Zusage jegen E. K. M. als mein vermeugliche Heulf und Forderung, auf das es dester artlicher het meugen verwart, gefuert, aufgericht und gesetzt het werden meugen, het sollen, und gern wollen darzu gedaen haben. De Verletzung aber, daß es den Sommer nit gevertichgt worden ist, so ich von dem Meister des Werks schriftlich Bericht entfangen habe, ist das, das er nicht schönen Stein, der weiß und rein gnoch gewesen ist, zu Bereit hat bekommen mugen, darvon das ganze Bild, das oben auf ligen soll (des Königs Figur), gemacht werden, und hat sinen Berichten nach anderen Stein aus Engellant darzu verschreiben müssen. Und weiwoll ich um ein Zeit lanck kein Botschaft darher bekommen habe, so halt ichs doch darvor, das es un dalich wirt gemacht, gefertigt und vollendet sein. Ich haube auchg der löblichen in Got verstorbenen etwan Herzogin in Preußen seliger Gedechtnis ihr Epitavey zeitliches Sommers hin zu Keunigsberck geschickt; es ist auch Gott Lob gluckselich ankommen, bin auchg Willens, mit Gottes Hulf in kurzen Tagen zu volgen, das zu setzen und aufzurichten ..... So E. K. M. noch meine Heulf und Deinste zu der Sepulturen und Begrepnus begerende were, so wollten E. K. M. mir solges mit einem kleinen Zetteln kundt thon, so will ich mich E. K. M. in Underdenichkeit dareinnen zu denen bewissen, so vill mir meuglich ist. (N. D. Mag. I, S. 358.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 35.

Fries vom Lettner in Tournay.

(Aus Hedicke, Floris-Dekorationen.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 36.

Fries vom Edo Wiemken-Grabmal.

(Eigene photogr. Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Wir erkennen also aus diesem wertvollen Briefwechsel, daß damals Fürsten in Besitz ihrer niederländischen Skulpturen in der Regel durch Agenten oder Geschäftsreisende kamen, andererseits aber gewinnen wir ein Bild von der Arbeitsweise in der Werkstatt des vielbeschäftigten Floris. Es liegt in der Natur der Sache, daß Floris bald ganze Stücke seinen Gehilfen zur Bearbeitung überlassen mußte, so daß er sich nur an dem Entwurf und der Ausführung feinerer Details beteiligen konnte. Als Beispiel schematischer Fabrikarbeit sei hier noch angeführt, daß, wie Ehrenberg richtig hervorhebt, beim Albrecht-Epitaph sich die Figur des Herzogs, bei der man zweifellos am ersten eine individuelle Besonderheit erwarten könnte, ganz ähnlich auf einem 12 bis 15 Jahre späteren Werk, nämlich an dem Tabernakel zu Suerbempte, wiederfindet[37]). Und so können wir uns erklären, daß mit der Zeit begabte Schüler in der Lage waren, selbständig ein Denkmal zu entwerfen und auszuführen. Ich denke hier vornehmlich an Heinrich Hagart, in dem wir den Hein. H. des Lettners in Oosterend ohne Frage wiedererkennen müssen. Da nun, wie oben festgestellt wurde, Hein. H. mit dem H. H. der Jeverschen Werke identisch ist, so müssen wir die Chorschranken in Oosterend und die beiden Denkmäler in Jever, die Decke und das Edo Wiemken-Grabmal, als Werke des Heinrich Hagart ansehen. Aus den weiter oben stehenden stilistischen Untersuchungen geht bereits hervor, daß diese Werke als ziemlich selbständige Arbeiten des Künstlers zu betrachten sind: aus verschiedenen Gründen kann ich dem Floris nur eine ganz geringe Anteilnahme zubilligen.

Zunächst zwingt uns zu dieser Annahme der Charakter der Stilistik, wie wir bereits oben angeführt haben. Dem genauen Beobachter der erwähnten Werke in den Küstengebieten wird dieser augenfällige Gegensatz, in dem die Denkmäler von Oosterend und Jever zu den übrigen stehen, nicht entgehen. Deutlich sieht man hier in Jever und Oosterend eine andere ausführende Hand, die dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge gibt. Das Ganze mutet uns, möchte man fast sagen, etwas unreif an: der Künstler neigt mehr in den Gliederungen der Formengebung deutscher Renaissance zu, läßt sich aber von den italienischen Motiven, die auf seinen Lehrmeister so tiefen Einfluß gehabt haben, zu einer Stilgestaltung herbei, die in typischer Weise diesen Kampf zwischen deutschem und italienischem Kunstempfinden überall verrät.

Wir dürfen es an dieser Stelle nicht unterlassen, einmal ganz ins Einzelne zu gehen, um uns durch Gegenüberstellung gleicher Motive von der Hand des Floris und der des Hagart diesen feinen Unterschied vor Augen zu führen. Als Beispiele wollen wir zunächst die Formengebung in der Ornamentik, dann die Gliederung im Aufbau und in den Gesimsen und schließlich auch die Bearbeitung der Vollfiguren betrachten. In den vorstehenden Abbildungen eines Ornamentes

[37]) Vgl. Ehrenberg, Repert. f. Kunstwissenschaft, 1899, XXII, S. 199; ferner derſ., Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen, S. 66.

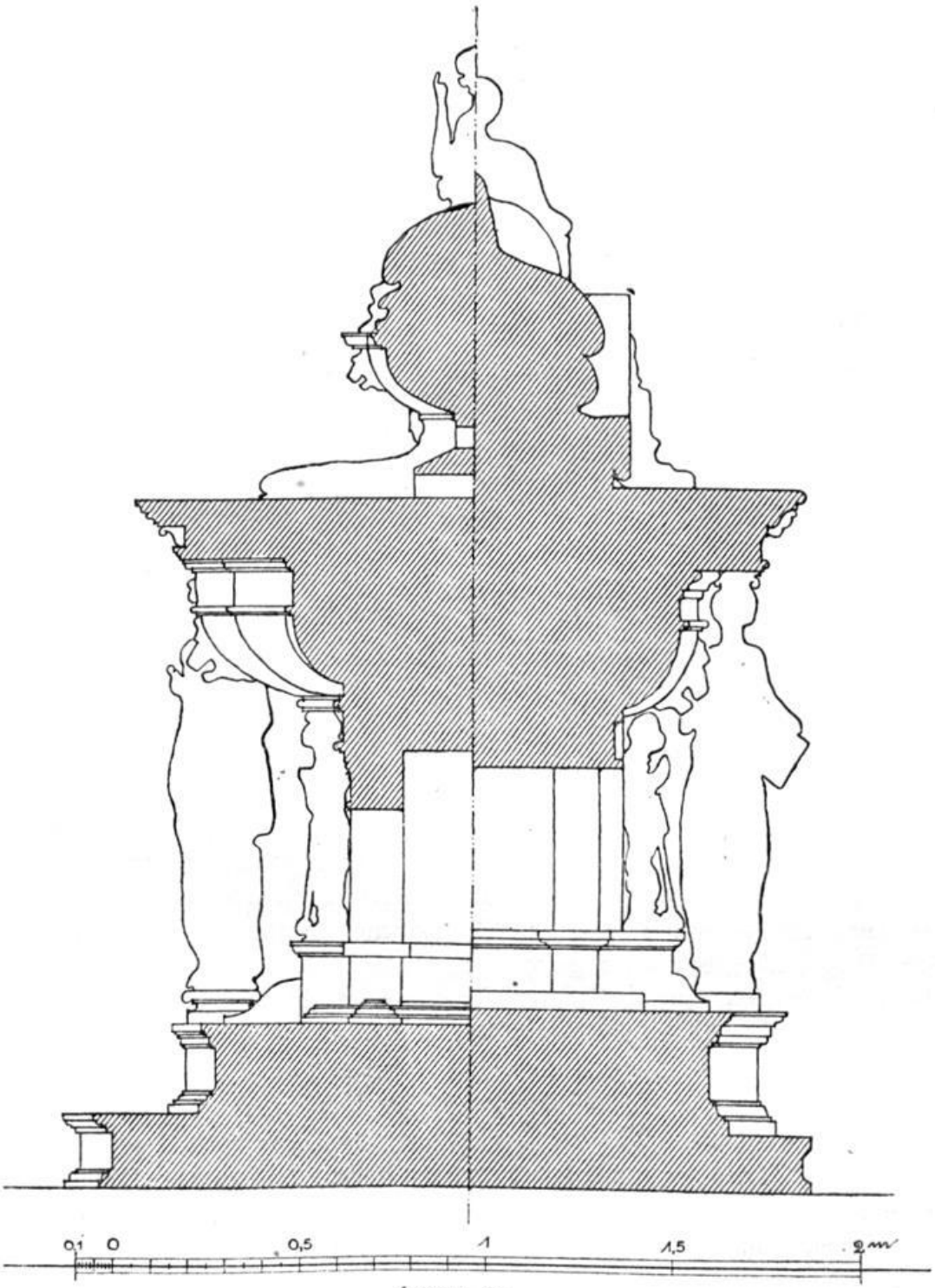
Landesbibliothek Oldenburg

vom Lettner in Tournay und eines solchen vom Edo Wiemken-Grabmal sehen wir deutlich, daß in der Gruppierung des Stab- und Rollwerks, der Blätter, Früchte und in der Formengebung des Blattschnitts und der Früchte ein Gegensatz obwaltet: die Hand des Floris arbeitet flüssiger als die des HH und PH, die nicht so sehr unter italienischen Einfluß stehend, in ihrer nordischen Eigenart steifere Formen schaffen. Außerordentlich schlagend in unsere Beweisführung ist ferner ein Vergleich der Verhältnisse im Aufbau und der Profile des Schleswiger und des Jeverschen Grabmals. Nebenstehend sind die Konturen der beiden Denkmäler in gleichem Maßstabe nebeneinander aufgetragen, ein Bild, das uns lebhaft die Eigenart der beiden Künstler vor Augen führt. In letzter Linie mag die Betrachtung der großen Karyatiden am Schleswiger Denkmal, an denen Floris sicher selbst mit Hand angelegt hat, und der entsprechenden Jeverschen das Bild vervollständigen. Zum Vergleich ziehen wir am besten die Figuren der „Liebe" heran, da diese Figur in Jever erhalten geblieben ist und Hargarts Hand erkennen läßt. In der Haltung des Körpers, in der Behandlung der Gewandung und der Gestaltung der Embleme herrscht ein wesentlicher Unterschied. Gerade die Gegenüberstellung der stilistischen Eigenarten ist außerordentlich überzeugend für unsere Annahme, daß HH und PH als selbständige Künstler die Werke geschaffen haben.

In zweiter Linie deuten die Inschriften und Monogramme auf den wirklichen Meister Heinrich Hagart hin. Trotz eifriger Nachforschungen sind an den Kunstwerken der ganzen Küstengebiete von Belgien bis hinauf nach Königsberg ähnliche Monogramme und Inschriften nicht entdeckt worden. Das Distichon in Oosterend, in dem der Künstler seine Arbeit, die er mit seinem Namenszug versehen hat, so rühmt, zeigt uns, daß der Meister das Werk als von ihm verfertigt der Nachwelt überliefert wissen wollte. Daher ist es erklärlich, daß der Meister auch in Jever das Bedürfnis hatte, durch Anbringung von Monogrammen das Werk zu dem seinigen zu stempeln. Der tatkräftige Gehilfe des Hagart war ein PH, in dem wir vielleicht, wie Sello meint, einen Bruder des HH erblicken können. Das Monogramm PH finden wir verhältnismäßig selten, während das HH mehr als 20mal über das ganze Denkmal verstreut vorkommt. Die Art und Weise dieser Einschnitzung nun muß uns stutzig machen. Riemann bemerkt dazu: „Dieser Bildhauer PH, der seinen Namen nur am Skulpturenschmuck des Denkmals, im Eichenholz wie in Stückverzierungen angebracht, hat jedenfalls, wenn nicht die reiche Ornamentik des Denkmals erfunden, doch sie nach den Zeichnungen und Entwürfen des Meisters ausgeführt, während sein Kollege HH die mehr handwerksmäßigen Steinmetzarbeiten besorgte und in Anbringung von HH sich nicht genug tun konnte" [38]). Ich möchte nicht behaupten, daß das Gegenteil richtig wäre, denn sonst würde unser PH zu schlecht wegkommen, der neben HH einen hervor-

[38]) Siehe Riemann, Gesch. d. Jeverlandes, II. 1906, Kap. 124.

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 37.

Schema des Jeverschen (links) und des Schleswiger Grabmals (rechts).
1 : 20.
(Eigene Zeichnung)

Landesbibliothek Oldenburg

ragenden Anteil an den Arbeiten hat. Gerade an den schönsten Ornamentstücken, z. B. an verzierten Säulenschäften und am Sarg selbst finden wir das Monogramm HH, das übrigens sichtlich oft gefälscht ist. Bei seinem ungeschützten Zustand hat das Werk viele willkürliche Einschnitzungen, wie CH, CLJ 1760 u. a. m., erfahren, die grob und plump wie auch einige HH angebracht sind. An dem kleinen Postament, auf dem ein stützender Knabe in der Längsachse der Tumba steht, findet sich unbeholfen und roh an ganz willkürlicher Stelle ein HH eingehauen, obwohl der an sich glatte Sockel bei seinem Mangel an Ornamentik keinen Anlaß zu solcher Kennzeichnung bietet. Das ist sichtlich die spätere Zutat eines Barbaren. Da Heinrich Hagart seine Initialien in scharfen römischen Buchstaben mit sicherer Hand und sicherem Werkzeug eingemeißelt hat, und sich mehrere roh angebrachte Monogramme finden, so würde bei weiterer Sichtung die Zahl der echten HH erheblich zusammenschrumpfen. Es würde zu weit führen, diese Frage weiter zu erörtern. Wir sehen in HH den Meister, den geistigen Schöpfer, der unter Mitwirkung des ihm künstlerisch und vielleicht auch verwandtschaftlich nahestehenden PH mit den nötigen Gesellen die Kunstwerke schuf. Als weitere Stütze für unsere Behauptung diene nun folgendes. Die Art der Gestaltung der Hagartschen Werke und ihre Wesensverwandtschaft im Aufbau zeigen uns deutlich den gemeinsamen Meister. Hatte Hagart für die Tumba in dem Friedrich-Denkmal zu Schleswig ein Vorbild, das er fast getreu übernahm, so brauchte er nur den von ihm geschaffenen Lettner zu Dosterend zu einer zentralen Anlage über dieser Tumba umzugestalten, so ergab sich das Edo Wiemken-Grabmal. Gerade die Lösung des Kuppelbaues entspricht der ihm eigenen kühnen Art im Entwurf. Es macht den Eindruck, als ob gerade dieser Künstler den Entwurf zum Edo Wiemken-Grabmal gar nicht anders hätte lösen können. Dieser Punkt darf nicht unterschätzt werden. Schließlich dient es gleichsam zur Bestätigung unserer Behauptung, wenn wir bedenken, daß gerade in die Zeit von 1561—64 der Bau des Antwerpener Rathauses fällt. Dieser gewaltige Bau mußte bei seiner reichen Ausstattung die volle Arbeitskraft eines Floris in Anspruch nehmen. Nach dieser ganzen Sachlage müssen wir annehmen, daß Floris die Erledigung des Jeverschen Auftrages dem Hagart übertrug und selbst nur geringen Anteil am Entwurf, geschweige denn an der Ausführung zu nehmen in der Lage war, so daß Hagart in der ihm eigenen Art das Wiemken-Denkmal schaffen konnte. Mit der Verfertigung der Decke verhält es sich ähnlich. Auch hier wird Floris kaum mit Hand angelegt haben, da doch das „Wagenschott" direkt nach Jever geliefert und somit erst dort bearbeitet wurde. Überhaupt müssen wir annehmen, daß die Holzteile wohl durchweg an Ort und Stelle bearbeitet wurden. Abgesehen von der Aktennotiz von der Lieferung des Materials rechtfertigt auch die bequemere Art der Verarbeitung und des Aufbaues unsere Annahme. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, vielmehr wahrscheinlich, daß die Steinteile zum Teil schon in den Niederlanden selbst ausgearbeitet wurden, um dann zur

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 38.

Figur der „Liebe“ am Friedrich-Denkmal.

(Aus Hedicke, Floris-Detorationen.)

Landesbibliothek Oldenburg


Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 39. Figur der „Liebe“ am Wiemken-Grabmal.

(Eigene photogr. Aufnahme.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Aufrichtung nach Jever gebracht zu werden. Eine solche örtliche Arbeitsteilung finden wir ja häufiger[39]).

Damit haben wir wohl die geringe persönliche Anteilnahme des Floris an den Jeverschen Werken festgelegt, so daß wir fraglos in H. Hagart und PH bedeutende Künstler sehen müssen.

Fragen wir jetzt nach ihrer Herkunft und ihrem Bildungsgang, so haben wir nur geringe Anhaltspunkte, da sich in Quellen keine Angaben finden. Über Hagart wissen wir nur, daß er als Gehilfe des Floris in Antwerpen in dessen Werkstatt tätig war und diese 1563 verließ, um am Denkmal des Kaisers Maximilian I. in Innsbruck zu arbeiten[40]). Ich halte beide für Friesen, die nach Übung ihrer Kunst in der Heimat zur weiteren Ausbildung nach den damaligen Hauptwerkstätten, nach Utrecht und Antwerpen, gingen.

An dieser Stelle ist es Zeit, die Stellung des Utrechter Meisters Jacob Colyn zu Jever festzustellen, dem Robert Hedicke (Lit. XXII) einen gewissen Anteil, besonders an der Entstehung der Decke, zuschreibt.

Colyn betrieb damals, wie Floris in Antwerpen, eine Werkstatt für Bildhauerarbeiten in Utrecht. Naturgemäß war seine Stilrichtung der des Floris verwandt. Hedicke unterscheidet in den Niederlanden um diese Zeit vier Stilrichtungen: die südliche Arabeske (Belgien) und den Floriskreis mit Sitz in Antwerpen, ferner die nördliche Arabeske (Holland) und den Colynkreis mit Sitz in Utrecht.

Die Vermischungen dieser vier Stilkreise führen zu großen Schwierigkeiten in der Beurteilung der Entstehungsfrage. Hedicke mag Recht haben, wenn er sagt, daß Colyns Talent mehr im Dekorativen als im rein Figürlichen, mehr im Dekorieren des traditionellen Typus als im Komponieren neuer Kunstgebilde lag. Als Meister der plastischen Form dem Floris überlegen, wird er in der Komposition weit vom Antwerpener Meister übertroffen. Stilistische Gegensätze sind vorhanden: zum Vergleich können wir den Kamin des Colyn in Kampen mit dem Drotheen-Epitaph in Königsberg heranziehen. Diese Gegensätze verwischen sich in den Mischwerken derart, daß ihre Feststellung noch eines gründlichen Studiums bedarf. Wir ersehen aus der Tätigkeit der beiden Meister, daß Colyn mehr örtliche Bedeutung (südliche Hälfte Hollands) besaß, während Floris es durch sein Organisationstalent verstand, seiner Werkstatt Aufträge aus den ganzen nordischen Küstengebieten von Belgien bis Königsberg hinauf zu verschaffen.

Wieweit haben sich nun HH und PH in ihrer Stilgestaltung von Colyn leiten lassen? Hat Colyn selbst Anteil an der Entstehung der Jeverschen Werke?

---

[39]) Vgl. Ehrenberg, Repert. f. Kunstwissenschaft, 1899 XXII, S. 203.

[40]) Laut Brief vom 6. Juli 1563 aus Innsbruck werden Künstler für das Maximiliandenkmal gesucht: In simili an die statt Antorf vonwegen Philipps Diewas von Jorney und Hainrichen Hagart, so neben einander bei Cornelius Floris gearbait haben, zu erkundigen, mutatis mutandis. Jb. Ah. Kaiserhauses Wien XI Reposten 7690.

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Vergleich wollen wir uns auf den folgenden Abbildungen Colyns Kamin zu Kampen betrachten, der charakteristisch seine Art zeigt.

Sicher hat Hargart den Colyn gekannt, da er auf seinen Wegen von Antwerpen nach Oosterend wie auch später nach Jever den Kunstkreis Colyns berühren mußte. Wir wissen, daß Hagart bis 1554 in Oosterend tätig war. Fraglos war ihm Colyn in dieser Zeit bekannt geworden und hatte wahrscheinlich auch die Utrechter Werkstatt besucht, als er sich nach Antwerpen wandte, um dort bis 1560 zu verbleiben. Ich möchte behaupten, daß H. Hagart und PH Friesen waren, die von Friesland aus über Utrecht ihren Weg zu Floris gefunden haben. Insbesondere mag hier PH die Art Colyns, Dekorationen zu schaffen kennen gelernt haben. Vielleicht hat sich PH länger in Utrecht aufgehalten oder sogar bei Colyn gearbeitet. Fraglos erkennen wir bei der Decke als dem reiferen Werk Umbildungen des Dekorativen, wie wir sie am Grabmal kaum finden. Das bestätigt wieder unsere früheren Ausführungen, wonach vornehmlich PH sich der Decke angenommen hat und seine Kunst im Dekorieren zeigt, während H. Hagart ein Meister in der Komposition ist. Wir können die Eigenschaften Hagarts mit denen des Floris vergleichen und müssen dem PH mehr das Talent eines Colyn zuerkennen. Ich möchte dabei nicht annehmen, daß die Hilfe Colyns beim Entwurf der Dekoration in Anspruch genommen ist: PH war selbst Künstler genug, um seine Ornamentik zu entwerfen und auszuführen.

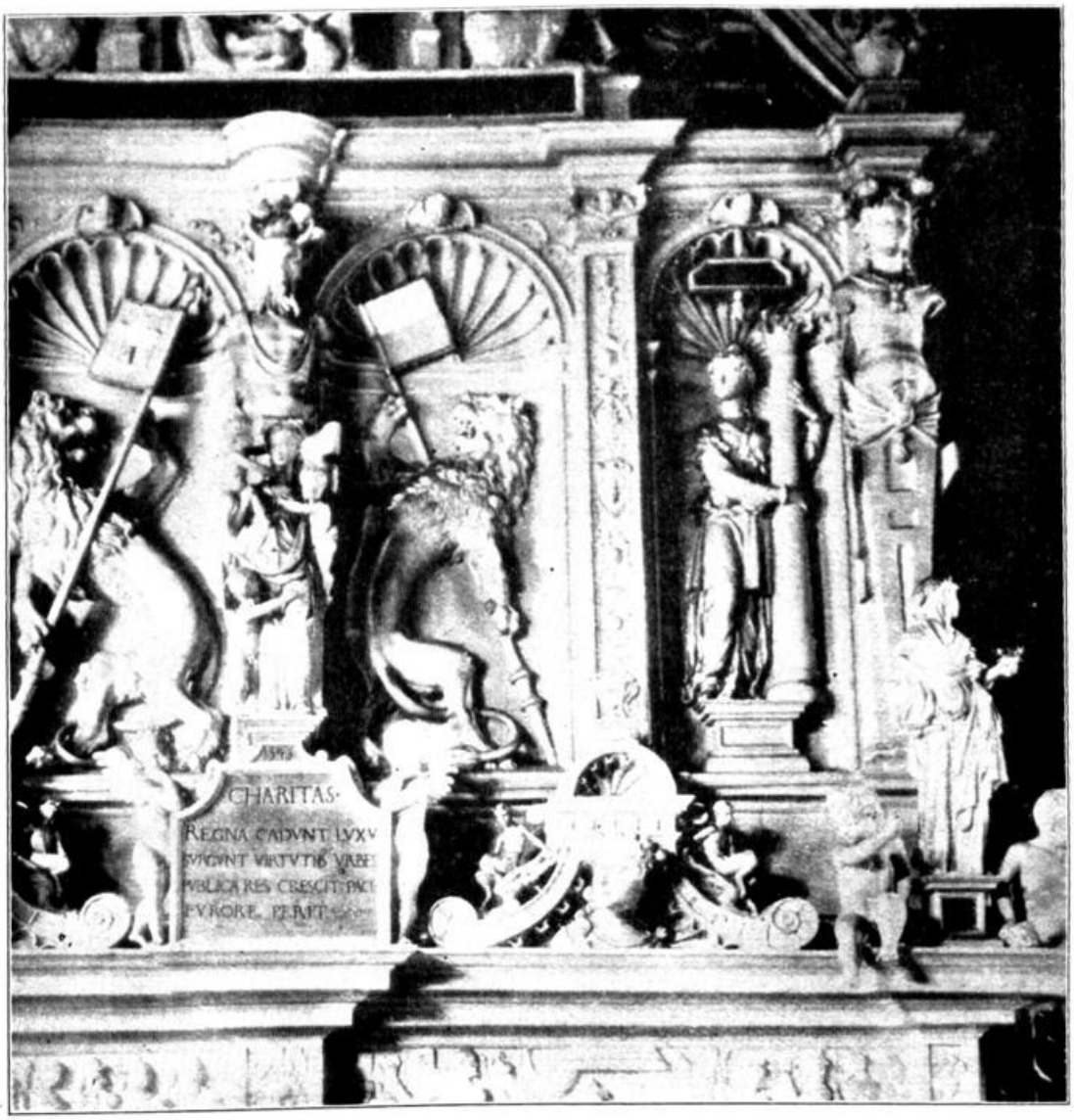
Mag nun der Einfluß der beiden großen Meister — Colyn und Floris — an unseren Denkmälern nicht zu verkennen sein, so müssen wir doch an unserer entwickelten Ansicht festhalten, daß die Jeverschen Werke als selbständige Arbeiten der Künstler HH und PH mit dem Oosterender Werk eine Gruppe für sich bilden.

Zweifellos erhielt Floris' Werkstatt den Auftrag zur Anfertigung der Kunstwerke von Maria. Nach unseren Feststellungen hört mit dem Jahre 1564 in Jever die Kunsttätigkeit auf. Sollte also Colyn wirklich an der Entstehung der Decke Anteil haben, so müßten beide Werkstätten in Utrecht und Antwerpen gleichzeitig nebeneinander gearbeitet haben, was rein äußerlich sehr unwahrscheinlich ist. Die Eigenart der Stilistik ist es, die uns den richtigen Weg zeigt.

Das eigentümliche Gepräge der Gruppe Oosterend-Jever zeigt selbständige Künstler, die in vornehmlich deutschem Geist die Vorbilder verarbeitet haben, die ihnen von den großen Meistern überliefert sind. Wir müssen deshalb annehmen, daß Hagart ebenso wie PH Friesen waren, beseelt mit starkem deutschen Kunstempfinden. Diese nordischen Künstlernaturen, durchdrungen von dem Geist des großen Antwerpener Meisters, ließen jene Werke in Oosterend und Jever entstehen, die wir als eine besondere Gruppe unter den Werken damaliger Plastik betrachten wollen.

Nach unseren Untersuchungen und Feststellungen sind wir nunmehr in der Lage, allmählich die Entstehung unserer Jeverschen Kunstwerke deulicher zu sehen

Landesbibliothek Oldenburg



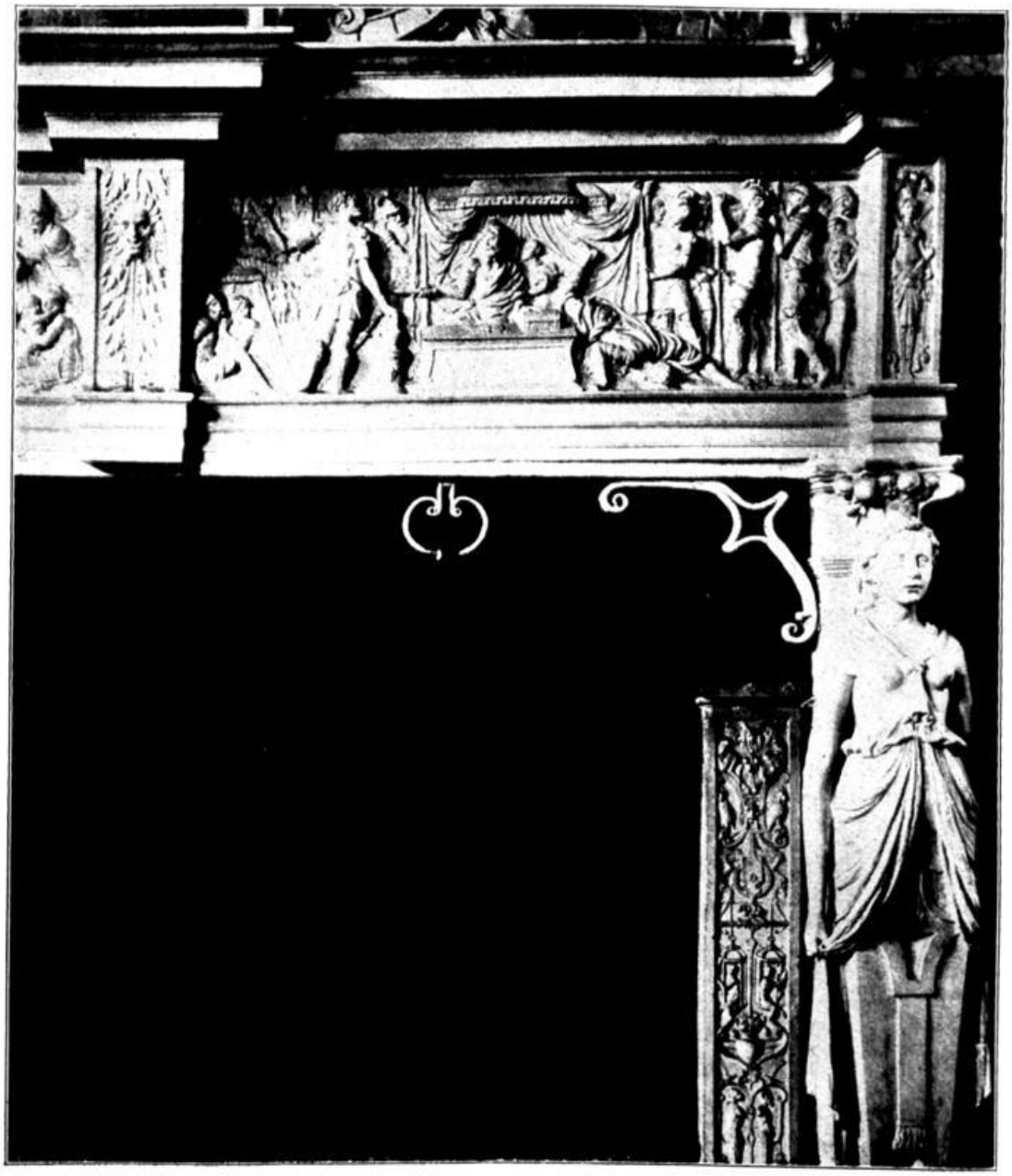
Abbild. 40.

Kamin zu Kampen.
Oberer Teil.

(Aus Hedicke, Floris-Dekorationen.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Abbild. 41.

Kamin zu Kampen,
Unterer Teil.
(Aus Hedicke, Floris-Dekorationen.)

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

und zu beurteilen, in dem einzelne, noch dunkle Punkte von selbst ihre Aufklärung finden. Wir greifen daher zurück, um uns ein Bild von der damaligen Kunsttätigkeit am Hofe Marias vor Augen zu führen und dabei versuchen, das Ganze einem festen Rahmen einzufügen.

5. Übersicht über die damalige Kunsttätigkeit in Jever als Ergebnis unserer Forschungen.

Nachdem Maria in den ersten Regierungsjahren ob der dauernden Anfeindungen viele Sorgen um den Bestand ihres geliebten Jeverlandes hatte ertragen müssen, sollte sie es im Laufe der 40er Jahre erleben, daß endlich friedlicher Wohlstand im Lande Einkehr hielt. Hatte ihr streitbarer Vater Edo Wiemken den Stammsitz bereits stark und mächtig ausgebaut, so war es nunmehr bei der sich allmählich einstellenden Wohlhabenheit Aufgabe der Tochter, ihr Heim wohnlich auszugestalten und zu schmücken. Richtete sie dabei ihr Augenmerk auf den Besitz von Kunstwerken, so mußte ihr neben der Ausstattung des Schlosses wohl der Gedanke kommen, ihrem Geschlecht als die Letzte ihres Stammes nach dem Vorbild anderer Fürsten ein Grabmonument zu errichten. Daß diese Pläne in ihr reifen konnten, verdankt sie ihren ausgedehnten Reisen in die Niederlande, wo die Schöpfungen der damals blühenden Bildhauerkunst nicht unbeachtet von ihr bleiben konnten. Nicht zuletzt mag das benachbarte Grabmal von Enno II. zu Emden, dessen Schönheit der berühmte Humanist Grappheus im Lande pries, den Anstoß zu der Ausführung ihrer Pläne gegeben haben. Naturgemäß lenkte sie ihre Aufmerksamkeit nach dem damaligen Kunstmittelpunkt, nach Antwerpen.

Wir wissen nun, daß der Anbau des Chors an der nach dem Brande von 1532 neuerbauten Stadtkirche nach Bürgermeister Mormanns gleichzeitigen Aufzeichnungen im Jahre 1556 erfolgte. Wenn es auch immerhin möglich ist, daß diesem Chor Abmessungen ohne Rücksicht auf den Einbau des Denkmals gegeben wurden, so müssen wir unseren Untersuchungen nach als sicher annehmen, daß der gesamte Aufbau des Chors zur Aufnahme des Grabmals bemessen war. Also mußte Maria schon vor dieser Zeit mit Antwerpen, insbesondere mit Cornelius Floris, Fühlung genommen haben und die Anlage der Idee nach ausarbeiten lassen. Durch ein glückliches Geschick traf es sich, daß gerade ein selbständig arbeitender Gehilfe des Floris, nämlich Heinrich Hagart, im Jahre 1554 die Chorschranken in Oosterend vollendet hatte, so daß dieser sich mit dem Vorentwurfe der Jeverschen Werke beschäftigen und nach seinem Geiste gestalten konnte. Nach den in diesen Entwürfen enthaltenen Abmessungen und Konstruktionen wurde 1556 der Chor erbaut. Zur Bearbeitung der Bildhauerarbeiten sind nun aus der Werkstatt des Floris ein oder wahrscheinlich zwei kunstfertige Gehilfen herübergekommen, die vielleicht zugleich die Aufsicht über den Bau führten. Ihre Einwirkung auf die architektonische Formengebung des Chors erscheint uns an den Profilierungen der

Landesbibliothek Oldenburg

Fenster deutlich erkennbar (vgl. Abb. 16). Während sie zunächst das Chorportal fertigten, benutzte man ihre Anwesenheit zur Ausführung weiterer Skulpturen, zumal Maria ihre Betätigung im Schlosse gewiß erwünscht war. Von diesen Arbeiten sind uns der Datumstein am Chor und die Pfeiler des Renteiportals erhalten geblieben. Die übrigen Stücke sind im Laufe der Zeit verschwunden, werden vielleicht zum Teil noch wieder auftauchen, wie wir es mit den fehlenden Stücken der Schloßdecke erlebt haben. Zweifellos sind die erhaltenen Reste von einem Portal und haben nicht zu einem Kamin gehört. Der Datumstein entspricht nach Pilasterbreite und Gliederung den Pilastern des Portals, ebenfalls im Material, im Gegensatz zum Chorportal, dessen Stein bedeutend weicher ist. Wo nun das Portal gestanden hat, ob es ein städtisches Gebäude geziert oder im Schlosse Aufstellung gefunden hat, vermögen wir nicht mehr festzustellen. Den geraden Türsturz mit dem Hexameter hat es jedenfalls erst nach Marias Tode bekommen, wo es nach seinem Abbruch einen anderen Platz erhielt. Die frühere Hofapotheke im alten Renteigebäude hat dieses Portal nicht besessen, sondern der Hofapotheker Töllicken hat es aus Resten des ursprünglichen Portals herstellen lassen. Bei dieser Gelegenheit, wo die Pfeiler vertauscht wurden, so daß jetzt die alten Türangeln falsch sitzen, hat das Portal den geraden Türsturz mit dem an Marias Zeit erinnernden Hexameter erhalten. Ein anderes Reststück, auf dem die Jahreszahl 1556 ornamental hervorgehoben war, eignete sich zur Kundgabe der Erbauung des Chors und wurde deshalb der Attika des Chorportals gewaltsam eingepaßt. Gewiß ist der obere Abschluß des ursprünglichen Portals der jetzigen Hofapotheke reicher gewesen, eine Bogen-Architektur wäre ja nicht ausgeschlossen, vielleicht hat es, wie das Chorportal, einen Attikaaufbau, von Pilastern flankiert, getragen, von denen der eine eben im Chorportal als der jetzige Datumstein erhalten geblieben wäre. Die Lösung dieser Frage ist ein unnützes Unterfangen. Uns genügt die Feststellung, daß das Chor- und Renteiportal im Jahre 1556 bei Gelegenheit der Erbauung des Chors von teilnehmenden Gesellen aus der Werkstatt des Floris gemeißelt wurden. Der Name dieser Gehilfen ist uns unbekannt, tut an sich auch wenig zur Sache: die unbekannten Bildhauer haben trotz der kleinen Mängel in der Stilistik uns ein schönes Andenken von erheblichem Kunstwert hinterlassen.

Wie lange sich diese Künstler in Jever aufgehalten haben, entzieht sich unserer Kenntnis: Jedenfalls war mit der Errichtung des Chors wohl ihre Aufgabe erschöpft, so daß bis zum Jahre 1560 die Arbeiten ruhen. Ob sich Unstimmigkeiten in den Beziehungen zu der Werkstatt, ob sich Verzögerungen in der Materiallieferung eingestellt, oder sonstige äußere Umstände diese Unterbrechung veranlaßt haben, vermögen wir nicht zu beurteilen. Wir brauchen aber kaum nach einem Grunde zu suchen. Finden wir doch derartige Verzögerungen auch sonst, wie z. B. bei den Vermittelungen Jacob Bincks. Sollte nun aber diese verhältnismäßig große Frist trotzdem nicht zu denken geben? Ob sich die ganzen Verhandlungen mit

Landesbibliothek Oldenburg

Floris aus irgend welchen Gründen zerschlagen haben, so daß Fräulein Maria sich nach anderen Meistern umsehen mußte? Vielleicht finden wir auf diese Weise eine Erklärung für den Meister Johann de Schulte, von dem wir in diesem Fall annehmen müßten, daß er — unabhängig von der Schule des Floris — in ähnlicher Weise wie Floris in Antwerpen die Bildnerei in Breda betrieb. Für diese Erklärung spricht der Umstand, daß die oben besprochenen Werke in der Groten Kerk zu Breda gar nicht im Stile des Floris sind, sondern meiner Beobachtung nach in direktem Gegensatz zu den Jeverschen Werken stehen[41]). Es könnte also Maria den kunstfertigen Meister in Breda zu Rate gezogen haben, so daß 1560 ein Diener als Bote nach Jever kam. Immerhin wäre es eine Möglichkeit, die rätselhafte Aktennotiz über Breda auf diese Weise zu erklären, wenn wir uns nicht mit der Annahme begnügen wollen, daß Johann de Schulte nur Steinlieferant war. Wenn wir diese Auslegung der Aktennotiz neben die Tatsache halten, daß das Material im Jahre 1559 geliefert wurde, so kommen wir zu der Überzeugung, daß erst mit dem Jahre 1560 die Arbeiten durch Heinrich Hagart und seine Gehilfen in Angriff genommen wurden.

Man könnte geneigt sein, den Beginn einer reichen Kunsttätigkeit in Jever, die durch die Anwesenheit Hagarts bedingt wäre, bereits 1556 anzusetzen, so daß im Anschluß an den Chorneubau an der Decke gearbeitet wäre. Wenn wir nämlich die Riesenarbeit betrachten, so würde diese Spanne Zeit — also bis 1564 — für ihre Bewältigung nicht unangemessen erscheinen. Und wirklich scheint der Termin der Materiallieferung dieser Ansicht nicht allzu sehr entgegen zu stehen, da ja vor 1559 bereits Eichenholz angekommen sein kann. Da aber die Holzladung in solcher Größe erfolgt, und das Auftreten eines fremden Meisters zu denken gibt, kann ich nur der Überzeugung Ausdruck geben, daß vor 1560 an der Decke nicht gearbeitet ist, zumal die Arbeiten an den Denkmälern nach dem Eintreffen Hagarts im engsten Zusammenhang erfolgten.

Ebenso verfehlt wäre es nun, durch die gemeinsame Bearbeitung der Werke sich dazu verleiten zu lassen, den Beginn des Einbaues der Decke erst 1561 mit der Errichtung des Grabmals anzusetzen: mit der Grundsteinlegung des Wiemken-Denkmals konnte naturgemäß nicht früher begonnen werden, als die Steinteile der Tumba eingetroffen waren. Wahrlich erscheint die Arbeitszeit von 5 Jahren für den Bau der Decke und von 4 Jahren für die Errichtung des Grabmals nicht zu kurz bemessen, wenn wir bedenken, daß die entwerfenden Künstler HH und PH von zahlreichen Gehilfen umgeben waren. Denn in jenen Jahren waren geschickte Schnitzer in der Lage, an der Hand von Entwürfen und unter Anleitung, ja auch

[41]) Diese meine Beobachtungen in Breda wurden mir nachträglich bestätigt durch Dr. Jan Kalf, den Secretaris der Rijkscommissie voor de Beschrijving der Monumenten van Geschiedenis en Kunst.

Landesbibliothek Oldenburg

selbständig schwierige Arbeiten, z. B. das Ausschneiden der fortlaufenden Bänder usw., zu erwirken, während HH und PH in der Regel die Stücke, die sie mit eigener Hand fertiggestellt hatten, durch Monogramm als ihr Werk kennzeichneten.

Es ist also in den Arbeiten mit der Schöpfung der Skulpturen eine erhebliche Ruhepause eingetreten. Erst mit der Lieferung des „Wagenschotts" im Dezember 1559 ist wieder Fluß in die Arbeit gekommen, so daß wir mit dem Beginn des Jahres 1560 den Anfang der Schnitzarbeiten an der Decke rechnen müssen. Floris, den der Rathausbau voll und ganz in Anspruch nahm, übertrug die Ausführung der Jeverschen Werke seinem Gehilfen Heinrich Hagart, der nach der gelungenen Errichtung des Lettners zu Oosterend für die weitere Ausführung im besonderen Maße geeignet erschien. Im Verein mit dem ebenfalls künstlerisch tüchtigen PH hat nun Hagart die beiden Werke mit den nötigen Gehilfen geschaffen. Daß unter diesen Gesellen auch einheimische waren, ist sehr wahrscheinlich. Es gab damals in Jever 4 solche Holzschnitzer, die von ihrer Hände Arbeit lebten, wie z. B. der oben erwähnte Schnitker Gert[42]). Daß diese zum Teil nur zu gröberen Arbeiten herangezogen wurden, ist selbstverständlich. Der Meister Adrian hat hierbei eine nicht unwichtige Rolle gespielt, da wir nach seiner Besoldung annehmen müssen, daß er schon an den Vorarbeiten der Decke einen hervorragenden Anteil genommen hat. Ob wir in dem ES, in dem zunächst der Meister der ganzen Decke vermutet wurde, ebenfalls einen Gehilfen erkennen müssen, halte ich für mehr als fraglich. Die Deutung der nach Art eines Siegels erhaben angebrachten Buchstaben als Initialien einer hochstehenden Persönlichkeit am Jeverschen Hofe hätte wohl etwas für sich: trotz der eifrigsten Bemühungen des Archivars Herquet ist jedoch dieser Wunsch von demselben negativen Erfolg gekrönt, wie die völlig mißglückte Auslegung als „Meſter Euerdt Statius, Timmerma." Sollte sich etwa das durch eine Schnur mit dem Siegel verbundene, von Pfeilen durchbohrte Herz mit den beiden Buchstaben in Verbindung bringen lassen, und somit die Inschrift ganz anderen Motiven zu verdanken sein? Jedenfalls wird diese Frage bedeutungslos gegenüber unserer Feststellung, daß die Ausführung der Decke in den Händen von HH und PH gelegen hat. Während die Decke bereits 1560 in Angriff genommen wurde, begann im nächsten Jahre die Errichtung des Wiemken-Denkmals. In der Folgezeit hat sich nun in Jever eine eifrige Kunsttätigkeit entfaltet, indem die Arbeiten an den beiden Werken Hand in Hand gingen. Den Monogrammen nach zu urteilen, hat PH besonders die Holzschnitzereien verrichtet, während Heinrich Hagart sich in erster Linie der Steinhauerarbeiten annahm.

Im Jahre 1563 verließ Hagart die Werkstatt des Floris, wie wir urkundlich wissen, um an dem gewaltigen Denkmal für Kaiser Maximilian I. in Innsbruck mitzuwirken. Der große Fortschritt der Arbeiten an den Werken mochte Hagart

[42]) Vgl. Riemann, Gesch. d. Jeverlandes, II. 1906, Kap. 121.

Landesbibliothek Oldenburg

zu diesem Schritt veranlaßt haben. Ihn mußte das riesenhafte Werk in Innsbruck fesseln, zum Schaden der in Jever im Gange befindlichen Arbeiten. Er betraute seinen Kollegen PH mit der Fertigstellung der Denkmäler. Daß die Hand des Meisters nicht mehr wirkte, machte sich bald bemerkbar. Insbesondere wurden die Steinmetzarbeiten nicht vollendet, so daß die Modelle für die großen Vollfiguren Ersatz bieten mußten. Jedoch sorgte PH dafür, daß besonders die Decke vollständig wurde, denn bei ihr wäre eine Nichtvollendung in erster Linie aufgefallen. Da ja die Holzschnitzereien dem PH besonders lagen, so wurden auch die Holzteile des Edo Wiemken-Grabmals fast vollständig künstlerisch durchgearbeitet. Nachdem auch die Ornamentierung der Kassetten in den Tonnengewölben — nur zwei Gewölbe tragen ornamentierte Felder — aufgegeben werden mußte, verließen die Künstler im Jahre 1564 die Stadt, nachdem sie nach Möglichkeit auch das Edo Wiemken-Grabmal wenigstens so weit gefördert hatten, daß es einen fertigen Eindruck machen konnte. Auf diese Weise mag es zu erklären sein, daß die Eichenholzteile keinen marmorierten Anstrich tragen, wie wir ihn meistens bei ähnlichen Werken jener Zeit, z. B. in Oosterend, finden. Was diesen frühzeitigen Aufbruch der Künstler veranlaßt hat, ist nicht zu ermitteln. Daß jedoch mit dem Jahre 1564 die Kunsttätigkeit in Jever aufhört, ist unter allen Umständen als sicher anzunehmen. Das geht nicht allein aus der Tatsache hervor, daß 1563 das Haupt der Künstlergesellschaft Jever verläßt, und nicht allein aus der Art, wie von PH die Werke zum Abschluß gebracht sind, sondern — negativ — auch daraus, daß sich nach 1564, in den Jahren 1565—67, in den Heuerregistern keine Angaben finden, die auf etwaige Ausgaben für die Denkmäler Bezug haben, während bei Fortsetzung der Arbeiten — etwa bis 1566 — diese sicher unter den baulichen Maßnahmen erwähnt wären. Der Gesamteindruck hat allerdings nicht allzusehr unter dieser Unfertigkeit zu leiden: wir können zufrieden sein, daß die niederländischen Meister uns so eindrucksvolle Wahrzeichen ihrer Kunst hinterlassen haben.

Wenn wir nun zum Schluß das Ergebnis unserer Untersuchungen zusammenfassen wollen, so ergibt sich, daß

die beiden Portale gelegentlich des Chorneubaues im Jahre 1556 von dem Namen nach unbekannten Gehilfen aus der Werkstatt des Floris in Antwerpen gemeißelt wurden, und daß die Schloßdecke von 1560—64 und das Edo Wiemken-Grabmal von 1561—64 durch Heinrich Hagart im Verein mit dem ihm künstlerisch nahestehenden PH ausgeführt wurden.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Grafen von Oldenburg-Bruchhausen.

Von Dr. Kohnen-Rüstringen.

Einleitung.

Grafen von Oldenburg-Bruchhausen? Beziehungen der Oldenburger zu Bruchhausen? Fast könnte eine solche Zusammenstellung überraschen. Allerdings, Grafen von Oldenburg-Wildeshausen, Oldenburg-Delmenhorst hat es gegeben, aber Grafen von Oldenburg-Bruchhausen? — Und doch hat es auch solche, allerdings in einer weit zurückliegenden Zeit, gegeben. Sie gehörten, ebenso wie die Grafen von Oldenburg-Wildeshausen und Oldenburg-Delmenhorst einer Zweiglinie des Stammhauses Oldenburg an, stammten also, ebenso wie all diese, von den Egilmaringen, die im Lerigau und Hasegau reich begütert waren, ab.[1]) Nicht allzuweit reichen die Nachrichten, die wir über die Ahnen unserer Grafen haben. Der erste, von dem die Geschichte meldet, ist ein comes Egilmarus, der 1091 eine Urkunde des Erzbischofs Liemar als Zeuge unterzeichnet hat.[2]) Zum letzten Male hören wir von ihm 1108 in einer Urkunde, die er dem Kloster Iburg ausstellt, und worin er dem Kloster eine jährliche Rente von 90 Bund Aalen verspricht.[3]) Dieser Graf Egilmar führt in der Geschichte den Namen Egilmar I. In derselben Urkunde von 1108 geschieht zum ersten Male seines Sohnes und Nachfolgers Egilmar II. Erwähnung, der den Grund zur Herrschaft der oldenburgischen Grafen im nördlichen Oldenburg legte und Vogt des Alexanderstiftes in Wildeshausen war. Er lebte noch im Jahre 1142, da er in diesem Jahre eine Urkunde der Herzogin Gertrude, Mutter Heinrichs des Löwen, als Zeuge unterzeichnete.[4]) Seine Söhne waren Heinrich und Christian, von denen der Jüngere, Christian, nach altniedersächsischer Erbfolgeordnung den Stammsitz behielt und Stammvater der Linien Oldenburg und Oldenburg-Delmenhorst wurde, während Heinrich Stammvater der Linie Oldenburg-Wildeshausen wurde. Sein

[1]) Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg S. 214, und Östringen und Rüstringen S. 12. Oncken, Die ältesten Lehnsregister der Grafen von Oldenburg und Oldenburg-Bruchhausen S.21, und in: Bau- u. Kunstdenkmäler d. Herzogtums Oldenburg I. S.22.

Zum Folgenden vgl. A. Kohnen, Die Grafen von Oldenburg-Wildeshausen, im Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, XXII. S. 61 ff.

[2]) Lappenberg, Hamburger Urkundenbuch I. 118.

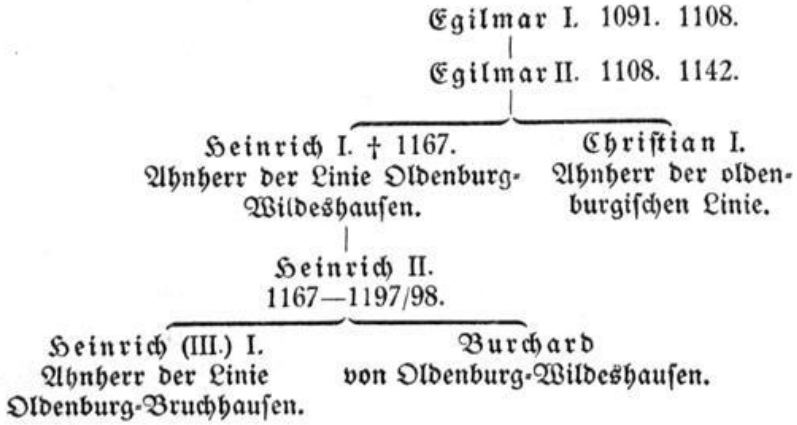
[3]) Urkunde in der Gesch. des Herzgt. Old. von G. A. v. Halem, Bd. I., S. 455.

[4]) Bremer Urkundenbuch I. 36 Wilmans in den Kaiserurkunden scheint diese Urkunde nicht zu kennen, da er die letzte Erwähnung Egilmars II. bereits in das Jahr 1135 verlegt.

Landesbibliothek Oldenburg

Sohn Heinrich II. übernahm noch die ganze Grafschaft ungeteilt, aber bereits dessen Söhne Heinrich und Burchard teilten den Besitz von neuem. Burchard als der Jüngere behielt wieder den Stammsitz Wildeshausen, während Heinrich Stammvater der Linie Oldenburg-Bruchhausen, deren Güter zwischen der oberen Hunte und Weser lagen, wurde. Mit ihm, dem ersten Grafen von Oldenburg-Bruchhausen, haben wir uns also im Rahmen dieser Arbeit näher zu beschäftigen.[1])

Stammtafel I.



Heinrich I.[2]) von Oldenburg-Bruchhausen.

Lange Zeit hat vollkommenes Dunkel geherrscht über die Entstehung des Grafengeschlechtes von Oldenburg-Bruchhausen, als dessen erster Vertreter uns Heinrich I. entgegentritt. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts versuchten v. Hodenberg und v. Ompteda Klarheit in die Sache zu bringen, aber auch sie kamen über die unglaublichsten Kombinationen und Mutmaßungen nicht hinaus.[3]) Auf Grund ihrer Untersuchungen war bisher allgemein die Ansicht herrschend, daß es schon vor Heinrich I. und seinen Nachkommen alte Grafen von Bruchhausen gegeben habe, die eben damals ausgestorben seien, und deren Besitz und Macht dann in den Besitz Heinrichs und seiner Kinder gelangt sei.

Diese alteingewurzelte Ansicht basiert auf großen Irrtümern und vollkommener Verkennung der historischen Tatsachen. Sello war es, der zuerst die wirklich vorliegenden Verhältnisse erkannt hat: Die Herrschaft Graf Heinrichs und seiner Nachkommen im Bruchhauser Gebiet beruht zunächst auf altoldenburgischem

[1]) Über Graf Heinrich I. von Old.-Wildh. s. Kohnen a. a. O. S. 89 ff. Heinrich II. S. 101 ff. Burchard S. 108 ff.

[2]) Dieser Graf Heinrich führt im Zusammenhange des Wildeshauser Grafenhauses die Bezeichnung Heinrich III.

[3]) v. Hodenberg, Verdener Geschichtsquellen II. S. 225 ff. — Hoyer Urk. B. II. S. 10, Anm. 5. — v. Ompteda in der Ztschr. d. Hist. Vereins für Niedersachsen 1865. S. 221 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Stammgut. Von einer umfassenden Erbschaft kann gar keine Rede sein. Höchstens können später zu den altoldenburgischen Gütern noch Teile der Grimmenberger Güter und der Hallermünder Erbschaft, vielleicht auch das Heiratsgut einer Gräfin v. Rhode (Wunstorf), wovon weiter unten die Rede sein wird, hinzugekommen sein.[1]) Vor ihnen war zu Ende des 11. Jahrhunderts der Vogt des Erzbischofs von Bremen, Graf Friedrich, Gerichtsverwalter in diesem östlichen Teil des alten Largaues, dann erscheinen von 1189 bis ungefähr 1219 die Edelherren von Bruchhausen, zuerst Meinrikus, dann dessen Bruder Ludolf dort als comites liberorum oder auch als comites und als Zeugen in Urkunden der Erzbischöfe von Bremen. Später ist dann nicht mehr davon die Rede; das Geschlecht der Edelherren, dessen Mitglieder wir nun häufig im Gefolge der Grafen von Oldenburg-Wildeshausen finden, tritt von seiner amtlichen Stellung zurück. Wahrscheinlich mußten sie dem wachsenden Einfluß der Wildeshauser Grafen weichen. Immer aber boten sie noch Anlaß zu Verwechslungen mit den Bruchhauser Grafen, wie denn sogar Oncken eine Reihe ihrer Güter in das Bruchhauser Lehnsregister aufgenommen hat. (S. 111/112.) Um die Mitte des 13. Jahrhunderts besitzen dann Heinrichs Söhne in diesem Gebiete vorwiegenden Einfluß, u. a. auch die gogravescop zu Bassum und Lunsen[2]) in jener alten comitia liberorum der Edelherren von Bruchhausen und auch die Burg Bruchhausen, selbstverständlich mit dem zugehörigen Gebiet, nennen sich aber bis zum Ende des 13. Jahrhunderts noch Grafen von Oldenburg; erst ihre Söhne nehmen zu Anfang des 14. Jahrhunderts den Titel Grafen von Bruchhausen an.[3])

So kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß es auch unter den Brüdern Heinrich und Burchard nur zu einer Teilung ihres väterlichen Besitzstandes gekommen ist, ohne daß man an eine größere Erbschaft oder gar Neuerwerbung einer ganzen Grafschaft denken darf. Wann die Teilung erfolgt ist, ist aus den Urkunden nicht ersichtlich. Jedenfalls ist sie nicht sofort nach dem Tode Heinrichs II. erfolgt, denn lange Jahre hindurch führen beide Brüder in größter Eintracht zusammen die Herrschaft, eine Erscheinung, die wir auch schon unter den Brüdern Heinrich I. von Oldenburg-Wildeshausen und Christian I. von Oldenburg beobachten konnten. Das brüderliche Verhältnis, in welchem beide zueinander standen, wurde noch enger gestaltet dadurch, daß auch ihre Frauen zwei Schwestern waren. Die älteste Rasteder Chronik berichtet darüber, nachdem sie die Söhne des Grafen aufgezählt hat: „Isti duo fratres Henricus et

[1]) Vgl. Sello, Das oldenburg. Wappen, in den Schriften des Oldenburger Vereins 7 S. 62/63. Hoyer U. B. I. Heft 4. S. 11.

[2]) Oncken, Lehnsregister, S 106.

[3]) Eine richtige, wenn auch äußerst knappe Darstellung der Bruchhauser Grafengeschichte geben uns Rüthning in seiner Oldenb. Gesch. I. S. 75 ff., 92 ff. und Oncken in dem Vorwort zu seinem Lehnsregister.

Landesbibliothek Oldenburg

Borchardus habuerant duas sorores de Schodis, ex quibus istos prenominatos comites genuerunt."[1])

Woher stammen nun die beiden Schwestern de Schodis? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu einer der schwierigsten Streitfragen der ganzen oldenburgischen Geschichte, die wir hier aber nur in wenigen Strichen zeichnen wollen, da sie an anderer Stelle und in anderm Zusammenhange bereits ausführlich besprochen ist.[2]) Es handelt sich besonders um zwei Ansichten, die sich in der Frage des „de Schodis"-Rätsels gegenüberstehen. Die eine hält an der überlieferten Form de Schodis fest, die andere sieht in dieser Form einen Schreibfehler und sucht nun nach einer richtigen Erklärung. Die erste Richtung wird hauptsächlich vertreten durch G. Oncken.[3]) Er sieht in den Schwestern de Schodis Angehörige des niederländischen Geschlechtes derer von Breda und Schooten und weiß uns seine Annahme nahe zu bringen und wahrscheinlich zu machen, ohne uns indessen eine durchaus sichere Entscheidung über diese Frage zu ermöglichen. Insbesondere gelingt es ihm nicht, die beiden namentlich genannten Schwestern im Geschlechte derer von Breda und Schooten nachzuweisen. Wir wissen nämlich, daß die Gemahlin Heinrichs Ermentrud hieß[4]), die Gemahlin Burchards Cunegundis[5]). Beide lassen sich in der Familie Breda und Schooten nicht auffinden.

Außer den Namen ist uns noch ein wichtiges Hilfsmittel zur näheren Untersuchung der Abstammung der beiden Schwestern an die Hand gegeben: wir wissen nämlich aus einer Urkunde der Gebrüder Heinrich, Ludolf, Burchard und Wilbrand, Grafen von Oldenburg, vom Jahre 1241[6]), daß die Gemahlin Burchards Güter „in Slavia" besessen hat. Wo sind nun diese Güter „in Slavia" zu suchen? Oncken denkt an das Slavenland im allgemeinen und macht diese Vermutung möglich durch die Feststellung, daß Heinrich von Schooten — wie er annimmt, der mutmaßliche Großvater der beiden Schwestern de Schodis — eine Reihe von Jahren unter Heinrich dem Löwen an den Slaven-Feldzügen teilgenommen hat und aus der Beute vielleicht eine Landentschädigung erhalten habe, die seine Enkelin später wohl als Heiratsgut erhalten habe.

Es ist dies eine der schwächsten Stellen des Beweises. Aus dem klaren Wortlaut der Urkunde von 1241 ergibt sich nämlich mit unbedingter Sicherheit,

[1]) Historia de fundatione monasterii Rastedensis. Friesl. Archiv II. 270. 274. M. G. ss. XXV. S. 506.

[2]) Vgl. A. Kohnen a. a. O. S. 108 ff.

[3]) „Studien zur Geschichte des Stedingerkreuzzuges" S. 31. Schriften des oldenb. Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte, 14.

[4]) Urk. von 1222. Calenb. Urk. B. III 47 nach Orig. ebenso Ztschr. für vaterl. Gesch. VI. S. 258.

[5]) Urk. von 1236, Orig. Haus- u. Zentral-Archiv Oldenb. Doc. Kl. Hude. Abgedruckt Sello, Kloster Hude, 52 ff.

[6]) Hoyer U. B. VII Nr. 18. 167.

Landesbibliothek Oldenburg

daß die Güter „in Slavia" in den Diözesen Minden oder Hildesheim zu suchen sind und zwar in einem Gebiete auf beiden Seiten der Weser zwischen der Siede[1]) im Süden und dem zur Bremer Diözese gehörigen Archidiakonat Bücken im Norden.[2])

An diesem Punkte setzt Sello ein, der die andere Richtung vertritt und den Ausdruck de Schodis für einen Schreibfehler hält. Es galt nun, zunächst innerhalb der in der Urkunde von 1241 angegebenen Grenzen die bona in Slavia zu bestimmen. Und es gelang. Zwar einen Ort Slavia gab es nicht, aber die Vermutung lag nahe, daß Slavia wohl die lateinische Übersetzung einer ursprünglich deutschen Ortsbezeichnung sei, und in der Tat fand sich in diesem Gebiete ein Ort Wenden, und noch heute finden wir hier Ortsbezeichnungen wie Wendener Moor, Wendener Bruch, Wenden-Borstel.[3])

Hiermit war nun ein wichtiger Anhaltspunkt zur Bestimmung der Familienzugehörigkeit der rätselhaften Schwestern gegeben. Ohne weiteres ergab sich die Frage: welche Familie war hier im 13. Jahrhundert hauptsächlich begütert? Und da läßt sich nnn mit Sicherheit feststellen, daß hier ehemals die Grafen von Rhoden, die sich auch von Limmer und von Wunstorf nannten, ausgedehnte Güter besaßen.

Natürlich würde dieser Umstand, so bedeutend er sein mag, allein nicht genügen, eine Umänderung der nun einmal überlieferten Form de Schodis in de Rhodis zu rechtfertigen, aber es kommen noch eine Reihe von Gründen hinzu, die uns schließlich doch dazu berechtigen. So läßt sich jetzt einwandfrei nachweisen, daß Graf Konrad von Rhoden eine Tochter Conegundis hatte, welche 1208 verheiratet war und Kinder hatte[4]); eine der beiden Schwestern hieß Conegundis. Dann berichten uns die Annales Buccenses[5]), daß ein Graf von Wunstorf (Rhoden) Vogt des Klosters Bassum war. „Des besat he de vogedie so lange, dat he veret ene dochter an de herschop van Oldenburg; der gaf he mede de Vogedige to Versen." Wirklich finden wir nachher die Söhne unseres Grafen Heinrich im Besitze der Vogtei von Versen (Bassum).[6]) Bedarf es da noch weiterer Beweise? Es lassen sich noch eine ganze Reihe von Gründen chronologischer, politischer und graphischer Art für unsere Ansicht vorbringen, und an anderer Stelle ist weiter davon die Rede gewesen[7]), für unsere Aufgabe genügt

[1]) Die Siede fließt bei Siedenburg in die Aue, einen Nebenfluß der Weser.

[2]) Dieses schloß das in der Urkunde genannte saxonia, die sog. terra antiquorum Saxonum in sich. Vgl. Hoyer U. B. VII. S. 14. Anm.

[3]) Vgl. Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg, S. 218.

[4]) Calenb. U. B. VI. Nr. 1. Leyser, Hist. comit. Wunstorp. ed. II. Helmstedt 1726, S. 25.

[5]) Hoyer U. B. VII. Nr. 34. Die Ann. Bucc. sind um das Jahr 1314 geschrieben, ihr Verfasser lebte also wohl kurze Zeit nach den geschilderten Verhältnissen. Vgl. Hoyer U. B. VIII. Urk. 32. Anm. 1.

[6]) Lehns-Reg. S. 105.

[7]) Kohnen a. a. O. S. 108 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

es aber festzustellen, daß die Gemahlinnen unserer Grafen Heinrich und Burchard geborene Gräfinnen von Rhoden (Wunstorf, Limmer) waren, daß sie also aus einem für damalige Zeit recht bedeutenden Geschlechte stammten.[1])

Sicher konnte die Verbindung mit einem Hause, das damals regen Anteil an dem politischen Leben der Zeit nahm, nicht ohne politische Folgen bleiben, und zwar sowohl für unsere Grafen als auch für das ganze Haus Oldenburg. Außer unsern beiden Grafen war nämlich auch noch eine Tochter des Grafen Moritz von Oldenburg, Hedwig, in verwandtschaftliche Beziehungen getreten zum Hause Rhoden, indem sie die Gemahlin Graf Hildebolds, eines Sohnes desselben Grafen Konrad von Rhoden, geworden war, und so hätte man in der Veranstaltung der ehelichen Verbindung der beiden Töchter und eines Sohnes Konrads von Rhoden, der ein treuer Anhänger der Welfen war und die Grafschaft Stade aus den Händen Herzog Heinrichs empfangen hatte, mit den beiden Linien des oldenburgischen Hauses den einheitlich angelegten und glücklich durchgeführten Plan zu erkennen, unsere Grafen bei der welfischen Partei zu fesseln und die Oldenburger, welche durch den Tod ihrer staufischen Gönner, des Erzbischofs Siegfried und seines Propstes Otto einerseits sowie durch die Wahl des welfischen Erzbischofs Hartwig II. von Bremen anderseits in eine politisch isolierte Lage geraten waren, zu derselben hinüberzuziehen.[2])

Welche Stellung nahmen nun unsere Grafen zu den politischen Fragen der Zeit ein? Daß beide, sowohl Heinrich von Bruchhausen, als auch Burchard von Wildeshausen, sich am politischen Leben der Zeit beteiligten, geht aus zahlreichen, meist gemeinsam ausgestellten Urkunden und aus ihrer häufigen Erwähnung als Zeugen, Schiedsrichtern u. a. in fremden Rechtsgeschäften hervor. Oft ist es aber recht schwer, ihre Stellung zu den Hauptfragen der Zeit gut zu erkennen.

Im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand damals die Welfen- und Staufenfrage.[3]) Nach dem Tode Heinrichs VI. hatte die staufische Partei Philipp, den Bruder Heinrichs, die welfische Partei dagegen, — einige Monate später — Otto, den dritten Sohn Heinrichs des Löwen, gewählt. Otto, als der schwächere Teil, schloß sich sofort an Papst Innocenz III. an, und, von seinem Einfluß gefördert, schwoll seine Macht in den ersten Jahren gewaltig an. Besonders in Norddeutschland hatte er seinen Hauptstützpunkt und suchte sich hier immer mehr zu kräftigen. Bald kam er hier in Konflikt mit den Fürsten, besonders mit dem Bremer Erzbischof. Wieder war es die konkurrierende Macht des Welfenherzogs und des Bremer Erzbischofs im allgemeinen und die Bremer und welfischen Ansprüche auf die Grafschaft Stade im besonderen, welche Anlaß zum Konflikt

[1]) Leyser, Hist. comit. Wunst. ed. II. Helmstedt 1726.

[2]) Vgl. Kohnen a. a. O. S. 110, Anm. 5.

[3]) Vgl. K. Hampe, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer S. 203 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

gaben und langjährige Kämpfe und Streitigkeiten verursachten, so daß sogar Erzbischof Hartwig II., der doch sonst zu den treuesten Welfenanhängern gehörte, ihren Gegnern beitrat.

Ganz anders dagegen unsere Grafen. Fanden wir sie bis jetzt eng verbunden mit Erzbischof Hartwig; jetzt, als er sich gezwungen sah, sich gegen die Welfen zu erklären, kam es anscheinend zu einer Entfremdung. Noch 1199, Juni 8, also vor dem Zwist des Erzbischofs mit dem Welfenkaiser, finden wir die Grafen Heinrich und Burchard als Zeugen des Erzbischofs.[1]) Kurz darauf trat Hartwig und der Schauenburger Adolf von Holstein-Stade auf die Seite des Königs Philipp, während die Grafen von Oldenburg und der Graf Bernhard von Wölpe in die Reihen der Anhänger König Ottos traten. Und nicht eher finden wir unsere Grafen wieder auf der Seite des Erzbischofs, als bis er den Streitigkeiten mit den Welfen im Herbste 1204 fürs erste damit ein Ende machte, daß er die Burg Stade in Besitz nahm.[2]) Bereits im nächsten Jahre finden wir jetzt Graf Burchard wieder bei Hartwig: 1205 ist er unter den Zeugen einer Urkunde des Erzbischofs aufgeführt.[3]) Ebenso befindet er sich im Jahre 1207 zusammen mit seinem Bruder Heinrich wieder beim Erzbischof, wie eine Urkunde dieses Jahres beweist.[4])

Im Jahre 1207 starb Hartwig. Schwere Zeiten brachen für das Erzstift an. Es kam zu einer Doppelwahl: wer es mit König Philipp hielt, — und das waren die meisten, auf ihrer Seite standen auch die einflußreichsten Ministerialen des Stiftes und die Bürger der Stadt Bremen — wählte Waldemar von Schleswig, welcher schon einmal, vor 17 Jahren, als Feind der welfischen Partei auf den Bremischen Stuhl berufen war; wer es dagegen mit dem Welfen Otto hielt, wählte den Dompropst Burchard. Dieser war ein Graf von Stumpenhausen und Vetter der Grafen Heinrich und Burchard. Sicher werden diese, ihrer Familientradition treu, welche sie ohnehin zum Anschluß an die Welfen trieb, auf seiner Seite gestanden haben, wenn wir auch nichts von einem bewaffneten Eintreten zu seinen Gunsten hören.[5])

Da brachte der Tod Heinrichs VI. einen vollen Umschwung hervor, sowohl im Erzstifte als auch in der Parteistellung der Wildeshauser Grafen. König Otto gelangte in den unbestrittenen Besitz der Königsmacht und vereinigte außerdem durch seine Heirat mit einer Tochter des söhnelosen Königs Philipp die beiden feindlichen Häuser der Staufen und Welfen in seiner Person,[6]) so daß diese außerordentliche Machtsteigerung im Besitze des welfischen Hauses besonders den nieder-

[1]) Bremer U. B. I. 84 (unvollständig). Hamb. U. B. Nr. 320.
[2]) Vgl. Schumacher a. a. O. S. 52 ff.
[3]) Hoyer U. B. V. 10.
[4]) Hamb. U. B. Nr. 359. Hoyer U. B. II. 10.
[5]) Vgl. Schumacher a. a. O. S. 53 ff. Dehio, Erzbistum Hamburg-Bremen S. 119 ff.
[6]) Hampe a. a. O. S. 210.

Landesbibliothek Oldenburg

sächsischen Fürsten zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab und sie eine Wiederkehr der Zeit Heinrichs des Löwen fürchten ließ. Und zu all dem kam jetzt im Bremer Erzstift innere Zerrissenheit. Zwei Erzbischöfe an der Spitze! Das waren unhaltbare Zustände. So kam man dazu, daß man beide fallen ließ und zu einer neuen Wahl schritt. (1207.) Die Wahl fiel auf den bisherigen Bischof von Osnabrück, Gerhard, Graf von Oldenburg-Wildeshausen, Oheim unserer Grafen Heinrich und Burchard. Bereits als Bischof von Osnabrück war er durch seine Parteinahme für König Philipp in Gegensatz geraten zu seiner Kirche und seinen Dienstleuten.[1]) Jetzt erhielt er durch die Wahl zum Erzbischof von Bremen, die unter den obwaltenden Umständen fast den Anschein einer offenen Opposition gegen alle Herrschaftsgelüste der Welfen trug, eine Würde, deren Inhaber schon durch die Lage der Verhältnisse selbst zur Gegnerschaft gegen die Welfen veranlaßt wurde. Und Gerhard I. war der Mann dazu, mit aller Entschiedenheit welfische Übergriffe zurückzuweisen.

Großen und entscheidenden Einfluß hatte diese Wahl Gerhards zum Erzbischof von Bremen für die Parteistellung der Wildeshauser Grafen. Wie wir bisher fast immer die Wildeshauser Grafen in größter Einmütigkeit und Übereinstimmung mit den Bremer Erzbischöfen fanden, so auch jetzt: aus treuen Welfenanhängern werden sie zu Gegnern der Welfen. Allerdings mußte ein so starkes Moment, wie die Wahl eines Wildeshauser Grafen zum Erzbischof von Bremen und die Furcht vor der Ausbreitung und Überspannung der Welfenherrschaft im Gebiete Niedersachsens hinzukommen, um einen solchen durchgreifenden Wandel in ihrer politischen Stellungnahme zu veranlassen. Jedenfalls steht aber die Tatsache fest, daß von der Erhebung Gerhards zum Erzbischof von Bremen die Abwendung der Wildeshauser Grafen von den Welfen datiert. Dafür gehörten sie zu den treuesten Anhängern ihres Oheims. Sehr oft fungieren sie als seine Zeugen und Bürgen, wiederholt weilt er bei ihnen in Wildeshausen und urkundet hier.[2])

Auch in diesen Urkunden, ebenso wie in ihren eigenen, können wir eine für unsere beiden Grafen charakteristische Beobachtung machen: mit ganz vereinzelten Ausnahmen urkunden sie immer gemeinsam. Gemeinsam fungieren sie als Zeugen, gemeinsam führen sie lange Zeit die Herrschaft und verwalten ihre Güter, zusammen wohnen sie in Wildeshausen. Und doch ist eine tiefgründige Verschiedenheit im Wesen beider Brüder gar nicht zu verkennen. Während bei Heinrich, dem älteren von beiden, Ruhe und Besonnenheit ein Grundzug seines Charakters zu sein scheint, tritt uns Burchard als ein abenteuerlustiger, kriegsmutiger Ritter entgegen. Zweimal beteiligte er sich an Kreuzzügen nach Livland und Esthland und war so jahrelang außer Landes. Aber auch wenn er sich mit seinem Bruder Heinrich in Wildes-

[1]) Vgl. Möser, Osnabr. Gesch., III. S. 7.

[2]) Möser, Osn. Gesch. III., Urk. 106. Hamb. U. B. Nr. 407, 408. Bremer U. B. I. Nr. 109, 116. Fries. Archiv. II. S. 130. u. a. Vgl. hierzu auch Oncken, B. u. K. I, S. 25.

Landesbibliothek Oldenburg

hausen aufhielt, fand er keine Ruhe. Hier allerdings betätigte er sich mehr auf Kosten der Stiftsherren, denen er als Vogt nach der Sitte der damaligen Zeit allerhand Schaden zufügte und zahlreiche zeitliche Güter und Gerechtsame, ohne lange zu fragen, entzog. Eine Reihe von Urkunden aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts gibt Zeugnis von diesem Treiben Burchards.

Eine dieser Urkunden, vom Jahre 1232,[1]) ist auch in anderer Beziehung für uns von Interesse. Wir erfahren hier, daß die Grafen Heinrich und Burchard Grundstücke, die dem Alexanderstift in Wildeshausen gehörten, verwandt haben zum Bau einer Burg in Wildeshausen, ihrem gemeinsamen Wohnsitz. Bei der sonstigen selbständigen und unabhängigen Stellung unserer Grafen in Wildeshausen ist es wohl anzunehmen, daß sie auch bei dem Entschlusse, eine Burg in Wildeshausen zu bauen, durchaus selbständig verfahren sind, und so nahmen sie hier ohne weiteres ein Recht in Anspruch, wozu ursprünglich die Einwilligung des Königs erforderlich war,[2]) ein königliches Vorrecht, über welches sich die Landesherren schon frühzeitig und allgemein hinweggesetzt haben.[3]) Wie im Herzogtum Westfalen das Befestigungsrecht 1180 mit dem neuen Dukat an die Erzbischöfe von Köln überging,[4]) so ging es unzweifelhaft im nordöstlichen Teile des Herzogtums Sachsen an die Anhaltiner über oder verblieb vielmehr für das Gebiet von Wildeshausen wie manche andere Gerechtsame im Besitz der Welfen. Können wir somit die Tatsache der Erbauung der Burg für unsere Grafen auch nicht zum Nachweise der Landesherrlichkeit verwerten, so ist diese Tatsache für uns doch ein neuer Beweis für die völlige und allseitige Unabhängigkeit unserer Grafen von fremdem Einfluß jeglicher Art. Überhaupt fehlt den Wildeshauser Grafen — und das ist charakteristisch nicht nur für sie, sondern noch auf längere Zeit hinaus für fast alle Grafengeschlechter dieses abgelegenen Gebietes, von denen nur die Grafen von Hoya und Diepholz eine Ausnahme machen — jedes Interesse für die Erwerbung der Landesherrlichkeit und jedes bewußte Streben danach.

Hierzu kommt noch ein Umstand, der uns die vollkommene Unabhängigkeit unserer Grafen und vor allem der Bruchhauser Grafen zu dieser Zeit von fremdem Einfluß jeder Art zur Genüge beweist, nämlich die Tatsache, daß sie im Besitz des Münzrechtes waren und es ausübten. So besitzen wir Münzen, welche, kenntlich durch die fünfblättrige Rose, das Wappenbild unserer Grafen,[5]) mit Sicher-

[1]) Urkunde bei Sudendorf, Ztschr. für vaterländ. Gesch. VI. S. 247. Vgl. auch Oncken, Bau- u. Kun denkm. I. S. 24 ff.

[2]) Schröder, Lehrb. d. dtsch. R.-G. (5. Aufl. Lpzg. 1907. S. 606).

[3]) Tigges, Die Entwicklung der Landeshoheit der Grafen v. Arnsberg S. 17. W. Marré, Die Entw. d. L.-H. in der Grafschaft Mark bis zum Ende des 13. Jahrh. Diss. Münster 1907. S. 23 ff. Müller, G., Die Entw. d. L.-H. S. 33. Sopp, Die Entw. d. L.-H. in Osnabrück S. 61.

[4]) Wilmanns K U. II. 240. Tigges a. a. O. S. 17.

[5]) Vgl. Sello, Das oldenb. Wappen im Jahrb. f. d. Gesch. d. Hzgt. Old. I. S. 61 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

heit den Brüdern Heinrich und Burchard zuzuschreiben sind.[1]) Auch der Propst von Wildeshausen besaß das Münzrecht.[2]) Aus der Zeit unserer Grafen besitzen wir von dem Probst Otto, Edelherrn von der Lippe (1231—1248), eine Reihe Münzen. Und da ist es nun für uns besonders bemerkenswert, daß auch diese Münzen alle außer einer über dem Haupte der bischöflichen Figur auf der Vorderseite die fünfblättrige Rose führen.[3]) Hiernach liegt die Erklärung sehr nahe, daß in Wildeshausen eine Münzerei bestand, welche im Besitze unserer Grafen war. Auch die Münzen der Pröpste wurden dort geprägt, erhielten aber das Wappenzeichen des Besitzers der Münzstätte. Alle aber, sowohl die Münzen der Pröpste als auch die Münzen unserer Grafen, tragen offenbar Münsterschen oder Osnabrücker Typus,[4]) stehen also geradezu im Gegensatz zu den Bremer Münzen. So trägt auch dieser Umstand dazu bei, uns in der Ansicht, daß unsere Grafen nach allen Seiten hin unabhängig waren und auch ihren nächsten und mächtigsten Nachbarn, den Bremer Erzbischöfen, vollkommen frei und selbständig gegenübergestanden haben, zu bestärken. Wenn wir dies schon mit Bezug auf die Wildeshauser Grafen annahmen,[5]) so dürfen wir es mit ebenso großer Bestimmtheit von den Bruchhauser Grafen annehmen. Auch die Art ihres Verhältnisses zu Bremen beweist uns dies mit genügender Deutlichkeit. Bis zu ihrem Tode standen beide nämlich in naher persönlicher Beziehung zum Bremer Erzbischof. — Das Erzstift Bremen stand damals am Vorabend großer Kämpfe. Eben erst war des Erzbischofs Bruder Hermann von der Lippe mit den Scharen des Erzbischofs gegen die Stedinger gezogen, die nördlich von Bremen an beiden Seiten der unteren Weser wohnten und trotz der Nähe Bremens ihre volle Freiheit bewahrt hatten. Schon lange waren die übermütigen und ihrer Macht sich bewußten Bauern dem Erzbischof ein Dorn im Auge. Ihre angeblichen Ketzereien boten ihm den erwünschten Anlaß, das Kreuz gegen sie zu predigen. Als nun auch noch der Zug seines Bruders mißlang und dieser selbst von den Stedingern erschlagen wurde, da betrieb er die Vorbereitungen zum Vernichtungskriege gegen sie um so eifriger.[6]) Alles mußte ihm darauf ankommen, zu dem Kampfe gegen die streitbaren Bauern, die schon mehrfach Proben ihrer Kraft und ihres Mutes abgelegt hatten, zahlreiche und treue Bundesgenossen zu erwerben. Besonders wertvoll war ihm natürlich die Hilfe der benachbarten mächtigen Grafen vou Wildeshausen und Bruchhausen.

[1]) Vgl. Buchenau, Die Münzen der Propstei Wildesh., in der Ztsch. f. Numismatik 15, S. 275 ff; ferner H. Grote, Münzstudien Bd. VII. (Lpzg. 1871) S. 492/495.

[2]) Urk. vom 16. Dez. 1906 gedr. bei Hodenberg, Stader Copiar (Hannover 1850) S. 150); vgl. Buchenau a. a. O. S. 268/269.

[3]) Vgl. Buchenau a. a. O. S. 269, 273.

[4]) Vgl. Buchenau a. a. O. S. 273, 276.

[5]) Vgl. Kohnen a. a. O. S. 126 ff.

[6]) Über die Stedinger und die Kreuzzüge gegen sie vgl. Schumacher, Die Stedinger S. 49 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Und diese versagten sie ihm nicht. Wo sie nur konnten, unterstützten ihn unsere Grafen bei den Vorbereitungen zum Kriege. Höchst wichtig war es für den Erzbischof, vor dem Kriege ein gutes Verhältnis mit den Bremer Bürgern, die ihren Erzbischöfen so oft feindlich gegenübergetreten waren, herzustellen. Es gelang ihm. Den entscheidenden Vertrag vom März 1233[1]) beschwören auf seiner Seite unsere beiden Grafen mit ihren Vettern. Nur ihre Siegel wurden, ganz wie die Siegel von gleichgestellten mächtigen Fürsten, neben dem Siegel des Erzbischofs an die Urkunde gehängt.[2]) Deutlich sind sie auch von den Dienstmannen und Lehnsleuten der Kirche, von denen viele ihren Namen der Urkunde beifügten, getrennt — ein klarer Beweis, daß sie im Jahre 1233 den Bremer Erzbischöfen vollkommen selbständig gegenüberstanden.

Doch auch weiterhin zeigten sie, daß sie bereit waren, auch durch die Tat den Erzbischof zu unterstützen. Als die Oldenburger Grafen selbst von den Stedingern, die ihre Burgen gebrochen hatten, Schaden erlitten, rührten sie sich nicht.[3]) Jetzt aber, als der Erzbischof zum Kreuzzuge gegen die Stedinger rief, da gehörten die Wildeshauser Grafen zu denen, die dem Rufe Folge leisteten. Zwar läßt sich ihre Teilnahme an den beiden ersten Zügen nicht nachweisen, dafür beteiligten sie sich aber von Anfang an persönlich an den entscheidenden Zügen der Jahre 1233 und 1234. Graf Burchard brach 1233 an der Spitze bedeutender Mannschaften in Weststedingen ein, um den Trotz der Bauern zu brechen. Aber er gelangte nur bis zu ihren vordersten Schanzen, bis zum Hemmelskamper Walde. Dort traf das Kreuzheer am 6. Juli auf die Scharen der Stedinger, und unsern Grafen ereilte das gleiche Schicksal wie Hermann von der Lippe. Die Waffen der Stedinger siegten; Burchard ward im Treffen erschlagen, mit ihm fielen etwa 200 Mann, die das Kreuz genommen hatten.[4]) Im folgenden Jahre, 1234, fand auch sein Bruder Heinrich im Kampfe gegen die Stedinger in der für das Kreuzheer siegreichen Schlacht bei Altenesch am 27. Mai den Tod.[5])

Beide Grafen hatten also im Stedinger Kreuzzuge, der hauptsächlich auf Betreiben des Bremer Erzbischofs ins Werk gesetzt war, ihr Leben verloren. Es ist nun aber ganz falsch anzunehmen, daß ihre Teilnahme an diesem Kreuzzuge nur ein Ausfluß ihrer lehnsrechtlichen Stellung zum Bremer Erzbischof gewesen sei. Abgesehen von Gründen politischer Art war es in der Hauptsache wohl der Zeitgeist, der früher schon die Vorfahren unserer Grafen ins heilige Land getrieben

[1]) Bremer U. B. I. Nr. 172. Vgl. Rüthning, Old. Gesch. I. 45.

[2]) Das Original mit den gut erhaltenen Siegeln befindet sich im Bremer Staatsarchiv, Trese C. a. Vgl. hierzu das Bremer U. B. I. Anm. zu Urk. 172.

[3]) Vgl. Schumacher a. a. O. S. 53 ff.

[4]) Ann. Stad. a. a. O. S. 361. Schumacher a. a. O. S. 111.

[5]) Hist. de fund. mon. Rast. a. a. O. S. 270. MG. SS. XXV. p. 506. Schumacher a. a. O. S. 120. Rüthning, Old. Gt. I, 49. Ann. Stad. a. a. O. S. 362.

Landesbibliothek Oldenburg

hatte, der noch Graf Burchard zweimal zum Zuge nach Livland veranlaßt hatte, der jetzt unter zahlreichen anderen Grafen und Edlen, die zum Teil aus weit entfernten Gegenden herbeigekommen waren,[1]) auch unsere Grafen dazu getrieben hatte, gegen die Stedinger das Kreuz zu nehmen. So ließen sie ihr Leben im Dienste einer hohen Idee und sicher nicht im Dienste ihres „Lehnsherrn", des Erzbischofs von Bremen.[2])

Also auch der Tod vereinte innerhalb ganz kurzer Zeit die beiden Brüder wieder, die ihr ganzes Leben hindurch in treuer Brüderlichkeit zusammengehalten hatten. Dennoch muß es auch hier schon früh aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit zu einer Teilung ihres Besitzstandes gekommen sein. So ist bereits für das Jahr 1207 Heinrich urkundlich erwähnt als Vogt von Bassum.[3]) Im Jahre 1222 besitzt er Gerechtsame in Borthere bei Stolzenau,[4]) 1226 ebenfalls in Holwede.[5]) Außerdem führt das Bruchhauser Lehnsregister Güter von ihm auf in Habbrügge bei Ganderkesee, Groß-Henstedt bei Bassum,[6]) Aldrup bei Wildeshausen,[7]) Huchting und Westerhuchting bei Kirchhuchting.[8]) Dagegen hat Burchard im Jahre 1220 Gerechtsame in Harenberg (Amt Blumenau),[9]) ungefähr zur selben Zeit ebenfalls in Suhlingen (Amt Ehrenburg)[10]) und in Dedensen bei Blumenau.[11])

Hiernach dürfen wir wohl annehmen, daß es schon frühzeitig zu einer Teilung des Besitzstandes der beiden Grafen gekommen ist. Auch hier wird dasselbe Teilungsprinzip zur Anwendung gekommen sein, das wir schon für die Teilung zwischen Heinrich I. und Christian angenommen haben: Teilung nicht des Gesamtgutes als solchen, sondern Teilung der Güter kleinerer Bezirke. Wenn wir nun auch nicht annehmen wollen, daß man bei der Durchführung dieses Grundsatzes gerade kleinlich verfahren ist, so dürfen wir doch wohl auch hier an diesem Teilungsgrundsatze selbst festhalten. Zwar sind in späterer Zeit die Grafen natürlich für die Vermehrung der in der Nähe ihres Sitzes gelegenen Güter in erster Linie besorgt gewesen, während sie entferntere Güter sich eher entfremden ließen, so daß wir in der Nähe ihrer Sitze fast geschlossene Güterkomplexe finden, aber der Umstand, daß wir auch jetzt noch überall die Güter der einzelnen Linien in Streulage finden, bestimmt uns, auch für die Teilung zwischen Heinrich III. und Burchard noch an diesem Teilungsprinzip festzuhalten. Solange die Brüder Heinrich und Burchard selbst lebten, scheint die Teilung allerdings noch nicht in allen Teilen genau durchgeführt zu sein; „vieles blieb gemeinsam, manche

[1]) Vgl. Schumacher a. a. O. S. 117 ff.

[2]) So möchte Oncken, entsprechend seiner Auffassung, die Sache darstellen. V. u. K. I, S. 25, 28 ff.

[3]) Hamb. U. B. Nr. 359. Hoyer U. B. II. 10.

[4]) Calenb. U. B. III. 47.

[5]) Fries. Archiv II. S. 311.

[6]) Oncken, Lehnsregister, S. 96.

[7]) Oncken, a. a. O. S. 97.

[8]) Oncken, a. a. O. S. 99.

[9]) Calenb. U. B. VII. Nr. 6.

[10]) Hoyer U. B. VII. 4.

[11]) Hoyer U. B. VII. 5.

Landesbibliothek Oldenburg

Besitzungen des einen lagen im vorwiegenden Interessengebiet des andern".[1]) Es erscheint uns dies auch ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß mit der Teilung wohl keine Trennung der Brüder verbunden war. Nach wie vor finden wir sie fast immer zusammen erwähnt, nach wie vor urkunden sie noch meistens gemeinsam, nach wie vor werden sie einträchtig auf der von ihnen vor 1229[2]) gemeinsam[3]) erbauten Burg zu Wildeshausen gewohnt haben, bis sie beide kurz nacheinander den Tod auf dem Schlachtfelde fanden. Von Graf Heinrich, der uns hier als der erste Graf von Oldenburg-Bruchhausen besonders interessiert, besitzen wir aus den Jahren 1233 und 1234 noch zwei Reiterporträtsiegel, welche einen vierfach quergeteilten Schild in den Farben Rot und Silber zeigen, — das Wappen der Grafen von Oldenburg-Bruchhausen.[4])

Die Grafen von Oldenburg-Altbruchhausen.

1. Graf Ludolf.

Graf Heinrich hinterließ bei seinem Tode 4 Söhne, Heinrich, Ludolf, Burchard, Wilbrand und eine Tochter, Sophie. Von ihnen erbten Heinrich und Ludolf seinen Besitz. Ludolf war der Jüngere, erbte also nach altniedersächsischer Erbfolgeordnung den Stammsitz und wohl auch die Hauptmasse der Besitzungen,[5]) während Heinrich als der Ältere wieder Stammvater einer neuen Linie, nämlich der Linie Oldenburg-Neubruchhausen, wurde. Im Gegensatz zu ihr heißen Ludolf und seine Nachkommen Grafen von Oldenburg-Neubruchhausen. So kommt es also fast in jeder Generation zu einer Teilung, so daß wir nun statt des einen Hauses Oldenburg-Bruchhausen schon wieder zu unterscheiden haben zwischen den Linien Alt- und Neubruchhausen.

Vorläufig kam es aber noch zu keiner Teilung. Lange Zeit hindurch führten beide Brüder gemeinsam die Herrschaft, wohnten zusammen, urkundeten gemeinsam, eine Erscheinung, die für die oldenburgischen Grafen schon fast charakteristisch zu nennen ist. Aus diesem Grunde ist eine gesonderte Betrachtung der beiden Grafen auch nur schwer möglich, da ihre Geschicke immer wieder ineinander greifen und fast ihre gesamten Amtshandlungen und Unternehmungen, wovon Kunde auf uns

[1]) Sello, Das oldenb. Wappen, a. a. O. S. 61.

[2]) Urkunde Graf Heinrichs vom 2. März 1229, Mscr. Cop. Wildesh. I. Fol. 32 im Haus- u. Zentralarchiv Oldenburg.

[3]) Urk. Burchards von 1232, Ztschr. f. vaterl. Gesch. VI. S. 247.

[4]) Vgl. Sello, Das oldenb. Wappen, in d. Schriften des oldenb. Vereins für Landeskunde 7, S. 61 ff.

[5]) Einen entgegengesetzten Standpunkt nimmt v. Ompteda ein (Ztschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen 1865, S. 279), wenn er schreibt, daß Graf Ludolf „zwar das Stammhaus Bruchhausen erhalten habe, aber als der jüngere Bruder wohl nur im Verhältnis eines Paragiums und mit geringeren Zubehörungen".

Landesbibliothek Oldenburg

gekommen ist, gemeinsam vorgenommen sind. Zum erstenmal werden beide erwähnt im Jahre 1237 in einer Urkunde Graf Heinrich des Bogeners. Beide sind noch minderjährig. Heinrich urkundet als ihr Vormund.[1]) Aber bereits 1241, also 7 Jahre nach dem Tode ihres Vaters, treten sie selbständig auf und verkaufen zusammen mit ihren Brüdern Burchard und Wilbrand dem Bischof von Minden ihre sämtlichen Güter in den Diözesen Minden und Hildesheim.[2]) Trotzdem scheinen sie immer in naher Beziehung zu ihrem früheren Vormund geblieben zu sein. Verschiedentlich urkunden sie mit ihm gemeinsam, verschiedentlich bezeugen sie sich gegenseitig ihre Rechtshandlungen. So finden wir im Jahre 1242 Heinrich und Ludolf als Zeugen unter einer Urkunde Heinrich des Bogeners.[3]) Dem Einfluß Heinrichs des Bogeners ist auch wohl ihre Sorge für das Alexanderstift in Wildeshausen zuzuschreiben. Verschiedentlich urkunden sie zu dessen Gunsten, so im Jahre 1249, wo sie für das Alexanderstift auf den Zehnten von 8 Häusern in Ellenstedt verzichten.[4]) In demselben Jahre vermehren sie die Präbenden der Stiftsherren in Wildeshausen.[5]) Diese Urkunde ist auch in anderer Hinsicht für uns von Interesse. Heinrich führt hier zum erstenmale im Gegensatz zu Heinrich dem Bogener die Bezeichnung iunior, der Jüngere, ein Beiname, den er von jetzt an sehr häufig führt, und der uns die Unterscheidung beider Vettern leicht macht. Mehrfach bezeigen sie ihr Interesse auch für andere Klöster und Kirchen innerhalb ihres Interessengebietes. Besonders reich beschenken sie die Klöster Rastede,[6]) Hude,[7]) Schinna,[8]) Versenbrück[9]) und die Kirche in Wildeshausen.[10]) Im Jahre 1241 verzichten sie sogar zugunsten des Klosters Versenbrück auf das Patronatsrecht über die Kirche zu Westerstede (Wardenburg).[11])

Also auch hier handeln sie gemeinsam. Dies läßt sich verstehen, wenn man bedenkt, daß beide lange Zeit zusammenwohnten, und zwar auf der Burg Bruchhausen. Zum ersten Male wird diese erwähnt im Jahre 1257, wo beide urkunden in castro nostro Brochusen.[12])

Wann diese Burg Bruchhausen erbaut ist, ist unbekannt. Die nach v. Hodenberg dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehörigen Annalen des Klosters Bücken[13]) berichten darüber nur folgendes: Ein Graf von Oldenburg hat bei seiner Vermählung mit einer Tochter des Grafen von Wunstorf (Rhoden) die Vogtei über das Kloster Bassum als Heiratsgut erhalten. Später sind unsere

[1]) Rasted. Orig. Urk. Haus- u. Zentral-Archiv Oldenburg (H. Z. A.)
[2]) Hoyer U. B. VII. 18. 167. 168.
[3]) Ehrentraut, Fries. Archiv II. 313.
[4]) Möser, Osn. Gesch. Urk. 228.
[5]) Sudendorf, Stift Wildesh., Urk. 35.
[6]) 1253; Rasteder Urk. des H. Z. A.
[7]) 1248; 1257; Huder Urk. des H. Z. A.
[8]) Hoyer U. B. VII. 40.
[9]) Osn. U. B. III. 430. 431. 434.
[10]) Sudendorf, Stift Wildesh., Urk. 38.
[11]) 1251; Westersteder Urk. des H. Z. A. Unter den Zeugen findet sich auch der Edle Heinrich v. Bruchhausen.
[12]) Huder Urk. H. Z. A.
[13]) Hoyer U. B. VIII. 34.

Landesbibliothek Oldenburg

Grafen Heinrich und Ludolf im Besitz dieser Vogtei und geraten ihretwegen mit dem Grafen v. Hoya in Streit. Deshalb erbauen sie, von Graf Heinrich dem Bogener unterstützt, zum Schutze ihrer Gerechtsame die Burg Bruchhausen.[1]) Wieviel hieran wahr ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Tatsache ist jedenfalls, daß seit 1257 die Burg Bruchhausen sehr häufig als Datierungsort in den Urkunden unserer Grafen, die sich auch nach ihr benennen, vorkommt.

Ungefähr zu derselben Zeit, für welche wir zum ersten Male das Bestehen der Burg Bruchhausen nachweisen können, scheint eine Teilung des gemeinsamen Besitzstandes stattgefunden zu haben. 1257 und 1258 urkunden beide Grafen noch gemeinsam in castro nostro Brochusen.[2]) Etwa um 1260 scheint es dann aber zu einer endgültigen Teilung gekommen zu sein, und zwar anscheinend wieder nach demselben Teilungsprinzip, das wie bereits für Heinrich I. angenommen haben.[3]) Seit dieser Zeit wohnen beide Brüder getrennt auf den nur eine Meile aus einander liegenden Burgen Alt- und Neubruchhausen. „Auf diese Teilung wird im Lehnsregister, das diesem Vorgange seine Entstehung zu verdanken scheint, sehr häufig Bezug genommen. Es muß bei dieser Gelegenheit auch eine Auseinandersetzung mit den Vettern von Wildeshausen erfolgt sein: wir finden sowohl den Grafen Heinrich den Bogener als auch seinen jüngeren Bruder Thomas, Domherrn in Bremen, in gemeinschaftlichem Besitz mit den Bruchhausern, vornehmlich den ersteren auch mit besonderem Besitz."[4])

Für uns kommt es nun darauf an, den Besitzstand unserer Grafen, soweit es die Angaben im Lehnsregister und gelegentliche Bemerkungen in den Urkunden gestatten, zu rekonstruieren, um wenigstens einen Überblick zu gewinnen über das Gebiet, in dem unsere Grafen überhaupt Einfluß ausüben konnten. Rüthning[5]) berührt diese Frage nur kurz, wenn er schreibt, daß der Grundbesitz der Bruchhauser Grafen besonders dicht gesät lag um Wildeshausen und in der alten Grafschaft Hoya. Auch von Ompteda[6]) geht nicht näher auf diese Frage ein und bemerkt nur, daß unsere Grafen Gerichtsherren waren in einem großen Gebiete an der Weser südlich Bremen mit den Gerichtsstätten Lunsen, Note, Weyhe und dem Gogericht im Vieland. Dem gegenüber mag eine nähere Untersuchung des Besitzstandes der einzelnen Grafen, soweit er sich noch nachweisen läßt, wohl angebracht sein.

[1]) Zum ersten Male wird Heinrich I. von Bruchhausen 1207 advocatus Brixensis ecclesiae (Bassum) genannt, und wenigstens bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts erscheinen die Bruchhauser Grafen im Besitz der Bassumer Kloster-Vogtei. (Hoyer U. B. I. Heft 4 S. 22, II. Nr. 31. 104. 106. 108. Vgl. auch Sello, Das oldenb. Wappen a. a. O. S. 62, Anm. 4.

[2]) Hoyer U. B. VII. 40.

[3]) S. oben S 319.

[4]) Oncken, Lehns-Register, S. 48.

[5]) Oldenb Gesch. I S. 76

[6]) Ztschr. des hist. Vereins für Niedersachsen 1865, S. 299.

Landesbibliothek Oldenburg

Mit Sicherheit lassen sich Güter und Gerechtsame Graf Ludolfs nachweisen in

Bümmerstede (Osternburg)
Schlutter (Ganderkesee)
Linerbrok (Elsfleth)
Hekeln (Berne)
Blender (Hoya)[1])
Scholen (Vilsen)
Lessen (Sulingen)
Altenbücken (Bücken)[2])
Schwarme (Hoya)[3])
Affinghausen (Südwalde)[4])
Wichenhausen (Bassum)
Marren (Lindern)[5])
Süstedt (Vilsen)
Ussinghausen (Twistringen)
Hanstedt (Wildeshausen)
Reihausen (Vilsen)
Mallinghausen (Südwalde)
Räpsen (Mellinghausen)
Lowe (Bassum)
Osterbinde (Bassum)
Ochtum (Alteneſch)
Wickbranzen (Heiligenfelde)
Riede (Hoya)[6])
Jardinghausen (Heiligenfelde)
Intschede (Hoya)
Rehr (Intschede)
Hasbergen (Oldbg.)
Querenstede (Zwischenahn)[7])
Ohmstede
Rastede
Felde (Westerstede)
Syke
Bekhausen (Rastede)[8])
Kirchweyhe[9])
Beppen (Lunsen)[10])
Amedorf (Verden)[11])
Bergedorf (Ganderkesee)[12])

Vielleicht ließe sich das Ortsverzeichnis noch erweitern. Im Lehnsregister[13]) findet sich nämlich noch eine lange Liste von Hörigen Ludolfs, die fast alle nach Ortschaften benannt sind, wie Johan v. Totelinge, Allard v. Brettorpe, Helmerik v. Aschenbeke u. a. Wenn man nun auch wohl vermuten darf, daß diese in den betreffenden Ortschaften, wonach sie benannt sind, kleinere oder größere Güter unseres Grafen zu Lehen besessen haben, so würde es doch wohl zu weit führen, alle diese Ortschaften nun ohne weiteres unserm Ortsverzeichnis einzufügen, da über diese Frage absolute Gewißheit nicht zu erlangen ist. So verwaltete also jeder der beiden Brüder seinen Besitzstand seit der Teilung selbständig. Dennoch führten beide ihr altes Wappen, den Vier-Stücken-Schild, weiter,[14]) und es ist ein Irrtum von Hodenbergs,[15]) wenn er behauptet, „daß die Neubruchhauser die

[1]) Oncken, Lehns-Reg. (L.-R.) S 95.
[2]) L.-R S. 97.
[3]) L.-R. S 98.
[4]) L.-R S 99.
[5]) L.-R S. 100.
[6]) L.-R. S. 104.
[7]) Urk. Graf Ludolfs von 1273 (Doc. Kl. Hude, H. Z. A.)
[8]) L.-R. S. 105.
[9]) Hoyer U. B. VII. 40
[10]) Hoyer U. B VII. 47
[11]) Sudendorf, Beitr. z. Gesch. des Landes Osnabrück, S. 72. Nr. 19.
[12]) Doc. Hude 1273. H Z. A.
[13]) S. 104.
[14]) Sello, Das oldenb. Wappen, a. a. O. S. 65.
[15]) Hoyer U. B. I. 4.

Landesbibliothek Oldenburg

Hallermunder drei Rosen, die Altbruchhauser dagegen die Ständerung der alten Grafen von Bruchhausen[1]) als Wappen führten".

Seit dieser Teilung zwischen den beiden Brüdern besitzen wir nun sehr viele Urkunden von Graf Ludolf allein, der überhaupt nun vor seinem Bruder Heinrich mehr in den Vordergund tritt und auch mancherlei Beziehungen zu den benachbarten Fürsten und Herren hatte. So finden wir ihn mehrfach als Zeugen des Erzbischofs von Bremen,[2]) des Bischofs von Paderborn[3]) und des Grafen von Hoya.[4]) In besonders naher Beziehung scheint er stets zu seinen Vettern von der Oldenburger Linie gestanden zu haben, mit denen wir ihn mehrfach zusammen antreffen.[5]) Auch die oben erwähnte Bassumer Kloster-Vogtei scheint er nachdrücklich wahrgenommen zu haben. So ist er im Jahre 1270 Vertreter des Klosters Bassum bei einem Vertrage mit Graf Burchard von Welpe und Junker Hildebold von Oldenburg.[6]) 1274 schenkt er dem Kloster Bassum 2 Leibeigene[7]) und fungiert im Jahre 1276 als Zeuge der Äbtissin und des ganzen Konvents zu Bassum.[8]) Doch auch die andern Klöster in seiner Nachbarschaft vergißt er nicht. So beschenkt er im Jahre 1268 das Kloster Schinna,[9]) 1270 Versenbrück,[10]) 1272 Marienberg,[11]) 1272 Rastede,[12]) 1273 Hude.[13])

Zum letzten Male wird Graf Ludolf erwähnt am 24. Juli 1278 in einer Urkunde Graf Burchards von Welpe und Junker Hildebolds von Oldenburg.[14]) Seit dieser Zeit urkundet sein Sohn Hildebold immer selbständig, und es ist ein Irrtum Hodenbergs, wenn er Ludolf noch im Jahre 1301 als lebend anführt. Zu dieser Annahme kommt er durch eine Urkunde des nobilis Ludolfus de Brochusen vom 17. März 1301[15]) aus dem Geschlechte der Edelherren von Bruchhausen, den er hier mit Graf Ludolf verwechselt. So kommt er dazu, auch die Abtretung der Herrschaft Altbruchhausen in das Jahr 1301 zu verlegen. Denselben Irrtum macht v. Ompteda,[16]) der auch noch andere Irrtümer Hodenbergs ohne Prüfung wiederholt.[17])

Graf Ludolf war vermählt mit Hedwig von Welpe, Schwester der Grafen Burchard und Otto v. Welpe, die ohne Nachkommen starben, so daß ihr Besitz vermutlich auf ihre Schwester und deren Nachkommen übergegangen ist. Und

[1]) v. Hodenberg nennt diese Ständerung stets ein verschobenes Kreuz.
[2]) Bremer U. B. I. 276, 309. Hoyer U. B. I. 24 Hamb. U. B. 704.
[3]) Vogt, Mon. ined. II. 77.
[4]) Hoyer U. B. I. 23.
[5]) Hamb. U. B. 704, 724 Vogt, Mon. ined. II. 77.
[6]) Vogt, Mon. ined. I. 88.
[7]) Hoyer U. B. II. 21.
[8]) Hoyer U. B. II. 23.
[9]) Hoyer U. B. VII. 47
[10]) Sandhoff, Antist. Osnabr. II. 102.
[11]) Sudendorf, Beitr. z. Gesch. des L. Osn. S. 75.
[12]) Rasted. Orig. Urk H. Z. A.
[13]) Doc. Hude H Z. A.
[14]) Hoyer U. B. II. 24.
[15]) Hoyer U. B. I. 34.
[16]) a. a. O S 151 ff.
[17]) Vergl. Oncken, L.-R., S. 47, Anm. 1.

Landesbibliothek Oldenburg

wirklich scheinen die von der Hedwig abstammenden Grafen von Altbruchhausen ihre Erbansprüche auf die Grafschaft Welpe geltend gemacht zu haben. Ein Graf Otto von Oldenburg verkauft nämlich im Jahre 1302 dem Herzoge Otto v. Braunschweig-Lüneburg die Grafschaft Welpe und verspricht, daß sein Sohn mit den ihm vom Grafen Otto von Welpe zu Lehen erteilten Gütern diejenigen, welche der Herzog will, belehnen soll.[1])

Zum ersten Male ist Gräfin Hedwig urkundlich erwähnt im Jahre 1270, und zwar schenkt sie eigentümlicherweise als Gräfin von Wildeshausen gemeinsam mit dem Vetter ihres Gemahls, dem Grafen Christian von Oldenburg, dem Kloster Lodhe einen Hörigen.[2]) Außerdem kommt sie dann noch vor in Urkunden ihres Mannes aus den Jahren 1271, 1272 und 1278.[3])

Von den Geschwistern Ludolfs wird Heinrich als Stammvater der Linie Neubruchhausen noch eine gesonderte Betrachtung finden. Burchard war Domherr in Verden. Er kommt zuerst in der bereits erwähnten Urkunde von 1241 vor. Zum letzten Male finden wir ihn erwähnt am 26. Juli 1254 als Zeuge des Bischofs Gerhard von Verden.[4]) Wilbrand wird nur einmal erwähnt, und zwar in der Urkunde von 1241, ist also vielleicht schon früh gestorben.

Eine ungleich größere Rolle spielte die einzige Schwester, Sophie. Merkwürdig ist sie schon dadurch, daß sie als einzige ihrer Geschwister auf ihrem Porträtsiegel die drei Hallermunder Rosen, das Wappenbild Graf Heinrichs, führte.[5]) Sie war verheiratet mit dem mächtigen Grafen Otto von Ravensberg, ein Beweis für das Ansehen, das die Bruchhauser Grafen in der ersten Zeit genossen haben. Lange Zeit ist man im Zweifel gewesen, welchem Grafengeschlechte man diese Gräfin Sophie eigentlich zuweisen müsse, bis es endlich v. Hodenberg gelang, sie unter den Kindern Graf Heinrichs von Bruchhausen zu entdecken.[6]) Für seine Annahme spricht eine Urkunde vom Jahre 1226, in der Wilbrand, Bischof von Paderborn, ein Oldenburger Graf, sie seine neptis (Enkelin) nennt.[7]) Seitdem wir nun auch ihr Wappen kennen, besteht kein Zweifel mehr über ihre Herkunft. Wann ihre Heirat stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls steht fest, daß sie im Jahre 1224 die Gemahlin Graf Ottos v. Ravensberg war.[7]) Zwei Jahre später, 1226, kommt es zwischen den Brüdern Otto und Ludwig v. Ravensberg zu einer Teilung ihres Besitzstandes: Otto bekommt Blotho, Vechta, Frisenberg und alle Besitzungen im Nordland.[8]) 1231 war die Ehe Ottos mit Sophie noch kinderlos,[9]) aber kurz nachher muß wohl seine Tochter Judith oder

[1]) Braunschw.-Lüneb. U. B. I. 167.
[2]) Orig. im Stift Lemgo.
[3]) S. oben.
[4]) Hoyer U. B. III. 33. Calenb. U. B. III. 179. 180.
[5]) Original von 1252 im H. Z. A. Vgl. Sello, Das oldenb. Wappen, S. 66, Anm. 5.
[6]) Vgl auch v. Bippen, Stammtafel III. 15.
[7]) Westf. U. B. III. S. 107.
[8]) Westf. U. B. III. 229.
[9]) Sandhof, Antist. p. 74.

Landesbibliothek Oldenburg

Jutta geboren worden sein. Seit dieser Zeit war Graf Otto unabläßig bemüht, seiner Tochter und deren Nachkommen sein Land zu sichern, und ließ deshalb seiner Gemahlin die Mitbelehnung der Lehen, welche er von den Bischöfen und vom Reiche hatte, erteilen.[1]) Außer Jutta hatte das Paar keine Kinder, und so lag der Gedanke nahe, für Jutta einen Mann zu suchen, der imstande war, sie zu schützen und ihr Erbland zu verteidigen. Die Wahl fiel auf den benachbarten mächtigen Grafen Heinrich von Tecklenburg. Die Ehe wurde 1242 geschlossen und war von großer politischer Bedeutung für die Folgezeit. Aber bereits 1244 starb Graf Otto v. Ravensberg und 1248 folgte ihm sein Schwiegersohn im Tode nach.[2]) So standen die beiden Frauen, Gräfin Sophie und Jutta, nun doch allein. Beide wohnten auf der Burg Vechta, wo Gräfin Sophie häufig als Gräfin v. Vechta urkundet.[3]) Etwa um das Jahr 1262 scheint sie gestorben zu sein, nachdem ihre Tochter sich mit dem Edlen Walram v. Montjoie wieder verheiratet hatte. Diesem waren Mutter und Tochter nach Veräußerung ihrer Ravensbergischen Güter in seine ferne Heimat gefolgt.[4])

Hildebold I.

Graf Ludolf hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Hildebold und Burchard. Von diesen folgte ihm Hildebold in der Herrschaft. Zum ersten Male begegnet uns Hildebold in einer Urkunde vom 6. Dezember 1271,[5]) und zwar ist er hier wohl noch minderjährig, ebenso in den Jahren 1272 und 1274.[6]) Zum ersten Male urkundet er selbständig am 24. Juli 1278.[7]) Recht eigenartig ist es nun zu beobachten, wie viel verschiedene Bezeichnungen Graf Hildebold in den Urkunden findet. Bald heißt er Junker, bald Edler, bald Graf, einmal in der Zusammensetzung mit Oldenburg, dann in der Zusammensetzung mit Bruchhausen, oft auch mit beiden zusammen. Wenn man nun auch nicht zu weitgehende Schlüsse aus dieser Erscheinung ziehen darf, so darf man doch wohl annehmen, daß es ein Zeichen für den Niedergang des Hauses Altbruchhausen ist, wenn man sich nicht einmal klar darüber war, welcher Titel eigentlich dem Besitzer Altbruchhausens gebühre. Für unsere Annahme spricht auch der Umstand, daß Hildebold lehnsabhängig von der Bremer Kirche war. Sein Sohn Otto gibt dies ausdrücklich zu, wenn er in

[1]) Westf. U. B. III. S. 107., 230. Möser, Osn. Gesch. Urk. 144.

[2]) Vgl. Reismann-Grone, Geschichte der Grafschaft Tekeneburg S. 150, 158, 160.

[3]) Möser, Osn. Gesch., Urk. 310, 201, 213 Sandhoff, Urk. 69. Nieberding, Niederstift Münster, I. 7.

[4]) Westf. U. B. III. 289.
Niesert, Münst., Urk. Sammlg. II. 117. Zum letzten Male wird Sophie erwähnt am 12. Dez. 1261. Niesert a. a. O. 115.

[5]) Sudendorf, Beiträge, S. 74.

[6]) Rasted. Orig.-Urk. v. 1272, H. Z. A. Hoyer U. B. II. 21.

[7]) Hoyer U. B. II. 28.

Landesbibliothek Oldenburg

einem dem Erzbischof Burchard ausgestellten Lehnsreverse vom 18. Mai 1336 erklärt — — „et etiam lucide profitemur, quod predictum castrum et dominium in Oldenbrochusen ab ecclesia Bremensi ex paterna successione feodali iure habere et suscipere tenebamur."[1]) Zweifellos hatten die Bremer Bischöfe, die schon früher in diesem Gebiete große Macht besessen hatten,[2]) ihren Einfluß wieder geltend gemacht, und wahrscheinlich war ihnen dies wegen der günstigen Lage Bruchhausens und des Niederganges unserer Grafen nicht einmal schwer geworden.[3]) Dennoch ließ Hildebold nicht nach, seinen Besitz, wo er konnte, zu vermehren. So war er Käufer des Grimmenberger Nachlasses und hatte auch das ganze Gebiet von Thedinghausen am linken Weserufer von Neddernhude bis Honstedt in Besitz.[4]) In der Wahl der Mittel, sich neuen Besitz zu erwerben, war er nicht gerade kleinlich, und die Rasteder Chronik nennt ihn sogar einen vir sceleratus, weil er dem Kloster Rastede auf Veranlassung des Ritters Luder Mundel von Linebroke, dem das Kloster verpfändete Äcker entzogen hatte, die Kurien Papenhusen, Engelen, Renimhusen, Brunen, Inschen, Magelschen mit allen dazu gehörigen Rechten genommen hatte.[5]) Diese Güter, die in den Rasteder Güterverzeichnissen von 1124, 1159 und 1190 vorkommen,[6]) erklärt v. Hodenberg[7]) als Reihausen, Engeln (Vilsen), Brüne (Hoya), Intschede (Thedinghausen), Magelsen (Hoya).

Außer diesen Gütern kennen wir aus dem Lehnsregister noch eine ganze Reihe von Besitzungen Hildebolds. So besaß er den „mechtigen Hof" bei Wildeshausen.[8]) Hierzu gehörten Hufen in

Brettorf (Dötlingen)[9])	Düngstrup (Wildeshausen)
Ostrittum (Dötlingen)	Thölstedt (Wildeshausen)
Hatten	Groß-Henstedt (Bassum)
Kirchhatten	Holzhausen (Wildeshausen)
Nortolingen (Dötlingen)	Aldrup (Wildeshausen)
Pfennigstedterfeld (Dötlingen)[10])	Bühren (Wildeshausen)
Hanstedt (Wildeshausen)	Pestrup (Wildeshausen)

[1]) Hoyer U. B. I. 86. Vgl. auch v. Ompteda a. a. O. S. 164.

[2]) Siehe oben S. 310.

[3]) Vgl. v. Ompteda a. a. O. S. 221.

[4]) v. Ompteda a. a. O. S. 215. Der Grimmenberg lag bei Neuenkirchen, südlich Bassum. S. 233. S. 221.

[5]) Fund. mon. Rasted. Ehrentraut, Fries. Archiv 285. Luder Mundel erscheint als Zeuge des Grafen Burchard von Welpe und des Junkers Hildebold von Oldbg. am 24. Juli 1278. (Hoyer U. B. II. 28.) Auch in dem Kriege von 1270 mit Rotbert v. Westerholte werden Grafen v. Welpe und v. Bruchhausen als Helfer des letzteren genannt. Rasted. Chronik p. 281. Vgl. Rüthning, Oldenb. Gesch. I, 73.

[6]) Hoyer U. B. VIII. 19.

[7]) Hoyer U. B. VIII. 19.

[8]) L.-R. S. 107.

[9]) L.-R. S. 107.

[10]) Hoyer U. B. V. 45.

Landesbibliothek Oldenburg

Mahlstedt (Harpstedt)
Heckfeld (Harpstedt)
Einen (Goldenstedt)
Großenkneten
Huntlosen
Husum (Huntlosen)
Ofen (Oldenburg)
Westerstede
Amelhausen (Huntlosen)
Wardenburg
Astrup (Wardenburg)
Reckum (Harpstedt)
Holtorp (Collenrade)
Geveshausen (Dötlingen)[1])
Düngstrup (Wildeshausen)
Kuhlen (Stuhr)
Schlüte (Berne)
Glüsing (Berne)
Schwege (Dinklage)
Grüppenbühren (Ganderkesee)
Ganderkesee.

Außerdem besaß er noch Güter und Gerechtsame in

Bestrup (Oldenburg)[2])
Lethe (Großenkneten)
Lotten (Haselünne)
Rechterfeld (Visbeck).

Hierzu darf man auch wohl die Güter rechnen, die Graf Hildebold seiner Gattin als Leibgedinge verschreibt.[3]) Diese Güter lagen in

Neuenkirchen (Freudenberg)
Sudwalde (Bruchhausen)
Barrien (Syke)
Heiligenfelde (Syke)
Nordwohlde (Syke)
Vilsen (Bruchhausen).

Die übrigen Gerechtsame, die bereits sein Vater in Besitz hatte, scheint er wohl gewahrt zu haben. So finden wir ihn häufig in naher Beziehung zum Kloster Bassum[4]) und Heiligenrode.[5]) Neu sind seine Beziehungen zum Deutschordenshause in Bremen.[6]) Mit den Fürsten und Herren der Nachbarschaft scheint er in gutem oder wenigstens friedlichem Verhältnis gelebt zu haben. Mehrfach tritt er als Zeuge seiner Verwandten, der Grafen Burchard von Welpe und Otto von Ravensberg, auf oder ist doch mit ihnen zusammen genannt.[7]) Einmal ist er Zeuge des Bischofs Konrad von Osnabrück,[8]) ein andermal besiegelt er zusammen mit dem Grafen Gerhard von Hoya, dem Edelherrn Konrad von Diepholz und Wilbrand von Neubruchhausen eine Urkunde des Erzbischofs Giselbert von Bremen.[9]) Für den Niedergang unseres Grafenhauses spricht auch eine Urkunde vom 6. September 1293, worin Ritter Hermann v. Glusinghen den Edelherrn Hildebold v. Bruchhausen von einer Schuld von 10 Mark für einen Knappen in Bremen freispricht.[10])

Einmal ist Graf Hildebold auch in kriegerische Ereignisse verwickelt gewesen. Eine Urkunde vom 11. November 1284[11]) berichtet uns Näheres darüber. Danach

[1]) L.-R. S. 108.
[2]) L.-R. S. 100.
[3]) Hoyer U. B. VIII. 106.
[4]) Hoyer U. B. I. 1045. II. 104. 106. 30. 108.
[5]) Hoyer U. B. V. 49. 45.
[6]) Bremer U. B. 428. 527.
[7]) Calenb. U. B. III. 426. Hoyer U. B. VIII. 109. Sudendorf, Beiträge, Urk. 40.
[8]) Sandhoff, Antist., II. 436.
[9]) Sudendorf, Stift Wildesh., Urk. 61.
[10]) Bremer U. B. I. 492.
[11]) Doc. com. Oldenb. H. Z. A.

Landesbibliothek Oldenburg

haben um diese Zeit, wo in unserer Gegend im Gegensatz zu anderen Gebieten Deutschlands noch wenig von dem Einflusse Rudolfs von Habsburg zu spüren war und immer noch Akte der Gewalttätigkeit und Willkür fast etwas Gewöhnliches waren, die Burgmannen von Vechta einen Raubzug nach Goldenstedt unternommen und viel Schaden angerichtet, auch Dienstmannen des Grafen Hildebold gefangengenommen. Dieser hat darauf anscheinend mit Hilfe des Grafen Burchard v. Welpe und der Edelherren Rudolf und Konrad v. Diepholz einen Rachezug gegen sie unternommen, aber nichts ausgerichtet, denn er schließt nun mit ihnen einen Friedensvertrag, worin er ihnen volle Straflosigkeit zusichert. Graf Burchard v. Welpe und die Edelherren v. Diepholz geloben den Burgmannen, ihm nicht ferner gegen sie beizustehen, falls er diesen Frieden brechen sollte.

Auch in die inneren Verhältnisse des Erzstiftes Bremen griff er in friedlichem Sinne ein. Hier war es wieder einmal zu Streitigkeiten zwischen dem Domkapitel, der Stadt und verschiedenen Stiftsadligen gekommen, in deren Verlauf diese die Stadt verlassen hatten. Hildebold, der wohl gezwungen war, sich für eine der beiden Parteien zu entscheiden, trat auf die Seite der Stadt und versprach, sie auf alle Weise zu fördern und den aus der Stadt Entwichenen keine Hilfe zu gewähren.[1]) Ebenso verbündete er sich im folgenden Jahre (1305) zusammen mit mehreren Grafen von Hoya und Oldenburg und seinem Vetter Gerhard von Neubruchhausen mit dem Dompropst und der Stadt Bremen gegen die Stiftsadligen.[2])

In den letzten Jahren seines Lebens scheint Hildebold keine besondere Rolle mehr gespielt zu haben. Nur zweimal kommt er noch in den Urkunden jener Zeit vor. Einmal in einer Urkunde des Bischofs Gottfried von Minden, worin dieser ihm gewisse Stiftsgüter als Leibgedinge überweist,[3]) und zum letzten Male am 8. September 1310 in einer Urkunde, worin Graf Johann v. Oldenburg sich dem oben erwähnten Bündnisse mit Bremen anschließt.[4]) Nach 1310 hören wir nichts mehr von ihm.

Bedeutend länger lebte seine Gemahlin Sophie. v. Hodenberg nennt sie unter Berufung auf Lamey, Geschichte der Grafen v. Ravensberg, irrtümlich eine Tochter des Grafen Otto v. Tecklenburg.[5]) In Wirklichkeit war sie eine Tochter des Grafen Otto v. Ravensberg, wie v. Hodenberg selbst an einer andern Stelle zugibt.[6]) 1285 war sie noch unverheiratet.[7]) Sie lebte noch 1338[8]) und hatte als Hochzeitsgut wohl das Amt Spenghe erhalten, auf das ihr Sohn im Jahre 1351 verzichtet.[9])

Hildebold hatte nur einen Bruder, Burchard, der Domherr in Magde-

[1]) Bremer U. B. II. 39.
[2]) Bremer U. B. II. 53.
[3]) Hoyer U. B. VIII. 119.
[4]) Bremer U. B. II. 107.
[5]) Hoyer U. B. VIII. S. 80.
[6]) Hoyer U. B. VIII. S. 107.
[7]) Hoyer U. B. VIII. S. 80 Anm. 1.
[8]) Lamey, a. a. O. Nr. 118.
[9]) Hoyer U. B. VIII. 162.

Landesbibliothek Oldenburg

burg war. Er erscheint zum ersten Male in einer Urkunde seines Vaters vom 6. Dezember 1271,[1]) darauf noch einmal am 7. Mai 1273.[2]) In den letzten Urkunden erscheint Burchard als Domherr zu Bremen und zwar oft als Zeuge des Erzbischofs Giselbert, so am 11. Juni 1296,[3]) 14. Juni 1296[4]) und zum letzten Male am 15. Juni 1296.[5])

Otto.

Graf Hildebold hatte drei Kinder, Otto, Hedwig und Ludwig. Hedwig wird nur einmal erwähnt, und zwar in einer Urkunde vom 11. Juli 1306, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Über den Namen des ältesten Sohnes hat lange Zeit Unklarheit geherrscht, da er uns nur in der Abkürzung Lud. erhalten war. Im Hoyaer Lehnsregister[6]) findet sich nämlich im Anschluß an eine Güterübertragung Ottos die Bemerkung. „quos frater noster Lud. redimere potest." Sowohl Hodenberg[7]) als auch Ompteda[8]) lesen nun aus dieser Abkürzung Ludolf und verwerfen die Erklärung mit Ludwig unter Hinweis auf verschiedene Gründe vollkommen. Jetzt sind wir aber imstande, den endgültigen Beweis zu bringen, daß Hodenberg und Ompteda falsch geraten haben, und daß der älteste Sohn Hildebolds wirklich Ludwig hieß. In einer Urkunde des Stifts Borstel vom 17. Mai 1321 nennt nämlich Graf Otto seinen Bruder mit seinem vollen Namen, Lodewicus.[9]) Otto war der jüngere von beiden Brüdern und folgte seinem Vater in der Herrschaft, muß uns also hier besonders beschäftigen. Er ist der erste Bruchhauser, der den Namen Otto führt, und ist zweifellos benannt nach seinem Großvater mütterlicher Seits, Otto von Ravensberg. Zum ersten Male wird er erwähnt in einer Urkunde des Bischofs Gottfried von Minden vom 11. Juli 1306.[10]) Auch seine Gemahlin, von der wir außer ihrem Vornamen, Oda, nichts Näheres wissen, wird hier erwähnt. Überhaupt scheint Otto zum Bischof von Minden in näherer Beziehung gestanden zu haben. Einmal, im Jahre 1326, unterstützt er ihn sogar mit Geld, und der Bischof verpfändet ihm dafür die Hälfte des neuen Schlosses zu Minden.[11]) Später scheinen dann seine eigenen finanziellen Verhältnisse nicht allzu günstig gewesen zu sein, wie er denn im Jahre 1334 sogar zu einer Pfändung gezwungen ist.[12]) Auch die Vogtei unserer Grafen über das Kloster

[1]) Sudendorf, Beiträge, Nr. 19
[2]) Huder Urk. H. Z. A.
[3]) Hoyer U. B. V. 63.
[4]) Bremer U. B. I. 511.
[5]) Bremer U. B. I 512
[6]) Hoyer U. B. I. 4. Heft S. 14. Nr. 34.
[7]) Hoyer U. B. VIII. S. 112 Anm.
[8]) Ztschr. des hist. V. f. Niedersachsen. 1865 S. 347.
[9]) Doc. Com. Oldenb. H. Z. A.
[10]) Calenb. U. B. VIII. 119.
[11]) Hoyer U. B. VIII. 141.
[12]) Hoyer U. B. II. 43 Diese Urkunde ist im Hoyer U. B. zweimal unter falschem Datum wiederholt, zunächst 1344 (I. 1074), dann 1354 (I. 1086). Auch sonst enthält das Hoyer U. B noch mehrere Unrichtigkeiten über Otto, wovon unten noch die Rede sein wird. Vgl. Oncken, L.-R., S. 47 Anm.

Landesbibliothek Oldenburg

Bassum wird sich im Laufe der Zeit wohl verloren haben. Wenigstens hören wir nichts mehr davon. Nur ein einziges Mal urkundet Otto für Bassum, und zwar im Jahre 1329, wo er mit dem Kloster Leibeigene tauscht.[1]) Auch mit den benachbarten Grafen und Herren scheint er wenig Verkehr gehabt zu haben. Nur mit dem Grafen von Hoya begegnen wir ihm einmal zusammen.[2])

Graf Otto hatte nur einen Sohn, Hildebold, der aber anscheinend schon frühzeitig, jedenfalls aber vor dem Vater, gestorben ist. Nur zweimal wird er urkundlich erwähnt. Zuerst in der schon erwähnten Urkunde des Stiftes Börstel vom 17. Mai 1321,[3]) dann in einer Urkunde Ottos vom 30. April 1326.[4]) Seit der Zeit hören wir nichts von ihm, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß er bald nach 1326 gestorben ist. Für Otto war der Tod seines Sohnes von großer Bedeutung. Unbedenklich dürfen wir nämlich diesem Umstande wohl sein geringes Interesse für eine Vergrößerung und Erweiterung seiner Macht sowie die frühzeitige Abtretung seiner gesamten Herrschaft an seinen Schwiegersohn, den Grafen Nikolaus von Tecklenburg, zuschreiben. Otto hatte nämlich außer dem früh verstorbenen Sohne Hildebold noch eine Tochter, Helene oder Leneken, wie sie gewöhnlich in den Urkunden genannt wird, die im Jahre 1338 mit Graf Nikolaus von Tecklenburg verheiratet war.[5]) So läßt es sich verstehen, daß Otto seinem Schwiegersohne in Ermangelung eines anderen Erben schon frühzeitig seinen Besitz übertrug, und zwar geschah dies vor dem 6. September 1335, an welchem Tage Otto die Erklärung abgibt, daß er dem Grafen Klaus von Tecklenburg, gewisse Güter des Klosters Rastede zu Intschede, Magelsen u. a. (also wohl die oben erwähnten) nicht überlassen habe, „do wi eme unse herscop leten to Oldenbrochusen.[6]) Eigenartig berührt uns diese Urkunde, wenn man bedenkt, daß eben derselbe Graf Nikolaus v. Tecklenburg noch kurz vorher, am 24. Februar 1335, mit Rudolf v. Diepholz und dessen Sohne Konrad gegen Otto von Altbruchhausen ein Bündnis geschlossen hatte.[7]) Aber Otto ging noch weiter. Auch nach der rechtlichen Seite hin regelte er die Übertragung und stellte vor allen Dingen die Lehnsverhältnisse klar, indem er am 18. Mai 1336 einen Revers darüber ausstellt, daß er vom Erzbischof Burchard von Bremen das Schloß und die Herrschaft Altbruchhausen zu Lehen empfangen hat, und daß er als Lehnsnachfolger seines Vaters zur Empfangnahme des Lehens verpflichtet gewesen ist.[8]) Aber auch Graf Nikolaus von Tecklenburg behielt die Herrschaft Altbruchhausen

[1]) Hoyer U. B. II. 116.
[2]) Hoyer U. B. I. 1063.
[3]) Doc. com. Oldenb. H. Z. A.
[4]) Hoyer U. B. VIII. 141.
[5]) Hoyer U. B. I. 88.
[6]) Urk. Kl. Rastede H. Z. A.
[7]) Braunschw.-Lüneb. U. B. IX. S. 207.
[8]) Hoyer U. B. I. 86. Das Siegel stellt einen Reiter dar, der auf Schild und Helm die Welper Büffelhörner — Ottos Großmutter war Hedwig v. Welpe —, auf Banner und Pferdedecke die Bruchhausener Querteilung trägt. Vgl. Sello, Das old. Wappen, a. a. O. S. 68. Calenb. U. B. V. 72. Anm. 1. Hoyer U. B. VIII. S. 112. Anm. 1.

Landesbibliothek Oldenburg

nur kurze Zeit und verkaufte sie bereits am 15. Februar 1338 für 8000 Mark an die Grafen Gerhard und Johann von Hoya, allerdings mit dem Vorbehalt, daß Graf Otto und seine Gemahlin Oda in dem Besitz der Güter, die sie in der Herrschaft haben, nicht gestört werden sollen.[1] „So hat Graf Otto die letzten Jahre seines Lebens als Nießbräucher auf dem Erbe seiner Väter zugebracht, während die Grafen von Hoya gleich nach 1338 Titel und Wappen der Grafen von Altbruchhausen zu ihrem eigenen hinzunahmen."[2]

Fließen im allgemeinen die Quellen für die Zeit Ottos nicht allzu reichlich, so sind wir doch imstande, einen ziemlich genauen Überblick über seinen Besitzstand, der wohl zugleich als Altbruchhauser Besitz zu bezeichnen ist, zu gewinnen. Unzweifelhaft waren wohl alle bei den früheren Grafen von Altbruchhausen, seinen Vorfahren, genannten Besitzungen in seinen Besitz übergegangen. Außerdem besaß er dann noch Güter und Gerechtsame in

Hasbergen[3]
Diek (Bassum)[4]
Dötlingen
Pfennigstedterfeld (Dötlingen)
Heizhausen (Harpstedt)
Thedinghausen
Affinghausen (Sudwalde)
Holsten (Eitzendorf)
Wilsloh (Heiligenfelde)
Okel (Barrien)
Jebel (Kirchweyhe)
Amedorf (Verden)
Wulmstorf (Lunsen)
Welpe (Vechta)
Osterholz (Barrien)
Grüppenbühren
Wachendorf (Heiligenfeld)
Oldenburg
Südweyhe (Kirchweyhe)
Dörverden (Hoya)[5]
Hanstedt (Wildeshausen)
Wichenhausen (Bassum)
Scholen (Vilsen)
Lessen (Sulingen)
Fesenfeld (Nordwohlde)
Eitzendorf (Hoya)
Gödestorf (Heiligenfelde)
Dänikhorst (Zwischenahn)
Süstedt (Vilsen)
Sannau (Altenesch)
Dienstborstel (Staffhorst)
Wedehorn (Bassum)
Westen (Eitzendorf)
Mallen (Hoyerhagen)[6]
Eyterbruch (Vilsen)
Beckstedt (Collenrade)
Dünsen (Harpstedt)
Dahlhausen (Magelsen)

So ging also ein ziemlich bedeutender Besitz in die Hände der Grafen v. Hoya über. Wann Graf Otto gestorben ist, wissen wir nicht. Zum letzten Male wird er erwähnt am 21. April 1351, wo er zusammen mit seinem Schwieger-

[1] Hoyer U. B. I. 88.
[2] Vgl. Oncken, L.-R. S. 47. v. Ompteda, Ztschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen, 1865, S. 179.
[3] L.-R. 108.
[4] L.-R. 109.
[5] L.-R. 110.
[6] L.-R. 111.

Landesbibliothek Oldenburg

sohn, seiner Tochter und seinem Enkel auf seine Ansprüche an das Amt Spenghe verzichtet[1]).

Die Grafen von Oldenburg-Neubruchhausen.

Heinrich II. der Jüngere.[2])

Graf Heinrich der Jüngere begegnet uns in den Quellen und Urkunden fast nie allein. Immer ist er zusammen mit seinem Bruder Ludolf von Altbruchhausen, mit dem zusammen wir ihn oben auch ausführlich behandelt haben. Nur ganz wenige Urkunden besitzen wir, in denen er selbständig, ohne seinen Bruder, auftritt. So finden wir ihn allein im Jahre 1258 als Zeugen des Bischofs Simon von Osnabrück.[3]) 1262 tauscht er mit Graf Heinrich v. Hoya Ministerialen,[4]) und im Jahre 1270 beschenkt er das Kloster Versenbrück.[5]) Er war ein Schwiegersohn Graf Heinrichs v. Hoya.[6]) Seine Gemahlin hieß Eringard oder Ermgard und kommt in einer Bassumer Urkunde vom 11. November 1278 vor zusammen mit ihrem Vater Heinrich, Grafen von Hoya, und ihren Söhnen Wilbrand und Gerhard.[7]) Heinrich der Jüngere begegnet uns zum letzten Male in der bereits erwähnten Schenkungsurkunde von 1270.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, den Besitz Heinrichs des Jüngeren, soweit es überhaupt möglich ist, zu rekonstruieren. Auch hier stoßen wir auf große Schwierigkeiten. Der Teil des Bruchhauser Lehnsregisters, der sich mit den Gütern Heinrichs befaßt, ist anscheinend vor der Teilung zusammengestellt. So kommt es, daß fast nur gemeinsame Besitzungen Heinrichs und Ludolfs aufgeführt sind. Als alleiniger Besitzer ist Heinrich angegeben nur für Güter in Hasbergen[8]) und Ganderkesee.[9]) Zusammen mit seinem Bruder Ludolf besaß er Güter in

Einste (Hoya)[10])	Hanstedt (Wildeshausen)
Bollen (Ahrbergen)	Hölingen (Harpstedt)[12])
Wulmstorf (Lunsen)	Linerbrok (Elsfleth)
Ötzen (Lunsen)	Wardenburg (Old.)
Mansie (Westerstede)[11])	Jeddeloh (Edewecht)

[1]) Hoyer U. B. VIII. 162. v. Hodenberg in seinem Hoyer U. B. überliefert dann noch eine Urkunde Ottos vom 1. Oktober 1360. Beide Zahlen, sowohl Monatsdatum als auch Jahreszahl, sind falsch Vgl Oncken, L.-R, S. 47. Anm 2.

[2]) Im Zusammenhange mit den Wildeshauser Grafen führt er die Bezeichnung Heinrich V. Er heißt der Jüngere im Gegensatz zu seinem Oheim Heinrich dem Bogener von Wildeshausen.

[3]) Vogt, Mon. ined. II. 77.
[4]) Hoyer U. B. I. 23.
[5]) Osn. U. B. III. 430.
[6]) Hoyer U. B. I. 23.
[7]) Hoyer U. B. II. 25.
[8]) L.-R. 112.
[9]) L.-R. 94.
[10]) L.-R. 94.
[11]) L.-R. 95.
[12]) L.-R. 96.

Landesbibliothek Oldenburg

Etzhorn (Old.)
Borbeck (Wiefelstede)
Wichenhausen (Bassum)
Bookhorn (Ganderkesee)[1])
Ekern (Zwischenahn)[2])
Aschwege (Zwischenahn)
Quernstede (Zwischenahn)
Zwischenahn
Rostrup (Zwischenahn)
Seehausen (Bremen)
Halbetzen (Heiligenfelde)
Neuenlande (Schönemoor)
Bardenfleth (Oldenburg)
Aldrup (Wildeshausen)
Bonrechtern (Visbeck)
Ambergen (Goldenstedt)
Denghausen (Wildeshausen)
Rahde (Dötlingen)
Schwarme (Hoya)[3])
Huchting (Bremen)[4])
Beckedorf (Lesum)
Schnelten (Lastrup)
Steincke (Syke)
Wiefelstede (Old.)
Lindern (Old.)[5])
Lotten (Haselünne)
Hohenbögen (Visbeck)[6])
Thölstedt (Wildeshausen)
Harpstedt (Diepholz)
Godensholt (Apen)[7])
Wester- u. Osterscheps (Edewecht)
Aschwege (Zwischenahn)
Ohrwege (Zwischenahn)
Rostrop (Zwischenahn)
Elmendorf (Zwischenahn)
Hauwiek (Westerstede)
Ocholt (Westerstede)
Buttel (Neuenhuntorf)[8])
Loy (Rastede)
Barghorn (Rastede)
Sannau (Altenesch)[9])
Edenbüttel (Altenesch)
Strebolinghausen (Altenesch)
Sandwerder (Bremen)
Oslebshausen (Gröpelingen)
Harrien (Brake)
Bardenfleth (Old.)
Kirchhuchting (Bremen)
Wichenhausen (Bassum)[10])
Gr. Henstedt (Bassum)
Schlutter (Ganderkesee)[11])
Immer (Ganderkesee)[12])
Mittelbühren (Bremen)
Walle (Gröpelingen)

Außerdem besaßen die beiden Brüder noch den „mechtigen hof" bei Wildeshausen mit seinen 71 abhängigen Hufen nebst Zoll.[13]) Ferner die Gografschaft bei Wildeshausen und zu Bassum,[14]) Vogtei und Dorf Bassum,[15]) den Zoll zu

[1]) In Bookhorn „mach de ammetman greven Hinrickes unde Ludolves drie in den jare dat vriding holden mid twen winden". L.-R. 96. Vgl. auch L.-R. 113.
[2]) L.-R. 97.
[3]) L.-R. 98.
[4]) L.-R. 99.
[5]) L.-R. 100. [6]) L.-R. 101.
[7]) L.-R. 103. Bei diesen und den folgenden Gütern war Graf Thomas von Wildeshausen Mitbesitzer.
[8]) Diese und die folgenden Güter besaßen Heinrich und Ludolf wieder allein.
[9]) L.-R. S 112.
[10]) L.-R. S. 113.
[11]) Vgl. L.-R. 113. Anm. 4.
[12]) L.-R. S. 114.
[13]) L.-R. 105. Vgl darüber Oncken, L.-R. S. 105, Anm. 2.
[14]) L.-R. 105.
[15]) L.-R. 106.

Landesbibliothek Oldenburg

Thedinghausen,[1]) die Gografschaft Zwischenahn, den Zoll zu Apen, Weye, Wester- und Osterscheps, die Gografschaft Lunsen, Gericht und Grafschaft in Friesland,[2]) Abgaben, Haus und Zehnten im Stadland.[3])

Gerhard I.

Von Heinrichs des Jüngeren Sohn und Nachfolger, Gerhard, wissen wir sehr wenig. Eigentümlicherweise wird er wie auch sein Bruder Wilbrand in den Urkunden sehr häufig Halremunt oder Hallermund genannt. Nun hat es zwar Grafen von Hallermund gegeben, sie waren aber damals schon längst ausgestorben. Ein Teil ihres Besitzes war auf einen Ahnen Gerhards, Heinrich II. von Wildeshausen, der mit Beatrix v. Hallermund vermählt war, übergegangen,[4]) und so liegt die Vermutung nahe, daß diese Hallermunder Güter bei der Teilung in den Besitz der Altbruchhauser Linie gelangt sind, womit eine Erklärung für diesen Beinamen unserer Grafen gefunden wäre.

Zum ersten Male wird Graf Gerhard urkundlich erwähnt am 11. Mai 1278, und zwar zusammen mit seinen Brüdern in einer Rasteder Urkunde seiner Mutter.[5]) Im selben Jahre wird er noch einmal erwähnt, am 11. November,[6]) und dann hören wir lange nichts mehr von ihm, bis sein Bruder Wilbrand im Jahre 1291 urkundet cum consensu fratris nostri Halremunt, worunter nur Gerhard verstanden sein kann.[7]) Zehn Jahre später lassen sich dann auch Beziehungen Graf Gerhards zu Bassum feststellen: zusammen mit Giselbert, Erzbischof von Bremen bestätigt er die von der Äbtissin und dem ganzen Konvente zu Bassum mehreren Ortschaften erteilte Erlaubnis, in ihren Bezirken Kirchen und Kirchhöfe weihen zu lassen.[8]) So finden wir also auch in der Neubruchhauser Linie, ebenso wie in der Altbruchhauser, Beziehungen zu Bassum, wenn auch Altbruchhausen wohl in engerem und näherem Verhältnis zu dem Kloster gestanden hat. Nicht anders ist es mit ihren Beziehungen zu den benachbarten Grafen und Herren, von denen die Neubruchhauser besonders ihre Oheime, die Grafen von Hoya, bevorzugten. Verschiedentlich, so am 23. April 1302,[9]) am 23. September 1305[10]) und noch einmal im Jahre 1305[11]) finden wir sie mit ihnen zusammen oder doch als ihre Zeugen. Überhaupt läßt sich bei den ersten Neubruchhausern noch eine weitgehende Übereinstimmung und Interessengemeinschaft mit ihren Vettern von der Altbruchhauser Linie feststellen. Ebenso wie diese verbündet sich auch Graf Gerhard am 23. Sep-

[1]) L.-R. 106.

[2]) L.-R. 106. Vgl. Oncken, L.-R. S. 36. „Die Grafen von Bruchhausen bringen ihre Einkünfte und Gerichtsbarkeit in Friesland mit ihren Grafenrechten daselbst in Verbindung."

[3]) Auch im Stadland ebenso wie in Friesland hatten sie ausgedehnte Rechte. Vgl. Oncken, L.-R. S. 36.

[4]) Vgl. Kohnen a. a. O. S. 42.

[5]) Rasteder Urkunde H. Z. A.

[6]) Hoyer U. B. II. 25.

[7]) Hoyer U. B. V. 50.

[8]) Am 25. Juli 1301. Hoyer U. B. II. 31.

[9]) Hoyer U. B. I. 40.

[10]) Bremer U. B. II. S. 60.

[11]) Hoyer U. B. III. 72.

Landesbibliothek Oldenburg

tember 1305 mit dem Domprobst und der Stadt Bremen gegen die Stifts-Edelleute.[1]) Am 8. September 1310 werden alle Grafen und Herren, die diesem Bündnis beigetreten sind, namentlich aufgeführt. Es sind außer den Vettern Gerhard und Hildebold, Grafen von Bruchhausen, die Grafen Johann und Christian von Delmenhorst, Rudolf und Burchard von Diepholz.[2]) Seit dieser Zeit hören wir von Graf Gerhard nichts mehr.

Bedeutend länger lebte wohl seine Gemahlin Gisela, deren Herkunft vollkommen im Dunkel liegt. Am 14. Oktober 1362 wird sie als noch lebende Ahne von Gerhard (II.) und Konrad, Grafen von Neubruchhausen, genannt.[3])

Von Gerhards Bruder Wilbrand war schon die Rede. Auch er führte, ebenso wie sein Bruder, den Beinamen Hallermund, so am 14. Februar 1291.[4]) In demselben Jahre überläßt er dem Kloster Heiligenrode die Gerichtsbarkeit über Güter zu Ristedt.[5]) Einmal, am 14. Februar 1291, begegnet er uns auch als Edler von Bruchhausen und Hallermund unter den Zeugen des Grafen Otto von Oldenburg.[6]) Im folgenden Jahre, am 17. August 1292, besiegelt er zusammen mit seinem Vetter Hildebold, Graf Gerhard von Hoya und dem Edlen Konrad von Diepholz eine Urkunde des Erzbischofs Giselbert von Bremen,[7]) und dann verschwindet er aus der Geschichte.

Ludwig, der andere Bruder Gerhards, muß sehr früh gestorben sein. Am 6. Juni 1277 fungiert er noch als Zeuge Graf Heinrichs von Hoya,[8]) und bereits am 11. November 1278 stiftet seine Mutter Ermgard eine Memorie für ihren verstorbenen Sohn Ludwig.[9])

Mehrfach hat man nun wohl angenommen, daß Heinrich der Jüngere außer diesen drei Söhnen auch noch eine Tochter, Agnes, hinterlassen habe. Diese Ansicht stützt sich auf eine Urkunde der Bassumer Äbtissin Agnes von Oldenburg (1301—1325),[10]) worin diese die Grafen Gerhard und Otto von Hoya ihre avunculi (Oheime) nennt. Nun war aber sowohl Graf Johann I. von Oldenburg[11]) als auch Heinrich der Jüngere von Neubruchhausen mit einer Gräfin von Hoya verheiratet,[12]) so daß sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden läßt, aus welcher dieser Ehen sie stammt. Die Frage, ob sie eine Oldenburgerin oder eine Bruchhauserin ist, muß also offen bleiben.

---

[1]) Bremer U. B. II. 53.
[2]) Bremer U. B. II. 107.
[3]) Bremer U. B. III. S. 156.
[4]) Hoyer U. B. V. 51. Ztschr. des hist. Vereins f. Niedersf. 1865. S. 352.
[5]) Hoyer U. B. V. 50.
[6]) Hoyer U. B. V. 54.
[7]) Sudendorf, Stift Wildeshaus., Urk. 61.
[8]) Huder Urk. H. Z. A.
[9]) Hoyer U. B II. 25.
[10]) Vgl. v. Hodenberg, Hoyer U. B. II. S. XI.
[11]) Verheiratet mit Rikeda von Hoya. Eine Urkunde vom Jahre 1251 erwähnt als ihre Kinder allerdings nur 4 Söhne. Vgl. Rasteder Chronik a. a. S. S. 279.
[12]) Mit Ermgard von Hoya. Siehe oben.

Landesbibliothek Oldenburg

Heinrich III.[1])

Es hat den Anschein, als ob Graf Gerhard nur einen Sohn, Heinrich, gehabt hat. Niemals erwähnt er nämlich andere Kinder, niemals spricht auch Graf Heinrich III. von Brüdern oder Schwestern. Im Jahre 1310 hören wir zum letzten Male von Graf Gerhard, und erst am 7. Juli 1327 begegnet uns zum ersten Male sein Sohn, Heinrich III., und zwar in einer Urkunde, worin er dem Bischof Ludwig von Münster für das Haus Füchtel bei Vechta andere Besitzungen überträgt.[2]) Im Gegensatz zu seinem Vater, der sich im ganzen recht passiv verhielt, scheint er bei seinen Nachbarn doch eine recht bedeutende Rolle gespielt zu haben. Verschiedentlich ist er in Streitigkeiten mit ihnen verwickelt, verschiedentlich handelt er aber auch einträchtig mit ihnen zusammen. Mit vielen verband ihn nahe Verwandtschaft, so mit den Grafen von Oldenburg, von Delmenhorst, von Hoya, von Altbruchhausen und dem Erzbischof Otto von Bremen, der ein geborener Graf von Oldenburg war. Zusammen mit dem Edelherrn Rudolf von Diepholz, den Grafen von Delmenhorst und Graf Gerhard von Hoya ist er am 20. April 1335 Schiedsrichter zwischen der Stadt Stade und dem Erzbischof von Bremen und erklärt als solcher mit den andern, daß das Bündnis zwischen den Ratsherren und Bürgern von Stade und den Burgmännern von Elmlohe gegen den Erzbischof Burchard von Bremen gegen Recht und Ehre verstoße.[3]) Ebenso ist er am 15. Dezember 1337 unter den Garanten eines Vertrages zwischen dem Erzbischof Burchard, den Grafen Johann und Christian von Delmenhorst und Johann und Konrad von Oldenburg einerseits und dem Lande Rüstringen anderseits.[4]) Außer ihm bürgen für den Vertrag die Stadt Bremen, Graf Gerhard zu Hoya, Rudolf zu Stotel und die Herren zu Diepholz, ein Beweis für das Ansehen unseres Grafen, der außer seinen zahlreichen sonstigen Besitzungen und Gerechtsamen auch noch die Grafschaft im Vielande besaß[5]) und ebenso wie sein Vater Beziehungen zu Bassum hatte.[6]) Auch in Bremen war er wohl nicht ohne Einfluß. Am 21. März 1339 finden wir ihn unter den Zeugen bei einer feierlichen Eidesleistung in einem Rechtsstreit zwischen Erzbischof und Rat zu Bremen.[7])

Recht interessant ist nun auch sein Verhältnis zu Thedinghausen. Diese Burg lag links der Weser südlich von Bremen und war ursprünglich vom Erz-

[1]) Im Zusammenhange mit den Wildeshauser Grafen führt er die Bezeichnung Heinrich IV.

[2]) Doc. advocat. Vechta et Cloppenb. H. Z. A.

[3]) Braunschw.-Lüneb. U. B. III. S. 16.

[4]) Bremer U. B. II. S. 425.

[5]) Bremer U. B. II. S. 429.

[6]) Hoyer U. B. I. 88. Heinrich führt hier den Vier-Stückenschild. Daneben führt er 1336 ein Siegel nur mit dem Wappenhelm und dem Hallermunder Helmschmuck, den v. Hodenberg (Hoyer U. B. VIII. Nr. 164) als zwei einen Ring haltende Tatzen beschreibt. Sello, Das oldenb. Wappen, S. 66.

[7]) Bremer U. B. II. S. 443.

Landesbibliothek Oldenburg

bischof von Bremen gegen die Grafen von Hoya erbaut worden. Diese hatten es dann aber verstanden, sie in ihren Besitz zu bringen, bis der Erzbischof Burchard Grelle sie an unsern Grafen Heinrich verpfändete. Die Historia archiepiscoporum Bremensium berichtet darüber:

„Todinghusen traditur comiti Henrico
Pro nummis ut dicitur, quod tamen non dico,
Sed si castrum tradidit sibi ut amico,
Patet si restituet et sine obliquo."[1])

Daß Thedinghausen wirklich durch Verpfändung in den Besitz unseres Grafen gelangt ist, zeigt eine Urkunde vom 3. August 1346, worin Burchards Nachfolger Otto das Schloß Thedinghausen mit Vogtei und Zubehör für 1200 Mark Silber verpfändet, und zwar wie Graf Heinrich sie besessen hat.[2]) Diese Urkunde führt uns sofort einen guten Schritt weiter. Ohne weiteres liegt jetzt die Frage nahe: Wie kam Erzbischof Otto, der doch ein Graf von Oldenburg war, dazu, die Burg Thedinghausen seinem Vetter zu nehmen und sie dem Grafen von Hoya wieder zu verpfänden? Ein Blick in die allgemeine Geschichte jener Zeit erleichtert uns die Beantwortung dieser Frage. Es war die Zeit der Willkür und Gewalttätigkeit, wo gerade in unserer Gegend das Fehdeunwesen seinen Höhepunkt erreicht hatte.[3]) Während einer solchen Fehde, die oft aus ganz geringen Anlässen entstanden, hatte vermutlich Graf Gerhard von Hoya unserm Grafen die Burg Thedinghausen abgenommen. Die Bremer Chronik sagt darüber: „Thedinghusen .... dat hadde Greve Gerd van der Hoygen affgewunnen greven Henricke van Bruchusen; deme stund it van deme stichte."[4]) So stellt sich uns also jene Verpfändung nur dar als eine nachträgliche Anerkennung bereits bestehender Verhältnisse.

Unsere Ansicht, daß um das Jahr 1346 zwischen den Grafen von Hoya und Graf Heinrich von Neubruchhausen eine Fehde geherrscht habe, wird nun durch verschiedene Umstände gestützt. So besitzen wir zunächst eine Urkunde vom 25. Januar 1346, worin der Erzbischof Otto von Bremen den Einwohnern der Stadt Wildeshausen verspricht, daß die Edelherren Rudolf und Konrad von Diep-

[1]) Lappenberg, Bremer Geschichtsquellen, S. 43, Vers 41—44. „Diese Verse stehen in dem Abschnitt der Geschichte des Erzb. Burchard, der, wie Lappenberg annimmt, (Vorwort zu den Bremer Gesch.-Qu. S X.) erst nach dem Tode des Erzbischofs dem ersten Abschnitt hinzugefügt ist. Da nun Erzb. Burchard am 12. August 1344 gestorben ist, so würde hieraus folgern, daß Graf Heinrich wenigstens bis 1344 im Besitz der Burg geblieben ist, weil sonst der gleichzeitige Chronist nicht hätte sagen können, daß es sich künftig, wenn der Graf die Burg ohne Weiterungen wieder herausgeben sollte, erst zeigen würde, ob er sie als Freund des Erzbischofs empfangen habe." v. Ompteda, a. a. O., S. 244.

[2]) Hoyer U B. I. 1076.

[3]) Vgl. Duntze, Gesch. der freien Stadt Bremen, II. S. 157.

[4]) Lappenberg, Bremer Gesch.-Qu. S. 93.

Landesbibliothek Oldenburg

holz, die Grafen Konrad von Oldenburg und Heinrich von Neubruchhausen den Einwohnern von Wildeshausen keinen Schaden zufügen werden, und daß er zusammen mit den genannten Herren 200 Bewaffnete in die Stadt legen wird zum Schutze aller Einwohner während der jetzigen Fehde.[1]) Daß die erwähnten Ritter und Grafen sich zum Bündnis gegen die Hoyaer Grafen zusammengeschlossen haben, erscheint bei ihrer sonstigen Haltung gegen Hoya sehr naheliegend. Dann wissen wir, daß Graf Heinrich auch Langwedel an Hoya verloren hat. Die Stelle in der Bremer Chronik lautet: „... unde leet sick hirna den Langwedel ock affwinnen, die eme hirna lange ock van deme stichte satet was."[2]) Daß unser Graf all diese Besitzungen nicht gerade gutwillig hergegeben hat, bedarf wohl nicht des Beweises. Langwedel scheint er allerdings später wieder erhalten zu haben, denn am 3. Mai 1356 tritt er mit dem Schlosse Langwedel in den Dienst des Herzogs Ludwig von Braunschweig.[3])

Auch sonst wissen wir, daß Heinrich verschiedentlich an kriegerischen Verwicklungen beteiligt war. Besonders die Entwicklung der Verhältnisse im benachbarten Erzstift Bremen verfolgte er mit lebhaftem Interesse. Hier war im Jahre 1349 der Erzbischof Otto gestorben. Einstimmig wurde nun der Neffe des Verstorbenen, Graf Moritz von Oldenburg, der schon zu Lebzeiten sein Koadjutor gewesen war, vom Kapitel zum Nachfolger gewählt. Aber der Bischof Gottfried von Osnabrück, ein geborener Graf von Arnsberg, war ihm in Avignon beim Papste zuvorgekommen und wurde, als er mit der päpstlichen Ernennung in Bremen erschien, vom Kapitel und der Stadt als Erzbischof anerkannt. Moritz jedoch, der die Stiftsmannschaft für sich hatte, wollte nicht weichen, und da er sämtliche Schlösser des Stiftes mit Ausnahme von Thedinghausen in seiner Gewalt hatte, so brach eine Fehde um den Besitz des Stiftes und des erzbischöflichen Stuhles aus, die erst Ende 1350 oder Anfang 1351 dahin beigelegt wurde, daß Gottfried zwar Erzbischof bleiben, Moritz aber die Regierung der Stiftslande führen solle.[4])

Graf Heinrich trat während dieser Fehde natürlich auf die Seite seines Vetters Moritz und eroberte oder besetzte im Verlaufe der Fehde die Schlösser, Festungen und Weichbilder Bremervörde, Haseldorf, Hagen, Wildeshausen, Langwedel und Ottersberg. Außerdem nahm er viele zu den erzbischöflichen Tafelgütern gehörende Besitzungen, Ländereien, Rechte, Gerichtsbarkeiten und Einkünfte in Besitz. Deshalb verhängte der Erzbischof Gottfried von Bremen über ihn den

[1]) Doc. civ. Wildesh. H. Z. A.

[2]) Lappenberg, Bremer Gesch.-Qu. S. 93. Vgl. auch v. Ompteda, a. a. O., S. 244 ff. Auch Beziehungen Heinrichs zu Verden lassen sich nachweisen. Urk. v. 6. Januar 1349. Braunschw. U. B. II. S. 163.

[3]) Braunschw.-Lüneb. U. B. II. Nr. 554.

[4]) Vgl. v. Ompteda, a. a. O. S. 251. v. Bippen, Gesch. der Stadt Bremen, I. S. 193 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

Bann[1]) und entzog ihm alle Lehen und Güter, die ihm von der Kirche in Bremen und andern Kirchen der Stadt und Diözese Bremen verliehen waren.[2]) Nach Beilegung der Fehde söhnte auch Heinrich sich mit der Stadt Bremen aus und zwar unter Vermittlung des Bischofs Balduin von Paderborn.[3])

Zur vollkommenen Ruhe sollte es jedoch nicht kommen. Schon seit einer Reihe von Jahren bestanden, wie wir bereits kurz erwähnten, Streitigkeiten zwischen Bremen und den Grafen von Hoya um das Schloß Thedinghausen. Dies war ursprünglich von den Bremern gegen die Hoyaer erbaut, aber immer wieder wußten diese es in ihren Besitz zu bringen. So kam es zum Kampfe. Die Stellung unserer Grafen konnte nicht zweifelhaft sein, sie traten gegen Hoya auf die Seite Bremens. Auf ihrem Gebiete beginnen die Bremer mit dem Bau von Burgen in Jebel (westl. Thedinghausen) und Lunsen. Am 20. Juni 1357 kam es dann bei Verden an der Aller zu einem blutigen Zusammenstoß. Die Bremer erlitten eine entscheidende Niederlage und verloren viele Gefangene. Im folgenden Jahre, 1358, war ihnen das Glück aber wieder hold. Nach einem vergeblichen Angriff auf Hoya gelang es ihnen, Thedinghausen zu erobern, für Hoya ein großer Verlust, denn der Besitz Thedinghausens hätte die Hoyaer zu Herren des linken Weserufers von Minden bis Bremen gemacht.[4])

Aber mit der Einnahme Thedinghausens fanden die Streitigkeiten noch kein Ende. Erst am 30. April 1359 kam es zu einem Friedensvertrage zwischen der Stadt Bremen und den Grafen von Hoya. Unser Graf wird zum Schiedsrichter für zukünftige Streitigkeiten ernannt.[5]) Für ihn selbst sollte die Fehde mit Hoya aber noch einen ganz andern unerwünschten Ausgang nehmen: er geriet mit seinem Sohne Gerhard in die Gefangenschaft der Hoyaer und mußte ihnen am 5. Juni 1359 Urfehde schwören, um nur die Freiheit wieder zu erlangen.[6]) Außerdem übertrug er ihnen, wohl als Lösepreis, am selben Tage Dienstleute und Höfe zu Hilgermissen und Wecholt.[7]) Wann Vater und Sohn in Gefangenschaft geraten sind, wissen wir nicht, aber am 25. Mai 1359 scheinen sie noch frei gewesen zu sein, denn an diesem Tage verkauften Graf Heinrich und seine Söhne den Grafen von Hoya, ihren Oheimen, noch eine Reihe von Gütern.[8]) Wahrscheinlich ist Graf Heinrich schon bald nach der Entlassung aus der Haft gestorben. Am 14. Oktober 1362 urkunden seine Söhne nämlich schon selbständig nur mit Einwilligung

[1]) Braunschw.-Lüneb. U. B. VIII. S. 290.
[2]) Braunschw.-Lüneb. U. B. VIII. S. 292.
[3]) Bremer U. B. II. Nr. 622.
[4]) Vgl. v. Ompteda a. a. O. S. 278 v. Bippen, Gesch. der Stadt Bremen, I. S. 207 ff.
[5]) Bremen U. B. III. 134. 135.
[6]) „Orvede vor unse venghennisse" Hoyer B. B. I. 172.
[7]) Hoyer U. B I. 1089. Anm. 3. Notiz in einem Urkunden-Register.
[8]) Hoyer U. B. I. 171.

Landesbibliothek Oldenburg

ihrer Ahne Gisela und ihrer Mutter Lyse[1]) und am 5. Mai 1363 urkundet Erzbischof Albert als Schiedsrichter in streitigen Sachen zwischen der Stadt Bremen und den Grafen von Hoya.[2]) Eigentlich war nun unser Graf Schiedsrichter, und so ist wohl anzunehmen, daß er zu dieser Zeit nicht mehr lebte, so daß ein anderer als Schiedsrichter für ihn eintreten mußte.

Die eben erwähnte Urkunde vom 14. Oktober 1362 ist auch in anderer Hinsicht für uns von Interesse, insofern nämlich hier zum ersten Male Heinrichs Gemahlin mit Namen genannt wird. Sie hieß Lyse oder Elisabeth. Über ihre Abstammung wissen wir nichts näheres, jedoch ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß sie eine Tochter Konrads des Älteren von Oldenburg war. Für diese Annahme spricht der Name ihres Sohnes, Konrad und die offenbare Anlehnung ihres Gemahls an die Oldenburger. Ebenso enge schlossen sich ihre Söhne an die Oldenburger. Einer von ihnen, Konrad, führt am 14. Oktober 1362 in seinem Wappen sogar die Oldenburger Balken. Alles dies spricht zwar für unsere Annahme, aber Gewißheit ist in dieser Frage bei dem Mangel jeglicher Unterlagen nicht zu erlangen.

Gerhard II.

Das vollkommene Gegenteil seines Vaters ist Heinrichs Sohn und Nachfolger, Gerhard II. Während jener bei einer Darstellung der Geschichte unserer Gegend kaum zu übergehen sein wird, tritt Gerhard bedeutend weniger in den Vordergrund und verschwindet manchmal vollkommen, um erst nach einer Reihe von Jahren wieder aufzutauchen. Deutlich ist für seine Zeit ein Niedergang des Ansehens und der Macht des Neubruchhauser Geschlechtes festzustellen, so daß uns der endgültige Ausgang nicht allzu sehr überrascht.

In den ersten Urkunden, die wir von Graf Gerhard oder Gerd besitzen, tritt er uns immer zusammen mit seinem Vater entgegen, ein Zeichen, daß er noch nicht selbständig urkunden konnte. So zum ersten Male am 25. Juli 1354,[3]) dann am 3. Mai 1356, wo er schon kriegstüchtig ist,[4]) am 25. Mai 1359[5]) und am 5. Juni 1359.[6]) Selbständig begegnet er uns zum ersten Male in der schon erwähnten Urkunde vom 14. Oktober 1362, wo er nur mit Einwilligung seiner Mutter und Großmutter Güter verkauft.[7]) Und nun sehen wir schon bald die Zeichen des Niederganges. Seine finanzielle Lage wird nach der kostspieligen Regierungszeit seines Vaters nicht allzu glänzend gewesen sein, und so sieht er sich schon bald zu bedeutenderen Verpfändungen gezwungen, so am 15. Juni 1366[8]) und im Jahre

[1]) Hoyer U. B. VIII. 166.
[2]) Bremer U. B. III. 161.
[3]) Hoyer U. B. I. 141.
[4]) Hoyer U. B. VIII. 164.
[5]) Hoyer U. B. I. 171.
[6]) Hoyer U. B. I. 172.
[7]) Hoyer U. B. VIII. 166.
[8]) Doc. com. Oldenb. H. Z. A.

Landesbibliothek Oldenburg

1376.[1]) Unter diesen Umständen war an erfolgreichen Widerstand gegen seine mächtigen Nachbarn, die Grafen von Hoya, deren Expansionsbestrebungen sich sein Vater noch mit allen Kräften widersetzt hatte und die auch ihn zu erdrücken drohten, nicht zu denken, und so kam es schon am 15. November 1370 zu einem Burgfrieden auf Lebenszeit mit seinen „lieben Oheimen".[2]) Etwaige Streitigkeiten soll Graf Konrad von Oldenburg entscheiden.

Der erste Schritt zur Aufgabe der Selbständigkeit war getan. Bald sollten ihm weitere folgen. Am 26. Februar 1380 resigniert Junker Gerd v. Bruchhausen seine Herrschaft Bruchhausen und in derselben die Lehen, die er von dem Fürstentum Sachsen besitzt, dem Herzog Erich von Sachsen zu Gunsten seines Oheims, des Grafen Erich v. Hoya.[3]) Am 3. März belehnt Herzog Erich den Grafen Erich v. Hoya mit der Herrschaft von Bruchhausen.[4])

4 Jahre später, am 5. Februar 1384, verkauft Graf Gerd von Bruchhausen die Herrschaft Neubruchhausen für 2000 Mark seinem Oheim, Graf Otto v. Hoya und verspricht, ihn mit derselben, nämlich geistlichen und weltlichen Lehen, vom Lehnsherrn belehnen zu lassen.[5]) 5 Tage später, am 10. Februar 1384, stellt er dieselbe Urkunde noch einmal aus, nimmt aber diesmal wohl als eine Art Leibgedinge vom Verkauf aus den Zoll zu Wildeshausen, den Zoll auf der Brücke zu Bremen und den Zoll und die Zollstelle zu Thedinghausen.[6]) Falls die Lehnsherren jedoch in den Verkauf nicht einwilligen sollten, verpfändet er die Herrschaft Neubruchhausen dem Grafen Otto v. Hoya für 5000 lötige Mark.[7]) Am selben Tage stellt Friedrich v. Schagen als erwählter Richter eine Urkunde aus über den rechtsgültigen Verkauf und die Übertragung der Herrschaft Neubruchhausen seitens der einen Partei an die andere.[8])

Wie sind nun all diese verschiedenen Urkunden aufzufassen? Zunächst ist es auffallend, daß hier ein scharfer Unterschied gemacht wird zwischen der Herrschaft Bruchhausen und Neubruchhausen. Jene erhält Graf Erich von der jüngeren Hoyaer Linie, die ihren Sitz in Nienburg hatte. Graf Gerd nennt ihn „Oem", Oheim, da er der Urenkel der Ermgard, einer Großtante Erichs, war.[9]) Neubruch-

[1]) Hoyer U. B. I. 227. — Das runde Siegel des Grafen Gerhard zeigt 3 Rosen im Herzschilde, über dem Helme 2 Büffelhörner, die sich oben einer dazwischen liegenden Rose anschließen. Hoyer U. B. I. 226/27. 1356 führt er den Vier-Stückenschild, 1376 und 1387 Schild und Helm der Hallermunder. Sello, S. 66.

[2]) „met onzen leuen Omen". Hoyer U. B. I. 209.

[3]) Hoyer U. B. I. 246.

[4]) Hoyer U. B. I. 247.

[5]) Hoyer U. B. I. 264.

[6]) Hoyer U. B. I. 265.

[7]) Hoyer U. B. I. 266. Vgl. Oncken, L.-R. S. 48. Anm. 2.

[8]) Hoyer U. B. I. 267.

[9]) Hoyer U. B. I. a. a. O. Note 205 ff.

Landesbibliothek Oldenburg

hausen erhält Graf Otto III. von der älteren Hoyaer Linie, die ihren Sitz in Hoya hatte.[1]) Eigentlich kann uns diese scharfe Trennung und Unterscheidung von Bruchhausen und Nordbruchhausen wundernehmen. In der Namensbezeichnung unserer Grafen wird die Unterscheidung nämlich keineswegs scharf gehandhabt. Ganz wahllos werden sie bald Grafen von Oldenburg, bald von Bruchhausen, bald von Neubruchhausen, bald auch von Oldenburg und Bruchhausen oder Neubruchhausen genannt. Eine sichere Erklärung für den Grund dieser Unterscheidung zwischen Bruchhausen und Neubruchhausen läßt sich nicht finden, jedoch scheint es, daß, da Bruchhausen die ältere und allgemeinere Bezeichnung ist, die Herrschaft Bruchhausen wohl die Güter und Gerechtsame umschloß, die vielleicht noch in gemeinsamem Besitz mit der Wildeshauser und Altbruchhauser Linie gewesen waren oder in Streulage mit den Besitzungen der verwandten Häuser sich befand, da es sich um uralten Besitz handelte, während im Gegensatz hierzu die Herrschaft Neubruchhausen den Kern der Besitzungen ausmachte und ein mehr zusammenhängendes, um den Sitz Neubruchhausen gruppiertes Ganze bildete.

Nachdem Graf Gerd sich so seiner gesamten Herrschaft entäußert hatte, sank er zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herab. Nur zweimal treffen wir ihn noch als Zeugen, einmal in einer Urkunde des Grafen Otto v. Hoya vom 11. Januar 1387,[2]) dann in einer Urkunde der Herzogin Katharina v. Sachsen und der Herzöge Friedrich und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg vom 13. Januar 1387.[3]) Auf ihrer Seite beteiligte er sich am Lüneburger Erbfolgekrieg und fiel hier am 28. Mai 1388 in der Schlacht bei Winsen an der Aller. Mit seinem Tode hörte das Geschlecht der Grafen von Bruchhausen auf zu existieren und die Grafen von Hoya beeilten sich, ihre Herrschaft bis auf den letzten Rest in ihre Hand zu bringen und unauflöslich mit der ihrigen zu verbinden.[4])

Schon 20 Jahre vor Gerd war auch Konrad, sein Bruder, der mit ihm zusammen in den oben erwähnten Urkunden von 1354, 1359, 1362, erscheint, gefallen. Er hatte sich an einem Unternehmen der Oldenburger Grafen gegen die Rüstringer, an dem auch Bremen teilnahm, beteiligt, und dabei hatten die Friesen ihre Feinde vollständig bei Koldewarf, unfern Atens, vernichtet,[5]) und zwar am

---

[1]) Hoyer U. B. I. Urkundl. Nachweis zur Stammtafel Note 254 ff.

[2]) Braunschw.-Lüneb. U. B. VI. S. 176.

[3]) Hoyer U. B. VIII. Nr. 188.

[4]) „Nam occiso ultimo comite in Brochusen in quodam conflictu iuxta Celle (Winsen) comes de Hoya, qui eius modi conflictu intererat, captus, audivit comitem de Brockhusen occisum, mox ad comitatum sic vacantem properavit et occupavit eundem." (Johannis Rhode archiep. Registrum bonorum eccles Brem. Beil. II. Vgl. v. Hodenberg, Bremer Gesch.-Qu. II. Anhang 3. S. 12. Vgl. Ztschr. d. hist. V. f. Niedersachsen 1865 S. 353.)

[5]) Vgl. v. Bippen, S. 232. Rüthning, Old. Gesch. I, 104.

Landesbibliothek Oldenburg

20. Juli 1368.[1]) Mit vielen andern Grafen und Herren, darunter allein 4 oldenburgiſche Grafen, fand auch Konrad hier den Tod.[2])

Außer ſeinem Bruder Konrad hatte Graf Gerd dann noch eine Schweſter, Giſela, die im Jahre 1376 Äbtiſſin zu Baſſum war.[3]) Gerd überlebte beide und ſtarb als der letzte derer von Bruchhauſen.

[1]) Über die Jahreszahl hat lange Zeit Ungewißheit geherrſcht. Die Historia archiepiscoporum gibt 1365 an, Rynesberg u. Schene 1366. Aber im Mai u. Dezember lebten noch verſchiedene der als gefallen angegebenen Perſonen, ſo daß man endlich das Jahr 1368 als richtig angenommen hat. Vgl. Sello, Ö. u. R. S. 70, Note 4.

[2]) Hist. archiep. bei Lappenberg S. 51. Rynesberg u. Schene bei Lappenberg S. 117.

[3]) Hoyer U. B. III. 128.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Die Grafen von Oldenburg-Bruchhausen.

Stammtafel II.

Heinrich I.,
† 1234, Mai 27.

- **Heinrich II. d. Jüngere** von Neubruchhausen, 1232—1270. Gemahlin: Irmgard von Hoya.
  - **Ludwig**, 1277, † vor dem 11. Nov. 1278.
  - **Wilbrand**, auch Halremunt genannt, 1278. 1292.
  - **Gerhard I.**, auch Halremunt genannt, 1278—1310. Gemahlin: Gisela.
    - **Heinrich III.**, 1327. 1359. Gemahlin: Elisabeth.
      - **Gerhard II.**, 1354. † 1388, Mai 28.
      - **Konrad**, 1354. † 1368, Juli 20.
      - **Gisela**, Äbtissin von Bassum.
- **Ludolf** von Altbruchhausen, 1242—1278. Gemahlin: Hedwig v. Wölpe.
  - **Hildebold I.**, 1270. 1295. 1310. Gemahlin: Sophie von Ravensberg.
    - **Otto**, 1306. 1351. Gemahlin: Oda.
      - **Hildebold II.**, 1321. 1326.
      - **Helene**, 1338. 1351. Gemahl: Graf Nikolaus von Tecklenburg.
    - **Hedwig**, 1306.
    - **Ludwig**, 1321.
  - **Burchard**, 1271. 1273. Kanonikus in Magdeburg.
- **Burchard**, 1241—1262. Kanonikus in Verden.
- **Wilbrand** 1241.
- **Sophie**, 1226—1261. Gemahl: Otto zu Ravensberg

Vereinsnachrichten.

Unsern Helden zum Gedächtnis ist der erste Teil auch des Jahrbuchs 1916/17 gewidmet. Schwere Opfer hat der schreckliche Krieg von den deutschen Familien gefordert, sie finden einen Widerhall in den zahlreichen Feldpostbriefen, die von den Verwandten der gefallenen Helden Oldenburgs aus Stadt und Land zur Verfügung gestellt wurden. Vom jüngsten Fähnrich Jobst v. Stein, der im Alter von fünfzehn Jahren freudig in den Heeresdienst eintrat, im entscheidenden Augenblick seinen Rittmeister bat, mit vorgehen zu dürfen, und nach erhaltener Erlaubnis mutig vordrang, um alsbald den Heldentod zu finden, bis zu den gereiften Männern, die wie Ernst Boschen ihrer Umgebung eine starke Stütze und ein leuchtendes Vorbild im Kampfe sein konnten, reden sie alle eine ergreifende Sprache, die das Gedächtnis des schweren Ringens unseres Volkes gegen die feindliche Übermacht für uns und alle Deutschen bis in die fernste Zukunft festhalten wird.

Das Jahrbuch bildet diesmal eine Vereinsgabe für zwei Jahre, die hohen Kosten verbieten eine jährliche Ausgabe, bis bessere Zeiten in das Land kommen. Die Landesgeschichte und das Kunstgewerbe sind durch wertvolle Beiträge vertreten. Der Staat ermöglicht die Herausgabe des Jahrbuchs in dankenswerter Weise durch einen erhöhten Beitrag.

Schutzherr des Vereins ist Seine Königliche Hoheit der Großherzog.
Den **Vorstand** bilden folgende Mitglieder: Oberkammerherr Freiherr v. Bothmer-Bennemühlen Exz., Vorsitzender, Professor Dr. Rüthning, Schriftführer und Herausgeber des Jahrbuchs, Verlagsbuchhändler Paul Stalling, Schatzmeister, Stadtarchivar Professor Dr. Kohl, Oberbibliothekar Geh. Regierungsrat Kühn, Landesökonomierat Linnemann, Museumsdirektor Prof. Dr. Martin, Prof. Dr. Pagenstert und Erster Staatsanwalt Riesebieter. Geh. Oberkirchenrat Hayen hat gebeten, ihm die Pflichten als Mitglied des Vorstandes und des Schriftleitungsausschusses zu erlassen; für seine langjährige hingebende und verdienstvolle Betätigung sei hiermit unser herzlicher Dank zum Ausdruck gebracht.

Der Schriftleitungsausschuß besteht aus folgenden Vereinsmitgliedern: Prof. Dr. Rüthning, Prof. Dr. Kohl und Erster Staatsanwalt Riesebieter.

Dr. Rüthning, Prof.

Landesbibliothek Oldenburg

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Das Haus Gottorp in Oldenburg. Von Professor Dr. Rüthning. Dazu 4 Bilder von Professor B. Winter V

Unsern Helden zum Gedächtnis 1

Landesbibliothek Oldenburg